



Richard D. Dree

Richard D. Dree

Richard D. Dree

Richard D. Dree

14. Februar 1965

Zur Frage Braunschweiger Elie kann ich Ihnen folgendes mitteilen: Richard Andree berichtet hierüber in seiner „Braunschweiger Volkskunde“ (Verlag Friedr. Vieweg & Sohn): „... Gültig war die braunschweigische (Stadt-)Elie nach der Taxordnung vom 29. November 1645, Tit. I (etwa 57 Zentimeter lang). Sie waren der behördlichen Untersuchung unterworfen, und nicht gezeichnet wurden entfernt.“

K. H., Braunschweig



UB Braunschweig

84



2303-723-8



## Urteile über die erste Auflage von Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde.

---

Dieses schöne Werk ist in diesem Jahre bei dem Anthropologischen Congreß der Gegenwart allgemeiner Anerkennung, ja man darf sagen Bewunderung gewesen. In der That dürfte sich kaum eine zweite Landschaft in Deutschland einer gleich gelungenen Darstellung ihrer vaterländischen Eigentümlichkeiten erfreuen. Der Verfasser, der durch lange Erfahrung und umfassende Lokalstudien in das Wesen der volkstümlichen Entwicklung eingeweiht ist und der zugleich in hohem Maße die Fähigkeit einer anschaulichen und klaren Diction besitzt, hat in diesem Werke eine Art von Musterleistung niedergelegt, welche jedem, der seine Kräfte an einer ähnlichen Aufgabe versuchen möchte, als Vorbild dienen kann.

Rudolf Virchow in der Zeitschrift für Ethnologie 1898, S. 276.

---

Es ist dieses wieder eine ebenso stilistisch vollendete und allgemein interessante wie wissenschaftlich im höchsten Maße treue und erschöpfende Arbeit, wie wir sie von Andree zu bekommen gewohnt sind. Die berühmte Verlagshandlung hat das Buch in schönster Weise ausgestattet, so daß man es mit Vergnügen in die Hand nimmt. Niemand aber wird es ohne das Gefühl angenehmster und gründlichster Belehrung aus der Hand legen. Jeder, der sich für die Volkskunde unseres Vaterlandes interessiert, wird in dem prächtigen Buche seine Rechnung finden.

Prof. Joh. Ranke im Correspondenzblatt der deutschen  
Anthropologischen Gesellschaft 1896, S. 103.

---

Der um Land- und Volkskunde hochverdiente Gelehrte, Dr. R. Andree, Herausgeber des Globus hat seine engere Heimat sowie alle Freunde des Wissens von deutscher Erde und Art mit einem schönen Geschenke durch seine Braunschweiger Volkskunde erfreut. Auf das gründlichste dazu vorbereitet, nach emsigem Sammeln im noch wogenden Leben wie in Akten und alten Schriften hat der geborene Braunschweiger ein volles Bild seiner Landsleute ausgeführt.....

Prof. R. Weinhold in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1896, S. 453.

---

Ein herrliches Buch, mit dem der Verfasser nicht nur den Braunschweigern, sondern allen Niederachsen, die noch Sinn für das Volkstum ihres Stammes haben, ein großartiges Geschenk gemacht hat! Zu retten, was noch zu retten ist, in einer Zeit, wo Neuerungen überall Platz greifen und das Alte verdrängen, das ist sein Bemühen, welches getragen wird von Liebe zu seiner Heimat.

Aus Prof. Kirchhoff's und Prof. Gaffert's „Berichte über die neuere Litteratur zur deutschen Landeskunde“, Band I.

---

Wir können nach dieser Übersicht des in dem Buche Gebotenen wohl mit Recht behaupten, daß es nur wenige Volkskunden giebt, die eine kleine deutsche Landschaft so vollständig behandeln, wie es die Braunschweigische Volkskunde thut. Deshalb wurde auch in Braunschweig, wo doch die zuständige Kritik vorhanden ist, das Buch mit allgemeiner Freude und großer Anerkennung aufgenommen. Ein riesiges Material ist darin aufgehäuft.

**J. Grabowsky im Archiv für Anthropologie XXIV, S. 692.**

Das treffliche Buch, das als erste, nach strenger Methode ausgeführte Durcharbeitung des gesamten volkskundlichen Materials einer einzelnen deutschen Landschaft einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Volkskunde beansprucht, vereint in sich alle Vorzüge Andree'scher Arbeiten: die lichtvolle, ungemein klare und durchaus fesselnde Darstellung, die Basierung des Ganzen auf gründlicher wissenschaftlicher Forschung, der Ausblick über die engen Grenzen des gerade behandelten Themas hinaus. Andree hat mit energischer Hand zusammengerafft, was noch zu ernten war, was sich noch aus früherer Zeit an volkstümlichen Anschauungen und Sitten bis in die Gegenwart hinübergerettet hat.

**N. Pettsch, Zeitschrift für Kulturgeschichte.**

Es ist uns ein besonderes Vergnügen, das neueste Werk des um die Geographie, Kartographie und Völkerkunde hochverdienten Herausgebers des Globus, Herrn Dr. Richard Andree, unsern Lesern anzeigen und ihnen auf das wärmste empfehlen zu können. Denn die „Braunschweiger Volkskunde“ ist eine Arbeit, die sich durch Vollständigkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit als eine nachahmenswerte Musterleistung darstellt und sich den übrigen Werken des Verfassers auf das ehrenvollste anreihet.

**Dr. A. Doppel in den Deutschen geographischen Blättern.**

Der Empfang dieses hübsch ausgestatteten Buches berührte uns freudig und doch auch zugleich wehmütig. Freudig, weil der Verfasser, als einer der Meister unserer Wissenschaft wohlbekannt, nach langem Aufenthalt fern seiner engeren Heimat, in dieselbe seit einigen Jahren zurückgekehrt, uns eine Monographie derselben bietet, die ebenso vollständig wie nach allen Seiten hin abgerundet ist. Wehmütige Gefühle aber erweckt die Gabe, weil sie uns wiederum zeigt, wie reizend schnell auch hier im Braunschweiger Lande Sitte und Brauch früherer Zeit dahinschwinden, so daß, wie der Verfasser im Vorwort richtig sagt, es auch hier für den Ethnographen und Volksforscher die höchste Zeit geworden, um noch zu retten, was noch zu retten ist und dies für das Studium durch kommende Geschlechter festzulegen.

**Schmeltz in Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. 10, 1897.**

Mit diesem Buche hat unser Landsmann Richard Andree seiner anhänglichen Liebe zur engeren Heimat einen Zoll abgetragen, der nicht nur die Wissenschaft bereichert, der auch ganz dazu angethan ist, manches Landeskind herzlich zu erfreuen. Und sein Verdienst ist um so größer, als bis dahin die Litteratur des Landes Braunschweig nichts Ähnliches bot und als ferner dieses Buch nun noch eben sozusagen vor Thorßchluß in die Lücke eintritt.

**Stadtarchivar Prof. L. Hänselmann im Braunschw. Magazin 1896, Nr. 17.**

Man kann sich dieses Buches aufrichtig freuen, auch wenn man Braunschweig fern steht. Andree's Werk ist ebenso gründlich als interessant, ebenso brauchbar als vorbildlich.

**Dr. F. Tegner, Allgemeine (Münchener) Zeitung, 25. Febr. 1897.**



In meisterhafter und mustergültiger Weise hat der verdienstvolle Geograph und Ethnologe Andree sich dieser Aufgabe für Braunschweig unterzogen und sie nach folgenden Gesichtspunkten gelöst: Ortsnamen, Flurnamen und Forstorte, Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit, Dörfer und Häuser, Bauern, Hirten, Gesinde, Spinnstube, Geräth in Hof und Haus, Bauernkleidung und Schmuck, Geburt, Hochzeit und Tod, das Jahr und die Feste, Geisterwelt und mythische Erscheinungen, Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin, die Volksdichtung, die Spuren der Wenden. Das prächtig ausgestattete Werk verdient in weiteren Kreisen Beachtung.

**Zeitschrift für Schulgeographie. XVIII (1896), Heft 1.**

---

Zu den vorzüglichsten solcher Arbeiten gehört das vor kurzem erschienene Werk des längst überall als hervorragend anerkannten Ethnologen und Geographen Richard Andree, welches die Volkskunde des Landes Braunschweig zum Gegenstande hat. Der Verfasser ist nicht nur ein ganz ausgezeichnete Kenner des Volkes seiner Heimat und aller Ausprägungen desselben in Mundart und Sprechweise, Volksdichtung, Sage, Märchen, Rätsel, Volksfeste u., sondern er verfügt auch über ein ausgezeichnetes statistisches Material, das ihm für bestimmte Kapitel seines Werkes vortrefflich zu statten kommt. Nicht der geringste Vorzug des Buches ist seine Einteilung und die Systematik.

**Blätter für literarische Unterhaltung, 11. März 1897.**

---

Zusammenfassende Darstellungen der gesamten Volkskunde einzelner Gebiete sind wiederholt in größerem und geringerem Umfange veröffentlicht worden. Der Vorrang gebührt der umfassenden, gründlichen und reich ausgestatteten und illustrierten „Braunschweiger Volkskunde“ von Andree. Auf Grund der vorliegenden Literatur, der aus eigenem regen Verkehr mit dem Volk gewonnenen Ergebnisse und der von Helfern besorgten Sammelarbeit schildert Andree in anregender, schöner Darstellung alle Seiten des braunschweigischen Volkstums.

**Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte,  
Bd. VIII, Abt. 1 (Jahr 1897).**

---

In dem kürzlich bei Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienenen Buche Richard Andree's „Braunschweiger Volkskunde“ hat der Verfasser zum erstenmal die Volkskunde seiner niedersächsischen Heimat geschrieben und, oft über die engere Heimat hinausreichend, seine Arbeit mit zahlreichen Parallelen und allgemeinen Erörterungen versehen, so daß das Buch außer für jeden Braunschweiger auch im weiteren Sinn für Ethnographen und Kulturhistoriker sowie für Freunde und Erforscher der niederdeutschen Sprache von Wichtigkeit ist.

**Illustrierte Zeitung, Nr. 2776, Leipzig 1896.**

---

Dieses mit sechs Tafeln und zahlreichen Abbildungen, Plänen und Karten ausgestattete umfangreiche Werk bildet für alle, denen die Pflege und Erhaltung alter niedersächsischer Art am Herzen liegt, eine unerschöpfliche Fundgrube. . . . . Das Buch verdient einen weiten Leserkreis auch über das Land Braunschweig hinaus und darf für hoffentlich nachfolgende Schilderungen gleicher Art auch aus anderen niedersächsischen Gauen als Muster gelten.

**Niedersächsische Volkszeitung, 17. Oktober 1896.**

---

Dr. Andree, already well known for his valuable contributions to folklore, has in this volume laid scientific students under a further obligation..... It is not necessary to insist on the importance of this work. The name of Dr. Andree is a sufficient guarantee for its accuracy.

**Folk Lore, June 1897, p. 157.**

---

R. Andree, de bekende ethnograf en folklorist, heeft wederom een prachtig werk over folklore, Braunschweiger Volkskunde, in het licht gezonden. — Het boek is door zijn prachtige uitvoering een sieraad van elke boekerij. We kunnen het dan ook niet warm genoeg aanbevelen.

**A. de Cock in „Volkskunde“, Tijdschrift voor  
Nederl. Folklore 1897, p. 244.**

---

Ce sont les études locales dans le domaine de l'ethnographie qui font la base des grands travaux d'ensemble, elles sont la première source où l'on peut puiser les faits sans crainte et sans méfiance. L'excellent ouvrage de M. R. Andree peut être pris comme un modèle des travaux de ce genre. Fait par un savant émérit, il se distingue par son plan très nettement élaboré et par la richesse remarquable des faits très bien étudiés et très savamment classés.

**Th. Volkov in Revue des traditions populaires, März 1897, S. 190.**

---

Avec sa grande érudition, l'auteur a fait une vraie monographie scientifique dans laquelle chaque fait est expliqué à l'aide des données que fournissent l'histoire du pays et l'ethnographie comparée. Nous ne dépasserons pas la mesure en disant que cet ouvrage du savant directeur du Globus peut être cité comme un modèle de recherches locales.

**L'Anthropologie 1897, No. 6, p. 712.**

---

M. Richard Andree, bien connu par ses grands travaux géographiques et ses belles études d'ethnographie et d'archéologie comparées est revenu à son pays natal en lui consacrant ce volume. . . . . Tous les faits de folk-lore sont présentés avec netteté et sobriété, et les recherches sont rendues aisées non pas seulement par la bonne disposition des matières mais aussi par un index étendu. Si l'ethnographie proprement dite est surtout d'intérêt national, l'ouvrage de M. Andree mérite d'avoir, au moins par le folk-lore, un large cercle de lecteurs hors de son pays.

**Prof. Henri Gaidoz, Mélusine, T. III, No. 6,  
Paris, Nov./Dec. 1896.**

---



# Braunschweiger Volkstunde









Tafel I.



Mädchen aus Waggum.  
(Sophie K.)

3

# Braunschweiger

# Volkskunde

von

Richard Andree



Zweite vermehrte Auflage

Mit 12 Tafeln und 174 Abbildungen, Plänen und Karten

Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1901





# Braunschweiger

# Volkstunde

von

Richard Andree

Bibliothek  
der Verlagsbuchhandlung  
FRIEDR. VIEWEG & SOHN  
Braunschweig



Zweite vermehrte Auflage

Mit 12 Tafeln und 174 Abbildungen, Plänen und Karten

Braunschweig

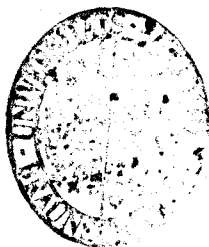
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1901

---

Alle Rechte, namentlich dasjenige der Überſetzung in fremde Sprachen,  
vorbehalten

---



Gewidmet

dem Andenken meines Vaters

**Karl Theodor Andree**

geb. zu Braunschweig 20. Oktober 1808

gest. zu Wildungen 10. August 1875





## Vorwort zur zweiten Auflage.

---

Zu meiner Freude hat nicht nur ohne Ausnahme die zuständige Beurteilung, sondern auch die große Menge meiner Landsleute die erste Auflage der Braunschweiger Volkskunde sehr günstig aufgenommen, so daß in verhältnismäßig kurzer Zeit diese zweite nötig wurde. Mein ausgesprochener Wunsch, daß neue Mitarbeiter und Forscher auf dem Gebiete unserer Volkskunde sich mir anreihen möchten, ist auch in Erfüllung gegangen, wie die fleißigen Forschungen von Oberlehrer D. Schütte, H. Schattenberg, A. Beck u. a. beweisen, deren Arbeiten für die zweite Auflage benutzt werden konnten. Auch an unmittelbaren Einsendungen hat es mir wieder nicht gefehlt; ich habe in dieser Beziehung mit Dank zu nennen den Herzogl. Forstmeister a. D. Ziegenmeyer in Homburg und den Herrn Amtsrat Dr. W. Rimpau in Schlanstedt, welche aus ihren reichen Erfahrungen mir Mitteilungen machten. Auch meinen Kollegen vom Städtischen Museum, Herrn Direktor Dr. F. Fuhs und Major a. D. Wegener, verdanke ich mannigfache Unterstützung. Daß ich selbst in der regsten Weise weiter geforscht, aus dem Munde des Volks geschöpft, vieles nachgetragen und verbessert habe, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Die zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten im wesentlichen dadurch, daß sie eine stark vermehrte und ausgebautere ist. Die kurz gehaltene Einleitung der ersten Auflage wurde erweitert und in Abschnitte zerlegt, die Zahl der Abbildungen und Tafeln, dank dem Entgegenkommen der Verlagshandlung, um die Hälfte vergrößert.

Braunschweig, Sommer 1901.

Dr. Richard Andree.

## Vorwort zur ersten Auflage.

---

Wie in den meisten deutschen Landschaften, hat auch im Braunschweigischen die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts auf fast allen Gebieten, nicht zum wenigsten aber auf jenem der Sitten und Volksüberlieferungen, tief greifende Umwälzungen hervorgebracht, von denen die ländliche Bevölkerung kaum minder stark als die städtische betroffen worden ist. Dieser Vorgang ist aber ein so natürlicher, daß wir ihn nicht beklagen dürfen, mag auch unser Gemüt, das der Väter Art und Weise hochschätzt, davon nicht immer zustimmend berührt werden.

In einer minschenlewedäge het sik dat alles eännert, hörte ich einen Alten sagen, der kopfschüttelnd mancher Neuerung gegenüberstand. Und in der That, wer sich erinnert, wie es noch vor vierzig Jahren auf dem Lande aussah und zuging und dagegen das heutige Dorf, den heutigen Bauer betrachtet, der muß über Änderungen und Fortschritte, die Platz gegriffen haben, staunen. Aus einem großen Teile unserer Landleute hat sich eine Bevölkerung entwickelt, die nach Anschauung und Lebensart, nach Bildung und Auftreten dem Städter gleicht und nun den Stand der Ökonomen und kleinen Gutshesitzer bildet, während der Bauer nach altem Schlage eine immer seltenere Erscheinung wird.

Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Umständen mehr und mehr schwinden muß, was von alten Sitten, Bräuchen, Einrichtungen, Überlieferungen noch vorhanden ist, somit die Ausbeute für den Sammler auf dem Gebiete der Volkskunde täglich geringer wird, zumal bald der Mund des letzten verstummt sein wird, welcher über die alte Zeit Auskunft zu geben vermag; die alte Zeit, unter der wir schon im allgemeinen die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts verstehen.

Während nun in anderen deutschen Gauen eine rege Thätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde sich entwickelte, haben wir Braunschweiger, wenige

tüchtige Einzelarbeiten ausgenommen, in dieser Beziehung nicht viel geleistet. Und doch ist es die höchste Zeit, noch zu retten und das Gesammelte zu buchen, ehe es zu spät! Neben der Liebe zur Heimat ist dieses der Grund gewesen, daß ich mich der Aufgabe unterzogen habe, die vorliegende Volkskunde niederzuschreiben, zu der ich den bei weitem größten Teil des Stoffes im regen Verkehr mit dem Volke selbst sammelte.

Dabei war eine geographisch-räumliche Beschränkung geboten. Hätte ich das ganze, in Stücke und Stückerl zerrissene Herzogtum innerhalb seiner politischen Grenzen vom Südfuß des Harzes bis zur unteren Weser und von Westfalen bis in die Altmark mir als Rahmen erkoren, so hätte eine niedersächsische Volkskunde entstehen müssen, die zu schaffen nicht in meiner Absicht lag und zu der meine Kräfte nicht ausgereicht haben würden. Ich beschränkte mich daher auf das Hauptstück Braunschweigs, die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, unter Ausschluß der vielfach anderen volkstümlichen und natürlichen Verhältnissen unterliegenden, zu diesen Kreisen gehörigen Exklaven Thedinghausen, Harzburg und Calvörde, während ich anderseits wieder genötigt war, die tief in unser Land einschneidenden Teile des hannoverschen Kreises Gifhorn zu berücksichtigen, wo die ländliche Bevölkerung vielfach noch ursprünglicher geblieben ist als in unserem Lande, und wo noch manche Lichtstrahlen auf Verhältnisse fallen, die innerhalb der braunschweigischen Grenze schon verblaffen.

Daß außer dem Sammeln unter dem Volke selbst auch die gedruckten Quellen und zahlreiche zerstreute Nachrichten herangezogen wurden, bedarf keiner besonderen Ausführung. Aber auch dieses würde nicht zur Schaffung der vorliegenden Arbeit genügt haben, hätte ich nicht Helfer gefunden, die, von der Wichtigkeit des Rettungswerkes überzeugt, mir beigeprungen wären, und ihnen bringe ich hier den gebührenden Dank für uneigennützigte Hülfe dar. Es sind dieses die Herren A. Basel in Beierstedt, Pastor Schattenberg in Eikum, Dr. Gerhard in Wolfenbüttel, Karl Rhamm in Braunschweig, Archivar Zimmermann in Wolfenbüttel, Prof. Hänselmann in Braunschweig, Museumsassistent J. Grabowsky in Braunschweig (der auf manchen Fahrten mich begleitete und dem ich viele photographische Aufnahmen danke), Dr. C. Walther in Hamburg, Dr. G. Rosinna in Berlin und mein Schwiegersohn Finanzrat Dr. Zimmermann in Braunschweig, der als Vorstand des Statistischen Bureaus besonders dazu berufen war, den Abschnitt über die Siedelungskunde auf meinen Wunsch auszuarbeiten. Daß ich auch aus den tiefsten Volksschichten schöpfen konnte, verdanke ich einem intelligenten Arbeiter, H. Achilles auf dem Reitling, der mit großem Verständnis auf meine Fragestellungen einzugehen wußte.

Die Abbildungen, mit geringen Ausnahmen bisher unveröffentlicht, wurden nach meinen Skizzen, nach Originalphotographieen und Stücken im Städtischen Museum angefertigt. Einige Hausaufnahmen verdanke ich Herrn Architect Möhrenschlager.

Alles, was in der vorliegenden Schrift in niederdeutscher Sprache gegeben wurde, habe ich durch Antiquadruk ausgezeichnet. Dabei war ich bestrebt, nach Möglichkeit rein phonetisch zu schreiben unter Anschluß an die von Schambach für unsere Nachbarmundart befolgte Schreibweise. Im allgemeinen kommt jene mir geläufige Mundart dabei zur Geltung, wie sie in den Dörfern östlich und nordöstlich von der Hauptstadt gesprochen wird.

Ich übergebe meinen Landsleuten diese Arbeit mit dem Wunsche, daß sie recht viele Ergänzungen erfahren und Berufene sich veranlaßt fühlen mögen, weiter zu arbeiten auf dem Gebiete unserer Volkskunde.

Braunschweig, Sommer 1896.

Dr. Richard Andree.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Geographischer Abriß des Gebietes . . . . .	1
Begrenzung 1. Gebirgszüge 1. Geologisches 2. Tiefebene 3. Flüsse 3.	
Abriß der Vorgeschichte unseres Gebietes . . . . .	5
Die ältere Steinzeit 5. Funde von Thiede 6. Mübeländer Höhlen 7. Die jüngere Steinzeit 8. Die Lübkensteine 8. Rißengräber 10. Hodergrab von Achim 11. Becherurnen 11. Neolithische Feuersteingeräte 11. Jadeitbeile 15. Handel in neolithischer Zeit 16. Kultur in neolithischer Zeit 17. Die Bronzezeit 18. Kupfergeräte 19. Bronzegeräte und Waffen 21. Begräbnisurnen 23. Thürrurnen 24. Die Eisenzeit 27. Die Burgwälle 28. Tumuli 31. Römische Spuren 32.	
Abriß der Frühgeschichte des Gebietes . . . . .	34
Stammbaum der Braunschweiger 34. Kelten? 35. Die Cherusker 35. Die Langobarden 36. Die Sachsen 37. Ausbreitung derselben 39. Die Wenden 39. Kriege der Franken gegen die Sachsen 40. Einteilung der Sachsen 40. Gaue 41. Herzogtum Sachsen 41.	
Zur Kenntnis der Anthropologie der Braunschweiger . . . . .	43
Ältere Nachrichten über die Körperbeschaffenheit 43. Farbe der Haare, der Haut und der Augen 44. Vorherrschendes des germanischen Typus 46. Schädelmessungen 47.	
Die niederdeutsche Sprache in Braunschweig . . . . .	49
Die Oker als Dialektgrenze 49. Grenze von Ostfalen und Engern 50. Herrschaft des Niederdeutschen bis etwa 1500 50. Einwirkungen der Reformation 51. Letzte niederdeutsche Prediger 51. Eindringen der hochdeutschen Kanzleisprache 51. Hochdeutsch wird Hoßsprache 52. Hochdeutsch dringt in die Ratstuben 53. Verfall des Niederdeutschen in der Litteratur 54 und in den Städten 55. Erhaltung auf dem platten Lande 55. Neuere niederdeutsche Schriftsteller 56.	
Die Ortsnamen . . . . .	59
Alter unserer Ortsnamen 59. Ortsnamen auf —heim 61. Auf —stedt 64. Auf —dorf 66. Auf —ingen 68. Auf —rode 70. Auf —ithi (—te, —de) 71. Auf —leben 72. Auf —beck 74. Auf —la, lage 75. Auf —berg 75. Auf —burg 76. Auf —haus, —hausen 76. Auf —bere, —ber, —per 77. Auf —büttel 77. Auf —kot 78. Auf —feld 78. Auf —mar 79. Auf —tän 79. Auf —horst 79. Auf —brück 79. Auf —hagen 80. Auf —au 80. Auf —thal 80. Auf —wit 80. Auf —kamp 81. Auf —wiesche 81. Auf —tere, —dere 81. Auf —turm 81. Auf —zelle 81. Auf —heide 81. Auf —johle 81. Auf —frug 82. Auf —furt 82. Auf —hof 82. Auf —mühle 82. Einfache Stämme 82. Unerklärte Ortsnamen 83.	

Die Flurnamen und Forstorte . . . . .	84
Landesvermessung unter Herzog Karl I. 84. Alphabetische Aufzählung der Flurnamen 86. Ballwälle 87. Bodshorn = Osterfeuer 88. bünne = Privatgrundstück 90. Die Deitwege 91. Erdfälle 93. Dreifelderwirtschaft 94. Die Förbet 95. Galgenstellen 95. Glockenjagen 97. Hees 99. Hopfenkultur 101. Hünenberge 101. Das Kabeln 102. Kalande 103. Kötterkämpfe 105. Lindenbäume 107. Robisfrug 110. Rodungen 115. Rüben 116. Siehdickum 121. Sulten 121. Zehnten 122. Thie 123. Übele Gönne 124. Weinberge 125. Worten 127. Zilfendei 128.	
Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit von Dr. F. W. R. Zimmermann 132	
Allgemeine Bevölkerungsverhältnisse 132. Bevölkerungszunahme 132. Einfluß der Städte 134. Die Siedelungen 135. Landgemeinden 136. Verteilung der Ortschaften 137. Bevölkerungsdichtigkeit 138. Einflüsse auf die Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit 140.	
Die Dörfer und die Häuser . . . . .	143
Dorfanlage im alten Sachsenlande 143. Die deutsche Dorfanlage und deren Entstehung 144. Unregelmäßige Hausendörfer 146. Regelmäßig gebaute Dörfer 147. Straßennamen in Dörfern 149. Das sächsische Haus 149. Älteste Formen desselben 150. Anblick des sächsischen Hauses 151. Der Wippborn 152. Bauerngärten 153. Die Speicher 153. Grundriß 154. Flet 155. Die Thore und Thüren 156. Die Däle 156. Die Ställe 158. Das Fachwerk 159. Das Dach 159. Der Schornstein und der Herd 160. Der Rähmen 164. Der Kesselhafen 165. Der Wiem 166. Abweichende Typen 166. Größenverhältnisse 168. Der Giebel 169. Barnsteinverzierungen und Donnerbeßen 169. Die Pferdeköpfe am Giebel 170. Hantenspeere 172. Deutung der Pferdeköpfe 173. Das Sachsenroß 173. Das Eulenloch 176. Untergang des sächsischen Hauses 177. Grenze zwischen dem sächsischen und oberdeutschen Hause 179. Die Wohnräume im Sachsenhause 188. Buken 191. Die thüringischen Häuser und Höfe 193. Das hölzerne Schloß 198. Hausprüche 199.	
Der Bauer, die Hirten und das Gefinde . . . . .	204
Hörigkeit der Bauern 204. Anfänge der Befreiung 205. Abgaben und Dienstleistungen der Bauern 205. Rauchhühner und Hühnergeld 206. Lieferung der Sperlingsköpfe 206. Der Zehnten 207. Die Separation 208. Folgen derselben 209. Kennzeichnung des Bauern 209. Rangstufen der Bauern 211. Hofnamen 212. Die Hirten 212. Das Vieh 212. Hirtenhäuser 213. Lohn der Hirten 213. Die Ohehirten 214. Zunft der Hirtenjungen 214. Der Schäfer 215. Ausrüstung der Schäfer 217. Ohrmalen der Schafe 218. Das Gefinde 218. Lohn desselben 219. Einteilung des Gefindes 220. Die Kost auf dem Lande 221.	
Der Flach und die Spinnstube . . . . .	223
Alte Spinnwirtel 223. Angebliche Erfindung des Spinnrades in Watenbüttel 223. Älteste Spinnräder 224. Der alte, eingegangene Flachsbau 225. Weberei 226. Flachsaberglauben 226. Rätsel vom Spinnen 227. Die Spinnstuben 227. Verbot derselben 228. Spinnstubenregeln und -gebräuche 229. Spinnstubenspiele 231. Wodenblattinschriften 233. Ausschmückung der Spinnräder 234. Die Flachsbereitung und die verschiedenen dabei benutzten Geräte 235. Spinnrad und Haspel 237. Wandwebegerät 238.	
Gerät in Hof und Haus . . . . .	239
Altes Holzgerät 239. Der alte Pflug 240. Die Holzegge 242. Der Aderwagen 242. Das Geschirr 243. Die Mähwerkzeuge 243. Kniejense 244. Dreschflegel 244. Das Butterfaß 245. Kerbhölzer 247. Signalgeräte 249. Das Klapperbrett oder die Hillebille 249. Das Entzündn des Feuers und die Beleuchtung 254. Krüsel 255. Die Elle 257. Mangelbretter 258. Truhen 258.	

Gniedelfteine 259. Handmühlen 260. Hirsestampfe 260. Der Schlüsselkranz 261. Tobelfiepe 262. Pferdeſchuhe 262. Die Windmühlen und der Müller 263.	
Bauernkleidung und Schmuck . . . . .	265
Alter und Feſtſtellung der Bauerntracht 265. Koſtpieligkeit 266. Unterſchiede nach der Gegend 267. Stoffe 267. Kleiderordnungen 267. Eingehen der Tracht 268. Die Vortfelder 268. Abbildungen der Bauerntracht 269. Die Frauentracht in Groß-Denkte 271. Die Frauenmütze 272. Alte Hauben 273. Nieder 273. Das Tuch 273. Die Freſe 275. Der Weiberrock 275. Schürze, Hemd und Strümpfe 276. Handſchuhe 277. Abendmahlstracht der Frauen 278. Die Männertracht 278. Das Bruſttuch 279. Bauernſchmuck 280.	
Geburt, Hochzeit und Tod . . . . .	284
Schwangerſchaft und Aberglauben dabei 284. Die Hebamme 285. Der Storch bringt die Kinder 285. Der Gebärtstuhl 287. Das Neugeborene und die Wöchnerin 288. Die Gevattern 288. Gevatterbriefe 289. Nabelſchnur 289. Aberglauben bei der Taufe 290. Täuflingskleider 290. Bezahlung der Geiſtlichen für die Taufe 291. Taufſeſſen 292. Säugen der Kinder 292. Das kleine Kind und das Zahnen 293. Erziehung 293. Verkehr der jungen Leute 294. Wahl der Braut 295. Liebe und Liebesorakel 297. Ehevertrag 297. Bedemund 299. Hochzeitsbitter 299. Der Käſtewagen 301. Das Brautheißchen 303. Polſterabend 304. Aberglauben bei der Hochzeit 304. Brautkrone 305. Brautbänder 306. Die Trauung 307. Hochzeitsmahl 308. Bezahlung der Geiſtlichen 309. Die Brauttafelgelder 309. Tänze bei der Hochzeit 310. Der Schimmelreiter 310. Dortchen un ſine mudder 313. Vorzeichen des Todes 314. Aberglauben beim Sterben 315. Die Totenwäſcherin 315. Der Sarg 315. Trauer 315. Begräbniſſe und Gräber 316. Leichenschnaus 317. Das Feſt verkaufen 320. Umgehen Verſtorbener 320. Vampirismus und Nachziehen 321. Der Zehrpſennig 322.	
Das Jahr und die Feſte . . . . .	324
St. Nikolaus 324. Der Weihnachtsbaum 325. Weihnachtsſingen 325. Die Zwölften 326. Aberglauben in den Zwölften 326. Die alte Haſche 327. Sylveſter 327. Neujahrſſingen 328. Bleigießen 328. Untwinden der Oſtſebäume mit Strohknechten 329. Heilige drei Könige 329. Singen mit dem Stern 330. Lichtmeß 330. Faſtnacht 330. Das Fuen 331. Faſtnachtsbräuche der Knechte 331. Das Hänſeln und Loſſprechen 332. Der Erbsbär 333. Das Fußwaſchen 333. Matthiaſtag und Orakel 335. Oſtern 335. Die Namen der Oſterwoche 336. Oſterfeuer 336. Oſterwaſſer 338. Oſterſitten 338. Ballſchlagen 339. Oſter Eier 339. Negenſtärke 341. Oſterpalmen 342. Konfirmation 343. Der erſte April 343. Der erſte Mai 343. Das Pfingſtfeſt 343. Der Maibaum 344. Die Maibraut und der Fiſtmeier 345. Das Fahrenjagen 350. Wettrennen der Pferdejungen 350. Hammellaufen 354. Hahnenſchlagen 354. Mädchenmuſik 355. Lambömlaufen 356. Bullenſtoß 356. Pfingſtoche 357. Medardus 357. Johannis 358. Flurumgänge und Hagelſeier 358. Ernte 360. Vergödendel 364. Martini 366. Schweineſchlachten 368. Martinsgans 369.	
Geiſterwelt und mythiſche Erſcheinungen . . . . .	371
Animismus 371. Seele 372. Vorlat 372. Widenthies 373. Geiſterpuſt 377. Geſpenſter 377. Kopfloſe Geiſter 377. Spukende Tiere 378. Tüdeboten 379. Marte 379. Wermoltz 380. Hegen 381. Böſer Blick 385. Bannen 387. Hafemann 388. Nider 388. Kornweib 389. Drake 389. Zwerge 389. Altraunen 391. Wilder Jäger 391. Rieſen 391. Widelftein 392. Teufel 396. Freimaurer 398. Teufelsbeſchwörung 399.	
Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin . . . . .	400
Verordnungen gegen den Aberglauben 400. Tagewählerei 401. Schutzbriefe 404.	

Rückwärts 405. Fußstapfen aufnehmen 406. Zauberformeln 406. Erbbuch 406. Wünschelrute 407. Wetterregeln 409. Regen 410. Gewitter 411. Frost und Eis 411. Landwirtschaftliche Regeln 412. Volksmedizin 413. Quacksalber 414. Massage 415. Überlassen 415. Zauberprüche 416. Besprechen 417. Sympathiemittel 418. Wargen 419. Fieber 419. Einpflocken der Krankheiten 420. Epilepsie 422. Volkstümliche Bezeichnungen der Krankheiten 424. Behandlung der Viehkrankheiten 425. Das Notfeuer 427.	
<b>Volksdichtung und Spiele . . . . .</b>	<b>432</b>
Das Kinderlied 432. Wiegenlieder 433. Spiele 437. Abzählreime 438. Ringeltänze 440. Plumpjagd, Wanderthaler, Blindfuß 441. Tünen und Buckin 442. Stempeln und Zickwerfen 443. Breitmaul 444. Pfänderpiel 444. Gänsepiel 445. Pilekenspiel 445. Hegenpiel 446. Mönch und Nonne 447. Bunte Bilder 447. Hochdeutsche Ringelreigen 447. Basflöjereime 451. Spott- und Neckreime 454. Dorfneckereien 456. Nachbarreime 459. Die Tiere in den Volksreimen 462. Volksreime 469. Volkslieder 477. Tanzlieder 478. Pasquille 489. Rätsel 492. Sprichwörter und Redensarten 499.	
<b>Die Spuren der Wenden . . . . .</b>	<b>500</b>
Ausdehnung der Wenden im Mittelalter 500. Wenden im braunschweigischen Werder 501. Germanisierung derselben 503. Wendische Sprachreste 504. Wendisches Ochsenjoch 505. Wendische Ortsnamen 505. Wendische Dorfanlagen und Rundlingsbauten 507. Wendische Flurnamen 511. Zehntfreiheit der Wenden 514. Stellung der Wenden im Mittelalter 515. Fälschlich als „wendische“ bezeichnete Dörfer im Braunschweigischen 517.	



## Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen.

Tafel	I. Mädchen aus Waggum . . . . .	Titelbild
"	II. Braunschweiger Bauerntypen, Männer. Büsten von Habich . .	zu Seite 44
"	III. Braunschweiger Bauerntypen, Frauen. Büsten von Habich . .	zu Seite 44
"	IV. Sächsisches Haus in Wense. Nach Photographie . . . . .	zu Seite 151
"	V. Sächsisches Haus in Ausbüttel. Nach Photographie . . . . .	zu Seite 167
"	VI. Sächsisches Haus in Glentorf. Zeichnung . . . . .	zu Seite 167
"	VII. Bortfelder Bauer. Nach Photographie . . . . .	zu Seite 204
"	VIII. Tracht der Mädchen in Olper. Nach einem Ölgemälde von Heusinger 1836 . . . . .	zu Seite 273
"	IX. Bortfelder Bauer. Nach einer Statuette von August Kühne . .	zu Seite 279
"	X. Gevattern in Niddagshausen. Nach einer Zeichnung von Karl Schröder . . . . .	zu Seite 288
"	XI. Bauernhochzeit in Lehre um 1840. Nach einem Gemälde von Karl Schröder . . . . .	zu Seite 309
"	XII. Westgrenze des Gebietes der Rundlinge (Karte) . . . . .	zu Seite 503

## Abbildungen, Karten und Pläne.

	Seite
Fig. 1. Paläolithischer Schaber von Thiede. Nach Nehring . . . . .	6
" 2. Paläolithischer Spannschaber aus der Hermannshöhle. Nach Grabowsky . .	6
" 3. Plan des Steinkammergrabes der Lübbensteine . . . . .	8
" 4. Becherurne von Achim . . . . .	11
" 5—12. Neolithische Feuersteingeräte aus der Gegend von Braunschweig . . .	12
" 13—16. Neolithische Feuerstein-Pfeilspitzen . . . . .	12
" 17. Neolithische Steinaxt von Bornum . . . . .	13
" 18. Feuersteindolch von Schapen . . . . .	13
" 19. Grünsteinaxt von Bornum . . . . .	13
" 20. Hammeraxt aus Gabbro von Oker . . . . .	14
" 21. Hammeraxt aus Kieselschiefer von Waggum . . . . .	14
" 22. Hammeraxt aus Gabbro von Estorf . . . . .	14
" 23—26. Jadeitbeile aus dem Braunschweigischen . . . . .	16
" 27. Doppellupferaxt von Birkum . . . . .	20
" 28. Zinnarmer Flachelt von Sommerßenburg . . . . .	20
" 29. Bronzebreiteidolch von Dettum . . . . .	20
" 30. Bronzechwertstab von Bangerstein . . . . .	20
" 31. Antennenchwert von Erleben . . . . .	20
" 32. Bronzeanzenspiße von Dilleben . . . . .	20

	Seite
Fig. 33. Bronzecelt aus Braunschweig . . . . .	20
„ 34. Bronzehohlcelt mit Henkel vom Elme . . . . .	20
„ 35. Bronzegefäß von Rode . . . . .	22
„ 36. Wendelring von Bienenburg . . . . .	22
„ 37. Gesichtsurne mit Thürverschluß von Gilsdorf . . . . .	25
„ 38. Henkelurne von Beierstedt . . . . .	25
„ 39. Topfurne von Beierstedt . . . . .	25
„ 40. Bronzemesser von Beierstedt . . . . .	25
„ 41. Schwanenhalsnadel von Beierstedt . . . . .	25
„ 42. Bronzeibel von Lavingen . . . . .	26
„ 43. Urne von Langelieben . . . . .	26
„ 44. Plan der Burgwälle am Neitling im Elme . . . . .	30
„ 45. Römischer Kamm von Ludlum . . . . .	32
„ 46. Römische Lampe von Börnecke . . . . .	32
„ 47. Karte der Verteilung der Orte auf —leben und —büttel . . . . .	73
„ 48. Plan von Meerdorf 1770 . . . . .	145
„ 49. Plan von Weferlingen 1754 . . . . .	147
„ 50. Plan von Weddel 1759 . . . . .	148
„ 51. Schematischer Plan der Dörfer bei Zerzheim . . . . .	149
„ 52. Wippborn von 1695 zu Stüde . . . . .	152
„ 53. Speicher in Müden . . . . .	154
„ 54. Schematischer Grundriß der sächsischen Bauernhäuser . . . . .	155
„ 55. Die lange dörr . . . . .	155
„ 56. Einschnitt in den süll für den dössel . . . . .	156
„ 57. Däle in Welpfe . . . . .	157
„ 58. Durchschnitt eines Hauses in Welpfe . . . . .	158
„ 59. Sächsisches Haus mit vollem Giebelwalm (Wendeburg) . . . . .	160
„ 60. 61. Vorderansicht und Querschnitt eines Hauses in Neubrück . . . . .	161
„ 62—64. Seitenansicht, Längsschnitt und Grundriß eines Hauses in Neubrück . . . . .	162
„ 65. Sächsisches Haus in Lehre . . . . .	163
„ 66. Råmen (Feuerspann) und Herd in Westerbed . . . . .	164
„ 67. Der Kesselhafen . . . . .	165
„ 68. Grundriß eines Hauses in Lehre . . . . .	167
„ 69. Grundriß eines Hauses in Gientorf . . . . .	167
„ 70—72. Barnsteinsetzungen in Wendischott und Rötgesbüttel . . . . .	168
„ 73. Donnerbesen in Badsteinsetzung (Rästorf) . . . . .	169
„ 74—78. Pferdeköpfe (Giebelzier) . . . . .	171
„ 79. Hänkenspær (Giebelzier) . . . . .	173
„ 80. Das weiße Roß von Uffington (England) . . . . .	174
„ 81. Umgebautes sächsisches Haus in Vortfeld . . . . .	180
„ 82. Südgrenze des sächsischen Hauses im Braunschweigischen . . . . .	182
„ 83. Schüttelstuhl aus Wahlberg . . . . .	189
„ 84. Rick für Handtücher . . . . .	190
„ 85. Buge in Barwedel . . . . .	192
„ 86. Willkommfrug . . . . .	192
„ 87. Haus nach Thüringer Art in Kl.=Schöppensiedt . . . . .	194
„ 88. 89. Grundrisse von Häusern in Kl.=Schöppensiedt und Schulenrode . . . . .	195
„ 90. Grundriß eines Hofes in Aneitlingen . . . . .	196
„ 91. Einblick in einen Hof in Aneitlingen . . . . .	197
„ 92. Hölzernes Schloß aus Siedte . . . . .	199
„ 93. Schäferranzen aus Riddagshausen . . . . .	216

	Seite
Fig. 94. Hölzerne Schöpfkelle der Schäfer . . . . .	216
" 95. Schäfertrinkhorn und Salbenbüchse . . . . .	216
" 96. Schäferhaken . . . . .	217
" 97. Spinnstuhl aus Volkmarsdorf . . . . .	229
" 98. Hölzerner Wockenpflock . . . . .	234
" 99. Spinnhaken aus Messingdraht . . . . .	234
" 100. Schwingenbock und Schwingebrett . . . . .	236
" 101. Rippenbock und Rippenisen . . . . .	236
" 102. Sprute zum Hedeispinnen . . . . .	236
" 103. Hölzerner Pflug älterer Art . . . . .	240
" 104. Das Stell des alten Holzpfluges . . . . .	241
" 105. Die Senze . . . . .	243
" 106. Die Knieensenze . . . . .	243
" 107. Der Drehsflegel . . . . .	245
" 108. Das alte Butterfaß . . . . .	247
" 109. Thönerneß Butterfaß . . . . .	247
" 110. Kerbholz . . . . .	248
" 111. Klapperbrett in Walle . . . . .	250
" 112. Klapper . . . . .	254
" 113. Alter Kienspanleuchter . . . . .	255
" 114. Hölzerne Krüjelfette aus Reislängen . . . . .	256
" 115. Krüjellampe . . . . .	256
" 116—119. Alte Ellen . . . . .	257
" 120. Das Mangelbrett . . . . .	258
" 121. Bauernlade aus Ghra . . . . .	259
" 122. Steinerne Handmühle . . . . .	260
" 123. Hirsestampfe . . . . .	260
" 124. Schüffelfranz . . . . .	261
" 125. Tobelkiepe . . . . .	261
" 126. Immentrüel . . . . .	262
" 127. Hölzerner Pferdeschuh aus dem Moor . . . . .	262
" 128. Formen der Bandmütze . . . . .	272
" 129. Mädchen aus Waggum, Rückenansicht . . . . .	274
" 130. Goldbrokathaupe aus Riedingen . . . . .	274
" 131. Geflickte Sammetmütze aus Eischott . . . . .	274
" 132. Trauertuch . . . . .	275
" 133. Die Fröse . . . . .	276
" 134. Frauenhemd alter Art . . . . .	276
" 135. Zwickelstrumpf . . . . .	277
" 136. Gestrickter Handschuh . . . . .	277
" 137. Abendmahlstracht aus Eischott . . . . .	277
" 138. Dips oder Pedel aus Vortfeld . . . . .	277
" 139. Brusttuch aus Vortfeld . . . . .	280
" 140. Knabenwams . . . . .	280
" 141. Bauernbursche . . . . .	281
" 142. Kralen aus Bernstein . . . . .	281
" 143. Silberner Ohrring . . . . .	281
" 144—152. Braunschweiger Bauernschmuck . . . . .	282. 283
" 153. Gebärfstuhl aus Weienrode . . . . .	287
" 154. Hochzeitsbitterstrauch aus Wankleben . . . . .	298
" 155. Flachfiguren von der Brautdieße . . . . .	302

	Seite
Fig. 156. Brautkrone aus Waggum . . . . .	305
„ 157. Brautkrone aus Jergheim . . . . .	305
„ 158. Brautband aus Jergheim . . . . .	305
„ 159. Zinnbüßel für Brauttafelgelber . . . . .	309
„ 160. 161. Totenkronen für Mädchen und Knaben . . . . .	316
„ 162. Grabhäuschen aus Pöfe . . . . .	318
„ 163. 164. Knaben- und Mädchengrab aus Stahle . . . . .	319
„ 165. Hölzerne Fahne vom Fahnenjagen . . . . .	352
„ 166. Lecht, hölzernes Fäßchen . . . . .	361
„ 167. „Hoch“, Tumulus zu Evesen . . . . .	393
„ 168. Der Bickelstein . . . . .	394
„ 169. Aderlaßmännchen . . . . .	416
„ 170. Wendisches Ochsenjoch . . . . .	505
„ 171. Dorfstraße in Parsau . . . . .	508
„ 172. Plan von Wendischott 1759 . . . . .	509
„ 173. Plan von Brechtorf 1759 . . . . .	509
„ 174. Plan von Reisklingen 1758 . . . . .	510

## Geographischer Abriss des Gebietes.

Das Stück Niedersachsens, mit dessen Bevölkerung wir uns in den nachfolgenden Blättern beschäftigen, umfaßt einen Teil des Hügellandes, welches sich nördlich vom Harze bis zur norddeutschen Ebene ausdehnt, sowie einen Teil dieser Ebene selbst. Vorwiegend handelt es sich um das nördliche Stück des Herzogtums Braunschweig, die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, doch abgesehen von den drei zu diesen gehörigen Exklaven Lüneburg, Harzburg und Calverde, die, an der unteren Weser, am Harze und in der Altmark gelegen, mehrfach andere natürliche und volkswissenschaftliche Beziehungen aufweisen als das hier behandelte Gebiet. Letzteres umfaßt 1807 qkm mit (1895) 286 000 Einwohnern oder 158 auf 1 qkm. Es ist nach Größe und Bevölkerungszahl der wichtigste Teil des Herzogtums, das insgesamt 3672 qkm mit 434 000 Einwohnern (118 auf 1 qkm) zählt. Mit dem Gipfel des Amtes Vorsfelde springt der Hauptteil Braunschweigs zwischen der Altmark und dem Lüneburgischen weit nach Norden vor, während andererseits der zum hannoverschen Kreise Gifhorn gehörige Hasenwinkel bei Fallersleben tief in das braunschweigische Hauptgebiet einschneidet. Zur Abrundung unseres Gebietes und weil gerade die nach Norden zu angrenzenden, von der Kultur weniger veränderten hannoverschen Kreise Gifhorn und Lüneburg für die Beleuchtung volkswissenschaftlicher Beziehungen von hoher Bedeutung sind, wurden auch diese in unsere Forschungen und Betrachtungen einbezogen. So abgerundet hat das hier volkswissenschaftlich behandelte Landstück eine Ausdehnung von 60 km von Süd nach Nord und von Ost nach West.

Im Südwesten unseres Gebietes reichen, noch einen Teil des ostfälischen Berglandes bildend, die Lichtenberge in das Braunschweigische herein (Adlerhorst 260 m). Sie führten und führen noch jetzt im Volksmunde die Bezeichnung „Harve“, abgekurzt aus „Hardeweg“. Mit ihrem dichten, bis auf unsere Tage erhaltenen Buchen- und Eichenbestande haben sie wohl immer eine Grenze gebildet, denn südlich von ihnen breiteten sich Ambergau und Saltgau, an der Nordseite der Ostfalengau aus.

Ohne Zusammenhang mit den Lichtenbergen, aber wie diese im Westen der Oster gelegen und ihr parallel laufend, zieht sich von Süd nach Nord der Oder hin, ein buchenbestandener, welliger Höhenzug, welcher im Hangerberge bis 170 m ansteigt.

Der östlich von der Oker gelegene Teil unseres Gebietes wird durch die letzten Ausläufer des Hügellandes im Norden des Harzes gekennzeichnet; es sind dieses vereinzelte Hügelfetten, die durch breite Täler voneinander getrennt und, ihres Zusammenhanges beraubt, nur noch in Resten erhalten sind. Sie erscheinen dem fast überall leicht welligen, durchschnittlich 100 m über der Nordsee liegenden Lande aufgesetzt und zeigen von Südost nach Nordwest gerichtete Streichungsrichtung, gleich dem Harze.

Die südlichste dieser Erhebungen, zugleich die Südgrenze unseres Gebietes, bildet der Fallstein (280 m), ihm folgt nördlich, getrennt durch die große, 3 km breite, seit dem 16. Jahrhundert entwässerte Mulde des Bruchgrabens, der Hees (150 m) im Westen von Jerxheim und dann die buchenbestandene, aus zwei Parallelzügen bestehende Afse (220 m). Nach einer breiten und tiefen, von der Altenau, einem rechten Okerzuflusse, durchströmten Einsenkung folgt weiter nördlich der bedeutendste Bergzug unseres Landes, der 22 km lange und bis 7 km breite, etwa 100 qkm umfassende Elm, eine sich von Südost nach Nordwest erstreckende Muschelkalkplatte mit meist horizontalen Schichten von großer Einförmigkeit, bestanden mit schönen Buchenwäldern. Den Fuß des Gebirges umzieht ein schmaler Streifen der Keuperformation. Des Elms höchste Erhebung ist das Gilmerhorn, 325 m; die mittlere Höhe des ganzen Plateaus beträgt etwa 300 m. Ausgebildete Täler besitzt der Elm nicht, demnach auch keine perennierenden Bäche; häufig sind dagegen lange, flache, abflußlose Mulden. Der zerklüftete Kalkstein verschluckt die Niederschläge und läßt sie erst wieder am Rande als mächtige Quellen hervortreten, von denen der Lutterspring bei Königslutter ein Beispiel ist. Nur an einer Stelle, im Westen, haben wir ein tief eingerissenes, von hohen Bergen eingefasstes Thal, das Reillingthal, in welchem die Wabe ihren Ursprung nimmt. Vom Elm wieder weiter nach Norden hin, einen Vorposten gegen die Tiefebene bildend, erhebt sich bei Königslutter der Dorm (190 m), und östlich von ihm steigen die verschiedenen Höhenzüge bei Helmstedt auf: der dem Elme vorgelagerte Elz (200 m) und der Lappwald (200 m), endlich die nach dem Allerbogen hin sich erstreckenden Höhen, welche im Klüversberge (130 m) östlich von Fallersleben abschließen.

Die ältesten Bildungen des Hügellandes gehören der Triasperiode an. Afse und Elm, Dorm, der Rußberg bei Braunschweig (100 m) und der Lindenberg (108 m) bei Wolfenbüttel bestehen aus den dieser Periode zugehörigen Gesteinsbildungen. Die bedeutendsten Höhen nimmt der Muschelkalk ein, so im Elm und an der Afse. Im Inneren der Höhenzüge und auf geringeren Anhöhen (Rußberg, Lindenberg) finden wir Glieder der Buntsandsteinformation mit charakteristischen Rogensteinen. Der Lappwald dagegen besteht vorwiegend aus Keuper sandstein und unterem Biaz. Jura- und Kreideformation sind namentlich im westlichen Teile des Gebietes entwickelt, sie bilden nur niedrige Höhenzüge, so der Planer im Lechlenholze. In der langgestreckten Einsenkung zwischen Lappwald und Elm ist die Braunkohlenformation weit verbreitet, aber vielfach vom Diluvium verdeckt und nur in unbedeutenden Erhebungen zu Tage tretend.

Mit dem Hügellande, wie es hier skizziert ist, fällt der fruchtbarste Boden des Herzogtums zusammen, und hier hat sich die Landwirtschaft am besten und tiefsten entwickelt, hier wohnt der wohlhabendere und fortgeschrittenere Teil der Bevölkerung. Es ist dieses eine Beobachtung, die schon im 18. Jahrhundert gemacht wurde; man stellte diesen Boden als „Kleiboden“ dem der Tiefebene, dem „Sandboden“, gegenüber.

Die Tiefebene ragt von Norden her mit einer durchschnittlichen Erhebung von 60 bis 70 m in unser Gebiet herein. Sie ist ein Teil, eine vorgeschobene Bucht, der großen europäischen Tiefebene, speciell der Heide, in ihren landschaftlichen Zügen und ihrer geognostischen Beschaffenheit sich dieser eng anschließend. Es sind die Ablagerungen des Diluviums, der Eiszeit, mit denen wir es hier zu thun haben, die in Gestalt von Blocklehm oder Geschiebemergel, von Kiesen (Grant) und geschiebeführenden Sanden hier auftreten. Die jungdiluvialen Thalsande (Heidesande), welche durch ihre weite Verbreitung der Gegend nördlich von der Stadt Braunschweig ein kennzeichnendes Gepräge verleihen, ruhen mit einer Mächtigkeit von 15 bis 20 m auf den älteren diluvialen Bildungen. Sie unterliegen noch jetzt vielfach einem Windtransport, und im Norden der Stadt Braunschweig wandert man (bei Bienrode) durch eine Dünenregion wie am Meeresstrande. Im allgemeinen jedoch breitet sich das vom Thalsande gebildete Tiefland eben und einformig aus, während die Oberfläche der Geschiebesande wellenförmig gestaltet ist und durch die mehrfachen Anhäufungen nordischer Blöcke der Landschaft größere Abwechslung verleiht. Zwischen den einzelnen Bodenwellen trifft man öfter Bruch und Sumpf.

Einige wenige kleine Gefläße abgerechnet, die nach Südosten zum Flußgebiete der Elbe hin abwässern, gehört unser Gebiet hydrographisch vollständig demjenigen der Aller und damit der Weser an. Fast durchweg ist die Richtung der nicht bedeutenden Flüsse eine süd-nördliche. Der Hauptfluß ist die am Bruchberge im Harze in 868 m Höhe entspringende Oker, die mit starkem Gefälle aus dem Harze heraustritt, aber bei Schladen (92 m) schon ruhig dahinfließt und durch den Hauptteil des Herzogtums (Wolfenbüttel 76 m, Braunschweig 70 m Höhe) träge zwischen Wiesen dahinschleicht, bis sie bei Müden die Aller erreicht, nach einer Lauflänge von 80 km in der Luftlinie, oder von 130 km, wenn man die Krümmungen einrechnet. Früher bis Braunschweig „schiffbar“, ist sie jetzt ein stiller, im Sommer wasserarmer Fluß, welcher aber im Frühjahr oft weite Uferstrecken seeartig überschwemmt. Wie sehr die Wassermengen der Oker wechseln, erkennt man aus den Pegelaufzeichnungen bei Eisenbüttel, oberhalb der Stadt Braunschweig, welche als die geringste bisher beobachtete Wassermenge, die durch die dortigen Schleusen geht, 0,2 cbm, als die größte aber 240 cbm in der Sekunde aufführen. Als mittlere Menge in fünfjährigem Durchschnitte werden 10 cbm angegeben. Von den Nebenflüssen der Oker, welche alle rechtsseitig sind, soweit sie unser Gebiet betreffen, ist die bei Börßum mündende, vom Harze kommende Ilse zu erwähnen, weiter nördlich dann die Altenau und die Schunter mit der Wabe, deren Quellgebiete im Elme

liegen. Die oben erwähnte breite Mulde, die zwischen Börßum an der Oker und Oßchersleben sich ausdehnt, ist hydrographisch von Belang, denn in dieser etwa 40 km langen Niederung verläuft der Bruch- oder Schiffgraben, den Herzog Heinrich Julius (1589 bis 1613) vollendete, nachdem seine Vorgänger schon daran gearbeitet hatten. Er diente zur Entwässerung der stark versumpften Gegend, ist aber, trotz der Versuche ihn zu erweitern, niemals schiffbar gewesen.

Auch die Flüßchen westlich der Oker haben gleich dieser eine süd-nördliche Richtung. Aus dem Amte Salder kommt die Fulse, die durch das Hildesheimische ziehend der Aller zuschleicht, welche sie bei Celle erreicht; vorher hat sie die ihr östlich parallel laufende Aue aufgenommen, die von der braunschweigischen Grenze ab Erse heißt.

Den natürlichen Abschluß unseres Gebietes im Osten und Norden bildet zum größten Teil die Aller, welche bei Seehausen im Kreise Wanzleben entspringt; nachdem sie von Saalsdorf ab die Landesgrenze gebildet hat, tritt sie bei Obisfelde ganz in das Braunschweigische ein, das sie bei Wolfsburg wieder verläßt, um durch Hannover zu ziehen und bei Verden in die Weser zu münden. Sie scheidet den von der kleinen Aller umflossenen Nordzipfel des Braunschweiger Landes vom Hauptteil ab.

Hier dehnt sich, an der Grenze zwischen dem braunschweigischen Amte Vorsfelde und der Altmark die große bruchige, jetzt aber teilweise mit Wald bestandene Niederung des Drömling aus, die seit 1776 durch Abzugsgräben trocken gelegt ist und deren Wässer sich zwischen der Aller und Ohre teilen und somit einerseits dem Gebiete der Weser, andererseits dem der Elbe zufließen.

Große Moore liegen innerhalb des braunschweigischen Gebietes nicht mehr, aber gleich nördlich von demselben dehnen sich, noch südlich der Aller, jene des Papenteiches und nördlich derselben bei Gifhorn das gewaltige Westerbeder Moor aus, das den Stoff zu einer großartig entwickelten Torfindustrie liefert.



## Umriss der Vorgeschichte unsres Gebietes.

**Die ältere Steinzeit.** Wie die Geologie uns lehrt, reichten die nordischen Gletschermassen von Scandinavien her zur Eiszeit auch über unser Braunschweiger Land hinweg; wie viele vor- und rückwärts gehende Gletschermassen aufeinander gefolgt sind, darüber herrschen verschiedene Ansichten; die Gletscher wichen aber einem wärmeren Klima und es folgte eine Periode, in welcher unsere norddeutsche Tiefebene den Charakter der Steppe zeigte, etwa so, wie er heute in Südrußland und Sibirien sich kennzeichnet. In der Steppe lebte damals die ihr zukommende Tierwelt. Der Polarfuchs, das Renttier, der Lemming, nordische Wühlmäuse durchzogen die über den Grundmoränen ausgebreitete Steppe. Aber auch die Reste größerer Tiere, die mit unserer heutigen Fauna in keinem Zusammenhange mehr stehen, wie Mammuth, Rhinoceros, der Löwe u. s. w., die bei uns aufgefunden wurden, kennzeichnen die Tierwelt jener Periode. Daß auch der Mensch damals schon hier auftrat und mit jenen Tieren zusammen gelebt hat, wenn auch nicht in größeren Mengen und Ansiedlungen, daß er den Kampf mit der rauhen Natur und den wilden Tieren führte, ist sicher festgestellt worden. Können wir nun auch das Vorhandensein des Menschen im Braunschweiger Lande zur paläolithischen Zeit nachweisen, so ist doch die uns angehende Frage, ob jene Menschen auch die unmittelbaren Vorfahren der heutigen Braunschweiger sind, nicht zu lösen. Besteht zwischen jenen und diesen eine fortgesetzte Kette von Geschlechtern? Menschenschädel und Skelette aus der paläolithischen Zeit, die über einen anthropologischen Zusammenhang Auskunft geben könnten, sind nicht vorhanden und die wenigen erhaltenen Spuren der menschlichen Thätigkeit vermögen diese Frage auch nicht zu entscheiden. Der wilde Mensch kann aus der Diluviallandschaft wieder ausgewandert oder er kann auch geblieben sein und dann könnten wir die neolithischen Menschen der später folgenden Periode als seine Nachkommen ansprechen.

Mehr und mehr dringt die Ansicht durch, daß die helle und blonde Menschenrasse, die heute den Hauptteil der Bevölkerung Europas ausmacht, auch auf dem Boden unseres Erdteils sich herausgebildet hat und daß wir im paläolithischen Menschen deren Stammvater zu sehen haben. Er war es, der nach dem Zurücktreten der großen Nordeuropa bedeckenden Gletscher sich in den nacheiszeitlichen Steppenlandschaften entwickelte und uns die wenigen bisher aufgefundenen Spuren seines Daseins hinterließ. Wo finden wir nun diese Spuren?

Alfred Nehring war es, dessen unausgesetzten fleißigen und sachkundigen Forschungen in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wir es zu verdanken haben, daß der Mensch in der Periode der jüngeren Eiszeit auch in unserer Heimat nachgewiesen wurde. In den lößartigen Ablagerungen eines Gippsbruches bei Thiede unfern Wolfenbüttel sind schon in Leibniz' Zeit große Mengen fossiler Tierknochen gefunden worden und 1817 wurden daselbst wohlerhaltene Skelette von *Elephas primigenius* und *Rhinoceros tichorhinus* entdeckt. Aber erst Nehring setzte die Untersuchungen wieder fort und wurde belohnt durch den von ihm geführten Nachweis, daß mit der quartären Fauna von Thiede unzweifelhaft der Mensch zusammen gelebt haben müsse. Er wies dort außer den genannten großen Säugetieren noch die Reste des Höhlenlöwen und der Höhlenhyäne, ungemein zahlreich den nordischen Lemming, das Renntier, den Eisfuchs u. a. nach. Diese Tierwelt der Eiszeit gewinnt aber dadurch besondere Wichtigkeit, daß sie mit Resten gemischt ist, die auf menschlichen Ursprung hinweisen, Reste, die in etwa 9 m Tiefe unter der Oberfläche des Bodens lagerten. Dahin gehörten Holzkohlenstückchen, welche von Kiefern herrührten und den Beweis erbringen, daß damals schon der Mensch das Feuer zu entzünden verstand, ferner zugehlagene Feuersteingeräte: schmale Messer und breitere sehr schön gearbeitete Schaber (Fig. 1), an deren künstlicher Herstellung kein Zweifel aufkommen

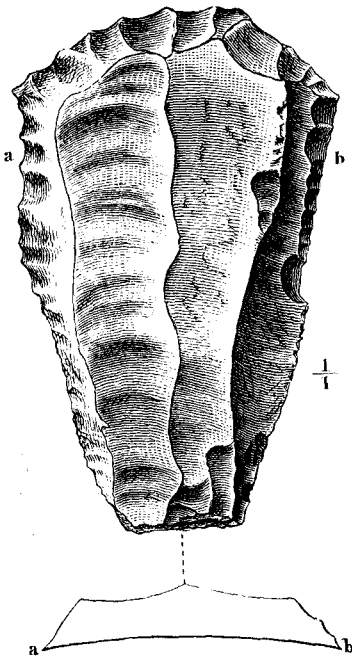


Fig. 1. Paläolithischer Schaber von Thiede. Natürliche Größe.  
Nach A. Nehring.

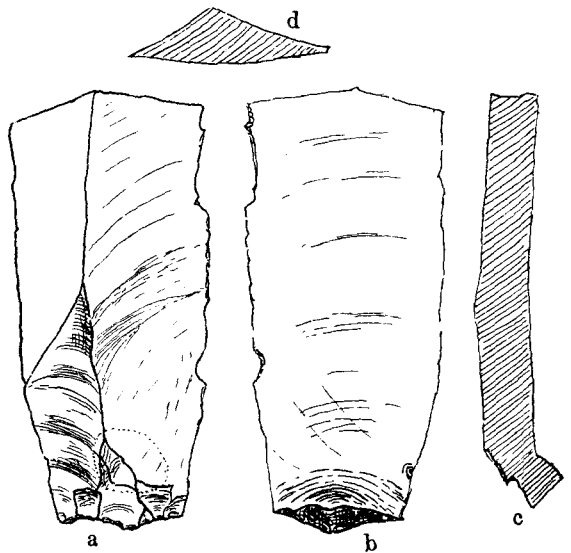


Fig. 2. Paläolithischer Spanischaber oder Feuersteinmesser aus der Hermannshöhle. Nach F. Grabowsky.

a Vorderansicht. b Rückansicht. c Seitenansicht. d Querschnitt.  
Natürliche Größe.

kann. Zusammen lagernd mit den Knochen der Lemminge wurden sie der Erde entnommen. So, wie hier in Thiede, ist auch der paläolithische Mensch weiter im Osten, bei Westeregeln im Kreise Wanzleben von Nehring nachgewiesen worden, wo gleichfalls seine deutlichen Spuren zusammen mit einer Steppenfauna sich fanden<sup>1)</sup>.

Wenn auch nicht unmittelbar in unserm Gebiete, so doch nahe daran anschließend, ist das Dasein des paläolithischen Menschen in den Harzer Höhlen festgestellt worden und zwar am sichersten in den Rübeländer Höhlen, wo die Ausgrabungen von Wilhelm Blasius zu schönen Ergebnissen führten. Zwar als Wohnstätte des Menschen sind diese Höhlen nicht erkannt, aber seine Anwesenheit zur Zeit des riesigen Höhlenbären ist durch menschliche, mit den Bärenknochen zusammen gefundene Erzeugnisse sicher festgestellt worden. Beweiskräftig sind in dieser Beziehung in erster Linie die paläolithischen Feuersteingeräte der neuen Baumannshöhle und das zweifellose Bruchstück eines Feuersteinmessers vom Bärenfriedhofe der Hermannshöhle (Fig. 2). Da nirgends in der Nähe Rübelands Feuerstein natürlich vorkommt, so ist nur die Einführung von Feuersteingeräten durch diluviale Menschen in die Höhle anzunehmen. Auch bearbeitete und aufgespaltene Knochen mit abgerundeten Kanten wurden in der neuen Baumannshöhle entdeckt und der Thätigkeit des Diluvialmenschen, wenn auch nicht ohne Widerspruch, zugeschrieben<sup>2)</sup>.

Weniger sicher ist dagegen der Nachweis, daß der Mensch mit dem Rhinoceros bei Watenstedt, Börßum und Walkenried zusammen gelebt haben müsse. Im naturhistorischen Museum zu Braunschweig befinden sich nämlich fünf, von diesen Fundstätten stammende, bearbeitete, becherförmige Oberarmknochen des Rhinoceros tichorhinus, die durch Ausstrahlung des schwammigen Knocheninhalts entstandene kegelförmige Höhlungen zeigen, Aushöhlungen, die nur im frischen Zustande vorgenommen werden konnten und demnach den Beweis für die Gleichzeitigkeit des Menschen und Rhinoceros zur Diluvialzeit in unserer Heimat liefern sollen. Diese Aushöhlung ist eine bei den verschiedenen Knochen sich ganz typisch wiederholende, keineswegs zufällige Form, die dadurch noch an Wichtigkeit und Sicherheit gewinnt, daß eine ganz gleiche Aushöhlung von Matowsky bei Rhinocerosknochen aus dem Löß von Brünn nachgewiesen wurde. Freilich hat es auch nicht an Gegnern gefehlt, welche diese Rhinocerosknochen keineswegs als Zeugen des diluvialen Menschen anerkennen<sup>3)</sup>.

So sind es die Funde von Thiede und Westeregeln, aus den Rübeländer Höhlen und vielleicht diese Rhinocerosknochen, welche uns mit unzweifelhafter

<sup>1)</sup> Nehring, die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln nebst Spuren des vorgeschichtlichen Menschen. Archiv für Anthropologie X. S. 359 (1878) und Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 357.

<sup>2)</sup> W. Blasius, Spuren paläolithischer Menschen in den Diluvialablagerungen der Rübeländer Höhlen. In „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs“ 1898, S. 1 ff. Dazu Virchow in Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1898, S. 501.

<sup>3)</sup> Korrespondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges. 1898, S. 160. Mitt. der Wiener Anthropol. Ges. 1899, S. 78.

Sicherheit darthun, daß zur Zeit des Diluviums unser Land schon die Stätte des Menschen war, den wir uns allerdings auf der urwüchsigsten Stufe stehend, als wilden Jagdnomaden vorstellen müssen.

**Die jüngere Steinzeit.** Haben wir aus der älteren oder paläolithischen Zeit in unserm Lande nur die wenigen, oben erwähnten Vorkommnisse und Beläge aufzuzählen, so ist die jüngere Steinzeit, welcher wir nunmehr uns zuwenden, desto reicher mit Spuren damals lebender Menschen vertreten. Sie fällt ganz in unsere gegenwärtige Erdepöche, das Alluvium, ist daher von der älteren Steinzeit, welche dem Diluvium angehört, geschieden. Ebenso wie in jener ist es aber noch der Stein, welcher die Geräte liefert, wenn auch in viel vollkommenerer Art als in der älteren Stein- oder paläolithischen Zeit; er ward schon geschliffen, ist mannigfach, ja selbst künstlerisch in der Form im Gegensatz zu den roh zugehauenen paläolithischen Waffen und Geräten. Wenn die Frage aufgeworfen wird, wie der Übergang des Menschen zu der höheren Stufe der jüngeren Steinzeit erfolgte, so müssen wir uns mit der Antwort begnügen: darüber wissen wir nichts. Die weit über Europa verbreitete und auch in unserm Lande reich durch ihren Nachlaß vertretene jüngere Steinzeit ist einfach vorhanden; schon besiedelt der Mensch dichter das Land, und was sein paläolithischer Vorfahr noch nicht kannte: er ist ein geschickter Töpfer geworden. Und mehr noch, er errichtet großartige, noch heute unser Staunen erregende Denkmäler, freilich nicht für sich selbst, sondern für seine Toten. Von ihnen, die andernwärts zahlreicher sind, hat unser Land wenigstens ein Beispiel aufzuweisen, das sind die Lössensteine (Fig. 3). In unseren Nachbargebieten, den Pro-

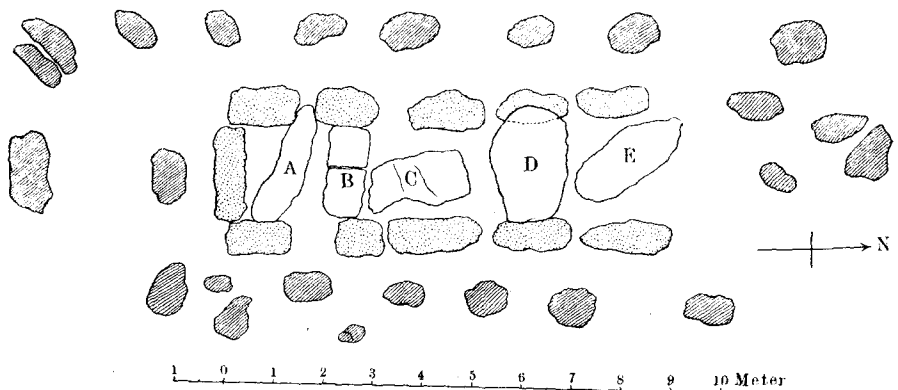


Fig. 3. Plan des großen Steinkammergrabes der Lössensteine.

A bis E Decksteine. Die Träger sind punktiert, die Randsteine schraffiert.

Aus Globus Band 65, S. 375 (1894).

vinzen Hannover und Sachsen, haben seit jeher diese merkwürdigsten vorgeschichtlichen Bauwerke, die Steinkammergräber, die Aufmerksamkeit erregt. Einsam in Heide und Feld gelegen, aus riesigen Steinen aufgerichtet und mit solchen gedeckt, zeugten sie von einer gewaltigen auf sie verwendeten Arbeitsfülle, wo es galt,

eine würdige Begräbnisstätte für die Führer und Mitglieder des Stammes zu errichten. Jetzt sind sie längst ihres Inhaltes beraubt, aber wir wissen, daß sie reiche Totenbeigaben an Gefäßen, Feuersteinwaffen, aus späterer Zeit auch Bronzen, Ringe, Bernstein bargen. Während nun in den Nachbargebieten sich noch viele Hunderte von diesen Steinkammergräbern mehr oder minder gut erhalten haben, sind im braunschweigischen Gebiete nur zwei derselben, dicht bei einander liegend, nachgewiesen worden. Ihre nächsten Nachbarn im Hannoverschen liegen bei Ülzen, während ähnliche Denkmäler in der Provinz Sachsen sich von Neuhalbensleben her bis dicht an die braunschweigische Grenze heranziehen. Wir haben daher in unseren beiden Steinkammergräbern, den Lössensteinen bei Helmstedt, die südwestlichsten Ausläufer ihrer Art in Deutschland zu erkennen.

Schon im 15. Jahrhundert erregten die „großen Steine“, wie sie auch genannt werden, die Aufmerksamkeit und seitdem hat sich eine umfangreiche Literatur über dieselben angesammelt<sup>1)</sup>. Die Steine, schon von weither in das Land leuchtend, liegen etwa 2 km westlich von Helmstedt auf dem St. Annen- oder Korneliusberg, dicht bei einander. Während nun sonst die Steinkammergräber der norddeutschen Tiefebene aus riesigen Findlingsblöcken, meist Granit und Gneiß, errichtet wurden, griff man bei Helmstedt zu den dort vorkommenden Knollen- oder Haftsteinen, Braunkohlenquarziten von zuckerartiger Struktur. Es sind teilweise ganz riesige Monolithen, die man verwendete und zu deren Bewältigung man über ein großes Menschenmaterial verfügen mußte; wie man diese Steine aufrichtete und namentlich die Deckplatten darüber ausbreitete, darüber liegen verschiedene Mutmaßungen vor.

Das kleinere, südliche Grab ist jetzt vollständig zerstört, so daß seine ursprüngliche Anordnung nur schwer zu erkennen ist. Die erhaltenen 20 Steine bedecken einen Raum von 15 m nordsüdlicher Länge und 10 m ostwestlicher Breite. Die Größe der Steine wechselt zwischen 0,80 und 2,50 m Länge. Weit besser erhalten, und in seiner Anlage vollständig zu erkennen, ist das große nördliche Steinkammergrab, etwa 170 Schritt von dem vorigen entfernt. Man erkennt die jetzt aus 11 (früher 12) Trägern bestehende Grabkammer, die von 5 Decksteinen bedeckt gewesen ist. Heute sind die Träger z. T. eingesunken und dadurch stürzten auch die meisten Decksteine nach, doch so, daß man ihre ursprüngliche Lage noch gut erkennt. Rings um das Grab herum stehen, zumeist aufrecht, noch 24 meterhohe Ringsteine; endlich an den vier Ecken des ein langgezogenes Rechteck bildenden Grabes errichtete man noch vier sogenannte Wächter, von denen zwei an den westlichen Ecken erhalten sind. Das ganze Grab hat die stattliche Länge von 17,8 m und eine Breite von 6,4 m. Die Grabkammer allein ist 9,5 m lang und über 3 m breit, ihre lichte Breite beträgt 1,85 m. Einen gewaltigen Eindruck machen namentlich die Decksteine, die 0,5 bis 0,8 m dick sind, und von denen der größte fast 3 m lang und 1,40 m

<sup>1)</sup> Sie gipfelt in F. Grabowskys ausführlicher Arbeit über die Lössensteine in der Festschrift für die Braunschweiger Anthropologenversammlung 1898, S. 39.

breit ist. Ein solcher Stein stellt ein Gewicht von ungefähr 6500 bis 7000 kg dar, woraus auf die angewendeten Menschenkräfte bei seiner Aufrichtung geschlossen werden kann. Im Süden ist die Grabkammer durch einen einzigen Steinblock geschlossen; im Norden ist sie jetzt offen. An der Ostseite befindet sich zwischen den Trägern ein seitlicher Zugang.

Längst sind die „Lössensteine“ ausgeraubt und kein Fund, keine Grabbeigabe berichtet uns näheres über das älteste Denkmal des braunschweiger Landes. Was den Namen betrifft, unter dem sie bekannt sind, so ist dessen Ableitung nicht sicher. Man hat an lubbe, luffe, luppe (großer Hund, große Semmel, großer Eisenklumpen) gedacht und sie so als etwas „Großes, Gewaltiges“ gedeutet, auch an slawische Ortsbezeichnungen, wie Lössen, Lösseritz u. s. w., die auf eine Wurzel ljub, lieb, zurückgehen, weil Slawen einst bis Helmstedt vorgezogen waren. Aber Sicheres ist nicht festgestellt<sup>1)</sup>.

An den Riesenbau der Lössensteine schließt sich eine andere Gräberform der neolithischen Zeit an, das Steinkammergrab in kleinerer Form, das Kistengrab oder die Steinkiste. Aus kleineren Steinen meist rechteckig errichtet, mit Decksteinen darüber, wurden sie völlig von flachen Erdhügeln bedeckt, so daß sie längere Zeit der Aufmerksamkeit entgehen konnten. In ihnen wurden die Toten, einer oder mehrere, mit mehr oder minder reichen Beigaben versehen, unverbrannt beigelegt, so daß in vielen Fällen sich die Gerippe oder Teile derselben erhalten haben. Sie bilden ein Schlußglied in der Reihe der Grabformen der neolithischen Zeit, greifen aber auch in die Bronzezeit hinüber, in der dann eine Periode mit Leichenbrand und Beisetzung der Knochenreste in Urnen folgte.

Zu den hervorragendsten Kistengräbern unserer Gegend gehört das auf dem Adamshai über Gressen, welches längst ausgegraben ist, in welchem einst elf Skelette lagen, denen einige Feuersteingeräte beigegeben waren. Das Grab, welches noch zu sehen ist, bildet ein Rechteck, dessen Innenraum 6 m lang und 2 m breit ist. Die Seitenwände wurden von meterhohen Steinen gebildet. Ein zweites Beispiel ist das 1889 entdeckte Kistengrab auf dem Altfelde bei Groß-Biemende, dessen 10 cm dicke Buntsandsteinplatten ein Grab von 2,2 m Länge, 1 m Breite und 0,84 m Tiefe einschlossen. Teile des Skelettes und der Schädel waren erhalten und als Beigaben fand man zwei schön gearbeitete Feuersteinmeißel, einen Eberzahn und neben dem Schädel zwei napfförmige Thongefäße mit Henkeln und eingedrückten, in Bändern um dieselben laufenden Verzierungen. Andere Skelettkistengräber wurden im Rufspringthale bei Königsutter, am Sandberge bei Meindorf und am Oselberge gefunden<sup>2)</sup>. Ein wahrscheinlich noch der neolithischen Zeit angehöriges Skelettgräberfeld ist von A. Basel östlich von Beierstedt (Amt Schöningen) aufgedeckt worden, in welchem von großen rohen 2 m langen Steinsetzungen umgebene unverbrannte Gebeine mit wenigen Beigaben gefunden wurden.

<sup>1)</sup> Auch die neueste Zusammenstellung der etymologischen Deutungen Braunschw. Mag. 1900, S. 141 kommt zu keinem sichern Ergebnis.

<sup>2)</sup> Über diese Kistengräber siehe Braunschw. Mag. 1896, S. 196.

An das Ende der Gräber aus der Steinzeit ist wohl das Hockergrab vom Tempelhofer bei Achim (Börzum) zu stellen, das eine Steinsetzung nicht hatte, in welchem aber 1867 ein Gerippe in hockender Stellung entdeckt wurde, das leider beim Zutritte der Luft zerfiel. Eine becherförmige Urne, welche das Gerippe im linken Arme trug, ist im Städtischen Museum erhalten. Darin befand sich grünliche (bronzehaltige?) Erde. Hockergräber werden auch anderweitig gefunden und manche Naturvölker bestatten ihre Toten noch in hockender Stellung; auch die Mumien der alten Peruaner sind Hocker, d. h. die gekrümmten Kniee sind aufwärts gezogen, die Arme über die Brust gelegt — der Raumerparnis wegen<sup>1)</sup>.

Von ganz besonderem Belange ist die im Tempelhofer Grabe gefundene Becherrurne, von der ich Fig. 4 eine Abbildung gebe. Sie ist 11 cm hoch, becherförmig und mit senkrechten Streifen, Punkten und Bändern verziert. Ihr Typus ist zweifellos orientalischen Ursprungs; übereinstimmend in der Form mit ägyptischen und kleinasiatischen Gefäßen aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. Die eingeritzte Bänderverzierung ist die Nachbildung der gemalten Streifen auf den orientalischen Thongefäßen. Solche Becher kommen auf Sizilien, auf der Pyrenäischen Halbinsel, in Frankreich, England und in Dänemark vor. Desgleichen in Ungarn, Mähren, Württemberg. Montelius bezeichnet sie als „glockenförmige Becher“, Boß stellt sie zum „Branowitzer Typus“ und die Zeitbestimmung für sie ist übereinstimmend von den Forschern an das Ende der Stein- und den Anfang der Bronzeperiode gesetzt worden<sup>2)</sup>.

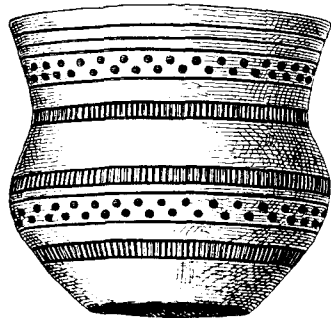


Fig. 4. Becherrurne aus dem Hockergrabe von Achim. Städtisches Museum A. I. a. Nr. 114.

Von außerordentlichem Reichtum, wie er an wenigen anderen vorgeschichtlichen Stätten sich nachweisen läßt, sind die neolithischen Feuersteinfunde in unmittelbarer Nähe der Stadt Braunschweig, die wir dem Eiser F. Grabowsky's verdanken, der seit 1893 viele Tausende bearbeiteter Feuersteine aus den jungdiluvialen Bildungen, den Thalsanden und Dünen im Norden und Osten der Stadt, zumal entlang den Läufen der Schunter und Wabe, zusammenbrachte. Diese Funde sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, alle östlich der Oster gemacht worden und deuten auf eine verhältnismäßig dichte Besiedlung dieses Landesteiles in neolithischer Zeit. Hier lagen die Werkstätten, wo aus den Feuersteinknollen der Geschiebe sich die primitive Bevölkerung Geräte zuschlug, denn daß es sich um Werkstätten handelte, dafür zeugen die zahlreichen Steinferne, von denen

<sup>1)</sup> Über Hockergräber und deren Zweck vergl. Göbe im Centralblatt für Anthropologie IV, S. 321.

<sup>2)</sup> Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1895, S. 121. — Archiv für Anthropologie XXVI, S. 466.

Späne abgeschlagen sind, Klopffsteine, Abfälle, mißglückte, halb fertig gewordene Stücke. Außer Pfeil- und Lanzenspitzen, die weniger häufig sind, sammelte Grabowsky viele Tausende von Messern, Rund- und Hohlchabern, Krägern, Pfriemen, kurz fast alle die Formen, welche sich an den geschlagenen Feuersteingeräten der neolithischen Zeit auch anderweitig nachweisen lassen. Besonders hervorragend aber sind die vielen winzig kleinen, sehr sauber sekundär bearbeiteten Feuersteingeräte, die man als „quergeschärfte Pfeilspitzen“ bezeichnet, und die ihre Analogie in englischen, asiatischen und amerikanischen Geräten von ähnlicher Kleinheit finden. Ferner sind unter den neolithischen Feuersteingeräten unserer Gegend von Grabowsky zuerst die „trapezförmigen Schaber“ als besondere Lokalformen nachgewiesen worden<sup>1)</sup>. Der reichste Fundort für diese zer Schlagenen Feuersteine war bisher Bienrode; es schließen sich an Querum, Rühme, Ölper, Bevenrode, Hargbüttel, Walle, Beltenhof, Kl. Schöppenstedt, Beltheim, Rüningen. Aber nicht bloß im Flachlande, sondern auch vereinzelt auf den Höhen der Aße, des Öfels und Dorms hat man die bearbeiteten Feuersteine gefunden (Fig. 5 bis 16).

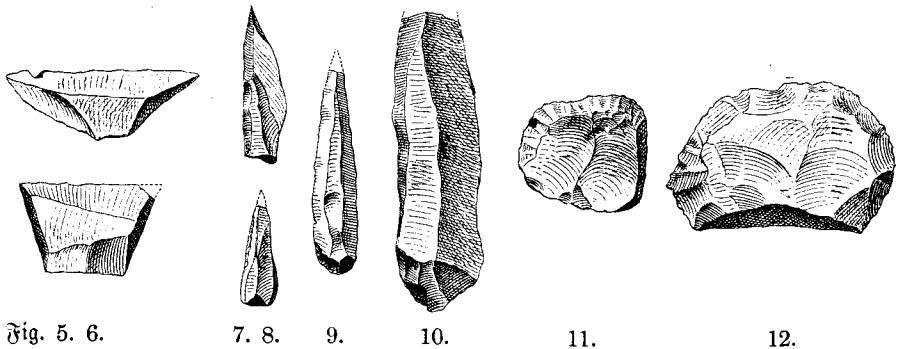


Fig. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12.  
Neolithische Feuersteingeräte aus der Umgegend von Braunschweig.  
Städtisches Museum. 5 und 6. Quergeschärfte Pfeilspitzen. 7 bis 9 Miniaturpfeilspitzen.  
10. Messer. 11. 12. Schaber. Natürliche Größe.

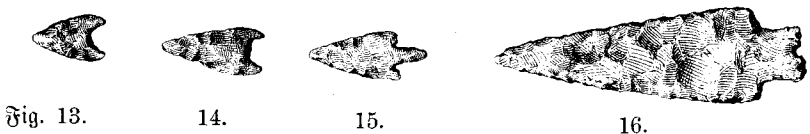


Fig. 13. 14. 15. 16.  
Neolithische Feuerstein-Pfeilspitzen.  
Fig. 13 von Querum. Fig. 14 von Bienrode. Fig. 15 vom Petritzhof bei Braunschweig  
(Städt. Museum). Fig. 16 von Schöningen (Sammlung Basel).  $\frac{2}{3}$  natürl. Größe.

Neben diesen wohlgekennzeichneten zugeschlagenen Feuersteingeräten neolithischer Zeit ist aber unser Gebiet auch sehr reich an Funden, die teils einzeln,

<sup>1)</sup> Über die hier in Rede stehenden neolithischen Funde vergl. Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1894, S. 571. Korrespondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges. 1895, S. 99 und 1898, S. 157. Globus, Band 72, Nr. 8.



teils als Grabbeigaben gemacht wurden und in großer Menge jetzt in unseren Sammlungen aufbewahrt werden und die alle in die neolithische Zeit gerechnet werden müssen. Abgesehen von seltenen Stücken aus Hirschhorn und Knochen sind es Steingeräte, teils aus einheimischen, teils aus fremden Stoffen, die hier in Betracht kommen und die der Ackermann beim Pflügen aufwirft, oder die, mit Aberglauben behaftet, gegen den Blitzschlag schützend, als „Donnerkeile“ aufbewahrt wurden.

Es kommt hier in Betracht die lange Reihe der Ärte, Beile, Meißel aus verschiedenem harten Gestein, sowie die größeren Lanzen- und Pfeilspitzen und Dolche aus schön gemuscheltem Feuerstein. Den Stoff zu ihrer Herstellung, durch Schleifen, Bohren, Schlagen, lieferten teils die vielen über unser Land zerstreuten Geschiebe, teils die vom Harze mit den Flüssen herabgeschwemmten harten Gesteinsarten. Außer dem Feuerstein, der in sehr großen Knollen vorkommt und früher noch weit mehr vorkam, ist namentlich Grünstein (Diorit), Gabbro, Granit, Porphyrt, Kieselstiefer, Grauwacke, Sandstein u. s. w. benutzt worden, wobei man der Form nach passende Rohstücke, die durch den Transport schon Abschleifung und Formung erlitten hatten, auswählte. Schlagen und Schleifen, selbst Polieren, halfen nach, und wo Durchbohrung stattfand, benutzte man dazu, ganz in der Art der Eskimos oder vieler anderer Naturvölker, den



Fig. 18. Feuersteindolch von Schapen. Städt. Museum.

Drillbohrer. Das Instrument, welches durch einen Fiedelbogen in schnell drehende Bewegung versetzt wurde, bestand aus einer weichen Substanz, aus Hirschhorn, Knochen oder Holz. Die Anwendung fand bei der Durchbohrung des Steines auf zweierlei Art statt, entweder als massiver Vollbohrer oder als cylinderförmiger Hohlbohrer; zu letzterem konnte man einen Röhrenknochen benutzen. Brachte nun dieser Stab oder Knochen die Bewegung hervor, so diente zum Auszubleiben selbst scharfer Quarzsand. Der geschlossene Vollbohrer zerrieb die Masse des Steins; der offene Hohlbohrer rieb aus ihm einen cylinderförmigen Kern heraus (Fig. 17). Unfertige Hämmer und Beile in unseren

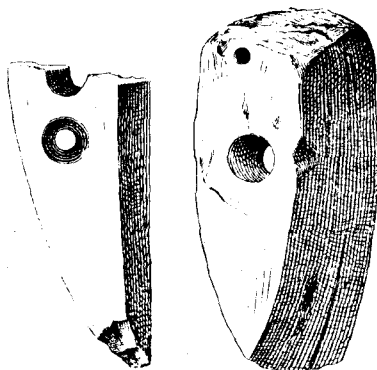


Fig. 17.

Fig. 19.

Neolithische Steinärte aus dem Braunschweigischen. Städt. Museum.

Fig. 17. Art von Grünsteinstiefer mit einem zersprungenen u. einem angefangenen Stielloch.

Fig. 19. Grünsteinart von Vornum bei Borsum.

Neolithische Steinärte aus dem  
Braunschweigischen. Städtisches  
Museum.

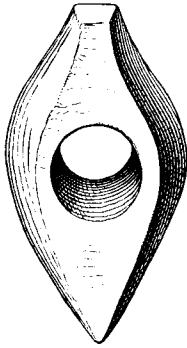


Fig. 20. Hammerart aus Gabbro  
von Oker.

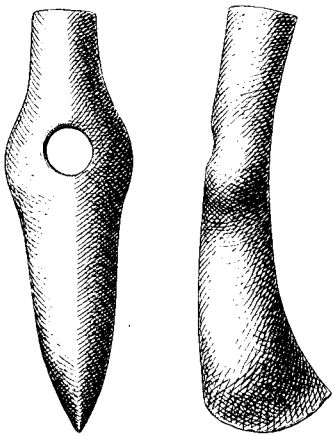


Fig. 21. Hammerart aus Kiesel-  
schiefer von Wazum.

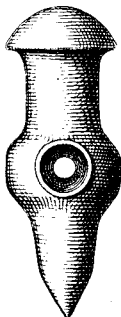


Fig. 22. Hammerart aus Gabbro  
von Estorf.

Sammlungen beweisen, daß beide Bohrarten bei uns Verwendung fanden. Daß hier kein Phantasiebild entworfen wird, beweisen die gelungenen, heute noch auf jene Art gemachten Versuche und das Beispiel jener Naturvölker, die noch in der Steinzeit leben.

Die Formen der teilweise sehr schön gearbeiteten Hämmer, Beile, Meißel, Dolche und Lanzenspitzen schließen sich eng an die aus unseren Nachbarländern bekannten, so daß es hier nur nötig ist, auf die schöneren Stücke kurz einzugehen<sup>1)</sup>. Als kennzeichnende Stücke aus der jüngeren Steinzeit, die allerdings weite Zeiträume auseinanderliegen, verweisen wir hier auf den schön aus gemuscheltem Feuerstein gearbeiteten 18 cm langen Dolch mit lanzettförmiger Klinge und rautenförmigem Griff, der bei Schapen gefunden wurde (Fig. 18 a. v. S.), auf die durchbohrte 12 cm lange Grünsteinart einfacher Form von Bornum bei Börßum (Fig. 19), auf die gleichfalls 12 cm lange, weit durchbohrte Hammerart aus Harzer Gabbro von sehr symmetrischer Form (Fig. 20), auf die eine edlere Form zeigende Art aus schwarzem Kiefelschiefer, welche bei Wazum gefunden wurde (Fig. 21). 20 cm lang, durchbohrt und mit einer stark hervortretenden Längsnahse versehen, ist sie ein typisches Beispiel der späten Steinzeit, in welcher die Formen sich feiner entwickelten. Noch mehr zeigt sich dieses bei der aus Gabbro schön gearbeiteten, in der Heide gefundenen 15 cm langen Hammerart (Fig. 22), welche im Städtischen Museum aufbewahrt wird.

Zu den steinzeitlichen Geräten unseres Landes, die eine besondere Aufmerksamkeit erregen, gehören auch die schön geschliffenen und polierten Jadeitbeile, von denen bisher aus

<sup>1)</sup> Die im Städtischen Museum befindlichen, sowie andere, sind geschildert und abgebildet in A. Nehring, Vorgeschichtliche Steininstrumente Norddeutschlands. Wolfenbüttel 1874. Seitdem ist allerdings viel Neues hinzugekommen.

unserm Gebiete sieben oder acht Stück bekannt geworden sind. Sie stellen an uns die Frage nach ihrer Herkunft, denn das Mineral, aus dem sie geschliffen sind, kommt in Europa nicht vor und auch die Verbreitung der Jadeitgeräte in Deutschland ist eine eigentümliche, denn im Osten der Elbe sind sie so gut wie gar nicht gefunden worden; dagegen sind sie in Südeuropa, Frankreich, Belgien, in den Rheinlanden, Hessen, Thüringen häufig. Nach Norden hin hat man sie bis ins Oldenburgische verfolgt, während Hannover und Braunschweig so ziemlich ihre Ostgrenze bezeichnen. Überall, und so auch bei uns, kommen die Jadeitbeile als Einzelfunde vor, frei im Boden liegend, nicht als Beigaben in Gräbern, deren Zeit sich etwa durch anderweitige Beigaben bestimmen läßt. In der Technik freilich schließen sie sich den schön polierten Steinbeilen der neolithischen Periode an, bei denen aber ähnliche Formen, wie sie die feineren „Edel- oder Flachbeile“ genannten Jadeitbeile zeigen, nicht vorkommen. Jedenfalls sind sie eingeführt und zwar wahrscheinlich auf dem Wege durch Frankreich und das Rheinland. In Frankreich hat man die Jadeitbeile häufig in den Dolmen gefunden; sind nun diese französischen Dolmen unseren megalithischen Denkmälern der norddeutschen Tiefebene gleichalterig, so kann man daraus (nach Schoeten sack) wenigstens einen Anhalt für die Zeit gewinnen, wann die Jadeitbeile in unsere Gegend kamen. Unsere großen Steinkammern haben nämlich wohl schön polierte Beile aus Feuerstein und anderm Stoff geliefert, niemals aber ein Jadeitbeil und danach ist man berechtigt zu schließen, daß die Jadeitbeile in unser Land kamen, als die megalithischen Denkmäler schon standen. Sie sind also jünger als diese<sup>1)</sup>.

Unsere braunschweigischen Jadeitbeile sind von Prof. J. H. Kloss sehr sorgfältig beschrieben worden und es hat sich herausgestellt, daß man, nach dem mikroskopisch untersuchten Material und nach der Form, zwei verschiedene Arten unterscheiden muß. Erstens: mehr kurze und dicke Beilchen von 6 bis 14 cm Länge wurden bisher im Hagenbruche bei Braunschweig, am Ebersberg der Asse, unter der Asseburg und unsern Rhoden bei Hornburg gefunden, zweitens: eigentliche Flachbeile von großer Dünne (bis nur 17 mm stark in einem Falle) von langgezogener dreieckiger Form; sie sind bei Börßum, bei Wülperode (Wienenburg) und im Geitelder Holz sämtlich als vereinzelte Oberflächenfunde entdeckt worden. Das Edelbeil von Geitelde, das größte aller bisher bekannt gewordenen Jadeitbeile, ist ein Prachtstück von 45 cm Länge, 11 cm größter Breite und 30 mm Dicke<sup>2)</sup> (Fig. 23 bis 26, a. f. S.).

Es kann Zweifel darüber nicht aufkommen, daß wir bei den Jadeitbeilen es nur mit aus der Fremde in unser Land eingeführten Stücken zu thun haben, und schon dieses würde auf einen Handelsverkehr mit fremden Ländern zur neolithischen

<sup>1)</sup> Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1881, S. 283 und 1891, S. 596.

<sup>2)</sup> J. H. Kloss, Die braunschweigischen Jadeitbeile. In der Anthropologischen Festschrift, Braunschweig 1898, S. 59.

Zeit hinweisen. Aber auch andere Gegenstände wurden aus der Fremde damals zu uns gebracht, die in der Heimat nicht so gut oder gar nicht hergestellt werden konnten. Dahin gehören vereinzelt schon früh zu uns gelangte und unter die Grabbeigaben gemischte Bernsteinstücke, deren Ursprung die Ostseegestade sind. Vor allem aber sind es zwei Gebiete, die zur Steinzeit uns Beile, Hämmer, Meißel von schöner, ausgebildeter Form lieferten die jetzt als Einzelfunde aufgehoben werden und keineswegs so massenhaft vorkommen, wie die zugeschlagenen kleineren Feuersteinmesser und Schaber der braunschweigischen Thalsande. Die schön geformten und facettierten Steinhämmer, jene mit verdickten Stellen um

Jadeitbeile aus dem Braunschweigischen.



Fig. 23.

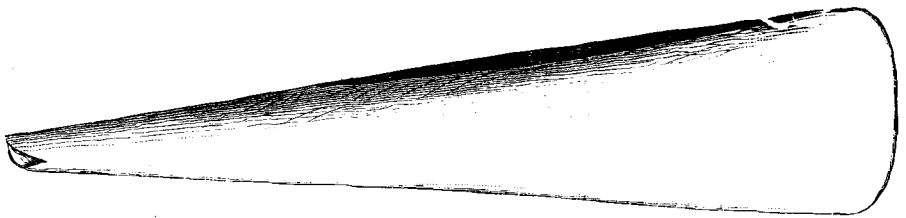


Fig. 24.

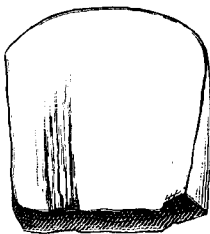


Fig. 25.

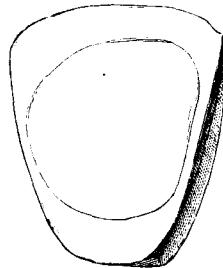


Fig. 26.

Fig. 23 bis 24. Edelbeil von Seitelde, 45 cm lang. Altertumsverein Wolfenbüttel. —  
Fig. 25. Jadeitbeil von der Afse. Mineralog. Kabinett der Technischen Hochschule. —  
Fig. 26. Jadeitbeil von Rhoden bei Hornburg.

das Schaftloch und die mit Nähten, sie stammen aus Thüringen, wo eine bedeutende Steinzeitkultur sich entwickelt hatte, die nach Norden und Süden ihre Waren abgab. Andererseits hat der Norden, jenseits der unteren Elbe, nur ganz bestimmte Typen von Feuersteinbeilen, Dolchen mit vierkantigem Griff (vergl. Fig. 18) und Spitzhämmer, meistens größere Stücke, geliefert. Der Norden erzeugte in geradezu ungeheurer Menge diese größeren Feuersteingeräte, während bei uns mehr die kleineren angefertigt wurden. Es ist damit aber nicht gesagt, daß nicht einzelne Stücke auch bei uns, wo der Feuerstein

vorhanden war, selbst angefertigt wurden, nur zeigen sie nicht die vollkommene Technik wie die nordische Ware<sup>1)</sup>. Ausschlaggebend nach der Frage über die Einfuhr oder heimische Herstellung solcher Geräte bleibt stets auch der Stoff. Hämmer und Beile aus Gabbro, welchen die Radau und Oker vom Harze herabschwemmten, sind sicher heimischer Art und wo wir, wie das oft der Fall, unvollendete oder wegen fehlerhafter Arbeit fortgeworfene Stücke finden, da sind sie auch hier angefertigt worden. Wir besitzen schöne, bei uns gefundene Steinhämmer mit angefangenen, aber nicht vollendeten Bohrlöchern, auch solche, die beim Bohren zersprangen, und wenn nun fertige Stücke dieser Art sich bei uns finden, so ist sicher heimische Herstellung anzunehmen. Dahin gehört z. B. die 15 cm lange Art aus Grünsteinschiefer (Fig. 17) mit einem zersprungenen und einem angefangenen Bohrloche, die bei Bornum am Elbe gefunden wurde und jetzt im Städtischen Museum liegt.

Fragen wir nach dem Kulturzustande, den die Bewohner unseres Landes in der neolithischen Zeit erreicht hatten, so giebt auch hier ihr erhaltener Nachlaß einige Auskunft. An der Hand der Funde läßt sich nachweisen, daß in der jüngeren Steinzeit die Bewohner Niedersachsens nicht bloß die Jagd verstanden und manches jetzt ausgestorbene große Jagdtier erlegten, sondern daß sie auch schon Haustiere besaßen. Ob diese ursprünglich von ihnen alle gezähmt, ob sie ihnen von anderen Völkern zugeführt, ob sie selbst sie etwa als Einwanderer aus fremden Ländern mitbrachten, das sind Fragen, auf die es nur sehr mutmaßliche Antworten giebt. Aber die Funde beweisen das Vorhandensein der Haustiere und namentlich die Einhornhöhle bei Scharzfeld am Harze, die von Dr. C. Struckmann eingehend untersucht und beschrieben wurde<sup>2)</sup>, giebt uns Auskunft über die gezähmten Haustiere. Es waren in der Steinzeit zwei verschiedene Arten des Haushundes bekannt, der Torfhund (*Canis familiaris palustris*), welchem der Bronzehund (*Canis familiaris matris optimae* Jeitteles) folgte und der in der Einhornhöhle sehr zahlreich auftritt. Unser Hausrind (*Bos taurus*) war ebenfalls schon Haustier, das als Nachkomme des Urs frühzeitig gezüchtet wurde; daß beide, die zahme wie die wilde Form, nebeneinander gelebt haben, beweisen die zahlreichen Knochenfunde beider zusammen mit mannigfachen Geräten aus Stein, Thon und Knochen in der oberen Schicht der Einhornhöhle. Auch ein zweites gezähmtes Rind, die Torfkuh (*Bos brachyceros*), lebte in vorgeschichtlicher Zeit neben dem gewöhnlichen Hausrind und in ihr sieht man die Stammform unseres Braunviehs. In Bezug auf das Hauspferd und das Hauschwein ist es nicht zweifelhaft, daß beide durch Züchtung aus den bei uns heimischen wilden Formen hervorgingen, während die Hauskatze ein spät eingeführter Fremdling ist, der nichts mit unserer Wildkatze zu thun hat. Das Hauschaf, die Hausziege und das Huhn

1) A. Göze, Über neolithischen Handel. In der Bastian-Festschrift, Berlin 1896.

2) Archiv für Anthropologie, Band XIV und XV. Zeitschrift des histor. Ver. für Niedersachsen 1895.

sind schon in vorgeschichtlicher Zeit aus dem Südosten zu uns gelangt, keineswegs aus heimischen Formen bei uns hervorgegangen. Das älteste Herdentier war bei uns das Rentier, wie noch jetzt bei den Lappen, dann folgte die Zähmung des Pferdes und mit der festen Besiedelung die des Urochsen, der der Stammvater unseres Kindes ist.

Sehen wir so den neolithischen Menschen bei uns schon als Viehzüchter und daher ansässig, so lassen sich auch die Spuren des Ackerbaues nachweisen. Häufig genug sind die Klopffsteine, die Läufer und Mahlstene aufgefunden worden, die mit ihren abgeriebenen Flächen auf das Zerquetzen des Getreides hinweisen (Funde von Hessen am Fallstein im Städt. Museum), wie es heute noch bei Naturvölkern geschieht. Daß der Mensch der Steinzeit bei uns in größeren Mengen beisammen wohnte, ergibt sich aus den vielen über das ganze Land zerstreuten Funden aus jener Periode; nur in einem geordneten Zustande lebende, von einem Willen geleitete Menschen vermochten so riesige Bauwerke, wie die Rübbsensteine, zu errichten. Auch technische Geschicklichkeit besaß er, wie die schön gearbeiteten Waffen und Geräte aus Stein beweisen; künstlerische Veranlagung war ihm nicht fremd, wie aus der eigentümlich entwickelten und mit Verständnis angewendeten Ornamentierung mancher Gegenstände, namentlich der Gefäße, hervorgeht; daß er Handel trieb, sicher Tauschhandel in jener Zeit, wurde schon nachgewiesen. So hatte der alte Braunschweiger der neolithischen Periode, gleich seinen Nachbarn, schon damals eine vergleichsweise nicht unbedeutende Kulturstufe gegenüber seinem paläolithischen Vorgänger erstiegen, die sich wesentlich steigerte, als er mit den Metallen bekannt wurde. Aber auch für die neolithische Zeit bleibt die Frage ungelöst, die wir bei der paläolithischen aufwarfen: Sind die damaligen Bewohner desselben Stammes gewesen, wie die heutigen, sind letztere ihre Nachkommen? Wer behauptet, sie seien Menschen anderen Stammes gewesen und durch Einwanderer ersetzt worden, dem fällt die Last des Beweises zu und ein solcher ist bisher nicht erbracht.

**Die Bronzezeit.** Während nun bei uns noch die Steinzeit herrschte und die Bewohner Norddeutschlands in einem urwüchsigen Zustande verharrten, hatte in den Mittelmeerländern sich bereits die mit der Kenntnis der Metalle verknüpfte höhere Kultur entwickelt. Von dort aus wurde uns auch die Metallindustrie übermittelt, die zunächst durch Händler sich bis nach Skandinavien erstreckte und überall Fortschritte im Gefolge hatte. Die Steinzeit wurde von der Metallzeit abgelöst, wenn auch noch längere Zeit Steingeräte neben denen aus Metall im Gebrauche verharrten. Das älteste Metall, welches zu uns gelangte, war die Bronze, vielleicht schon 1000 Jahre und länger vor unserer Zeitrechnung, bis dann die Bronze wieder durch das Eisen abgelöst wurde. Mit dem Auftreten der Bronze gehen bedeutende Änderungen vor sich; Waffen, Geräte, Werkzeuge werden aus ihr zunächst gegossen, ein eigentümlicher Stil entwickelt sich, Ornamente treten auf und später folgen dann auch getriebene Bronzen. Auch auf die Formen der thönernen Gefäße erstreckt sich der Einfluß der Bronzezeit; in erstaunlicher Menge wurden Urnen zur Bestattung der Reste verbrannter Leichen

im Lande hergestellt; allerdings ist die Töpferscheibe nicht bekannt, aber Formen und Verzierung der Urnen zeigen gegenüber Urnen der Steinzeit mannigfachen Fortschritt. Im wesentlichen handelt es sich aber bei den Bronzen unserer Gegenden zunächst nicht um solche, die in der Heimat hergestellt wurden, sondern hauptsächlich um eingeführte fremde Ware. Mag nun auch ein großer Teil der Bronzen, die wir bei uns finden, als Tauschhandelsware zu uns gekommen sein, so fehlt es doch nicht an Anzeichen, daß andere Bronzen in Norddeutschland auch gegossen wurden, zu denen man freilich das Rohmaterial, Zinn und Kupfer, sich erst verschaffen mußte. Für die umliegenden Länder — aber noch nicht für das Braunschweiger Gebiet — ist dieses sicher, da nicht nur die Gußformen und Gußzapfen, sondern auch halbfertige, noch mit den Gußnähten versehene Stücke gefunden wurden. Überall aber in unserm Lande ist die eigentliche Bronze der gefundenen Stücke nach dem klassischen Rezept von 9 Teilen Kupfer und 1 Teil Zinn zusammengesetzt, wobei geringe Mengen anderer Metalle, aus dem Rohmaterial stammend, beigemischt sind.

Es kommen jedoch, wenn auch vereinzelt, bei uns die sogenannten zinnarmen Bronzen vor, ja Geräte der Bronzeform bestehen ganz aus Kupfer, ohne eine Spur von Zinn. In manchen europäischen Ländern häufen sich die Kupfergeräte so, daß man daraus auf eine der Bronze vorangehende Kupferzeit geschlossen hat, die aber in unserm Lande sich nicht nachweisen läßt. Aus zinnfreiem sogenannten Schwarzkupfer besteht die Doppelart von Börßum<sup>1)</sup> (Fig. 27), welche 29 cm lang ist und sich enge an die übrigen in Norddeutschland gefundenen Kupfergeräte dieser Art anschließt. Ihre Form und vor allem das überaus kleine Mittelloch, welches die Anbringung eines Stieles nicht zuläßt, haben den Archäologen viel Kopfzerbrechen verursacht. Am ansprechendsten erscheint uns noch die Meinung, gemäß welcher das Loch dazu gedient habe, diese Doppelgeräte, die lediglich als Kupferbarren zu betrachten wären, auf eine Schnur zu ziehen und so zu tragen. Die Art ist bei uns jedenfalls eingeführt und stammt nebst ihren Genossen wohl aus den Mittelmeerländern, wo ähnliche Arte gefunden wurden. Von zinnarmen Bronzen wurden auch einige gefunden, so der 10,5 cm lange Celt von Sommereschenburg (Fig. 28), mit 97,4 Proz. Kupfer, 2,8 Proz. Zinn, aber die übrigen Bronzen unseres Landes gehören, wie es scheint, in die Reihe der normalen Bronzen mit 90 Proz. Kupfer und 10 Proz. Zinn. Jener Celt ist aus der Gruppe der sogenannten Flachcelte, die zu den ältesten Metallgerätypen in unserer Gegend gehören und eine Weiterentwicklung der Steinbeile darstellen. Zu den ältesten Bronzetyphen, die durch den Handel in unser Land gebracht wurden, gehören auch die kurzen dreieckigen Dolche (Fig. 29), Waffen mit dreieckiger breiter Klinge, die zerstreut über einen großen Teil Europas vorkommen und als deren Heimat Italien gilt, wo sie verhältnismäßig häufig gefunden werden. Von solchen Dolchen sind drei Stücke bei Dettum, leider

<sup>1)</sup> Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1897, S. 41. Über diese Kupfergeräte vergl. M. Much, Die Kupferzeit, S. 80.

## Bronzewaffen und -geräte aus dem Braunschweigischen.

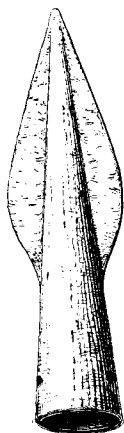


Fig. 32.

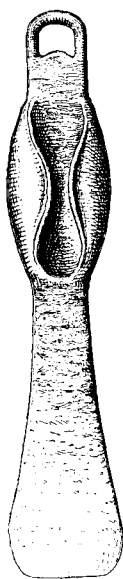


Fig. 33.

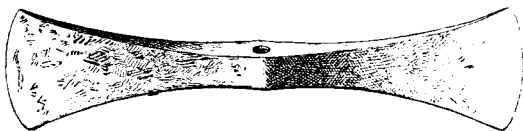


Fig. 27.

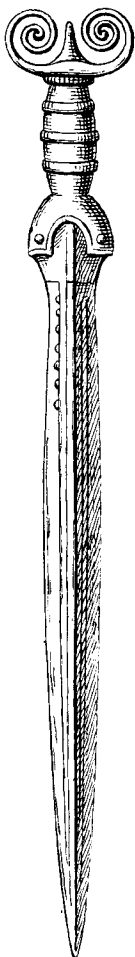


Fig. 31.

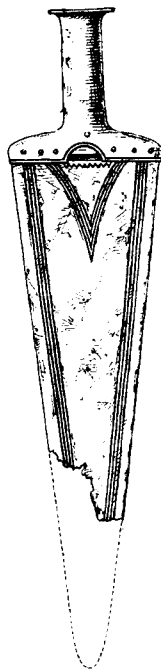


Fig. 29.

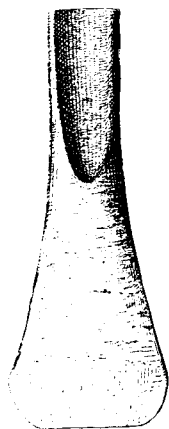


Fig. 28.

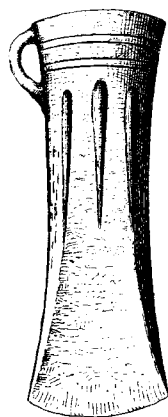


Fig. 34.

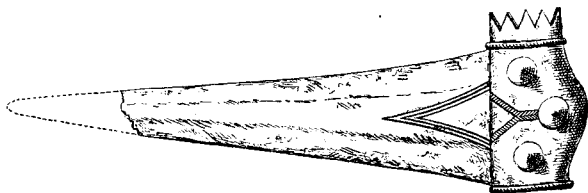


Fig. 30.

Fig. 27. Doppeltupferart von Börßum (Privatbesitz). — Fig. 28. Zinnarmer Flachcelt von Sommereschenburg. Städt. Mus. — Fig. 29. Dreieckdolch von Dettum. Städt. Mus. — Fig. 30. Schwertstab von Langenstein. Herzogl. Mus. — Fig. 31. Antennenschwert von Erleben. Städt. Mus. — Fig. 32. Lanzenspitze von Offleben. Städt. Mus. — Fig. 33. Celt aus Braunschweig. Städt. Mus. — Fig. 34. Hohlcelt mit Henkel vom Elme. Städt. Mus.



zerbrochen, aufgefunden worden und in das Städtische Museum gelangt. Es handelt sich wohl um einen sogenannten Depotsfund, den ein Händler mit Bronzedolchen vor langer Zeit bei Dettum barg. Der längste der Dolche ist 37,5 cm lang, wenn man die abgebrochene Spitze ergänzt; der flachrunde, mit kleiner Knopfsplatte versehene Griff ist mit breiter Ausladung an die Klinge angenietet. In bisher einem Exemplare, gefunden bei Langenstein unfern Blankenburg, sind die bronzenen Schwertstäbe, auch Kommandoärte genannt, bei uns vertreten, die in der Form ihrer Klinge sich den dreieckigen Dolchen anschließen (Fig. 30). Diese Klinge steht wagerecht vom verzierten Schaftkopfe ab, in dem stets drei Knöpfe, ursprünglich Nieten, sie festhalten. Die Form dieser Schwertstäbe ist immer sich gleich, so daß man sie auf eine Ursprungsquelle zurückführen darf. Sie dienten wohl mehr als Prunk- denn als eigentliche Waffen und waren sicher auf dem Handelswege in ältester Bronzezeit zu uns gelangt, ebenso wie verschiedene Arten von Bronzeringen, teils offen, einfache mit breitgehämmerten, aufgerollten Enden, die als Halsringe, teils kleinere, spiralförmige, die zum Schmuck für den Arm dienten.

Nur selten entdeckt man größere und bessere Bronzegeräte bei uns als Grabbeigaben; die Lebenden behielten sie als kostbare Stücke im Gebrauch und so findet man in den Begräbnisurnen jener Zeit gewöhnlich nur kleine, oft vom Leichenbrand verunstaltete Bronzebeigaben. Die Waffen, Geräte, Schmuck- und sonstigen Gebrauchsstücke aus Bronze wurden bei uns entweder und seltener als sogenannte Depotsfunde oder häufiger als Einzelfunde entdeckt. In ihren Formen schließen sie sich jenen Bronzesachen an, die aus Hannover, der Provinz Sachsen und auch im Norden bekannt sind. Die Schwerter dieser Zeit unterscheiden sich durch schlanke, lange Form wesentlich von den älteren Breitdolchen und durch die in der Längsachse verstärkte Klinge, die nicht immer wie bei den Dolchen durch Nieten mit dem Griffe verbunden ist, sondern gewöhnlich in einer Angel ausläuft, auf welcher der Griff sitzt. Allzu viele Bronzeschwerter sind in unserm Lande nicht gefunden worden, von denen ich hier nur das schöne „Antennen Schwert“ (Fig. 31) von Exleben an der Aller, östlich Helmstedt, anführen will. Das fast einen halben Meter lange Schwert führt seinen Namen nach dem wie Fühlhörner (Antennen) eines Insektes an beiden Enden nach innen zurückgekrümmten Ausläufern des Knopfes. Die zweischneidige schiffsblattsförmige Klinge ist in der Mitte durch eine Rippe verstärkt, an welcher zwei verzierte Linien hinlaufen. Diese Antennenschwerter haben einen sehr weiten Verbreitungsbezirk, sie kommen von Etrurien bis Norddeutschland und Schweden, und vom Rhonethal bis Ostpreußen vor. Ihr Ausgangspunkt ist in Mittelitalien zu suchen. Sie bezeichnen überall dieselbe Kulturperiode, die am Ende der Bronzezeit nach dem Übergange zur Eisenzeit steht. Auch bronzene Lanzenspitzen mit weiter Tülle und starker Mittelrippe fehlen in unserm Lande nicht (Fig. 32). Die Celte, welche nicht selten gefunden werden und von sehr verschiedener Art sind, waren meist Gebrauchsgegenstände, dienten als Beile, konnten aber auch als Waffen benutzt werden. Ihre Form schließt zunächst an die schon oben erwähnten Flachcelte an und

entwickelt sich aus diesen weiter. Der Rand wird erhöht und bildet in der Mitte zusammengekrümmte Lappen, die zur Befestigung des Stieles dienten; weiter brachte man einen Henkel an, der gleichfalls zur Befestigung benutzt wurde; endlich entwickelte sich der Hohlcelt, welcher mittels einer Tülle auf den rechtwinklig gebogenen Stiel aufgesteckt und mittels einer Öse noch daran festgebunden wurde. So haben wir Flachcelte, Lappencelte, Henkelcelte, Hohlcelte, die auch in verschiedenen Zwischenstufen vorhanden sind (Fig. 33 und 34). Messer mit gekrümmten Klingen gehören gleichfalls zu den eingeführten Stücken, desgleichen einfache und mit Verzierungen, Kerben oder Buckeln versehene geschlossene oder offene Armringe. Daß man in der Bronzezeit das Haar schmückte, beweisen die oft verzierten Haarnadeln. Der jüngeren Bronzezeit gehört wohl ein in seinem ganzen Typus und seinen Verzierungen, verschlungenen Bändern und Bogen auf den Norden deutendes schalenartiges Hängegefäß von 19 cm Durchmesser an, das am Elz gefunden wurde. Noch jünger, schon dem Übergange zur Eisenzeit angehörig, ist das eimerartige Bronzegefäß, welches bei Rode im Hasenwinkel



Fig. 35.

Fig. 35. Bronzegefäß von Rode. Sammlung Saul.



Fig. 36.

Fig. 36. Wendelring von Bienenburg (restauriert). Städt. Mus.

ausgegraben wurde, 23,6 cm hoch und mit eisernem, einst eingietetem Henkel versehen ist (Fig. 35). Der Form nach gehört dieses Seidel (Situla) der Hallstattzeit an; es enthielt aber eiserne Lanzenspitzen und eiserne Fibeln, die schon auf die Eisenzeit hinweisen. Der Ursprung des Bronzeimers ist im Süden, in Norditalien, zu suchen; er ist nicht, wie die älteren Bronzegeräte, gegossen, sondern aus zwei Bronzeblechstücken zusammengesetzt, was gleichfalls ein

Kennzeichen der jüngeren Bronzezeit ist <sup>1)</sup>. In die spätere Bronzezeit sind die schon einen bedeutenden Fortschritt in der Gußtechnik aufweisenden sogenannten doppeltgewundenen Wendelringe (Fig. 36) zu verweisen. Von ihnen wurde bisher nur ein Exemplar (im Städt. Museum) bei Vienenburg gefunden, leider in ganz verbogener, in der Zeichnung aber wieder hergestellter Form. Wir kennen diese Ringe mit wechselnder Torsion aus dem skandinavischen Bronzegebiet, aber auch aus Hessen und Westfalen.

**Die Begräbnisurnen.** Unter den Flurnamen unseres Landes begegnen uns häufig die Bezeichnungen Gräwelen, Gropenberg, Heidenkirchhof, Hünenkamp und ähnliche. Sie alle weisen auf die zahlreichen vorgeschichtlichen Begräbnisstätten und Urnenfriedhöfe hin, welche über das ganze Land verbreitet sind und deren Inhalt, soweit sie erforscht wurden, jetzt in unseren Museen geborgen liegt. Eine gliedernde und zusammenfassende Arbeit, welche sich namentlich mit der Zeitbestimmung der verschiedenen Gräberfunde befaßt, ist nicht vorhanden, so daß auch im Nachstehenden eine genauere Sichtung nach Zeitperioden nicht versucht wird, denn nicht immer ist bei den Urnen, namentlich wenn keine kennzeichnenden Beigaben vorhanden sind, festzustellen, ob sie noch der Bronzezeit oder schon der Eisenzeit angehören <sup>2)</sup>.

Gegenüber der früheren Begräbnisart der Steinzeit, in welcher wir die Beisetzung der Leichen in Steinkisten gefunden haben, zeigen die Urnenfelder eine durchaus andere Bestattungsweise: der Leichenbrand hat Platz gegriffen und die gesammelten Knochenreste oder Teile derselben wurden in Urnen aus Thon der Erde übergeben. Wann diese Art der Bestattung aufkam, ob sie mit einem neuen, hypothetischen, nach der Steinzeit einrückenden Volke erfolgte, darüber gehen die Ansichten auseinander, doch müßte dieses gewiß sehr viele Jahrhunderte vor unsrer Zeitrechnung erfolgt sein.

Die Urnen sind stets mit der Hand, nicht mit der damals noch unbekannten Töpferscheibe geformt, dabei aber in der Form mehr oder minder genau, oft so symmetrisch, daß bei der Herstellung an ein Strichbrett oder eine zugeschnittene „Lehre“ gedacht werden muß. Als Stoff dienten die bei uns weit verbreiteten sandigen Thone, die mit ihrem Inhalt an Grus und kleinen Gerandstückchen, ohne Schlemmung, verwendet wurden. Wohl über offenem Feuer brannte man diese Urnen, wobei, je nach dem Brande, ein mehr oder minder hoher Grad von Festigkeit erreicht wurde. Die Farbe ist hellrötlich bis dunkel schwarzbraun, je nach der Menge des Eisengehaltes in dem verwendeten Thon. Die Urnen, welche auch „Aschenurnen“ genannt werden — wohl nach der Vorstellung, daß der Mensch zu Asche werde —, enthalten niemals solche, sondern nur gebrannte Knochenstücke, unter denen man oft noch einzelne Skeletteile unterscheiden kann.

<sup>1)</sup> Einen sehr guten, zusammenfassenden, hier benutzten Bericht über „Bronzen aus dem nördlichen Teile des Landes Braunschweig“ mit Abbildungen lieferte Th. Voges in „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs“, Festschrift, 1898, S. 69 und Tafel IV.

<sup>2)</sup> Vergleiche über die Urnenfelder Braunschweigs die hier benutzten Aufzüge von Th. Voges im Braunschweigischen Magazin 1897, S. 134 ff.

Selten füllen sie die ganze Urne, deren oberer Teil oft Sand und Erde enthält, und ob sie jedesmal die Reste eines ganzen Menschengерippes aufnahmen, ist mehr als fraglich. Neben den gebrannten Knochenresten fanden sich in unseren Urnen oft auch Beigaben, die teils dem Brande mit ausgesetzt waren, teils ohne solche Zerstörung dem Toten mitgegeben wurden. Daher stammen Spangen, Messerchen, Kämme, Wirtel, Beschlüge, Perlen, die für die Zeitbestimmung der Urnen von Wichtigkeit sind.

Die meisten Urnen sind von einfacher Form und unverziert; eine große Anzahl zeigt aber auch Verzierungen und Formen, mit oder ohne Henkel, die schon auf einen geläuterten Geschmack hinweisen. Formen wie Verzierungen sind wichtige Fingerzeige für die Zeitbestimmung der Urnen und es läßt sich in beiden ein Fortschritt von der Steinzeit bis in die Metallzeit nachweisen. Man kann von einer keramischen Kunst reden, die bereits in der Steinzeit einsetzte, wo man damit begann, die Flächen der frisch modellierten, noch feuchten Urnen mit Streifen, Punkten, Strichen, Dreiecken in mannigfachen Formen zu verzieren, und wo auch schon die Einreibung der so entstandenen Muster mit weißer Farbe (Gips) erfolgte. Die Urnenmuster haben eine weite Verbreitung und kommen in ähnlicher Art mindestens durch einen großen Teil von Europa und darüber hinaus vor. Eine besondere Form der Urnen, die den bekannten Hausurnen sich anschließen, sind die auch bei uns vorkommenden Thürurnen; das Grabgefäß ist meistens ohne obere Öffnung mit einer viereckigen thürartigen Öffnung an der Seite, die durch eine Thonplatte geschlossen ist, gehalten durch eine Querstange. Die merkwürdigsten Beispiele dieser Art sind die dicht an unserer Landesgrenze bei Gilsdorf am Fuß von August Basel ausgegrabenen Urnen, die eine Zusammenfassung von Gesichts- und Thürurnen zeigen, ein bisher ganz einziges Vorkommen (Fig. 37). Sie zeigen oben einen rohen menschlichen Kopf mit Nase und Augen, aber ohne Mund. Der Deckel sitzt in Gestalt einer Mütze auf, am Bauche befindet sich die viereckige Thür mit Falz, vor welche die schließende Thonplatte gelegt und mit einem als Querriegel dienenden, in zwei seitliche Löcher eingreifenden Stabe geschlossen wurde. Wie bei den meisten pommerellischen Gesichtsurnen fehlt auch bei den Gilsdorfer Gefäßen der Mund, was wohl auf die Vorstellung schließen läßt, daß dem in der Urne Bestatteten dieser auf ewig geschlossen ist. In den 68 bei Gilsdorf ausgegrabenen Gräbern sind auch noch Urnen anderer Art gefunden worden, welche Bronzeringe und Nadeln, eine blaue Glasperle und auch Eisenstückchen bargen, so daß danach das große Urnenfeld der Periode des Überganges von der Bronze- in die Eisenzeit zugewiesen werden kann<sup>1)</sup>.

In verschiedener Art sind die Urnen der Erde übergeben worden. Da sind zunächst die Flachgräber, die von außen her nicht zu erkennen sind und die nur durch Zufall beim Graben und Pflügen erkannt werden. Die Urnen, eine oder mehrere, stehen nicht tief unter der Erde in einer sie schützenden Verpackung aus

<sup>1)</sup> Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1894, S. 52.

Steinen, und wenn diese künstlich zusammengesetzt aus Platten errichtet ist, so entsteht eine kleine Steinkiste, ähnlich jener aus der Zeit der Skelettgräber. Diese Art der Beisetzung der Urnen in Flachgräbern ist aber bei uns die seltenere. Besonders charakteristisch sind dafür die von A. Basel aus dem nahe östlich von Beierstedt gelegenen Felde ausgegrabenen vielen Urnen in regelmäßigen Steinkisten, letztere von etwa 85 cm Länge, 55 cm Breite und 50 cm Höhe. Im ganzen konnte Basel zwischen 70 und 80 Urnen ausgraben, die eine sehr mannigfache Größe und Gestalt aufweisen. Sie sind seltener verziert und mit Deckeln und Henkeln versehen, oft einem ganz einfachen Topfe gleichend (Fig. 38 und 39). Dabei zahlreiche kleinere, meist gehentelte thönerne Beigefäße. Als Beigaben fanden sich Nadeln, Messer, Ringe, Perlen von Bronze und Eisen, welche durch

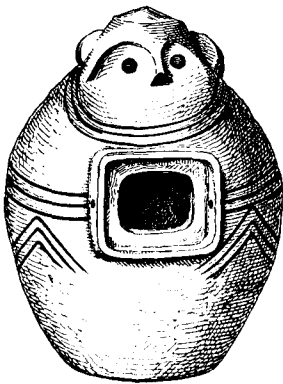


Fig. 37. Gefäßurne mit  
Thürverschluß von Gilsdorf.  
Herzogl. Museum.

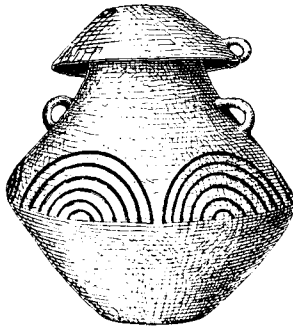


Fig. 38. Henkelurne mit  
Deckel von Beierstedt.  
Herzogl. Museum.

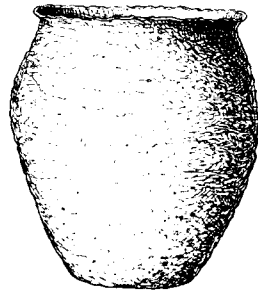


Fig. 39. Topfurne von  
Beierstedt. Herzogl.  
Museum.



Fig. 40. Bronzemeser von  
Beierstedt. Herzogl. Museum.



Fig. 41. Schwanenhalsnadel von  
Beierstedt. Herzogl. Museum.

Stoff und Form darauf hinweisen, daß das große Beierstedter Urnengräberfeld in die Übergangszeit von der jüngeren Bronzezeit zur La Tène-Eisenzeit gesetzt werden kann. Dahin gehören die Bronzemeser (Fig. 40) und eine 17,5 cm lange Schwanenhalsnadel mit vertieftem Kopfe (Fig. 41)<sup>1)</sup>.

Häufiger sind in unsrer Gegend die Hügel- oder Regelgräber, die einst massenhaft vorhanden waren, wie aus alten Berichten hervorgeht, aber meist ausgegraben und eingeebnet worden sind; nur im Lappwalde, in der Marienborner Gegend, kommen sie jetzt noch häufiger vor. Bei ihnen steht die Urne

<sup>1)</sup> Weigel, Das Gräberfeld von Beierstedt. In Nachr. über deutsche Altertums-  
funde 1892, S. 86. — Voges, Die Ausgrabungen in Beierstedt. Harzzeitung 1894,  
S. 575.

auf dem natürlichen Boden, entweder in einer Steinpackung oder ohne dieselbe und darüber errichtete man dann den mehr oder minder hohen Grabhügel. Auch umgab man die Hügel mit einem Kranz von Steinen, wie dieses z. B. ehemals auf dem Blauberge bei Schöningen der Fall war. Endlich ist als dritte Art der Urnenbeisetzung die freie zu erwähnen. Man vergrub sie, ohne eine Steinpackung, oder ohne einen Hügel aufzuwerfen, einfach in den Boden, manchmal in Reihen zusammen, und diese einfache Beisetzungsart ist bei weitem die häufigste gewesen.

Nach den Beigaben zu schließen gehört das bei Lauingen, nach dem Kieselberge sich hinziehende Urnenfeld schon in die La Tène-Zeit. Dort fand man unter niedrigen Hügeln zahlreiche, einfache braune Dedelurnen, welche Bronzefibeln vom La Tène-Typus (Fig. 42), aber auch Eisensibeln derselben Zeit enthielten, welche wenigstens über die Periode, in welche die Lauinger Urnen gehören, Zweifel nicht aufkommen lassen. Auch das Urnenfeld vom Schwarzen Berge bei Helmstedt mit den unverzierten Dedelurnen, das 1824 entdeckt wurde, enthielt Bronze- und Eisensibeln, welche es der La Tène-Zeit zuweisen. Ebenso gehören die Urnen, welche seit dem Jahre 1778 bis in die neuere Zeit aus den mehr als hundert Grabhügeln zwischen Velm und Langeleben im Elme

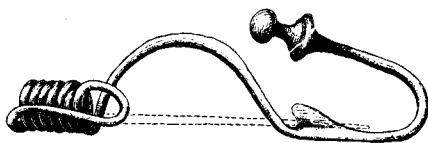


Fig. 42. Bronzefibel von Lauingen.  
Städt. Museum.

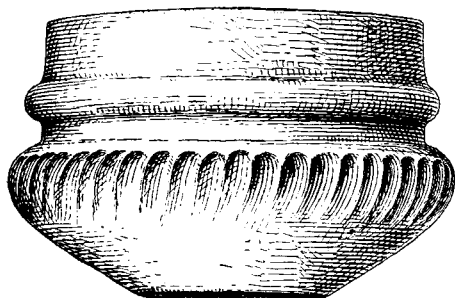


Fig. 43. Urne von Langeleben.  
Städt. Museum.

(Fig. 43) ausgegraben wurden, wohl der La Tène-Zeit an. Die Hügel waren bis mehr als 3 m hoch und in ihnen standen die mit den Knochenresten gefüllten, meist sehr einfachen, teils napf-, teils topfförmigen Urnen mit nur geringen Beigaben, die aber einige Schlüsse auf die Zeit der Begräbnisstätte gestatten; darunter eine nicht gegossene, sondern aus Blech zusammengefügte Bronzeröhre und eine mit konzentrischen Ringen verzierte Knochenscheibe, wie sie auch anderweitig vorkommt, so in den Urnen von Darzau bei Dannenberg, die in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt fallen.

Anschließend an die Bestattung der verbrannten Knochen in Urnen ist eine Form der Beisetzung zu erwähnen, die auch auf Leichenbrand beruht, aber den Resten weder den Schutz einer Steinkiste noch einer Urne zukommen ließ. Diese Form findet sich bei den etwa 200 Begräbnishügeln, die H. Langerfeldt in den Wäldern bei Hohenassel (Amt Salder) entdeckte und teilweise ausgrub. Die

Erdbügel hatten 0,5 bis 2,3 m Höhe und einen wechselnden Durchmesser von 3,4 bis 11 m. Ohne jeden Schutz lagen unter dem Hügel Knochenreste, Asche und Kohlen auf der Sohle des Bodens, die deutlich durch ihre Brandspuren bewies, daß der Tote hier an Ort und Stelle verbrannt und über den Resten alsdann der Hügel aufgeschüttet wurde. Die einzigen Beigaben waren verzierte Urnen und in einer derselben ein kleines Bronzestückchen; beides leider verloren<sup>1)</sup>.

Überblicken wir noch einmal die freilich sich über einen gewaltigen Zeitraum erstreckende Periode, welche bei uns durch das Auftreten der Bronze und die großen Urnenfelder gekennzeichnet wird, so ist der Unterschied in kultureller Beziehung gegenüber der Steinzeit ein gewaltiger. Wir haben es mit einer ziemlich dicht wohnenden festhaften Bevölkerung jetzt zu thun, die in geschlossenem Gemeinwesen zusammen lebte; der Beweis dafür ist in den bei ihren Wohnsitzen angelegten, durch viele Geschlechter benutzten großen Begräbnisstätten zu suchen. Und all die Waffen, Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, die wir als Funde im Braunschweiger Lande anführen konnten, deuten doch auf eine Behäbigkeit und Verschönerung des Lebens, die ein weit höheres Kulturbild von den Bewohnern des Landes aufweist, als die Jahrhunderte späteren Berichte der Römer uns ergeben, die von ihrer hohen Warte auf die damals schriftlosen „Barbaren“ Germaniens herablickten. Und wenn uns der Handel aus dem Süden so viele schöne, kunstvoll gearbeitete Gegenstände brachte, so mußten die Menschen unserer Bronzezeit auch einen Tauschartikel als Gegengabe bieten können. Sehr entwickelt war die Töpferei, denn die Zahl der verzierten und unverzierten, bisher ausgegrabenen Urnen ist eine gewaltige. Freilich, eigentliche Metallarbeiter waren unsere damaligen Vorfahren noch nicht, so gerne sie auch die eingeführten Metallgeräte benutzten: der Rohstoff dazu fehlte.

**Die Eisenzeit.** Schon bei der Beschreibung der Urnenfelder ist wiederholt das Eisen unter den Grabbeigaben erwähnt worden, das, meistens in kleineren Stücken, Schmucksachen u. s. w. vorkommend, zeigt, wie allmählich das Eisen sich der Bronze beizugesellen beginnt, um dann zur Herrschaft zu gelangen. Wiewohl wir Schätzungen darüber besitzen, wie lange die Stein-, wie lange die Bronzezeit gedauert haben mag, so sind diese in die Jahrtausende v. Chr. zurückweichenden Schätzungen doch so unsicher und sich einander so widersprechend, daß wir lieber ganz auf die Anführung von Jahreszahlen verzichten. Für das Eisen liegt aber die Sache anders und es kann wohl angenommen werden, daß es um die Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung in unserer Gegend allgemein bekannt war. Auch die Kenntnis dieses Metalls stammt aus dem Süden. Der deutsche Osten erhielt seine Eisenkenntnis früher als wir, aus der sogenannten Hallstattkultur, während wir unter dem Einflusse der La Tène-Kultur mit diesem Metalle bekannt wurden. Sie trägt ihren Namen nach einer hervorragenden Fundstelle kennzeichnender Eisengeräte, der Untiefe La Tène am Neuenburger See, und wird wieder in verschiedene Zeitperioden geteilt, die

<sup>1)</sup> Braunschweigisches Magazin 1852, Nr. 20.

auch mehr oder minder an den Braunschweiger Funden sich nachweisen lassen. An manchen Orten können wir auf den Begräbnisplätzen beobachten, wie diese neue Kultur nach und nach vorzuherrschen beginnt. Zuerst erscheinen in den Gräbern Urnen von Bronzealterform und neben alten Bronzen einzelne Eisensachen; bald mehrt sich die Zahl derselben und schließlich erfahren die Formen der Urnen und die Begräbnismethode mancherlei Änderungen, Eisen- und andere Sachen im La Tène-Typus herrschen vor: eine neue Kulturperiode ist eingetreten. Dieser allmähliche Übergang läßt sich hauptsächlich an der Unterelbe verfolgen, in Brandenburg, in der Provinz Sachsen, im Braunschweigischen und im östlichen Hannover. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren es Handelsverbindungen, durch welche die neuen Formen und das fremde Metall sich verbreiteten. Ein neu einwanderndes Volk aber war es nicht, welches in Norddeutschland die Eisenkultur entwickelt; ein entscheidendes Argument gegen eine solche Annahme liegt darin, daß die Begräbnisweise, Leichenbrand mit Beisetzung der Knochenreste in Urnen, dieselbe blieb.

Da nun die La Tène-Kultur unzweifelhaft ganz, jene von Hallstatt wohl größtenteils von Kelten getragen wurde, so ist diesem Volke, nach Undsets Untersuchungen, die Einführung des Eisens in Norddeutschland zu verdanken<sup>1)</sup>. Ob aber die Kelten selbst in unserer Gegend waren, ist sehr fraglich, wie in folgenden Abschnitten gezeigt werden soll, jedenfalls aber haben sie unser Land mit dem Eisen bekannt gemacht, dessen älteste Funde bei der Beschreibung der Urnenfelder uns entgegentraten.

**Die Burgwälle.** Es folgt jetzt eine Gruppe vor- oder frühgeschichtlicher Denkmäler unserer Heimat, deren Zeitbestimmung eine sehr schwankende ist und die wir bald in die älteren Perioden, bald in die Periode des Übergangs vom Heidentum zum Christentum gestellt sehen. Die Burg- oder Ringwälle, von denen hier die Rede sein soll, sind nur im Zusammenhange mit den übrigen der Nachbarländer, ja des ganzen Deutschlands oder Mitteleuropas, zu beurteilen, soviel Verschiedenheiten in Bezug auf Anlage und Zweck im einzelnen auch vorliegen mögen. Als Schuster im Jahre 1869 sein Werk über die alten Heidschanzen Deutschlands schrieb, in denen er ein großartiges, zusammenhängendes, nach einem Plane errichtetes Schanzen-system erkennen wollte, konnte er im ganzen 350 Werte nachweisen; jetzt beträgt die Zahl der innerhalb der Grenzen Deutschlands bekannten Rund- und Burgwälle weit über 1000, und wie man längst Schusters „Schanzen-system“ aufgegeben hat, ist man jetzt zu einer verständigen Lokalisierung bezüglich des Zwecks der alten Bauten übergegangen und hat sie verschieden beurteilt, wiewohl der Gesichtspunkt der Befestigung stets der wichtigste geblieben ist. Nicht ein System, nach einem Willen und Gesichtspunkte über ganz Deutschland errichtet, liegt vor und auch die Zeit der Entstehung ist eine sehr verschiedene. Wir haben sicher Schanzen, deren Grundlagen in die neolithische Zeit hineinreichen

<sup>1)</sup> Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. Hamburg 1892. S. 342.



während die Errichtung anderer im 11. und 12. Jahrhundert noch unter den Augen christlicher Glaubensboten vor sich ging, die ihr Missionswerk unter deutschen und wendischen Heiden betrieben<sup>1)</sup>. Bei manchen läßt sich die Fortentwicklung auf einer steinzeitlichen Grundlage bis in frühgeschichtliche Zeit nachweisen, aus anderen haben sich mittelalterliche Burgen entwickelt, wie z. B. bei uns die Elmsburg über Zwiefflingen.

Unsere Burg- oder Ringwälle, unter denen sich sehr schöne Beispiele ihrer Art befinden, stellen sich als Fortsetzung jener dar, die in Hannover und in der Wesergegend vertreten sind. Das Volk bringt sie in Zusammenhang mit den „Hünen“, wie die niederdeutsche Form für das hochdeutsche „Heune“ lautet; denn diese Riesen sollen, der Sage nach, die Burgen errichtet haben, über deren Herstellung und Zweck das Volk keine Überlieferung besitzt. Zu nennen sind hier die Burgen bei Altenhagen und Gebhardshagen in den Lichtenbergen, die Schalksburg im Oder, der Ringwall von Walmoden bei Lutter a. B., die Reitlingsburgen im Elme, die schöne Hünenburg bei Watenstedt (Amt Schöningen) und andere. Da nur bei den wenigsten Ausgrabungen gemacht wurden und selbst gute Aufnahmen nur von einzelnen vorhanden sind, so ist über die Zeitbestimmung auch bei uns nichts Sicheres zu sagen. Nur die schönsten und am besten erhaltenen Burgwälle unserer Gegend sind näher untersucht, wenn auch noch nicht genügend.

Unter allen Burgwällen des Landes nehmen den ersten Rang ein die im Schutze der Buchenwäldungen schön erhaltenen, einen gewaltigen Eindruck machenden Wälle zu beiden Seiten des vom Westen her in den Elm einschneidenden Reitlingthales: der Burgwall auf der Nordseite und der Rugwall auf der Südseite desselben, beide wohl gleichalterige, einem Befestigungssystem angehörige Wälle (Fig. 44 a. f. S.)

Der Rugwall, auf dem südlichen Bergzuge gelegen, zieht sich in 300 m absoluter Höhe etwa 100 m über der Thalsohle, als ein teilweise von Doppelwällen umgebenes, gegen 500 m langes und an seinem breitesten südöstlichen Ende halb so breites, nach Nordwest zu verlaufendes Dreieck hin. Von ihm reichen drei zum Teil erhaltene Wälle nach Norden hin bis zur Wabe im Reitlingthale herab; von einem derselben wissen wir, daß er auch noch über dieselbe nach Norden zu hinausreichte. Weiterhin nach Norden, am Abhange des Burgberges, treffen wir alsdann auf einen kleinen, jetzt teilweise eingeebneten Rundwall den Wurtgarten (wōregāren), der aber jedenfalls jünger als die eigentlichen Burgwälle der Berge ist, da in seinen Fundamenten sich roh behauene Quadersteine gefunden haben, die ihn in eine verhältnismäßig späte Zeit verweisen. Vom Wurtgarten aus in nordwestlicher Richtung den steilen Burgberg emporklimmend treffen wir dann auf das gewaltigste Burgwerk unseres

<sup>1)</sup> Möglich, daß die Burgen der Sachsen, in denen große Menschenmengen gerade in unserer Gegend Schutz vor heranrückenden Feinden fanden, Burgwälle waren, wie Wattenbach annimmt. Widukind von Corvey (II, 17 und III, 52) erwähnt sie zu den Jahren 938 und 955.

Landes, den Reitlinger Burgwall, der mit Benutzung der natürlichen Bodenverhältnisse hier umsichtig angelegt ist und den von ferne eine alle anderen Bäume überragende, in seiner Mitte stehende Ulme andeutet. Der 315 m hoch gelegene Burgwall besteht aus einem unregelmäßigen Oval von 350 m Länge und 100 m Breite, das im Norden und Osten bis 7 m hohe aufgeschüttete Doppelwälle umgeben, während die an der Bergsteile gelegene Südseite nur einen niedrigen Wall zeigt. Im westlichen Teile der ganzen Befestigung liegt eine Art Citadelle, ein viereckiges Castrum, das nach Westen, Osten und Norden von Wällen umschlossen ist und im Süden mit dem Bergabhange zusammenfällt. Sie ist offenbar später in den Wall eingebaut, worauf nicht nur die viereckige Gestalt, sondern auch die an ihrer Basis gefundenen Ziegel deuten. Endlich, schon im Thale, liegen etwa 1 km nördlich vom Burgwalle die beiden stoff-

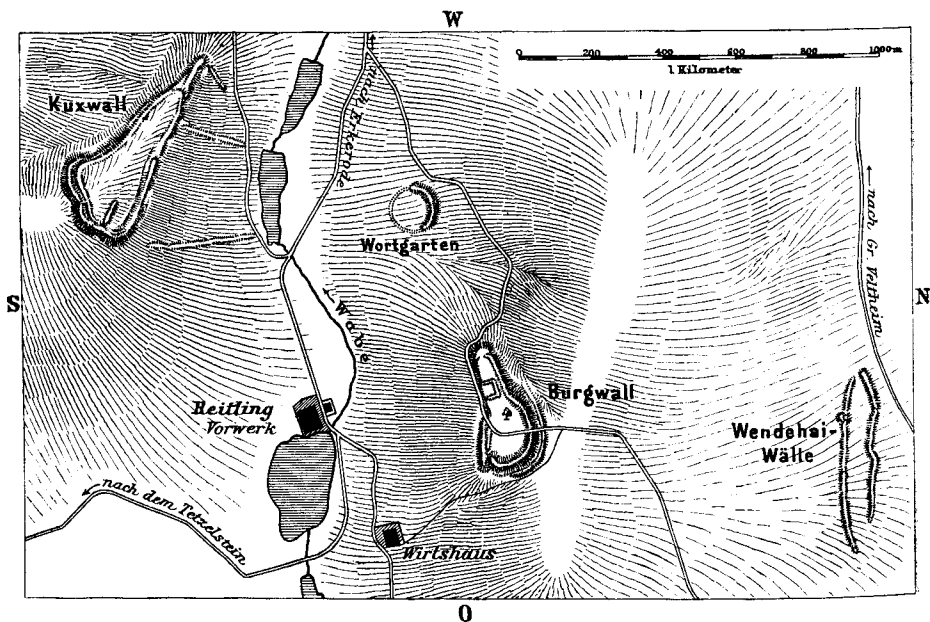


Fig. 44. Die Burgwälle am Reitling im Elm. Nach Lüthmann.

förmig übereinander aufgebauten und parallel zu einander verlaufenden Wendehaiwälle, die gegen 500 m lang und 100 m voneinander entfernt sind. Auch sie gehören zu der Gesamtheit der Reitlingbefestigungen. Der Stoff, aus dem diese Werke erbaut sind, ist fast durchweg der vom Elm dargebotene plattenförmige Wellenkalk, dem wenig anderes Gestein, wie es sich in der Nähe befand, hinzugefügt ist.

Nur mit Hilfe vieler gut organisierter Kräfte konnten solche riesigen Bauten fertig gestellt werden, sie deuten schon auf einen hohen Kulturzustand, auf ein geordnetes Staatswesen, wo nach einem Willen, nach einem Plane große Menschenmassen zu gemeinschaftlicher Arbeit befohlen werden konnten. Der Zweck liegt offen auf der Hand, die ganze, wohlbedachte Anlage auf den beiden

einander gegenüber liegenden hohen Abschlußbergen des Reitlingthales mit der Stirn nach Westen schützte das Reitlingsthal vor einem von dort her vordringenden Feinde; die Burgen und das Thal selbst mit seinem Quellwasser wurden zu einer Zuflucht- und Bergestätte der umwohnenden Bewohner und ihres Viehs gegenüber einem von Westen her andringenden Feinde. Daß hier eine verhältnismäßig dicht wohnende Bevölkerung zu schützen war, dafür sprechen auch die vorgeschichtlichen Funde der nächsten Umgebung. Beim Wurtgarten selbst wurden Urnen ausgegraben, desgleichen bei Erferode, Lucklum im Westen, bei Langeleben, Rähle, Lelm u. s. w. auf der entgegengesetzten Seite. Freilich, ob diese auch den Reitlingsburgen gleichaltig sind, darüber ist noch zu entscheiden. Ausgrabungen in unseren Burgwällen, die über das Alter derselben Auskunft geben könnten, liegen nur in sehr geringem Umfange vor<sup>1)</sup>.

An Bedeutung und Größe folgt auf die Reitlingsburgen die schön erhaltene Hünenburg bei Watenstedt an einem Vorsprunge des Heesberges, in deren langgezogenen Rundwall man hineinblickt, wenn man mit der Eisenbahn von Schöppenstedt nach Jerxheim fährt. Sie umfaßt einen mit Getreide bebauten Flächeninhalt von  $3\frac{1}{2}$  ha und ist bei 225 m Länge 175 m breit. Ihre Hauptachse erstreckt sich von Ost nach West und im Osten, wo der Ringwall an den Heesberg stößt, zieht sich der Erdwall hin, hier mit einer inneren Höhe von  $5\frac{1}{2}$  und mit einer äußeren von 3 m. Nach Westen und Norden zu fällt der Bergabhang steil ab, so daß hier ein Schutzwall nicht nötig wurde; so ist die Hünenburg auf künstliche und natürliche Weise befestigt. Daß sie in ihren Grundlagen, wenn auch nicht in ihrem ganzen Aufbaue in die vorgeschichtliche Zeit (La Tène) hineinreicht, ergeben die bei Ausgrabungen zu Tage geförderten Reste von roh verzierten Topfscherben, Asche, Knochen<sup>2)</sup>.

Der Stoff, aus dem die Burgwälle unseres Landes errichtet sind, erscheint als ein sehr verschiedener; er richtet sich im wesentlichen nach dem, was die Umgebung liefert: so nahm man im Elme die dortigen Kalksteinplatten, bei Watenstedt Erde. Letztere ist es auch, die bei den monumentalen, aber keineswegs häufigen Erdhügeln durchweg benutzt wurde, die wohl auch als Grabstätten angesehen werden müssen, wenngleich Untersuchungen darüber noch nicht angestellt wurden. Auch bei uns errichtete man Tumuli, rundliche, mehr oder weniger hoch gewölbte Hügel, die ihre Decke schützend über den darin bestatteten Toten ausbreiteten. Aber sie sind weder so zahlreich noch so gewaltig wie in den nordischen Ländern. Das schönste bei uns erhaltene Beispiel ist der Tumulus oder „Hoch“ im Dorfe Ebesen, nicht fern vom Ausgange des Reitlingthales und

<sup>1)</sup> Es ist schon viel über die Reitlingsburgen geschrieben worden. Ich führe nur die gründliche Arbeit von H. Lüthmann an: Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling, Korrespondenzblatt der deutschen Anthropolog. Ges. 1898, Nr. 11. Dazu die Karte der Wälle 1:5000 von Lüthmann und Rähle, welche der 29. deutschen Anthropologerversammlung zu Braunschweig 1898 vorgelegt wurde.

<sup>2)</sup> v. Strombeck, Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen 1865. P. J. Meyer, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig I, 369. Mit Plan.

unter dessen Burgwällen gelegen. Ob dadurch auf eine Gleichalterigkeit beider vorgeschichtlicher Denkmäler geschlossen werden darf, bleibe dahingestellt. Der schön gerundete Hügel ist 7 m hoch und hat oben noch einen Umfang von 29 Schritt. Er ist von einer prachtvollen, alten, benagelten Linde gekrönt, von der später noch die Rede sein wird. Drinnen im Tumulus aber steht, der Sage nach, ein goldener Sarg und den Hügel selbst hat ein Riese von seinen Stiefelsohlen abgetragt und dorthin geworfen<sup>1)</sup>. Andere, weniger bedeutende Tumuli liegen bei Sidte, Bahlberg, Bevenrode.

**Römische Spuren.** Wir gelangen jetzt zu den letzten Funden, die wir für unser Land als vorgeschichtlich bezeichnen können. So gewaltig der Einfluß der Römer in den von ihnen eroberten süd- und westdeutschen Landen war, wo die Kultur unter ihnen aufblühte, so gering war derselbe anfangs in dem hier behandelten Teile des Braunschweiger Landes. Bis zu uns sind die römischen Legionen nicht vorgeedrungen, kaum, daß ihnen ein paar Fluß- und Bergnamen aus unserer Gegend bekannt geworden sind. Sie selbst mußten uns verschonen, seit sie durch die Cherusker und die ihnen Verbündeten im Teutoburger Walde zurückgeschlagen und ihr Plan, die Elbe zur Ostgrenze des Römerreichs zu

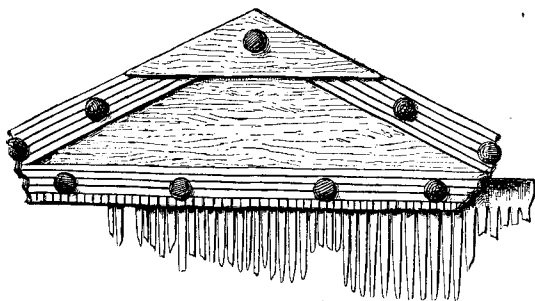


Fig. 45. Römischer Kamm von Lucklum.  
Städt. Museum.

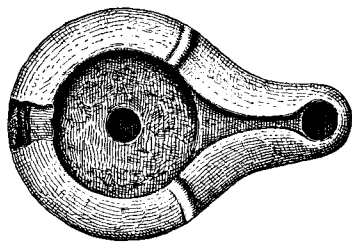


Fig. 46. Römische Lampe von  
Börnecke. Städt. Museum.

machen, für alle Zeit zunichte gemacht wurde. Aber die Spuren ihrer Anwesenheit in Westfalen und an der Weser erstrecken sich in Funden aus der römischen Kaiserzeit bis in die Oster- und Harzgegenden und noch weit darüber hinaus. Sind es Beutestücke oder Handelswaren, die von den Römern zu uns gelangten? Wir können es nicht entscheiden. Am Galgenberge bei Hilbesheim wurde 1868 der großartige römische Silberschatz gehoben, den man als Beutestück aus der Varusschlacht deutet, und verschiedenartige durch Form und Stoff römischen Ursprung verratende Gegenstände sind auch über unsere Gegend zerstreut gefunden worden. Dahin gehören römische Münzen, die Goldmünze mit dem Bildnisse des Kaisers Augustus von Salder, Silberdenare von Trajan und Septimius Severus, gefunden bei Esbeck, eine Silbermünze des Antoninus Pius und ein Denar der Julia Maesa von Königsutter, eine Kupfermünze des Te-

<sup>1)</sup> Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Gvesen. Globus Bd. 67, S. 15.

tricus von Esbeck, alle aus dem zweiten und dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Auch römische Kämme (Fig. 45), teils als Einzelfunde (bei Schöningen und Helmstedt), teils als Beigabe in Urnen (Ludlum) sind geborgen worden, vor allem aber eine schöne bauchige Bronzefanne von 32 cm Höhe, gleichfalls von Ludlum. Eine römische kleine Thonlampe gewöhnlicher Form stammt von Börnecke bei Blankenburg (Fig. 46). Im ganzen hat aber die römische Kultur unser Land nur gestreift. Wäre sie tiefer eingedrungen gewesen, dann hätten sich mehr Zeugen derselben finden müssen als die spärlichen Reste, welche wir hier aufführen konnten. Aber ihre mittelbaren Einwirkungen begannen sich auch allmählich weiter nach Osten und Norden zu erstrecken, wo das alte germanische Heidentum, rein deutsche Sitte während, sich am längsten erhielt, bis mit dem großen Kaiser der Franken das Christentum im Sachsenlande seinen Einzug hielt und eine neue Zeit ihren Anfang nahm.

## Abriß der Frühgeschichte des Gebietes.

Um die heutigen ethnographischen Verhältnisse unseres Gebietes verstehen und den Stammbaum der Braunschweiger ableiten zu können, ist es nötig, hier auf die frühgeschichtliche Zeit unseres Landes einzugehen, die erst dann beginnt, als die Römer, die in Germanien sich festgesetzt hatten, anfangen, mit dem nordwestlichen Deutschland bekannt zu werden.

In dem Abriß der Vorgeschichte haben wir von den Bewohnern unseres Landes nur als von Menschen der frühen oder späten Steinzeit, der Bronze- und Eisenzeit reden müssen; ein Völkernamen dringt aber in jener bei uns schriftlosen Periode nicht an unser Ohr; was wir von jener Bevölkerung erkundigt haben, was wir über ihr Dasein und ihren Kulturzustand zu sagen wußten, das beruht einzig auf der „Wissenschaft des Spätens“. Welche Sprache redeten sie, waren sie Germanen, gehörten sie einem fremden Stamme an? Eine ganz sichere Antwort darauf vermögen wir nicht zu erteilen, wiewohl wir uns der Ansicht zuneigen, daß die Vorfahren unserer heutigen Bevölkerung bis in die vorgeschichtlichen Zeiten in den gleichen Sitten zurückreichen.

Im vorigen Abschnitte schon ist wiederholt gefragt worden, ob nicht die Menschen unseres Landes aus der Metallzeit direkt aus jenen der Steinzeit hervorgegangen und ob denn immer die gewaltigen Auswanderungen anzunehmen seien, die eine auf die andere erfolgt sein sollen? Montelius hat nachgewiesen, daß die Vorfahren der skandinavischen Germanen schon zur jüngeren Steinzeit in Schweden gelebt haben. Die Fundverhältnisse in Norddeutschland aber zeigen, daß dasselbe Volk in Norddeutschland wie in Skandinavien lange Zeit gewohnt hat und zwar von der jüngeren Steinzeit an durch die Bronzezeit bis in die ältere Eisenzeit. Es herrscht da vollständige Übereinstimmung. Zu beiden Seiten der nicht scheidenden, sondern verbindenden Ostsee wohnten Völker derselben germanischen Art bis in die römische Eisenzeit. Eine Änderung, und zwar für den heute wieder deutschen Nordosten tritt erst mit dem vierten Jahrhundert mit dem Einrücken der Slawen ein. Aber bis dahin finden wir, nach der vollständigen Übereinstimmung der Funde aus den Grabfeldern zu schließen, in Norddeutschland und Skandinavien dieselben, einander sich sehr gleichenden germanischen Völker<sup>1)</sup>.

Oft ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß in unserm Lande vor den Germanen Kelten gewohnt haben sollen, die erst spät von einrückenden

---

<sup>1)</sup> Korrespondenzblatt der Deutschen Anthrop. Ges. 1899, S. 127.

deutschen Stämmen, die von Osten kamen, verdrängt, unterworfen und aufgefressen wurden. Daß die Kelten in vorgermanischer Zeit in Süd- und Westdeutschland eine große Verbreitung besaßen, ist längst geschichtlich festgestellt und an der Mosel erklang noch bis in das vierte nachchristliche Jahrhundert keltische Sprache. Worauf begründet sich nun die Annahme einer vorgermanischen keltischen Bevölkerung in den Landen zwischen Weser und Elbe? Müllenhoff<sup>1)</sup> spricht die östlich bis in die Gegend von Bremen, Göttingen, Hildesheim vorkommenden, auf —apa, —epe, —pe (hochdeutsch —affa, —effa, —fe) ausgehenden Flußnamen für keltisch an, die er auf keltisch —aba, Wasser, zurückführt. Das ist der Hauptgrund für eine ehemalige Anwesenheit von Kelten in Nordwestdeutschland. Wahrscheinlich ist auch der Name der Elbe (Albis), die aus dem einst sicher keltischen Böhmen kommt, keltisch. Aber gegen die keltische Abkunft der Flußnamen auf —apa u. s. w. liegen schwere Bedenken vor<sup>2)</sup>: sie kommen nämlich nicht in den übrigen, einst von Kelten bewohnten Gebieten vor, und auch andere Gründe sind gegen sie geltend gemacht worden. Dieser von Müllenhoff angezogene Beweis, die Flußnamen auf —apa, ist aber die wichtigste Stütze für die Annahme, daß einst Kelten in Nordwestdeutschland, in unserer Gegend, ansässig gewesen sein sollen. Man hält diese Flußnamen jetzt für germanisch. Haben aber, was danach auf sehr schwachen Füßen steht, einst Kelten im Braunschweigischen gewohnt, so sind sie aller spätestens um 300 v. Chr., vielleicht schon viel früher, von dort verschwunden, denn damals reichten die Germanen sicher bis an die Weser<sup>3)</sup>. Oder aber die angenommenen nordwestdeutschen Kelten sind, wenn nicht von den nachdrängenden und einrückenden Germanen schon verdrängt, von diesen aufgesaugt worden. Doch die Anzeichen für das Vorhandensein von Kelten in unserer Gegend sind so gering und die anthropologische Erscheinung unsres blonden Volkes ist so verschieden von der der dunklen Kelten, daß wir nur geringen Wert auf die Behauptung zu legen haben, eine keltische, vorgermanische Bevölkerung habe einst in unsrem Lande gewohnt. Ist dieses so, dann steht auch der Annahme nichts im Wege, daß die Menschen, welche in der späten Eisenzeit, etwa um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr., im heutigen Braunschweigischen lebten, die Vorfahren und Stammväter der ersten bei uns von den Römern genannten germanischen Stämme gewesen sein können, wiewohl auch dafür ein Beweis sich nicht erbringen läßt.

Zum erstenmal taucht ein Völkernamen bei uns in dem Jahrhundert v. Chr. auf, vor beinahe 2000 Jahren, es sind die von Cäsar<sup>4)</sup> genannten Cherusker, ein germanisches Hauptvolk. Von der Weser im Westen, um den Harz, bis fast zur Elbe reichten ihre Sitze, so daß das heutige Braunschweig zu ihren Kern-

1) Deutsche Altertumskunde II, S. 209 ff.

2) Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme, S. 67. Schon früher wandten sich gegen —apa als keltisch Arnold, Ansiedelungen deutscher Stämme 1880, S. 105, und Zellinghaus, Westfälische Ortsnamen, S. 146.

3) Bremer, a. a. O., S. 39, 42.

4) Bellum gallicum, Buch VI, Kap. 10.

ländern gehörte. Daß die Cherusker<sup>1)</sup>, ein Volk, an das sich große geschichtliche Erinnerungen knüpfen, aus ihren Stammsitzen je ausgewandert wären, davon finden wir in der Geschichte keine Spur, vielmehr ist anzunehmen, daß sie in dem großen Volke der Sachsen aufgingen, das später in ihren Sizen auftritt.

Ein wesentliches Verdienst der Cherusker ist es, daß sie, vereint mit anderen deutschen Stämmen, die Gefahr der Unterjochung Nordwestdeutschlands in den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung verhinderten. Der römische Statthalter Quintilius Varus, welcher damit beschäftigt war, die Länder zwischen Rhein und Weser in eine römische Provinz zu verwandeln, unterlag dem Cheruskerfürsten Arminius in der Schlacht im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) und in den folgenden Kämpfen wurden die Römer gezwungen, ihren Plan, die Elbe zur Ostgrenze ihres Reiches zu machen, aufzugeben. So blieb Niedersachsen frei von der römischen Herrschaft. Hundert Jahre nach dieser Zeit aber verschwinden die Cherusker, die von den südlicher wohnenden Chatten politisch vernichtet wurden. Zwar werden sie nochmals am Ende des vierten Jahrhunderts unter den deutschen Stämmen, die sich gegen Kaiser Konstantin empörten, genannt, doch scheint diese Erwähnung nur auf einer geschichtlichen Rückerinnerung (des Rhetors Claudian) zu beruhen.

Gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts kommen für unser Gebiet nach dem Berichte, welchen Tacitus in seiner im Jahre 98 n. Chr. verfaßten „Germania“ giebt, folgende germanische Völkerschaften in Betracht, welche teils als Bewohner, teils als nahe Nachbarn des heutigen Braunschweiger Landes anzusehen sind. Im Norden, östlich von den Friesen, saßen an der Wesermündung und bis zur unteren Elbe hin die Chauken, ein den ihnen benachbarten, später viel genannten Sachsen nahestehendes Volk; südlich von ihnen, an beiden Weserufern, die Angrivarier; östlich von diesen, zwischen Aller und Elbe, in der Heide und dem späteren Bardengau, die Langobarden. Dieses berühmte geworden Volk, dessen Name kaum als Langbärtige zu deuten ist, sondern auf die altniederdeutsche Varde (Beil, Streitart, Hellebarde) zurückgeht, gehörte zur anglofriesischen Gruppe der germanischen Völker, wie zahlreiche Übereinstimmungen im Recht, Wortschatz und Mythologie mit den Alt- und Angelsachsen beweisen. Aus ihren Stammsitzen an der unteren Elbe erfolgte wahrscheinlich im dritten Jahrhundert ihr Auszug; er ging wohl elbaufwärts durch Böhmen, Mähren, an die Donau. Im sechsten Jahrhundert gelangten sie nach Italien,

<sup>1)</sup> Man hat oft gefragt, was denn der Name dieser unsrer „braunschweigischen Urahnen“, der Cherusci, bedeute. Die Antworten darauf sind so mannigfach und widersprechend ausgefallen, daß man da wohl sagen darf: wir kennen die Bedeutung nicht. Zeuß (Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 105) deutet sie als „Schwertmänner“; Grimm (Geschichte der deutschen Sprache, S. 612) leitet den Namen von dem personifizierten Cherus, als Schwertgott und Ahnherrn, ab; R. Much (Paul und Braun, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache, XVII, S. 59) erkennt in ihnen Hirsche oder Hirschöhne; Leistner (Germanische Völkernamen, Württemberg. Vierteljahrshefte, N. F. 1892, S. 24) sieht in ihnen solche, die einen Heereszug mitgemacht haben, Plünderer. Man darf danach wählen.



wo in der Lombardei ihr Name noch haftet. Aber auch im alten Stammlande blieb derselbe erhalten. Bardi heißen sie mit abgekürztem Namen bei Helmold, einem Braunschweiger, der in der Zeit Heinrichs des Löwen schrieb; Bardonvic, das heutige Bardewiek, trägt noch des Volkes Namen<sup>1)</sup>.

An die Angrivarier und Langobarden schlossen sich nach Osten und Süden zu die Cherusker an, von der Weser bis nach der Elbe hin und im Süden um den wohl damals noch unbewohnten Harz hausend. Als ihre Nachbarn werden die Fosen genannt, die möglicherweise, nach dem Namenslange schließend, an dem Flävischen Fuße wohnten.

Hinsichtlich der Wohnsitze der im vorstehenden genannten Völkerschaften haben wir uns nur auf ganz allgemeine Angaben beschränken müssen; eine genauere Feststellung der Grenzen ist nicht möglich, da die gleichzeitigen Quellen darauf bezügliche Nachrichten nur ausnahmsweise enthalten. Es kommt hinzu, daß in dem Zeitraume, dem unsere Quellen entstammen, sich die Grenzen der einzelnen Völkerschaften mehrfach verschoben, so daß die zu verschiedenen Zeiten aufgezeichneten Berichte in vielen Fällen voneinander abweichen<sup>2)</sup>.

Ethnographisch scheinen die hier für unser weiteres Gebiet genannten deutschen Stämme nicht einheitlich gewesen zu sein. Nach einer alten, von Tacitus (und entstellter bei Plinius) berührten Stammesfrage<sup>3)</sup> leiteten die germanischen Hauptvölker sämtlich ihre Geschlechter von drei Söhnen des „Mannus, Sohnes des erdgeborenen Gottes Tuisto“, ab und benannten sich danach Istaevones, Ingaevones und Herminones. Die Istaevones, im Westen nach dem Rhein zu wohnend, haben keinen Bezug auf unser Gebiet. Die Gruppe der Ingaevonen umfaßte die germanischen Völker an der Nordsee. Die Cherusker gehörten nach Plinius zu den in Germaniens Mitte wohnenden Herminonen, ebenso wie die südlicher und östlicher von ihnen wohnenden Chatten, Hermunduren und Sueven. In großen allgemeinen Zügen kann man den ethnographischen Unterschied der drei Gruppen etwa so kennzeichnen, daß die Ingaevonen den späteren Friesen und Niedersachsen, die Herminonen etwa den Thüringern, die Istaevonen den Franken entsprechen, Völkern, die später in den drei Gruppengebieten die herrschenden wurden.

Die Namen der hier für unser Land genannten kleineren Stämme verschwinden und an ihre Stelle tritt vom zweiten Jahrhundert an, allmählich von Norden nach Süden sich ausbreitend, der Stamm der Sachsen. Er begegnet uns zum erstenmale bei dem großen Geographen Ptolemäus, welcher berichtet, daß sie an der unteren Elbe „auf dem Halbe der kimbrischen Halbinsel“ wohnten<sup>4)</sup>, wo sie offenbar schon längere Zeit gewohnt hatten, wenn auch Tacitus sie unter

1) Brückner, Die Sprache der Langobarden, S. 24. L. Schmidt, Zur Geschichte der Langobarden, Leipzig 1885, S. 45.

2) Vergl. übrigens die Karten bei Bremer, a. a. O., Taf. III, IV, V.

3) Tacitus, Germ. 2. Plinius, H. N. 4, 14.

4) Geogr. II 11: ἐπὶ τὸν ἀρχαῖον τῆς Κιμβρικῆς χερσονήσου Σάξονες — das ist die erste Nennung unseres Volkes.

den vielen ihm bekannten deutschen Stämmen nicht nennt. Ihre eigentliche uns bekannt gewordene Heimat ist also das südliche und westliche Holstein.

Es ist ein schwieriges und noch nicht genügend aufgehelltes Kapitel der deutschen Frühgeschichte, wie es gekommen ist, daß der Name und das kleine Volk der ursprünglichen holsteinischen Sachsen schließlich für ganz Nordwestdeutschland allein herrschend wurde und wie die früher genannten und noch andere deutsche Völkerstämme verschwinden und allein den Sachsen Platz machen, die eine gewaltige Anziehungs- und Ausdehnungskraft besessen haben. Wahrscheinlich ist Verschmelzung jener Völker mit den zur Herrschaft über sie gelangten erobernden Sachsen eingetreten, die in Norddeutschland auf verwandte Stämme stießen und diese deshalb um so leichter sich angliedern konnten. Die Sachsen wurden als Eroberer die herrschenden und nahmen die unterworfenen Stämme in sich auf. Letztere bildeten die Masse, die Sachsen die herrschende Schicht, nach der schließlich alles benannt wurde. Die alte Kultur der Bronzezeit in den Urstößen der Sachsen und in unserm braunschweigischen Lande war aber, wie die Funde beweisen, die gleiche, nur etwas höher entwickelt im Norden. Hier wie da saßen gleiche oder nahe verwandte germanische Stämme und daher auch konnten die Sachsen so schnell die Amalgamierung mit den Stämmen an der Aller und Oker durchführen, welche stets die Grundlage der Bevölkerung bildeten. Daß die Sachsen in ein menschenleeres Land gekommen seien, davon erfahren wir nichts. Zunächst haben sich die Sachsen mit den westlich von ihnen an der Nordseeküste und von da landeinwärts wohnenden Chauken, friedlich oder durch Unterwerfung, zu einem Volke vereinigt. Beide zusammen erscheinen vom vierten Jahrhundert an unter dem Namen der Sachsen. Diese Nordseesachsen waren es, welche damals schon ihre Züge über das Meer bis nach Nordfrankreich ausgedehnt haben und wo ein Teil der Küste als *litus saxonicum* bezeichnet wurde. Von hier aus fand wohl auch, gleich nach dem Jahre 400, die Eroberung Englands statt, welches von den Römern aufgegeben war und in jener Zeit auch *Saxonia transmarina* genannt wurde.

Wie die ihnen zunächst benachbarten Chauken<sup>1)</sup> haben die holsteinischen Sachsen dann auch die andern nordwestdeutschen Stämme, wohl zuerst die Angri-varier (Engern) an der mittleren Weser unterworfen; das von den Langobarden nach deren Auswanderung teilweise frei gewordene Land wurde sächsischer Besitz; Cherusker, Amisvarier, Chamaven, die Bructerer an der Lippe folgten. Um das Jahr 300 reichte das Sachsenland westlich bis zur Zuidersee, die ostfriesischen Landschaften wurden im 6., Westfalen im 7. Jahrhundert erobert. „Das gesamte Sachsenland, mit Ausnahme der unteren Weserlandschaft und Holsteins, hatte also eine nicht sächsische Grundbevölkerung. Diese wurde zusammengehalten und verschmolz mit den sächsischen Eroberern zu einer Nation infolge der geschaffenen politischen Organisation; das sächsische Stammesbewußtsein aber hat sich in dem Volke befestigt infolge des zähen Festhaltens an dem germanischen

<sup>1)</sup> Andere Ansicht: Die Chauken sind das Hauptvolk der Franken geworden.

Glauben, der eine Scheidewand gegen die christlichen Franken aufrichtete<sup>1)</sup>." Was der Name der so zu einem großen, mächtigen und kriegerischen Volke zusammengewachsenen Sachsen betrifft, so nannten sie sich selbst nach ihrer Nationalwaffe, dem sahs, sax<sup>2)</sup>.

Im sechsten Jahrhundert erfolgte eine Ausdehnung der Sachsen nach Osten und Südosten, die für die ethnographische Gestaltung unseres Landes von Bedeutung wurde, indem ein Teil des alten Thüringerreiches unter die sächsische Botmäßigkeit geriet. Dieses reichte von Regensburg bis Magdeburg, seine Hauptstadt war Scheidungen a. d. Unstrut. Als 531 ein Krieg zwischen den Franken und Thüringern ausbrach, erhielten die ersteren Unterstützung durch ein sächsisches Heer, der letzte Thüringerkönig Irminfried wurde besiegt und zum Lohn für ihre Mithilfe erhielten die Sachsen den nördlichen Teil seines Gebietes zwischen Oker, Harz und Elbe bis zur unteren Saale und Elbe. Infolgedessen verbreitete sich die sächsische Sprache bis zur unteren Saale aus, wo noch heute ihre Grenze ist. Die Bewohner des nördlichen Thüringens aber, zumal jene des Nordthüringaus, südlich der Ohre und westlich von Magdeburg, verschmolzen mit den Sachsen und trugen bei zur Bildung der heutigen Bevölkerung Braunschweigs in seinem nordöstlichen Teile. Sei es in Ortsnamen, sei es in der Bauart der Häuser, man erkennt noch heute thüringische Art in diesem dem Sachsenlande angegliederten Gebiete.

Die Kämpfe und Wanderungen, welche im sechsten Jahrhundert stattfanden, hatten die Bevölkerung in weiten Gebieten des östlichen Sachsenlandes stark vermindert. Eine Folge davon war, daß die Slawen (Wenden), die bei ihrem Vordringen gegen Westen die Elbe erreicht hatten, nun auch über diesen Fluß hinausrückten, die Utmarsk, den Norden des Lüneburgischen besetzten und in unserer Gegend bis nach Gifhorn und Helmstedt vordrangen, so daß hier auch wendisches Blut in einen kleinen Teil der braunschweigischen Bevölkerung kam. Über die Wenden unsers Gebietes wird im letzten Hauptstück dieses Buches ausführlicher die Rede sein.

Die größte durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse Sachsens aber erfolgte durch dessen Einverleibung in das fränkische Reich. Als schon die übrigen deutschen Stämme der Franken Vorherrschaft anerkannten und christlich geworden waren, da stand noch abseits, unabhängig und heidnisch der Sachse. Schon seit dem Vordringen der Sachsen nach Westfalen und bis an die Zuidersee begannen die feindlichen Zusammenstöße mit ihren fränkischen Nachbarn. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts jedoch beginnt die fränkische Übermacht gegen

<sup>1)</sup> Bremser, a. a. O., S. 135.

<sup>2)</sup> Widukind von Corvey (I, 67) schreibt von seinen Landsleuten: „Nun waren in jenen Tagen bei den Sachsen große Messer üblich, wie sie bis heute die Angeln tragen — Messer heißen in unserer Sprache Sachs und sie seien deshalb Sachsen genannt worden.“ Auch der britische Geschichtsschreiber Nennius (Hist. Brit., Kap. 46) legt dem Hengist die Worte in den Mund: Eu, Saxones, nimith eure saxas!

die Sachsen fühlbar zu werden und mit Karl dem Großen gelingt es, sie endgültig zu unterjochen und dem fränkischen Reiche einzuverleiben (804).

Nicht nur die Liebe zur Freiheit, sondern auch die Abneigung gegen das Christentum der Franken war es, welche die Sachsen zu so zähem Widerstande veranlaßte, daß ein blutiger, 33 jähriger Kampf und die gewaltige Persönlichkeit Karls des Großen dazu gehörten, um endlich sie zu besiegen. Volksrecht, Sitte, Glauben standen für sie auf dem Spiele gegenüber dem mächtigen Herrscher, dem die übrigen deutschen Stämme schon unterthan waren. In den 772 beginnenden verschiedenen Kriegen der Franken gegen die Sachsen, die unter Wittekind kräftig immer und immer wieder aufstanden, ist Karl auch wiederholt in das Braunschweiger Land gekommen. Im Jahre 780 stand er bei Ohrum an der Oker, wo große Scharen der Ostfalen durch Annahme der Taufe Rettung vor dem Tode suchten. So sehr aber die erbitterten Sachsen auch stritten, es war schließlich um ihren Widerstand geschehen; selbst Wittekind unterwarf sich, an erfolgreicher Gegenwehr verzweifelnd, und empfing in Altigny im fränkischen Lager die Taufe. Noch zuckte es hier und da, dann war die nationale Unabhängigkeit der Sachsen vernichtet und das Christentum hielt seinen siegreichen Einzug, der alte heidnische Glaube erlosch langsam; Verwaltung und Justiz wurden nach fränkischer Art eingeführt.

Nicht immer einheitlich standen die Sachsen in ihren Kämpfen den Franken gegenüber; bald stritt der eine, bald der andere Teil des über weite Landstrecken verbreiteten Volkes gegen den Feind. Zuerst in diesen Kriegen gegen Karl den Großen hören wir von Unterabteilungen der Sachsen, die naturgemäß nach territorialen Verhältnissen und auch ethnographisch durch die Unterwerfung und Aufsaugung verschiedener deutscher Stämme sich herausgebildet hatten. Diese Unterabteilungen der Sachsen sind:

1. Westfalahi, Westfalai, Westfali, die westlichen Sachsen, deren Name im Lande Westfalen bis auf unsere Tage gekommen ist.
2. Angrarii, Angari, Engern, die mittleren Sachsen, die an die Stelle der früher an der Weser genannten Angrivarii getreten und deren Nachfolger sind.
3. Ostfalahi, Ostfalai, Ostfali, auch Osterliudi, Austreleudi, Austrasii genannt, die Ostsachsen. Ihr Land reichte von der Elbe und Unstrut bis zur Lüneburger Heide, bis Hannover und bis über Hildesheim hinaus. In der östlichen Hälfte war es sicher von althüringischer Bevölkerung bewohnt, während im Westen wohl herustisch-sächsisch vorherrschte. Der Name —falahi, der bei Ost- wie Westfalen wiederkehrt, stammt von dem germanischen falh, Ebene, Flachland. In unsrer braunschweigischen Mundart hat sich das Wort falje, f. erhalten. Es bedeutet die umgepflügte, in Schollen daliegende, noch nicht von der Egge berührte Landfläche<sup>1)</sup>. Ursprünglich war der Name dieses sächsischen

<sup>1)</sup> Grimm (Gesch. d. d. Sprache, 630) leitet falah, falh von altf. felhan, got. filhan, ahd. felahan = condere, tegere ab; falah wäre ein conditus, constitutus, also ein Geschaffener, Ansässiger. R. Much, Korrespondenzblatt der deutschen Anthropol. Ges. 1898, S. 113) nimmt einen Zusammenhang mit der Insel Falster, die er als

Teilstammes auf den Gau Ostfalen beschränkt, der von der Leine bis zur Oker reichte und dann später, wohl nach der Unterwerfung der Thüringer 531, auf das ganze ostfälische Land übertragen wurde. Unser braunschweigisches Hauptgebiet liegt ganz im alten Ostfalen. Hier ist unser Volk festhaft geblieben, hat es sich in dem gleichen Lebensraume zwischen Harz und Aller weiter entwickelt, aber auch viel von der alten Eigenart fortvererbt, dabei sich im Blute reiner erhaltend, als viele andere deutsche Stämme, in deren Adern keltisches, römisches, slawisches Blut fließt.

4. Nordalbingi, Nordliudi, Saxones transalbiani, die auf dem alten Urboden in Holstein sitzenden Sachsen.

Eine jede dieser großen sächsischen Landschaften wurde in eine Anzahl von Gauen zerlegt, die nunmehr königlichen Beamten, den Grafen, unterstellt wurden. Für jenes Gebiet, das in dieser „Volkskunde“ behandelt wird, kommen nur ostfälische Gaue in Betracht.

1. Der Gau Ostfalen mit Lera, welcher von der Leine bis zur Oker reicht und dem die westlichen Teile der heutigen Kreise Braunschweig und Wolfenbüttel angehören. 2. Der Derlingo mit den östlichen Teilen dieser beiden Kreise und dem größeren Teile des Kreises Helmstedt. 3. Der Nordthuringa, dessen nördlichster Teil am Drömling, heute Teile des Amtes Vorsfelde bildend.

Während durch die Gauverfassung die politische Unabhängigkeit der Sachsen zerstört und ihre Angliederung an das fränkische Reich durchgeführt wurde, fand eine weitere und noch nachhaltigere Unterwerfung durch die christliche Kirche und die Stiftung von Bistümern statt, die weiter für die Befestigung der neuen Ordnung sorgten, aber auch die christliche Kultur an Stelle des alten heidnischen Glaubens setzten. Hier kommen in Betracht die Diöcesen Hildesheim und Halberstadt. Die Oker schied vom Harze bis zur Mündung der Schunter beide Sprengel, so daß die Grenze mitten durch die Stadt Braunschweig führte. Unser Gebiet westlich der Oker war also in kirchlicher Beziehung Hildesheim unterthan; der östliche Teil gehörte zu Halberstadt.

Eine größere politische Einheit, welche das Land der Sachsen vorher nicht besaßen, erlangte es erst, als König Ludwig der Deutsche für Sachsen ein Herzogtum stiftete und dieses einem eingeborenen Edlen, dem Grafen Rudolf, übertrug. Als Herzogtum war Sachsen ein Teil des Deutschen Reiches. Im 12. Jahrhundert gelangte es an das Haus der Welfen und mit dem Sturze Heinrichs des Löwen (1180) hatte es sein Ende erreicht, um zersplittert zu werden<sup>1)</sup>.

---

Sitz der Falen deutet, an, da von dort aus die Sachsen Zuzug erhalten hätten. Vergl. unten die Flurnamen unter Vale.

<sup>1)</sup> Doch hat der Name sich erhalten. Noch längere Zeit nach Heinrichs Sturz sprach man von Nordwestdeutschland als dem „Lande Sachsen“, dessen Begriff sich jedoch allmählich zu verschieben begann. Zunächst ging der Name auf die Besitzungen Bernhards von Askanien über, dessen Lande an der mittleren Elbe lagen und der dazu Lauenburg gewann. Sein Geschlecht starb 1422 aus und sein Land kam an den Wettiner Friedrich den Streitbaren von Meissen. Damit erhielt die Mark Meissen den Namen

Überblicken wir am Schlusse dieser der Frühgeschichte gewidmeten kurzen Übersicht an der Hand der Thatfachen nochmals die Verhältnisse, die zur heutigen ethnographischen Zusammensetzung der Bewohner der Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt führten, so können wir zunächst hervorheben, daß das Vorhandensein einer vorgermanischen, keltischen Bevölkerung zwar als möglich anzunehmen, aber nicht genügend erwiesen ist. War sie vorhanden, so sind ihre Reste als Unfreie in der germanischen Bevölkerung aufgegangen. Diese beginnt vor 2000 Jahren mit den Cheruskern in das Licht der Geschichte hervorzutreten; in den Landschaften westlich der Oker wird deren Blut sich in der Bevölkerung erhalten haben. Östlich der Oker haben die Thüringer an der Schaffung der heutigen Bevölkerung ihren Anteil und in geringem Maße auch die Wenden, die ihre äußerste westliche Ausdehnung im Mittelalter bei Helmstedt erreichten.

Abgesehen von dem Blute, das fremde Kriegsvölker vorübergehend — im 30 jährigen Kriege, zur Franzosenzeit — in kleinen Mengen der braunschweigischen Bevölkerung einimpften, hat sich die Bauernbevölkerung rein germanisch erhalten, wie wir dieses im anthropologischen Abschnitte zeigen werden. Für die allerneueste Zeit müssen wir mit Bedauern feststellen, daß durch den massenhaften Zuzug polnischer und auch tschechischer Arbeiter in Landwirtschaft und Gewerbe ein fremdes, sehr minderwertiges Element unserer Bevölkerung, sowohl in den Städten als auf dem flachen Lande, sich zugegesellschaft beginnt, minderwertig in körperlicher und geistiger Beziehung<sup>1)</sup>.

Noch aber schlägt im Charakter und der Eigenart das alte Sachsenblut mächtig bei unserer Bevölkerung durch; wohl schwindet mehr und mehr die eigene Sprache der Niedersachsen, um in der hochdeutschen allmählich aufzugehen, aber dem Oberdeutschen gegenüber ist in Körper und Geist noch ein vielfach scheidender Zug zu erkennen, den der tausendjährige Zusammenhang mit den übrigen Deutschen nicht zu verwischen vermochte. Über die berechnete Sonderart aber stellt der Braunschweiger mit Stolz heute das gemeinschaftliche deutsche Volksbewußtsein!

---

„Sachsen“, wo er, wie in den thüringischen Ländern (sächsischen Herzogtümern), heute gilt. Ein aus verschiedenen deutschen und slawischen Elementen zusammengewachsener Volksstamm auf kolonisiertem Boden trägt jetzt den fast 2000 Jahre alten Sachsennamen. Für die Nachkommen der echten alten Sachsen ist (infolge der Kreiseinteilung des Deutschen Reiches) die Bezeichnung „Niedersachsen“ aufgekomen und nur in einzelnen Ausdrücken, wie „Sachsenroß“, „sächsisches Haus“, erklingt noch die alte uns zukommende Bezeichnung.

<sup>1)</sup> In der Sitzung der braunschweigischen Landesversammlung vom 28. März 1900 rief, bei Besprechung der landwirtschaftlichen Verhältnisse, der Abgeordnete Kleye aus: „Sehen Sie sich doch die stupiden slawischen Gesichter in unsern Dörfern an, deren kommen immer mehr.“ Es ist ein wahrer Jammer, wie unsere stamm nieder-sächsische Bevölkerung durch die einwandernde schlechte Rasse verdorben wird. Die Gerichte wissen auch von diesen Fremdlingen zu erzählen!

## Zur Kenntnis der Anthropologie der Braunschweiger.

Schon aus der Überschrift geht hervor, daß wir fern davon sind, eine vollständige Schilderung der anthropologischen Verhältnisse unserer Bevölkerung geben zu können. Der blonde, blauäugige Typus der Germanen, wie er von den klassischen Schriftstellern hervorgehoben wird, und die den Römern gegenüber höhere Gestalt, diese Züge sind auch heute noch vorhanden, bei uns wie bei den übrigen Nordvölkern, den Scandinaviern und Engländern. Es ist schon oben betont worden, daß aus der Steinzeit, als man die Leichen beisezte, uns leider keine Skelettreste erhalten geblieben sind, aus denen sich anthropologische Schlüsse für die heutige Bevölkerung ableiten ließen. Auch die frühmittelalterlichen Nachrichten sind dürftig, wo es sich um die Körperbeschaffenheit der Sachsen handelt. Eine Schilderung jener Sachsen, welche zur Unterstützung der Franken gegen die Thüringer (531) herbeieilten, ist uns erhalten geblieben<sup>1)</sup>. Neuntausend derselben stellten sich im fränkischen Lager ein, von den Franken angestaunt wegen ihrer Körperkraft und ein Gegenstand der Bewunderung wegen des auf die Schultern herabwallenden langen Haupthaars. Es ist hierbei aber zu bemerken, daß Widukind nur nach der Sage berichtet hat, denn er schrieb 400 Jahre später, als der Kampf bei Burgscheidungen stattfand. Einen Beweis haben wir noch, daß die Sachsen unserer Gegend vor 1400 Jahren etwa so ausgesehen haben wie die heutigen Bewohner. Aus dem Gräberfelde von Rosdorf bei Göttingen, das schon vor längerer Zeit ausgebeutet wurde, und das in das fünfte bis siebente Jahrhundert nach Christus gesetzt wird, stammen kräftige Schädel, von denen Prof. Dr. Merkel einen nach den Regeln der vergleichenden Anatomie durch Aufsehung der Weichteile rekonstruierte<sup>2)</sup>. Er erhielt so die Büste eines „alten Leinegauer“, der zur Merowingerzeit gelebt hat. Seitdem hat aber die dortige Bevölkerung sich nachweisbar nicht verschoben und die heutigen Grubenhagener dürfen als Nachkommen der Anno 600 dort ansässigen Sachsen gelten. Der Schädel mit einem Längenbreitenindex von 73 entstammte einem etwa 50-jährigen Manne; er zeigte nach der sachgemäßen Ergänzung der Weichteile „den niederjächsischen Typus, wie er noch heute in der Göttinger

<sup>1)</sup> Widukind von Corvey I, 9.

<sup>2)</sup> Rekonstruktion der Büste eines Bewohners des Leinegauer. Archiv für Anthropologie, Bd. 26, S. 449 (1899).

Gegend überall vorkommt“. Ich füge hinzu, dieser rekonstruierte Leinegauer begegnet uns noch heute in allen Dörfern an der Oker, der Aller, der Lüneburger Heide, zumal bei den älteren Männern mit glattrasiertem Gesicht. Jener Schädel ist so alt, daß man ihn bei der Frage nach der Beständigkeit der Rassen herbeiziehen darf, und nach dem, was dieser Schädel und die an ihm vorgenommene Rekonstruktion uns lehrt, vermögen wir nur zu sagen, daß der Typus der Bewohner unseres Landes seit 1400 Jahren der nämliche geblieben ist. Um die allgemeine Gültigkeit dieses Satzes zu beweisen, bedürfte es aber für andere Gegenden Niedersachsens noch eine ganze Anzahl gleicher Rekonstruktionen.

Aber die eine Rekonstruktion ist schon belangreich und die Büste Mertels, verglichen mit jenen Männerbüsten, welche der Bildhauer Habich für das Städtische Museum nach lebenden braunschweigischen Bauern modelliert hat, erweist die große Übereinstimmung. Die Habich'schen Büsten geben in charakteristischer Weise unseren heutigen, wohl uralten Bauerntypus wieder (Tafeln II, III).

Was die anthropologische Untersuchung der heutigen Bevölkerung Braunschweigs angeht, so hat man erst in allerjüngster Zeit begonnen, sich damit zu beschäftigen. Noch 1896 konnte ich in der ersten Auflage dieses Buches klagen:

„Leider ist es nicht möglich, eine Darstellung der Körperbeschaffenheit unseres Volkes zu geben, die sich überall auf sichere Messungen und Zahlen gründet. Es fehlt durchaus an Einzeluntersuchungen, die uns gestatten würden, auf die Anthropologie der Braunschweiger einzugehen: keine Körper- und Schädelmessungen, keine Arbeit über das Wachstum der Kinder u. s. w. liegt vor, und doch wäre dieses eine sehr dankbare Aufgabe.“ Seitdem ist es wenigstens in Bezug auf die Schädelmessungen etwas besser geworden.

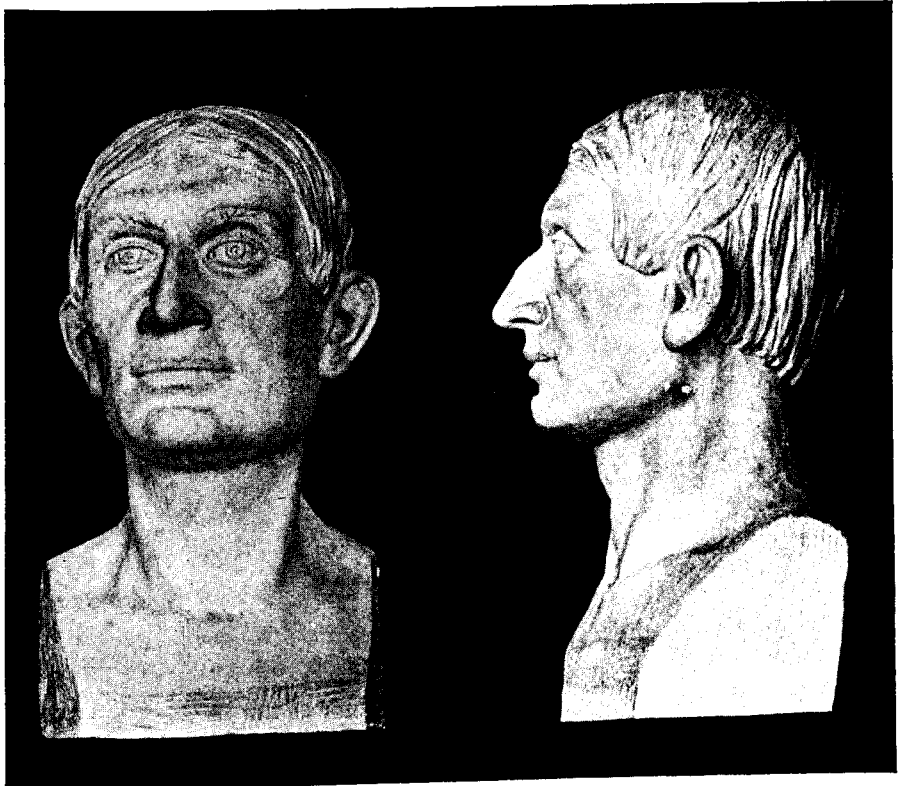
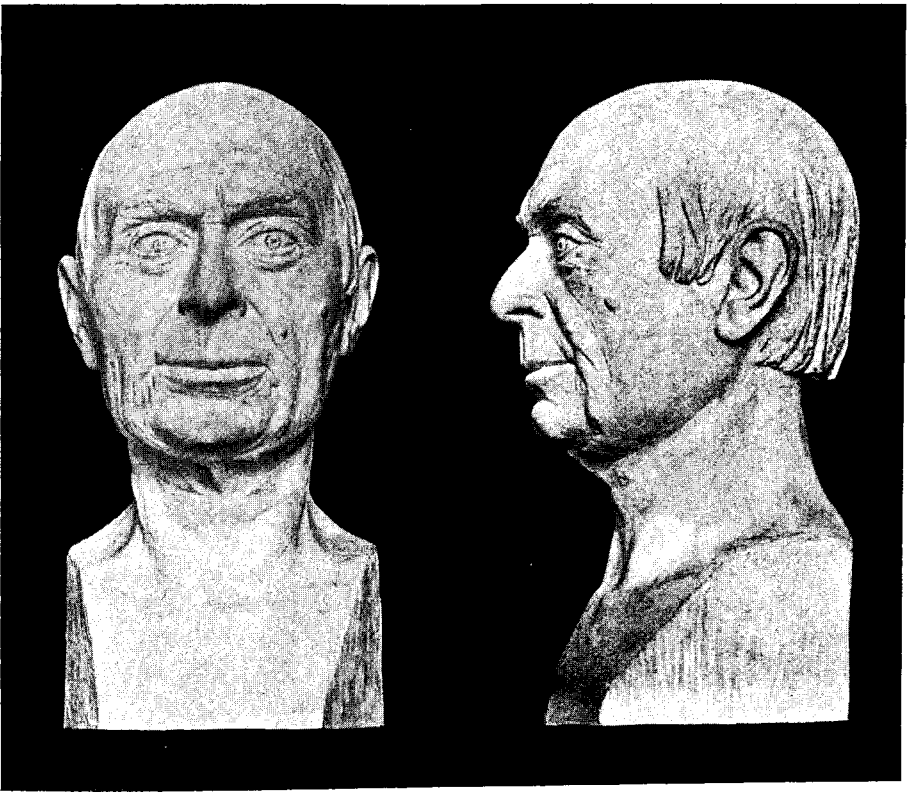
Wenn in älteren Schriften von der Körperbeschaffenheit der Braunschweiger die Rede war, so begnügte man sich damit, auf ihre germanische oder nieder-sächsishe Erscheinung hinzuweisen. In einem älteren Werke<sup>1)</sup> heißt es richtig: „Gedrungene kräftige Glieder, blaue, nicht selten trohige Augen, goldgelbes Haar und treuherzige Gebärden findet man unter dem braunschweigischen Landvolke häufiger als schwächliche Körper, dunkle Augen und schwarzes Haar.“ Damit begnügte man sich; doch bei dem heutigen Stande der anthropologischen Wissenschaft sind solche allgemeinen Angaben nicht mehr am Plage.

Die großartige statistische Untersuchung über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der deutschen Schulkinder<sup>2)</sup>, welche wir Birchows Anregung verdanken, giebt in diesen Beziehungen über die Braunschweiger Auskunft. Unter 6758827 deutschen Schulkindern, welche untersucht wurden, befanden sich auch 55043 aus dem Herzogtum Braunschweig. Bei dieser Untersuchung kam es darauf an, den blonden, also germanischen Typus von dem bräunlichen, fremden zu trennen. Als blonder Typus wurden die Kinder mit blondem Haar, blauen Augen und weißer Haut angesehen, als brauner jene mit schwarzen oder braunen

<sup>1)</sup> Venturini, Das Herzogtum Braunschweig, Helmstedt 1847, S. 68.

<sup>2)</sup> Archiv für Anthropologie XVI, S. 245 ff. (1886).

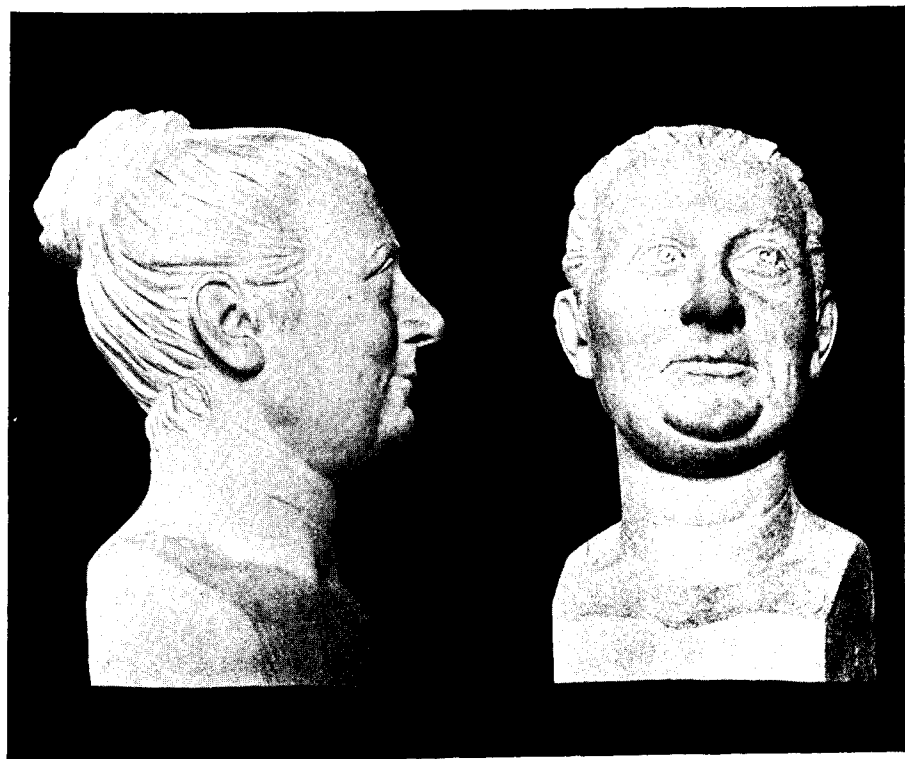
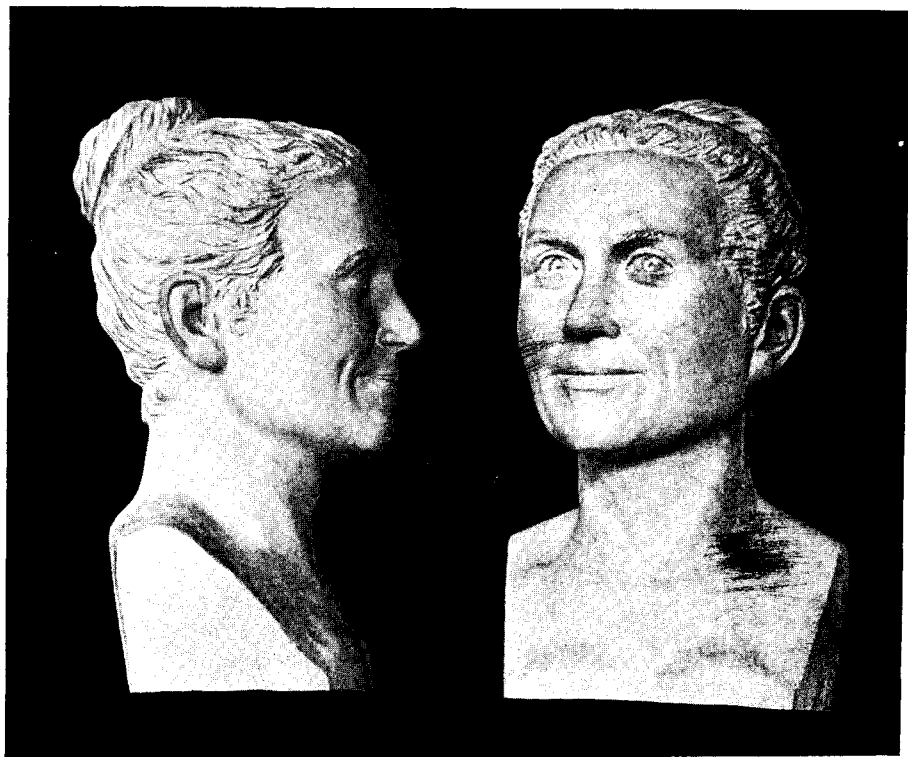




Braunschweiger Bauertypen.

Nach dem Leben modelliert von Habich. Originale im Städt. Museum.





Braunschweiger Bauerntypen.

Nach dem Leben modelliert von Habich. Originale im Städt. Museum.



Haaren, braunen Augen und brauner oder weißer Hautfarbe. Zwischen beiden, in anthropologischer Beziehung uns zunächst interessierenden Haupttypen finden sich aber Mischtypen in verschiedenen Kombinationen, die sich namentlich durch graue Augen auszeichnen. Für das ganze Deutsche Reich wurden folgende Prozentsätze erhalten:

Blonde . . . . .	31,80 Proz.
Braune . . . . .	14,05 "
Mischtypen . . . . .	54,15 "

Da von den Mischtypen sich auch der größere Teil den Blondem nähert, so ergab sich, daß immer noch im allgemeinen bei den Deutschen der blonde Typus der herrschende ist, aber keineswegs in gleichmäßiger geographischer Verbreitung. Es zeigt sich nämlich mit großer Sicherheit das Vorwiegen desselben im Norden mit allmählicher Abnahme nach Süden und nach den Grenzen zu, während umgekehrt im Süden die Braunen am stärksten verbreitet sind und nach Norden hin abnehmen. Läßt man die Mischtypen, welche die gute Hälfte des deutschen Volkes bilden, außer Betracht, so ergeben sich für die beiden Haupttypen für Deutschland folgende Prozentverhältnisse:

	Blonde	Braune
Norddeutschland . . . . .	43,2 bis 33,6	6,9 bis 11,2
Mitteldeutschland . . . . .	32,5 " 25,3	12,0 " 14,7
Süddeutschland . . . . .	24,5 " 16,4	15,4 " 25,2

Betrachtet man nun eine Karte, auf welcher die Sprachgrenze zwischen Nieder- und Mitteldeutsch eingetragen ist, so wird man gewahr, daß die Zone der typisch Blondem mit der niederdeutschen Sprachgrenze nach Süden zu abschließt und daß beim niederdeutschen Volksstamme der alte germanische Typus, wie Griechen und Römer ihn schildern, am reinsten vertreten ist. Norddeutschland ist das Land der Blondem und die Reihenfolge der einzelnen Staaten ist hier folgende: Schleswig-Holstein (43 Proz.), Oldenburg (43), Pommern (42), Mecklenburg (42), Braunschweig (41), Hannover (41), Prov. Preußen (40), Bremen (39), Westfalen (38), Lübeck (38), Waldeck (37), Prov. Sachsen (36), Posen (36), Brandenburg (36), Lippe-Deimold (34).

Unter den 16 Gruppen, welche das Reich der Blondem in Deutschland ausmachen, steht also Braunschweig an sechster Stelle, ein Zeugnis dafür, daß germanische Art sich in unserm Lande mit am reinsten erhalten hat, was durch die Ergebnisse der Gesichtsforschung, wie sie oben dargestellt sind, vollauf bestätigt wird. Macht man darauf die Probe, indem man den Anteil der Braunen, also der in die Germanen eingedrungenen fremden Bevölkerung betrachtet, so bestätigt auch diese das Ergebnis. Der fremde braune Typus in Deutschland schwankt in den 34 Gruppen, in welche das Reich zu diesem Zwecke zerlegt ist, zwischen 7 Proz. (Schleswig-Holstein) und 25 Proz. (Elsaß-Lothringen). In dieser Reihe steht Braunschweig an der viertniedrigsten Stelle mit 7,7 Proz. Braunen, nur übertroffen von Schleswig-Holstein, Oldenburg und Bremen.

Es gehört somit Braunschweig zu denjenigen deutschen Ländern, wo der germanische Stamm sich mit am reinsten in seiner Körperbeschaffenheit erhalten hat.

## Herzogtum

Kreis	Blaue Augen, blonde Haare, weiße Haut		Blaue Augen, braune Haare, weiße Haut		Blaue Augen, braune Haare, braune Haut		Graue Augen, blonde Haare, weiße Haut		Graue Augen, braune Haare, weiße Haut		Graue Augen, braune Haare, braune Haut		Graue Augen, schwarze Haare, braune Haut	
	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.	abs.	Proz.
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
Braunschweig . .	5213	41,45	453	3,60	56	0,45	3529	28,06	629	5,00	81	0,64	6	0,05
Wolfenbüttel . .	4187	41,79	470	4,68	49	0,49	2637	26,32	502	5,01	83	0,83	8	0,08
Helmstedt . . .	4385	42,69	475	4,62	40	0,39	2780	27,06	498	4,85	70	0,68	72	0,70
Gandersheim . .	3942	39,90	464	4,69	34	0,34	2674	27,06	472	4,78	49	0,50	2	0,02
Holzminde . . .	2946	37,27	357	4,50	14	0,18	2468	31,22	350	4,43	34	0,43	8	0,10
Blankenburg . .	1911	43,56	191	4,35	25	0,57	1107	25,23	200	4,56	32	0,72	2	0,05
Sa.	22584	41,01	2410	4,38	218	0,40	15195	27,61	2651	4,82	349	0,65	98	0,18
	blonder Typus													

Aber selbst innerhalb eines so kleinen Landes, wie Braunschweig, hat die anthropologische Aufnahme noch Unterschiede ergeben, welche aus obiger Tabelle hervorgehen, die allerdings gegenüber den Unterschieden, welche in ganz Deutschland vorkommen, nicht groß zu nennen sind. Der blonde Typus wird in der Tabelle durch Kategorie 1 dargestellt; der braune ist durch die Kategorien 9, 10 und 11 zusammengesetzt. Es ergibt sich daraus für das gesamte Herzogtum, daß der blonde Typus 41,01, der braune 7,77 Proz. der untersuchten Schuljugend umfaßt, während auf die Mischformen (unter denen das blonde Element bei weitem überwiegt) 51,22 Proz., also wenig über die Hälfte, entfallen. Der Kreis Holzminde hat den geringsten Prozentsatz an reinen Blondes (37,27 Proz.), der Kreis Blankenburg den höchsten (43,56 Proz.). Auch der Kreis Gandersheim nähert sich dem benachbarten Holzminde mit nur 39,9 Proz. Blondes. Die drei bei einander liegenden Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt zeigen aber mit bezw. 41,45, 41,79 und 42,69 Proz. Blondes eine große Übereinstimmung, welche andererseits durch die große Übereinstimmung des Prozentsatzes der Braunen, mit rund durchschnittlich 8 Proz., kontrolliert wird.

Bei Gandersheim und Holzminde, welche deutlich einen geringeren Prozentsatz von Blondes als die übrigen Kreise zeigen, von denen sie auch geographisch getrennt sind, mag dieser Unterschied durch stärkeres Eindringen fremder

## Braunschweig.

Braune Augen, blonde Haare, weiße Haut		Braune Augen, braune Haare, weiße Haut		Braune Augen, braune Haare, braune Haut		Braune Augen, schwarze Haare, braune Haut		Blaue Augen, rote Haare, weiße Haut		Graue Augen, rote Haare, weiße Haut		Braune Augen, rote Haare, weiße Haut		Andere Kombi- nationen		In- s- gesamt
abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	abj.	Proz.	
8		9		10		11		12		13		14		15		
1620	12,88	732	5,82	165	1,31	24	0,19	19	0,15	22	0,17	7	0,06	21	0,17	12577
1165	11,62	684	6,83	121	1,21	25	0,25	31	0,31	11	0,11	7	0,07	40	0,40	10020
1114	10,85	576	5,61	165	1,61	33	0,32	25	0,24	23	0,22	6	0,06	10	0,10	10272
1408	14,25	686	6,94	97	0,98	13	0,13	19	0,19	11	0,11	3	0,03	8	0,08	9882
1039	13,15	548	6,94	87	1,10	22	0,28	19	0,24	4	0,05	1	0,01	8	0,10	7905
569	12,97	247	5,63	53	1,21	6	0,14	10	0,23	4	0,09	10	0,23	20	0,46	4387
6915	12,56	3473	6,31	688	1,25	123	0,22	123	0,22	75	0,14	34	0,06	107	0,19	55043
brauner Typus																
Zusammen 4284 = 7,77 Proz.																

Elemente in den niedersächsischen Stamm gefördert sein; die übrigen Unterschiede aber sind im Herzogtum so gering, daß sie nur Zufälligkeiten zugeschrieben werden können.

Die ersten anthropologischen Schädelmessungen an Braunschweigern, 1898 unternommen, verdanken wir Dr. Oswald Berkhan. Die von ihm gemessenen Schädel können nur teilweise als vorgeschichtliche bezeichnet werden und die ältesten aus Reihengräbern reichen etwa in die Zeit des Überganges der Niedersachsen vom Heidentum zum Christentum hinein (wie jene von Börnecke und Schoderstedt), während andere jünger sind, und die jüngsten gar erst den im 18. Jahrhundert geschlossenen Friedhöfen im Innern der Stadt Braunschweig entstammen. Alle zusammengefaßt als „altbraunschweigische“ Schädel ergeben einen Längen-Breitenindex von 78,2, sie gehören also zu den Mittelschädeln. Demgegenüber ergaben Messungen an blonden lebenden Braunschweigern einen durchschnittlichen Index von 80,6 nach Abzug der Weichteile. Sie näherten sich also mehr den Kurzköpfen<sup>1)</sup>. Indessen reicht die Zahl der gemessenen Schädel (je 45 „altbraunschweigische“ und von Lebenden) noch nicht hin, um aus ihnen den endgültigen Durchschnitt für die Schädelform der Braunschweiger

<sup>1)</sup> D. Berkhan, Alte braunschweigische Schädel. In „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift“. Braunschweig 1898, S. 107 ff.

abzuleiten. Aus benachbarten Gebieten Hannovers besitzen wir auch eine Anzahl von Schädelmessungen, welche J. Deniker<sup>1)</sup> zusammengestellt hat, wonach der Index für die Lebenden 81,4 beträgt, was mit der von Berthman erhaltenen Zahl ziemlich stimmt.

Als Ergebnis aus dem mitgeteilten, sehr lückenhaften Stoffe können wir demnach feststellen: Die heutigen Braunschweiger weichen bezüglich ihrer Körperbeschaffenheit nicht wesentlich ab von den mittelalterlichen Bewohnern des Landes. Sie sind vorwiegend blonde und blauäugige Menschen, doch sind auch die Mischtypen, hervorgegangen aus der Mischung der Blonden und Braunen, stark vertreten. In Bezug auf die Kopfform herrschen Mittelschädel.

---

<sup>1)</sup> Les Races de l'Europe I. L'indice céphalique, Paris 1899, S. 52.



## Die niederdeutsche Sprache in Braunschweig.

Es kann nicht die Aufgabe einer Volkskunde sein, erschöpfend auf die Mundart einzugehen. Zu berücksichtigen ist dieselbe jedoch; da aber, von wenigen Einzelschriften abgesehen, nichts Zusammenfassendes vorliegt, kann ich nur Andeutungen bringen, so gut oder schlecht, wie sie einem, der nicht germanische Sprachen studiert hat, möglich sind. Wir vermissen selbst noch ein Idiotikon der braunschweigischen Mundart, wie es für die Nachbarländer längst vorhanden ist <sup>1)</sup>.

Die niederdeutsche Mundart, welche noch jetzt von dem Landvolke im Haupttheile des Herzogthums allgemein gesprochen wird, bezeichnet man als ostfälische; sie wird wiederum durch die Oker in zwei Untermundarten, den ost-ostfälischen und den west-ostfälischen, geschieden (Otto Bremer, Karte der deutschen Mundarten in Brockhaus' Konv.-Lexikon, 14. Aufl., Bd. V). Ganz gehört dieses Land dem Gebiete des *mik* und *dik* (*mek* und *dek*) an, wie diese Pronominalformen bei uns ausgesprochen werden, im Gegensatz zu dem weiter nördlich gelegenen Gebiete des *mi* und *di*, welches schon am Zusammenflusse der Leine und Aller und bei Ilzen sich ausdehnt <sup>2)</sup>. Was die scharfe Trennung unserer Mundart in eine östliche und eine westliche betrifft, so hat Eduard Damköhler nachgewiesen, daß von Harzburg ab nach Norden zu eine Dialektgrenze zwischen einem östlichen monophthongischen und einem westlichen diphthongischen Sprachgebiete verläuft. Im Osten spricht man *hús*, *hüser*, *mín*, im Westen dagegen *hius*, *huiser*, *me'n* (*meu'n*, *mu'n*). Die sprachlichen Verschiedenheiten dieser Gebiete sind so bedeutend, daß Damköhler an eine ethnographische Verschiedenheit derselben glaubt. „Man wird nicht irren,“ sagt er, „wenn man annimmt, daß die Westfalen, Engern und Ostfalen auch dialektisch verschieden waren, wie ja in der That das Westfälische vom Engrischen sich heute unterscheidet. Nun giebt es aber zwischen Engern und Ostfalen keine andere durchgreifende Sprachgrenze als die eben genannte an der Oker. Denn wenn auch das westliche diphthon-

<sup>1)</sup> Ein solches von Th. Reiche steht in Aussicht. Für Göttingen = Grubenhagen, wo eine nahe verwandte Mundart herrscht, gab 1858 Schambach sein vortreffliches Wörterbuch heraus. Das Wörterbuch der altmärkischen Mundart von Danneil erschien 1859. Eine gute Arbeit ist H. Beck's „Idiotikon von Nordsteink bei Borsfelde“ (Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1897), in welchem viele besonders braunschweigische niederdeutsche Wörter aufgezeichnet sind.

<sup>2)</sup> Vergl. Bahrke im Jahrb. f. niederd. Sprachforschung 1881, S. 71.

gische Gebiet noch manche Verschiedenheiten zeigt, so scheinen diese doch untergeordneter Natur zu sein und berechtigen nicht zur Annahme ethnographischer Verschiedenheit. Ich vermute daher, daß jene Sprachgrenze zugleich Stammesgrenze der Engern und Ostfalen ist. Diese Vermutung widerspricht freilich der gewöhnlichen Annahme, daß Ostfalen sich bis an und über die Leine erstreckte (Spruner-Menke, Histor. Handatlas, Nr. 33). Dagegen giebt Pieper, Die Verbreitung der deutschen Dialekte bis um das Jahr 1300, das engriische Gebiet übereinstimmend mit der heutigen Sprachgrenze an<sup>1)</sup>.“ Unterstügend für Damköhlers Ansicht, daß die engriisch-ostfälische Grenze der Oker entlang lief, kann noch angeführt werden, daß die Oker ehemals die Halberstädter (östlich) und Hildesheimer (westlich) Diözese schied, die sich den Stammesgrenzen vielleicht anbequemt haben werden. Zellinghaus, auf die Dialektgrenze, welche die Oker bildet, eingehend<sup>2)</sup>, wirft dabei die Frage auf, ob sie statt der engriisch-ostfälischen Grenze nicht vielmehr die Ostgrenze eines älteren deutschen Stammes gebildet habe, z. B. der Cherusker und der „zu ihnen gehörigen“, als die der Engheres herescepe (Erhard, Regesten, Nr. 1102) genannt wird.

Ungebrochen, in vollster Geltung, in Rede und Schrift, am Hofe und in der Stadt, in allen amtlichen Rundgebungen, auf der Kanzel und in der Schule hat bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts die alte Sprache der Väter in unserm Lande geherrscht, bis sie der großen deutschen Einheitsprache allmählich zum Opfer fiel und bei uns zum Aischenbrödel wurde. Freilich lebt sie noch, wenn auch immer mehr an Kraft und Ursprünglichkeit einbüßend, auf dem Lande, aber irgend welche Geltung in Amt und Schrift, in Kirche und Schule hat sie nicht mehr und wird sie auch nie wieder erringen. Wie dieses Zusammen-schrumpfen in der Zeit vor sich gegangen, darüber habe ich die folgenden Data gesammelt.

Das Auftreten Luthers und die Ausbreitung der Reformation gaben den nachhaltigen Anstoß zur Verdrängung des Niederdeutschen. Damit wurde für ganz Deutschland die große Gefahr beseitigt, daß unser Vaterland dauernd sprachlich in zwei Hälften zerfallen wäre. Die Kosten des Prozesses trug die niederdeutsche Sprache, welche bis dahin den Norden ausschließlich beherrschte. Zwar ist in der Stadt Braunschweig die Reformation durch einen Niederdeutschen, den Pommern Johannes Bugenhagen, in niederdeutscher Sprache in die Wege geleitet worden, allein bald wandelte sie hochdeutsche Bahnen. Die Kirchenordnung, die jener hervorragende Reformator 1528 für Braunschweig niederdeutsch verfaßte<sup>3)</sup>, wurde schon nach drei Jahren, 1531, durch eine zu Nürnberg

<sup>1)</sup> Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen IV, 36, Halle 1894.

<sup>2)</sup> Braunschweig. Magazin 1897, S. 93.

<sup>3)</sup> Der Erbarb Stat Brunschwyl christlike ordeninge, to Denste dem hilgen ewangelio, christlike lere, tucht, frede, unde aynicheyt. Of darunter vele christlike lere vor de borgeren. Dorch Joannem Bugenhagen Pomern bescreven 1528. Die Ordnung ist gedruckt bei Joseph Kluck in Wittenberg. Eine Neuauflage mit Einleitung und Glossar gab Ludwig Hänselmann heraus (Wolfenbüttel 1885).

gedruckte hochdeutsche Bearbeitung ersetzt, welcher dann 1563 von Rats wegen abermals eine Redaktion in der siegreichen Sprache folgte. Von Wittenberg aus strömte hochdeutscher Reformationsgeist über die niederdeutschen Städte, hochdeutsche, von dort kommende Prediger redeten in der fremden Sprache zum Volke und predigten gegen die aus der katholischen Zeit stammenden niederdeutschen Schriften. Die in Niedersachsen geborenen evangelischen Prediger aber, die der Reformation sich angeschlossen hatten, standen durchaus unter dem Einflusse ihrer oberdeutschen Vorbilder, zumal Luthers, dem sie nacheiferten und zu dessen Sprache auf der Kanzel überzugehen ihnen nahe lag. Schon 1574 empfahl der Magdeburger Prediger Georg Torquatus seinen Amtsbrüdern die meißnische Sprache auf das wärmste. Um 1600 herum wurde ziemlich allgemein im mittleren und südlichen Niedersachsen das Hochdeutsche Sprache der Kanzel, und nur einzelne Prediger behielten die Landessprache bei.

Unter den braunschweigischen Geistlichen, welche am längsten die Muttersprache auf der Kanzel benutzten, möge hier einer besondere Erwähnung finden: Johannes Spring, welcher von 1628 bis 1658 in dem Dorfe Scheppau bei Königslutter niederdeutsch predigte. Er ist ein wunderlicher Mann gewesen, dessen Verbrechen auf der Kanzel schließlich zu seiner Entlassung führten. Er starb 1667 zu Braunschweig. Jedenfalls verdient er es, neben seinen beiden berühmter gewordenen Nachfolgern in originell-derber Kanzelberedsamkeit, dem Pastor von Zimmer bei Hannover, Jakob Sackmann († 1718), und dem noch späteren Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara, genannt zu werden<sup>1)</sup>.

Gleichzeitig mit dem Eindringen des Hochdeutschen in das niederdeutsche Sprachgebiet durch die Reformation erwuchs diesem ein nicht minder kräftiger und seinen Bestand schädigender Gegner durch die hochdeutsche Rechts- und Kanzleisprache, die bereits im 15. Jahrhundert vereinzelt in die fürstlichen Kanzleien durch Schreiber aus dem Süden eingeführt war. Diese oberdeutschen Leute fanden hier um so mehr Boden, als schon in früher Zeit hochdeutsche Sprache in Hof- und Adelskreisen Wurzel zu schlagen begann, hochdeutsche Dichter und Sänger nach Norden gewandert waren, und niederdeutsche Adlige (Gilhard v. Oberg, Albrecht v. Halberstadt, um nur solche aus unserer Gegend zu nennen) hochdeutsch schrieben. Vom Jahre 1500 an tritt die hochdeutsche Sprache, anfangs vereinzelt noch, neben der niederdeutschen auf, allmählich überholt sie dieselbe, und im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts verschwindet in unserm Lande das Niederdeutsche ganz aus den fürstlichen Kanzleien, und die hochdeutsche Sprache gelangt auch hier zum Siege. So gewaltig räumt sie auf, daß selbst der Name der Stadt, nach der das ganze Land benannt ist, ihr zum Opfer fällt und aus dem ehrwürdigen Brunswik in zahlreichen Übergängen ein „Braunschweig“ entsteht.

<sup>1)</sup> Vergl. R. Andree, Johannes Spring von Scheppau, der braunschweigische Jakob Sackmann (Braunschw. Magazin 1898, S. 169); Drei plattdeutsche Osterpredigten, gehalten von Johannes von Scheppau, Braunschweig 1846; Otto Schütte, Eine vierte Osterpredigt des Johannes Spring (Braunschw. Magazin 1899, S. 21).

Die nachstehende Auswahl von Urkunden und Erlassen der Landesfürsten zeigt in chronologischer Anordnung deutlich den Niedergang der niederdeutschen Sprache in Braunschweig während des 16. Jahrhunderts.

- 1495. Erbteilungsbrief des Herzogs Wilhelm des Jüngeren. Niederdeutsch.
- 1498. Landesordnung Herzog Heinrichs des Älteren. Niederdeutsch.
- 1503. Beurkundung der Huldigung der Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
- 1509. Verschreibung Herzog Heinrichs des Älteren an Herzog Magnus zu Sachsen. Niederdeutsch.
- 1510. Schlichtung eines Streites zwischen dem Räte zu Braunschweig und dem Abte von St. Agidien daselbst durch Herzog Heinrich den Älteren. Hochdeutsch.
- 1512. Herzog Heinrich zu Lüneburg überweist das Land Göttingen seinem Vetter Herzog Erich von Braunschweig. Niederdeutsch.
- 1512. Die Brüder Herzog Heinrich der Ältere und Herzog Erich überweisen die Stadt Lüneburg, die Gerichte Meinerßen und Campe dem Herzog Heinrich zu Lüneburg. Hochdeutsch.
- 1519. Schuldverschreibung Herzog Heinrichs des Jüngeren an die Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
- 1523. Vertrag der Herzöge Erich und Heinrich des Jüngeren mit der Stadt Braunschweig. Niederdeutsch.
- 1524. Ausschreiben des Herzogs Heinrich des Jüngeren über die Gefangennahme seines Bruders Wilhelm. Hochdeutsch.
- 1535. Vertrag zwischen diesen beiden Brüdern wegen der Regierung und Erbfolge. Hochdeutsch.
- 1553. Vertrag zwischen Herzog Heinrich dem Jüngeren und der Stadt Braunschweig. Hochdeutsch.
- 1568. Der Rat der Stadt Braunschweig drückt dem Herzog Julius sein Beileid wegen Ableben seines Vaters aus und wünscht Glück zum Regierungsantritt. Hochdeutsch.
- 1568. Der Rat der Stadt Braunschweig huldigt dem Herzog Julius auf dem Altstadtrathause in hochdeutscher Sprache; der auf dem Altstadtmарkte stehenden Volksmenge, welche auch schwören mußte, wurde die Huldigungsformel hochdeutsch von den Lauben des Rathauses herab verlesen<sup>1)</sup>.

Wie die hochdeutsche Sprache am Ausgange des 16. Jahrhunderts die Hofkreise erobert hatte, läßt sich an dem Beispiel des Herzogs Heinrich Julius (1564 bis 1613) nachweisen, welcher seine prosaischen Dramen in hochdeutscher Sprache schrieb. Um die niedrige Stellung der eigentlichen Landessprache zu kennzeichnen, läßt er Bauern, Gerichtsdiener u. dergl. Leute in der Mundart reden. So spricht z. B. in der Komödie „Von einem Wirte“ (Wolfenbüttel 1593) der Bauer Hans Braunschweiger Plattdeutsch, und in den vom Herzoge herausgegebenen „Braunschweigischen Händeln“<sup>2)</sup> spricht der Wolfenbüttler Hinrich, welcher den Residenzstädtler darstellt, hochdeutsch, der Braunschweiger Bürger Autor aber noch niederdeutsch<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Die betreffenden hier angeführten Urkunden und Erlasse stehen bei Nehtmeier, Braunsch. Lüneb. Chronica, Bd. II. (1722.)

<sup>2)</sup> Drei Bände, 1607 bis 1608.

<sup>3)</sup> Teil III, S. 1268 bis 1282.

In den herzoglichen Kanzleien und bei Hofe sehen wir so im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts die hochdeutsche Sprache zum völligen Siege gelangen. Erlasse und Urkunden auf dieser Seite kommen in niederdeutscher Sprache nicht mehr vor. Etwas länger hielt sich das Niederdeutsche in den Ratsstuben der Städte, wo auch die mündlichen Verhandlungen noch einige Zeit in niederdeutscher Sprache geführt wurden, während alle öffentlichen Kundgebungen schon in hochdeutscher Sprache erfolgten. Aber bald dringt auch hier im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts das Hochdeutsche gleichfalls durch, wie aus der folgenden chronologischen Übersicht von Ratsverordnungen u. s. w. zu ersehen <sup>1)</sup>.

- 1532. Stadtrecht. Niederdeutsch.
- 1544. Brauerordnung. Niederdeutsch.
- 1549. Marktmeisterordnung. Niederdeutsch.
- 1550. Feuerordnung. Niederdeutsch.
- 1553. Erste hochdeutsche Ordnung: Einfeltige und Kurze ordenunge des processus so im obergerichte dieser stadt Braunschweig mehrenteils im gebrauch gewesen.
- 1553. Zweite Redaktion des Untergerichtsprozesses von 1532. Niederdeutsch.
- 1557. Hochdeutsches Privilegium des Herzogs Franz Otto, eine wörtliche Übersetzung des niederdeutschen Privilegiums der Herzöge Otto und Ernst von Lüneburg aus dem Jahre 1525 — die dazwischen liegenden 32 Jahre hatten den Übergang aus der einen in die andere Sprache bewirkt.
- 1563. Wächterordnung. Niederdeutsch.
- 1530 bis 1570. Eidesformeln der verschiedenen Gewerbe u. s. w. niederdeutsch, mit Ausnahme derjenigen der Untergerichtsprokuratoren, welche hochdeutsch ist.
- 1571. Ordnung der Prädikantenwahl. Hochdeutsch.
- 1573. Ordnung der Stadt Braunschweig (gedruckt zu Magdeburg). Hochdeutsch.
- 1573. Kleider- und Hochzeitordnung. Hochdeutsch.
- 1586. Feuerordnung (gedruckt zu Magdeburg). Hochdeutsch. Jene von 1550 war noch niederdeutsch, so daß auch auf diesem Gebiete in 36 Jahren der Sprachwechsel erfolgte.

Im Stadtarchiv zu Braunschweig befindet sich ein Liber Memorandum ab anno 1527 usque 1566 mit Eintragungen der verschiedensten Art, die in chronikalischer Form von Rats wegen gemacht wurden und uns Einblicke in das innere Treiben der städtischen Verwaltung gestatten. Auch Erlasse und dergl. sind daselbst verzeichnet. Bis zum Jahre 1545 sind dieselben nur niederdeutsch und erst am Freitag nach Oculi 1545 steht ein hochdeutscher Erlaß eingetragen, beginnend: Wir Bürgermeister und Rathman der Stadt Braunschweig thun kundt und wissennt — —, doch noch am demselben Tage ergeht ein niederdeutscher Ratserslaß: Nadem sick vele drogerige dusser tidt begeuen — — — woraus die eingerissene Doppelsprachigkeit der Mitte des 16. Jahrhunderts erhellt. Es folgen im Gedenkbuche nun wieder niederdeutsche Eintragungen, am 21. März 1556 ein hochdeutscher Erlaß des Rats wegen Abschaffung des Hausierhandels, dann hoch- und niederdeutsche Eintragungen

<sup>1)</sup> Vergl. Hänßelmann, Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, Bd. I (1873).

abwechselnd, endlich am Sonnabend nach Palmareum 1562 die letzte niederdeutsche.

Läßt sich so der Niedergang der heimischen Sprache an der Hand der amtlichen Kundgebungen der Landes- und Stadtbehörden chronologisch verfolgen, so sehen wir gleichzeitig einen raschen Verfall der niederdeutschen Litteratur. Die Werke in niederdeutscher Sprache werden seltener, beschränken sich zumeist auf Theologie und steigen dann so herab, daß sie im 18. Jahrhundert auf Gelegenheitsgedichte u. dergl. beschränkt sind. Noch 1590 wurde in Wolfenbüttel bei Konrad Horn ein plattdeutscher Jesus Sirach gedruckt. War eine gute niederdeutsche Schrift vorhanden, so wurde sie, selbst in unserm Lande, schon ins Hochdeutsche übersetzt, wie z. B. der Witwen Trost von Prätorius, 1606 in Wolfenbüttel bei Joh. Stangen Witwe, und zwar „auff etlicher fürnemer Personen Begeren“, woraus hervorgeht, daß damals unter den Vornehmen zu Wolfenbüttel des Niederdeutschen Unkundige sich befanden. In diese Zeit fällt auch der Druck der letzten niederdeutschen Bibel, 1622 durch Johann Vogt zu Goslar (Biblia, Dat ys: de gantze hillige Schrifft Sassisch). Nun hört, Kleinigkeiten ausgenommen, in unserm Lande der Gebrauch der niederdeutschen Sprache in theologischen Schriften auf. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen Wirren that das übrige, um sie aus der Litteratur zu verdrängen und auf die niederen Stände zu beschränken.

Selbstverständlich verfiel die niederdeutsche Sprache dabei immer mehr durch Eindringen des Hochdeutschen<sup>1)</sup>. Wo man sie im trauten Kreise der Familie zu Gelegenheitsdrucken bis ins 18. und selbst den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein noch gebrauchte, nimmt sie immer unreinere Formen an. Zur Kennzeichnung dieser Drucke möge einiges angeführt werden, was den Verfall darthut<sup>2)</sup>.

Im Jahre 1654 wurden zu Helmstedt „Niederjächssche Einfälle von frühzeitigen Frehern“ gedruckt, ein Gelegenheitsgedicht in steifen Alexandrinern zur Hochzeit des dortigen Stadtmedicus Bosse, niederdeutsch, nur der Titel hochdeutsch. 1708 druckt in derselben Universitätsstadt Salomon Schnorr Ein glaut un funkel niet Schnack den Hans Keilkemaus un Kaurt Schmerup unner sek schnackten u. s. w. Als 1715 der Konrektor des Martinigymnasiums zu Braunschweig, Pohlmann, sich vermählte, verehrte ihm sein Kollege Bofemeyer ein Gedicht de Platt-dütsche Sprake well sik nich affstötten laten (gedruckt in Weichmanns Poesie der Niederjachsen, Hamburg

<sup>1)</sup> „Alles, was noch frei vom Einflusse der reformatorischen Schriften, deren hochdeutscher Teil von jungen Leuten mechanisch und schlecht übersezt war, geschrieben wurde, ist verhältnismäßig frisch, frei und lebendig. Von da ab wird die Mischsprache platter und stumpfer, die Darstellung affektierter, die syntaktischen Fügungen, früher gefällig und durchsichtig, werden schwerfälliger. Es ist von nun an die eine Tendenz vorherrschend, gerade das Eigentümliche, Ursprüngliche abzustreifen.“ (Zellinghaus.)

<sup>2)</sup> Vergl. dazu Scheller, Bücherkunde der sächsisch-niederdeutschen Sprache. Braunschweig 1826.

1725, I, S. 149) und 1726 wünscht die Gemeinde Sophienthal dem bei ihr einkehrenden Herzoge in einer gedruckten Ansprache Glück zu seinem Namenstage: Hertzog August Wilhelm usen leiven Lannes Vaer, asse hei an Sienen Nahmens Dage in Sophien-Dahl ansprok.

Aus dem Jahre 1743 liegt ein bei Drimborn in Helmstedt gedrucktes Hochzeitsgedicht vor; mit einer Probe aus demselben wollen wir die Kennzeichnung des Verfallens unserer Sprache beschließen:

Als mien leiwe Brauer Schröder  
 Antog siene Bröd'gams Kleder,  
 Un na siener Bossen-Brut  
 Reise weg von Scheinig uht  
 Hen na Velthēim up dei Parre,  
 Wo hei siene Püppke harre,  
 Un sien Hochtiet's-Festgen heilt  
 Word öhm hier düt middedeilt. u. j. w.

In den Städten hat der eigentliche Bürgerstand, Handwerker u. s. w., bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts im häuslichen Verkehre die niederdeutsche Sprache beibehalten; der Übergang zum Hochdeutschen hat in diesen Kreisen sich denn, auch die Hauptstadt Braunschweig nicht ausgenommen, allmählich bis zur Mitte des Jahrhunderts vollzogen. Von da ab hört man in den Städten niederdeutsch nur in der niedrigen Bevölkerung in einem häßlichen Mischdialekte.

Anders auf dem Lande. Ist hier auch in der Kirche und der Schule das Hochdeutsche seit langem zur Herrschaft gelangt, so ist auf dem Lande doch das Niederdeutsche Haus- und Umgangssprache geblieben, und je ferner von den Städten, desto reiner und besser. In dieser schönen, kräftigen Sprache singt die Mutter dem Kinde das Wiegenlied, verkehren die Liebenden untereinander, erfolgt der Gedankenaustausch der Familienmitglieder und Freunde, wird alles bezeichnet, was sich auf die Arbeit in Haus, Stall und Feld bezieht. Abgesehen von Schule und Kirche ist nur noch der Verkehr mit den Behörden und den Städtlern hochdeutsch; ferner neuerdings mit dem erweiterten Eindringen der Zeitungen, den politischen Wahlen alles, was sich auf Politik bezieht. Es tritt hier ein neues zeretzendes Element dem Niederdeutschen entgegen, dessen Wirkungen erst später sich überschauen lassen werden. Auch im Verkehr mit den Städtlern bedient sich der Landmann gerne der hochdeutschen Sprache, sei es auch nur, um zu zeigen, daß er sie beherrscht; oft auch schämt er sich seiner Muttersprache, die in die unteren Kreise hinabgedrängt ist, und glaubt, die „hohe“ Sprache sei besser als die „platte“, worunter er die „niedere“ versteht. Je nach seiner Erziehung und Bildung beherrscht der Landmann das Hochdeutsche im verschiedenen Grade. Es wechselt bei ihm von völliger Reinheit bis zum schauderhaften „missingisch“, dem häßlichen Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch. Dieser auch in den von der ärmsten Bevölkerung bewohnten Straßen der Stadt Braunschweig geredete Dialekt geht in seiner Bezeichnung wohl

weniger auf das gemischte Metall „Messing“ zurück, als auf meißnisch, niederdeutsch missnisch, wie die eindringende Sprache Luthers zunächst bezeichnet wurde. In diesem Jargon — das Fremdwort möge dafür am Platze sein — liegt die tiefste Stufe des Herabkommens unserer niederdeutschen Muttersprache, und je eher auch dieser verschwindet, desto besser <sup>1)</sup>).

Während so die niederdeutsche Sprache und Litteratur immer mehr verfielen, zeigte sich andrerseits in kleinen Kreisen wiederum ein warmes Interesse für dieselbe; nicht nur bei den Philologen, die den Wert der mißhandelten und niedergetretenen Sprache erkannten, sondern auch bei Schriftstellern, die mehr und mehr wieder in derselben zu schreiben und dichten anfangen, wo es sich um humoristische und volkstümliche Darstellung handelt (und das vor Klaus Groth und Fritz Reuter), so daß jetzt die Zeitungen des Herzogtums nicht selten plattdeutsche Erzählungen und Gedichte bringen, deren sprachlicher Wert freilich ein sehr verschiedener ist.

Vor allen andern sind hier die Bestrebungen des Dr. med. Karl F. Arend Scheller hervorzuheben, der mit einem wahren Feuereifer der niederdeutschen Sprache gegenüber der hochdeutschen zu ihrem Rechte zu verhelfen suchte und mit vielem Verdienste, wenn auch der Kritik reichen Stoff bietend, für deren Anerkennung thätig war. Geboren am 6. November 1773 in dem braunschweigischen Dorfe Hessen, wandte er sich schon früh neben der Medizin der Beschäftigung mit den Schätzen der an niedersächsischen Sprachdenkmälern reichen Wolfenbüttler Bibliothek zu. Viele derselben gab er, allerdings in nicht tadelloser Weise, heraus, wobei er eine sehr willkürliche, schrullenhafte von ihm erfundene Rechtschreibung anwandte und altsächsishe oder holländische Wörter einmischte. Litteraturgeschichtlich ist von Wert seine „Bücherkunde der Sächsisch-Niederdeutschen Sprache“ (Braunschweig 1826). Noch heute gelesen wird sein unter dem Pseudonym Döneken-Bök (Hamburg 1829), deren Schauplatz meistens Braunschweig und Umgebung ist. Scheller war ein eifriger Vaterlandsfreund, der zumal in der westfälischen Zeit die alte Fahne hochhielt und seinen Spott und Zorn über

---

<sup>1)</sup> Die Mißverständnisse, welche entstehen, wenn ein Bauer des Hochdeutschen nicht ordentlich mächtig ist und sich doch in dieser Sprache ausdrücken will, geißelt ein döneken, das in der Zeitschrift *Muddersprake* I, 88 (1888) mitgeteilt ist. Zwei Bauern wollen mit dem Inspektor und Hauslehrer auf dem Gute Skat spielen. Unterwegs sagt der eine: „Heinrich, morgen mußt de mich mal einen Wagen lehnem, bei meinen is eine Afse gebrochen“, worauf ihn der andere belehrt: „Es heißt nicht lehnem, sondern borgen, und nicht Afse, sondern Achse.“ Weiterhin auf dem Wege bemerkt der erste: „Ich glaube, es giebt Regen, der Heben sieht so duster aus“, worauf der zweite abermals verbessert: „Nicht Heben, sondern Himmel.“ Jener merkt sich das und als er beim Skatspiel nun vier Däuser (Afse) bekommt, da flüstert er seinem Nachbar zu: „Donnerwetter, ich verstehe aber das Abhimmeln famos! Borgen Se sich man bloß mal rüber: ich habe fahrhaftig alle veir Achsen in der Hand.“

Redet jemand ein mißglücktes Hochdeutsch, so sagt man von ihm: De büre stött'ne in'n nacken.



König Jerome, sowie alle, die ihm anhängen, in dem 1814 erschienenen Gedichte „die Jeromiade“ ausgoß. Ganze Stellen in demselben sind in niederdeutscher Sprache gegeben, welche aber die willkürliche Behandlung zeigt, die Scheller ihr stets zu Teil werden ließ. Als Probe möge das folgende<sup>1)</sup> dienen:

Der nacht er swarte besse begun  
 Enweg to swêpen de strâlen der sun  
 Vam heben; de lûchtensnûtter begôten  
 Mid trân van Sherburne de grôten  
 Un lûtjen lichter am himmelsbogen,  
 De dar kwemen herupgetogen  
 Blâinkernde eneme glimstêrt gelike,  
 Eft den âern der huchtelkike,  
 De de wiwer in der karke  
 Setten to erem hilligen warke.  
 De wirlwind ôwer de heide susede,  
 De storm in den hogen bôken brusede,  
 De glinstern stowen, et knursche de snî,  
 De taleken togen fam felde herbi,  
 Ton dâkern des dôrpes un in de bôme  
 Kwackelnde mit den kraien van klôme,  
 Un knûtterkûlle, un schrager tid,  
 Wo alle meshûpen weren besnid,  
 Dat man nich konde to spîse râken,  
 Und dat da vorfrôsen bik un schaken (?)  
 Un drôge man nein wâd van feddern,  
 So mösste man allhêl vorweddern —  
 Da kwan ut eneme tûn forbast  
 En dêrt, dat lep ankende sunder rast  
 Tom nâgesten hagen dorch busch un brâk  
 So eine wickersche vor dem kâk — —

Nach einem Leben voller Mühe, Last und Enttäuschung endigte Scheller am 1. August 1843 durch einen unglücklichen Sturz aus dem Fenster seiner Wohnung zu Braunschweig<sup>2)</sup>.

Wenn auch nicht in dem Grade wie Scheller, so hat doch ein anderer Braunschweiger sich noch nach ihm um die niederdeutsche Litteratur verdient gemacht und dieser wieder zu einigem Ansehn verholfen. Gleich Scheller war Eduard Schmelztopf (geboren 23. Juni 1814 zu Saalsdorf, Kreis Helmstedt, gestorben 1896) eine unruhige, zerfahrene, geniale Natur, ein Mann der sich in vielem versucht hat, dessen Wissen aber auf guter klassischer Bildung beruhte; er war ein Schüler Gottfried Hermanns und Otfried Müllers. Er gehörte zu den Gesundheitsaposteln und schrieb 1846 sein Volksbuch over de

<sup>1)</sup> Jeromiade S. 203.

<sup>2)</sup> Seine Lebensbeschreibung von Eduard Schröder in der Allgemeinen Deutschen Biographie Band 31 enthält bezüglich der äußeren Lebensumstände Schellers viel Unrichtiges. Sein litterarischer Nachlaß ist auf der Braunschweigischen Stadtbibliothek aufbewahrt.

kunst jesunt te sin, dem 1880 Wenn't man smekket, datt hett: Wu kann dei, bi dene Smalhans Küchenmeister is, op en besten un op en billigsten sik satt äten un drinken? Mehr bekannt wurden seine beiden plattdeutschen Gedichtsammlungen „Scheppenstiddesche Streiche“ und „Immen“, welche 1846 zu Braunschweig erschienen und ihm nachträglich das Lob Klaus Groths einbrachten<sup>1)</sup>.

Plattdeutsche Gelegenheitsgedichte bei Hochzeiten u. s. w. sind auch heute noch beliebt, aber sie ändern nichts daran, daß die Sprache der Väter heute zum Aschenbrödel herabgesunken ist.

---

<sup>1)</sup> Vergl. den Nekrolog Schmelzkopfs von Friedrich Gunze im Braunschw. Magazin 1896, S. 109.

## Die Ortsnamen.

Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, abgesehen von den Exklaven  
Thedinghausen, Harzburg und Calvörde.

Noch immer spukt in einzelnen Schriften, welche die Ortsnamen des Herzogtums erwähnen, die Keltomanie, und nach abgethanen Vorbildern werden unsere Ortsnamen zum Teil mit Hülfe der neuen keltischen Sprachen erklärt. Mögen vielleicht auch vor den Germanen in unserm Lande Kelten gewohnt haben (S. 35), so sind doch Ortsnamen von ihnen nicht überkommen, wie das vereinzelt schon in Thüringen, reichlicher erst in Süd- und Westdeutschland, sowie in Oesterreich der Fall ist. Wir besitzen aus dem Braunschweigischen nicht einmal altgermanische Ortsnamen, was sich dadurch erklärt, daß die Römer uns nicht nahe genug gekommen sind, um Orte aus dem heutigen Braunschweig aufzuzeichnen, wie sollten da nun gar vorgermanische, keltische Ortsnamen zu finden sein?

Wie groß das absolute Alter der heute bestehenden Ortschaften ist, läßt sich nicht angeben, höchstens über die relativen Altersverhältnisse können wir Mutmaßungen anstellen. Die meisten gehen wohl auf die Zeit zurück, als die Sachsen zum herrschenden Volksstamme wurden. Mit urkundlichen Benennungen treten unsere Orte verhältnismäßig spät auf, wenn sie natürlich auch schon lange bestanden haben müssen, bevor ihr Name zuerst in einer erhaltenen Urkunde auftaucht. Von rund 270, die ich hier einer Betrachtung unterziehe, reichen nur verhältnismäßig wenige in das achte, neunte oder zehnte Jahrhundert zurück. Bei weitem die Mehrzahl erscheint erst nach dem Jahre 1000.

Läßt sich also ein absolutes Alter für unsere Ortschaften nicht nachweisen, so darf man über das relative doch einige Mutmaßungen anstellen. Die älteren Siedelungen müssen naturgemäß da entstanden sein, wo der Grund und Boden sich bequem zum Anbau eignete, wo futterreiche, waldfreie Stellen sich ausdehnten, das Feld sich leicht bestellen ließ, wo Flußläufe den Verkehr erleichterten, was sich selbst in einem so wenig verschieden gestalteten Lande, wie dem unsrigen, erkennen läßt. Ortsnamen, die eine Rodung andeuten, gehören daher zu den jüngeren; erst wenn der frei liegende Boden besiedelt war, schritt man zu Neuanlagen im gelichteten Walde. Von Wichtigkeit sind unsere Ortsnamen für die Geschichte der deutschen Stämme; ihre Betrachtung ergibt, daß wir uns in einem Grenzgebiete befinden, in welchem der sächsische und thüringische Stamm zusammenstießen; nach der Ausdehnung der einzelnen Gruppen von Ortsnamen,

die für den einen oder andern Stamm bezeichnend sind, läßt dessen ehemaliger Gebietsumfang sich erkennen, so daß hier manche Bestätigung für die im Kapitel über die Frühgeschichte ausgesprochenen Ansichten gewonnen wird.

Die folgende Anordnung der Ortsnamen ist, abgesehen von den einfachen, selbstständigen Bezeichnungen, nach den Endungen erfolgt. Die am häufigsten über Deutschland verbreiteten Endungen, wie —heim, —ingen, —dorf, —stedt, sind auch bei uns am stärksten vertreten; als Grundwörter, die bei fast allen deutschen Stämmen verbreitet sind, lassen sie sich kaum zur Bestimmung der Sitze eines einzelnen Stammes verwerten; andere dagegen erscheinen wohl geeignet zur ethnographischen Aussonderung, wie z. B. längst die Bedeutung der Endung —leben für die Thüringer erkannt ist, dagegen die —büttel, —ithi, —wedel, —ber u. a. für die Sachsen als kennzeichnend in Anspruch genommen werden müssen. Was sich in dieser Beziehung mit Sicherheit sagen ließ, ist bei den einzelnen Gruppen bemerkt. Von den 270 hier aufgeführten Ortsnamen entfallen nach den Endungen auf

—heim	50	=	19	Prozent
—stedt	31	=	12	"
—dorf	29	=	11	"
—ingen	22	=	8	"
—rode	16	=	6	"
—ithi(de)	15	=	5	"
—leben	11	=	4	"
—beck	10	=	4	"

Auf diese acht Endungen kommen allein 69 Prozent der Gesamtsumme, so daß auf die übrigen (—lage, —berg, —burg, —hausen, —ber, —feld, —kot, —büttel, —au, —thal, —hagen, —horst, —brück, —mar u. s. w.) und die einzelstehenden Stämme zusammen nur 31 Prozent entfallen.

Die natürliche Beschaffenheit unseres vorwiegend flachen Landes und die Besiedelung desselben durch nur zwei deutsche Stämme, Sachsen und Thüringer (abgesehen von dem kleinen wendischen Streifen im Nordosten) bringt es mit sich, daß eine ganze Anzahl Ortsnamen bildender Grundwörter, die im übrigen Deutschland häufig vorkommen, bei uns fehlen. Dahin gehören solche auf —hügel, —kuppe, —fels, —eck, —brühl und selbstverständlich die eigentlich süddeutschen, schwäbisch-bayerischen.

Vorangestellt habe ich die heute amtlich gültige Form nach dem vom herzoglichen statistischen Bureau herausgegebenen Verzeichnis. Diese Formen stehen auch erst seit dem 19. Jahrhundert fest, und noch das 18. Jahrhundert zeigte in der Schreibung der Dorfnamen starke Abweichungen, die meist der im Volksmunde üblichen Aussprache sich angeschlossen. Wo letztere stark abweicht oder mir von Bedeutung schien, habe ich sie beigefügt. Es folgen dann die urkundlichen Bezeichnungen, die auf das sicherste Material zurückgehen, nämlich auf die von meinem 1893 verstorbenen Lehrer H. Dürre angelegten, jetzt im Staatsarchiv zu Wolfenbüttel befindlichen Repertorien. Ich habe in seinem letzten Lebensjahre mit dem vortrefflichen, überaus fleißigen Gelehrten noch viel

über unsere heimischen Ortsnamen sprechen können; ohne seine Vorarbeiten wäre das hier Gebotene nicht möglich gewesen. Dann ist weiter benutzt das historisch-geographische Wörterbuch von Hermann Osterley (Gotha 1883), welcher vielfach anderweitigen Stoff als Dürre heranzieht, sowie noch verschiedene Urkundenbücher. Selbstverständlich ist von einem Abschluß schon deshalb hier nicht die Rede, weil ich nicht Germanist bin. Daß nur eine geschichtlich-sprachliche Untersuchung der Ortsnamen unter steter Berücksichtigung der natürlichen Umgebung des Ortes zu sicheren Aufschlüssen führen kann, ist jetzt allgemein anerkannt. Für Braunschweig steht eine solche noch aus; denn die einzige Arbeit, die wir besitzen und auf die heute noch zurückgegriffen wird, ist vor gleich hundert Jahren erschienen und fast durchweg veraltet<sup>1)</sup>. Bis eine gründliche Durcharbeitung erfolgt, möge das Nachstehende als zeitweiliger Ersatz nachsichtig aufgenommen werden.

Benutzt ist ferner, namentlich für die zur Deutung herangezogenen urkundlichen Personennamen, das altdeutsche Namenbuch von E. Förstemann (I. Personennamen 1856. II. Ortsnamen, zweite Auflage 1872, abgekürzt Förstem. Pn. und On.), sowie desselben Verfassers zusammenfassendes kleineres Werk, Die deutschen Ortsnamen 1863.

Abkürzungen: agf. = angelsächsisch. ahd. = althochdeutsch. altf. = altsächsisch. got. = gotisch. mh. = mittelhochdeutsch. ndd. = niederdeutsch.

### —heim.

„Das got. haims, ahd. heim bedeutet Haus, Wohnung, Wohnsitz, Dorf. Es ist dieses Wort in vieler Hinsicht das wichtigste Element der deutschen Ortsnamen; an Altertum wird es von keinem in den Ortsnamen gebrauchten Stamme übertroffen.“ Es ist nicht nur bei uns, sondern in ganz Deutschland die häufigste aller Ortsnamenbildungen, die sich bei allen Stämmen findet, wenn auch nicht gleichmäßig. Es kommt neben der vollen Form —heim bei uns heute in den verschiedensten Abschleifungen vor: —hem, —em, —en, —um.

**Achim.** — Achem 983, 1022, 1176. — Achheim 1135, 1249. — Osterachem 1271, so genannt zum Unterschiede von Tempelachem 1484. — Osterachim 1344. — Major Achim 1311.

Zu dem ahd. aha, Wasser. Förstem. On. S. 27. Noch in der Dorfbeschreibung von 1765 Achem, im Volksmunde Achen.

**Adersheim.** — Adersheim 1160, 1182. — Adershem 1160. — Ardesheim 1191, 1220. — Aderssem später immer.

Im Volksmunde Adersen, Arsen. Zu Pn. Ath-heri, Adheri.

**Ahlum.** — Odenhem 888. — Adenheim 1178. — Adenem. — Odelem 1474. — Odenum.

Im Volksmunde Ahlen. Zu Pn. Abo.

<sup>1)</sup> J. S. Reß, über Benennung und Ursprung aller Örter des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1806, wo cherusische, fassische, sächsische, langobardische, keltische u. s. w. Ortsnamen unterschieden werden! Reß hat aber das Verdienst, daß er zuerst auf die Bedeutung der Personennamen für die Entstehung der Ortsnamen hinwies und dieses auch in vielen Fällen mit Glück durchführte.

**Alvesse.** — Alvotesheim 1161. — Alvetthesheim 1191. — Alvediffem c. 1226. — Alvedeffem 1279, 1302. — Alvedessen 1250. — Alvedesse 1335. — Alvesse später.  
Zu Pn. Alvod.

**Atum.** — Etlovesheim 1051. — Atlevesheim c. 1200, 1146. — Atlevessem 1244. — Atlevessem 1274 und öfter. — Atlevesse 1381.  
Zu Pn. Atlef. Im Volksmunde Aken.

**Bahrum.** — Barem 1147, 1233. — Baren 1233. — Barum 1470.  
Im Volksmunde Bahren. Zu Pn. Baro.

**Bornum** (bei Königslutter). — Bornem apud Luttere 1274, 1297, 1336. — Bornem prope Elmonem 1359. — Bornem vor dem Elme 1462. — Bornem im richte to Lutter 1484, 1533.

Wird gewöhnlich zu nhd. born, Brunnen, gestellt. Allein alle Dörfer haben ja Brunnen, so daß diese nicht gerade kennzeichnend für die Ortsnamenbestimmung sind. Sollte nicht, wie bei allen übrigen Namen mit —heim, in dem bor ein Personennamen stecken? Im Volksmunde Borne.

**Bornum** (Amt Wolfenbüttel). — Bornem 1166. — Burnem 1189. — Bornem 1233. — Bornum bi Rissenbrügge 1227, 1282, 1344, 1440. — Bornem apud Ovaeram 1358.

Gleich dem vorigen.

**Börßum.** — Borsne 1213. — Borßem 1338. — Borßem 1425. — Borßen 1300. — Gr.-Borßem 1422. — Al.-Borßem 1484, 1569.

Nach Förstem. Dn. S. 372 zu der Sumpfpflanze *Ledum palustre*, Porß, ahd. horse, was doch recht fraglich. Im Volksmunde Börßen.

**Broißem.** — Brotseim 1178. — Brothseim 1187. — Brothsem 1234. — Brotseim 1291. — Brokem 1291. — Brozem 1339.

Hier kann ein noch nicht nachgewiesener Personennamen Broth, Brot vorausgesetzt werden.

**Dahum** (Groß- oder Voigts-). — Major Dalem 1324, 1317. — Vogedesdalem 1320, 1388, 1399. — Dalem advocati 1315.

**Dahum** (Klein-). — Parvum Dalem 1278, 1308. — Minor villa Dalem 1344, 1263. — Subdalem c. 1200. — Niederdahlem 1321. — Lutken Dalum 1318.

**Dahum** (Salz-). — Dahlem 888. — Dahlheim 1093. — Dalehem 1190, 1107. — Dalem 1237. — Soltdalheim. — Soltdalem. — Saltdalem.

Wie die vielen Thalheim zu ahd. tal, Thal, nhd. däl. Im Volksmunde Dalen.

**Dettum.** — Thitene 1226. — Thittene 1226. — Dettene 1280.

Zu got. thiuda, Volk, und den dazu gehörigen Pn. Tito, Detto. Im Volksmunde Detten.

**Dobbelu.** — Debbenheim 1137. — Debbenehem 1179. — Debbenem 1280. — Dobbenem 1253. — Debbenum 1387.

Zu Pn. Debbo, Rosenname von Detbold oder Detbod.

**Eilum.** — Odonhem 888. — Oudenheim 1141. — Udenhem 1137. — Uodenheim 1121. — Udenem 1182. — Odenem 1242. — Odenum 1341. — Odelem 1484.

Zu Pn. wie Audo, Oudo, Odo und Udo, deren Trennung kaum möglich. Förstem. Pn. S. 161 u. 207. Im Volksmunde Eilen.

**Eikum.** — Ekem 1290, 1315. — Eysum 1302. — Eikum 1336.

Ekem wohl entstanden aus Eddeshem, also dem folgenden Namen gleich.

**Essehof.** — Eddesseim villa 1178. — Eddessen 1294. — Eddessem 1326. — Eddesse 1311.

Zu Pn. Eddo.

**Eveffen.** — Hebesheim 952, 965. — Eveffem 1344. — Eveffen 1361.

Zu Pn. Ebo.

**Gardeffen.** — Gerdeffen 1226, 1311, 1344. — Gardeffen 1315.

Zu Pn. Gerhard. Im Volksmunde Garßen.

**Gilzum.** — Gilleffem 1152. — Gelleffem 1240. — Gellesheim 1195. — Gillsiem 1344.

Zu Pn. Gillo (aus Gilbo). Vergl. Gitzem im Kreise Bitburg, daß 1299 Gildishem heißt. Im Volksmunde Gilzen.

**Hachum.** — Haghem c. 1170. — Hachem 1195. — Hachum 1315.

Zu Pn. Hago. Im Volksmunde Hachen.

**Harveffe.** — Herwardiffem 1232. — Herwardeffin 1160.

Zu Pn. Hariward, Herward.

**Heffen.** — Heffenheim 966. — Heffenem 1190. — Hesnem c. 1270. — Hesnum 1289. — Heffenum 1384.

Zu. Pn. Hesso.

**Höhum.** — Hotselem 1251. — Hokelem 1340. — Höhelen 1344.

Zu Pn. Hodo, Huoto. Im Volksmunde Höhen.

**Jerkheim.** — Jersischheim 1203. — Jersesheim 1195. — Gercksheim 1195. — Gercksiem 1195. — Gerksiem 1313. — Jersiem 1315. — Jerssem 1315. — Jerssem 1354.

Zu Pn. Geriko. Im Volksmunde Jergen.

**Kalme.** — Kallenheym 1300. — Kalnhem 1249. — Kallenem 1184. — Kalnem 1322. — Kallern 1353.

**Lelm.** — Lellenem 1178. — Lellenheim c. 1200. — Lellum 1315. — Lellem 1344.

Zu Pn. Lello.

**Linden.** — Lindum 1007. — Lindum 1118. — Lindem.

**Lucksum.** — Lucgenheim 1051. — Luckenem 1148. — Luffenem 1214. — Luckeleyn 1451.

Zu Pn. Lucko aus Ludger. Im Volksmunde Luckeln.

**Machterfen (Bruch=).** — Machtersem prope Lichtenberge in Gericht to Lechtenberge 1465.

Zu Pn. vom Stamme Maht (= Macht). Vergl. Machtersted, Machtelfung, Machtelshausen.

**Machterfen (Lob=).** — Locmachterfen 1305, 16, 34. — Machtersem prope Baren 1353. — Locmachtersem 1338. — Simm (Amt Salder S. 12) sucht im Loc der ältesten Form ein Äquivalent loch, loh, lah = Wald; so daß im Gegensatze zu Bruchmachterfen hier ein Waldmachterfen steht.

**Nortenhof.** — Northem 1007. — Northeim 1187. — Norten 1480.

**Quernum.** — Quernhem 1148. — Quernhem 1161. — Quernheim 1248. — Quernem 1248. — Münke-Quernem 1307. — Dorp-Quernem 1323.

Zu got. quairnu, abd. quirn, Mühle. Vergl. Kirnach, Quarnebeck, Quersfurt, Quirnheim bei Worms. Im Volksmunde Queren.

**Rautheim.** — Ruotman 1031. — Rothna 1178. — Rothne 1196. — Rothem 1160, 1383. — Rothem 1388. — Routhen c. 1470.

Zu udd. rôd, rot, Rodung. (Dürre, Ztschft. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1869, S. 74.)? Im Volksmunde Rauten.

**Rühme.** — Riudum 1007. — Riudun 1031. — Riudem 1361, 1400. — Riuden 1440.

Zu abd. hriod, Ried, Reit, daher Riedheim, was zu dem an der sumpfigen Schnur gelegenen Orte paßt. (Dürre, Ztschft. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1869, S. 74.)

**Schidelsheim.** — Scezeleshem 1160. — Scheklesheim 1160. — Schidelsjum 1347. — Schidelsjem 1314.

Zu Pn. Scagilo. Im Volksmunde Schidelsche. Seelmann (Zur Gesch. der deutschen Volksstämme, Norden 1887, S. 70) nimmt hier Zetacismus an.

**Sierße.** — Sigerdessen 1182. — Sigerdissen c. 1470. — Sigerdissiem 1226. — Siredeshusen c. 1274. — Sirdeshusen c. 1274. — Sierdessen 1335. — Sierdesse 1318. — Zierdisse c. 1357.

Zu Pn. Sighard. Das spätere (Wieder?) Auftreten der Endung —husen macht es fraglich, ob dieser Ortsname nicht zu jenen auf —hausen gestellt werden muß.

**Sottmar.** — Sutherheim 1146. — Sutherem 1178. — Suthrem 1178. — Sutherem 1275, 1206. — Sotherum 1317. — Sottherum 1318. — Sotmere 1417.

**Steinum (Groß-).** — Stenem 1226. — Stenum 1297. — Steinem 1311. — Steynum.

Nach der steinigen Beschaffenheit der Umgebung, die namentlich nach dem Dorfe zu große Steinblöcke zeigt, welche, der Sage nach, Riesen aus ihren Schuhen geschüttelt haben sollen. Im Volksmunde Steinen.

**Stiddien.** — Stiddegem 1172. — Stidiem 1153. — Stedium. — Stidium 1187. Stidingen.

**Stöckheim (Groß-).** — Stochheim 1054. — Stöckem 1273. — Stöcken 1377. — Stöckem 1166. — Stöffem 1232, 1299, 1192 = Waldheim.

Zu abh. stoch (truncus, Baumstamm), wobei an die stehen gebliebenen Wurzelstöcke gefällter Bäume zu denken ist. Ein durch Deutschland häufiger Ortsname. Im Volksmunde Stöcken (vergl. Stöcken an der Leinemündung, Stockum bei Münster i. W., Stockheim bei Koburg u. a.).

**Stöckheim (Klein-).** — Stochheim 1244. — Stöckem 1178. — Kapelstöckem 1253. **Veltheim a. Ohe und Klein-Veltheim.** — Veltthem 896. — Veltheim 1308. — Veltem, Veltum ap. Lutzenem 1275. — Veltummesvord 1304. — Veltum by der D. 1358. — Veltum vor der D. 1477. — Nortveltem 1311.

Zu Fehd. Im Volksmunde Velten. Über die Ohe vergl. die Flurnamen.

**Volzum.** — Volkessiem 1153. — Volcsem 1226. — Volzhem 1192. — Volzum 1345. — Volzum 1376. — Volcum 1344. — Volsem 1378.

Zu abh. fole, Volf, durch Vermittelung eines Personennamens wie Folco. Im Volksmunde Volzen.

**Waggum.** — Wagken 1007. — Wagghen 1318. — Waggen c. 1195. — Wagen 1384.

Zu Pn. Waco, Wago, Waggo. Im Volksmunde Waggen.

**Wagum.** — Wattedesheim c. 1195. — Wattedeshem. — Wattedessiem 1344. — Wattedsem 1344. — Watteren 1322.

Zu Pn. Watiko. Im Volksmunde Wagen.

**Wendessen.** — Wenethesheim c. 1200. — Winethissiem c. 1170. — Wenethessen 1292. — Wenedessen 1213. — Wendessen 1433.

Zu Pn. Wenitho. Im Volksmunde Wenzen, wie das ganz außerhalb des Bezirkes slawischer Verbreitung im Amte Greene gelegene Wenzen.

#### —stedt.

Ahd. stat, der Ort, die Stätte, Ortschaft. In den verschiedenen Formen —stadt, —statt, —stetten, —stedt, nhd. stidde, weit durch Deutschland verbreitet. Arnold (Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 47) vermutet, daß die von Thüringen bis Schleswig sehr häufigen Ortsnamen auf —stedt erst



durch die von Norden her eingewanderten Angeln und Warnen häufig geworden seien. Die Namen auf —stedt finden sich durchaus nicht überall in der Nordwesthälfte des alten Deutschlands. In Westfalen verschwinden sie südlich der Linie Minden=Osnabrück, fehlen in Overijssel, Geldern, am Rhein und im flämischen Belgien. Dagegen treffen wir sie häufig in Skandinavien, Jütland, Schleswig und Holstein (mit Ausnahme von dessen östlicher, wendischer Seite), sehr häufig in Hannover und Oldenburg. Danach scheint Arnolds Vermutung, daß unsere Orte auf —stedt in ethnographischer Beziehung zu den Nordseeanwohnern stehen, richtig zu sein (vergl. Tellinghaus im Braunschw. Magazin 1897, S. 94). Bei uns sind diese Ortsnamen sehr stark, mit etwa 30, vertreten.

**Apelstedt.** — Abolderstede 1042. — Apelderstide c. 1200. — Apelderstede 1230 und öfter. — Apelerstide 1301. — Appelerstede 1424.

Zu ahd. apholtra, Apfelbaum, der in sehr vielen deutschen Ortsnamen vorkommt.

**Beierstedt.** — Begerstede 1146. — Beyerstede 1285. — Beierstide 1379. — Beyerstide 1387.

Zu Pn. Begheri?

**Bleckenstedt.** — Bleckenstede 1235.

Zu ahd. bleih, bleich, wie Blekingia, jetzt Blekede an der Niederelbe. Förstem.

Dn. S. 279.

**Bodenstedt.** — Bonstade 1151. — Bodenstede 1209. — Bonstide 1367. — Bonenstide 1344. — Bonstede 1315 und öfter.

Zu Pn. Bodo. Vergl. Bondorf, Förstem. Dn. S. 306.

**Brackstedt.** — Brackstede 1536.

Zu ahd. bracha, das Aufbrechen eines zum Anbau bestimmten Landstückes, nhd. bräken, brechen.

**Broistedt.** — Brostethe 1151. — Brothstethe c. 1200. — Brutstede 1318. — Brostede c. 1200, 1328. — Brotsede 1301. — Brostide 1282.

Vergl. S. 62 Broigem.

**Büddenstedt.** — Budenstede 1221. — Budenstide 1178, 1200. — Bodenstede 1253. — Bodenstide 1275. — Bodenstide 1344. — Boddenstede c. 1480.

Zu Pn. Bodo. Im Volksmunde Bönste.

**Bungenstedter Turm,** der letzte Rest des 1345 noch vorhandenen Dorfes Bungenstedt. — Buggenstide 1142, 1157. — Buggenstede 1178. — Bungenstide 1131, c. 1200. — Bungenstide 1172, 1219. — Bungenstede 1317. — Bungenstide 1357.

**Büstedt.** — Bistedi 1084.

**Destedt.** — Destede 1318. — Destide 1380.

**Duttenstedt.** — Dottenstede 1279. — Duttenstede 1329. — Duttenstide 1384.

Zu Pn. Dodo, Dobdo.

**Emmerstedt.** — Emmerstide 1224. — Emerstede 1232. — Emmerstede 1224. — Emberstide 1360.

Zu Pn. Emher.

**Engelstedt.** — Ingelmestide 1151. — Engelmestede 1312. — Engelmestede 1344. — Englemstide 1381. — Engelmstede 1312. — Engelmestide 1396.

Zu Pn. Angilo, Engilo. Förstem. Pn. S. 89 u. 783.

**Brelstedt.** — Brelstide 1312. — Brelstede 1507. — Breilstede 1285/99. — Major Brelst. 1321. — Lutken Brelst. 1353.

**Helmstedt.** — Helmonstede 952. — Helmonstade 1159. — Helmenstade 1160. — Helmenstide 1176.

Zu **Hn.** vom Stamme Helm, die seit dem 6. Jahrh. nachweisbar sind und in der Bedeutung zu Helm (galea) gehören. Specieller zu Helim. Unrichtig ist die Etymologie „Elnstadt“, schon wegen der Entfernung des Ortes vom Elm. Volks-etymologie: Der Hund des Gründers (St. Ludgerus) hieß Helim; an der Stätte, wo er sich niederließ, wurde die Stadt erbaut.

**Lebenstedt.** — Livenstide 1129. — Levenstede 1151.

Zu **Liv**, Leron wie in Leonhart, Linhard.

**Runstedt.** — Ruonstedi 1160. — Ronstede 1354. — Runstede 1314.

**Seinstedt.** — Senstede 1266, 1267. — Seinstide 1359. — Senstide 1175. — Seenstide 1379.

Zu **Hn.** mit dem Stamme Sin (= robur, vis). Förstem. **Hn.** S. 1102 und **Dn.** S. 1339.

**Scemmenstedt.** — Scemmenstede 1049. — Tzemmenstede. — Zemmenstede 1022. — Simmenstede 1335. — Symmenstide 1379.

**Schliestedt.** — Slizstede mit Slitstedeberch.

Im Volksmunde Slitstide. Vergl. Sliesdorf, Sliaßwig (Schleswig), Slimesheim (Schleisheim). Förstem. **Dn.** S. 1348, 1349.

**Schöppenstedt.** — Sciphinstede 1051. — Schppenstide 1086. — Schipenstede 1136. — Schepenstede 1195/97. — Sceppenstede 1291.

Zu **Hn.** Scippo, Scepo, Sceppo?

**Schöppenstedt (Klein-).** — Parvum Scepenstede 1226. — Scepenstide 1251. — Wonefe Schepenstede 1383.

**Sunstedt.** — Sunstede (Trad. Corb.), Sunstide, Sunstide, Sunstede 1318.

Nach **M. v. Wersebe**, Gaue zwischen Elbe u. f. w. Hannover 1829, S. 131, das alte Selztide (1022). Wohl richtiger zu **ahd.** sund, **altf.** suth, **Süden**. Förstem. **Dn.** S. 1404.

**Twülpstedt (Groß- und Klein-).** — Tuilpstidi 1145. — Twulpstide. — Twülpstede 1209. — Kl. Tw. 1536.

**Ballstedt.** — Bellestide. — Belezstide. — Beledstide 1200. — Veltstide. — Veltstide 1378. — Lutten Veltstide 1507. — Groten Veltstide 1462.

Volks-etymologie: Zwei Männer berieten darüber, wie der neu gegründete Ort zu benennen sei. Da stolperte der eine und der andere fragte ihn: fallst du? Seitdem heißt der Ort Ballste, wie er dort ausgesprochen wird.

**Wahrstedt.** — Wastede 1444. — Warstide 1477.

**Watenstedt** bei Schöppenstedt. — Wethnenstede 1051. — Watenstide 1138. — Watenstede 1135.

**Watenstedt** (Amt Salder). — Watenstide c. 1195. — Watenstede apud Barem 1275. Im Gericht to Lechtenberge 1480.

Beide zu **Hn.** Wato.

**Wedtlenstedt.** — Wethelemstide 1105. — Witlinstede 1224. — Wetelemstede 1270.

**Winnigstedt (Groß- und Klein-).** — Magna W. und Parva W. — Winnigstide. — Winnigstide 1379. — Ofternwinnigstide 1484. — Lutten W. 1654.

Zu **Hn.** Winiding. Förstem. **Hn.** S. 1315.

### —dorf.

**Ahd.** dorf, **altf.** thorp, **nhd.** dorp mit der gleichen Bedeutung wie im Neu-hochdeutschen, eine bei uns sehr häufige (29) Ortsnamenbezeichnung, aus der man, bei ihrer großen Verbreitung durch das deutsche Land, kaum Schlüsse auf besondere Stammeszugehörigkeit ziehen kann. Dorf bezeichnet stets eine größere Niederlassung, einen Sammelpunkt des religiösen oder politischen Verkehrs. Die

mit Dorf bezeichneten Siedelungen gehören einer verhältnismäßig späten Zeit an, sind jünger als jene, die ein vereinzelt Wohnen, was das ursprüngliche gewesen ist, andeuten, wie —heim. Sie deuten immer auf die gemeinsame Niederlassung dicht, truppweise bei einander wohnender Ansiedler.

**Alversdorf.** — Albalgerasthorpa 983. — Alvatasthorpa c. 1000. — Adelegerestorp 1022. — Edelgerestorp 1022. — Algedesthorpe 1160. — Algotesthorpe 1160, 1195, 1199. — Algotthistorp 1190, 1201, 1231. — Algorestorp 1178. — Algerstorp 1313, 1383. — Algestorpe c. 1220, 1297, 1324, 1310. — Alversstorp 1486, 1541.

Zu Pn. Albalger gehörig.

**Bahrdorf.** — Bardorp 973. — Barthorpa c. 1100. — Bardorpe 1344. — Bardorp 1145.

Vergl. Förstem. Pn. S. 209, der hier an den Stamm Bar denkt, für den er ein fließendes Gewässer annimmt, was bei Bahrdorf aber kaum von Entscheidung sein kann, da dieses nur an einem unscheinbaren Bache liegt.

**Barnstorf.** — Bernhardestorpe 966. — Bernestorpe 1226. — Bernestorp 1264, 1236. — Bernstorp 1320. — Bernstorp 1135.

Zu Pn. Bernhard.

**Boimsdorf.** — Boimestorp 1327. — Bohmestorpe c. 1360, 1324. — Bomestorp 1344. Wendischer Rundling.

**Brechtorf.** — Bracthorpe 1160. — Bractorp 1252 und öfter.

Zu nhd. 'bräke, vergl. Braßfeld S. 65.

**Burgdorf.** — Borchdorpe ante Lichtenberge. Burgdorf benannte Ortschaften sind meist spät entstanden, wenn die Bewohner sich im Schutze einer Burg niederließen. Unser Burgdorf ist das Dorf bei der Asleburg, entstanden aus zwei Dörfern, Altdorf und Steinen.

**Danndorf.** — Danthorpe 1160. — Dandorp 1444.

Zu Pn. Dano.

**Denstorf.** — Tenesdorp 1051. — Dinesdorp 1235. — Dennesdorp 1192. — Dennesstorp 1251. — Denstorp oft.

Wie das vorige zum Pn. Dano, Tenno. Förstem. Dn. S. 450.

**Dibbesdorf.** — Thitbechestorp c. 1226. — Dibbefenstorp 1264. — Dibbefesdorp 1302. — Dybbefestorpe 1377.

Zu Pn. vom Stamme ahd. thiuda (= Volk), specieller zum Pn. Thiatbert, Thietpreht. Also zusammengehörig mit Dettum S. 62.

**Flechtorf.** — Flegthorp 1022. — Flechthorpe c. 1100. — Flechtorpe 1318.

Zu ahd. flehtan, flechten, in Bezug auf geflochtene Zäune? Vergl. Flechtorf in Waldeck.

**Glentorf.** — Glintdorp 1221/27. — Glintorp 1322. — Glentorpe 1374.

Zu nhd. glint, klint, auf die hohe Lage an der Schunter deutend, oder glint, Einzäunung.

**Hallendorf.** — Hetilendorp 9. Jahrh. — Hatbelendorpe 1380. — Hedelentorp 1441.

Zu Pn. Hetilo. Förstem. Pn. S. 642 und Dn. S. 767.

**Hordorf.** — Hordorpe 1299.

Zu ahd. horo, Sumpf. Vergl. Hordorf im Kreise Oschersleben, das 995 Horthorpe heißt.

**Hoyersdorf.** — Hogerestorpe 1311. — Hoyerstorp 1344. — Hoyersdorp 1399. — 5 Heherdorp 1372, 1542.

Zu Pn. Hugo, Hogo, Huger, Hoyer.

**Immendorf.** — Immendorpe 1265. — Immendorpe 1240. — Immendorf 1270.  
Zu Bn. Immo.

**Rästorf.** — Reſtorp 1175. — Retteſdorp 1264. — Raeſtorff 1536. Wendischer Rundling.

Ein Rästorf bei Giffhorn.

**Lehdorf.** — Lenthorp 1060. — Lendorpe 1240. — Leendorp 1311.

**Maſendorf.** — Maſenthorpe 1160. — Maſendorpe 1240. — Maſendorf 1481.  
Zu Bn. Mago, Macco. Förſtem. Bn. S. 884 und S. 1004.

**Meerdorf.** — Merthorpe c. 1280. — Merdorpe.

Nach dem hier befindlichen und noch heute mer genannten Teiche. Altj. meri, agl. mere, Sumpf, See. Noch häufig in Flurnamen.

**Meindorf.** — Mienthorpe. — Mienthorp. — Mendorpe under d. Dſele 1422, 1410, 1415. — Meyndorpe juxta Biwende.

Zu nbb. ni, neu.

**Papſtorf.** — Papeſtorpe.

Zu nbb. pāpe, Pfaffe?

**Reinſdorf.** — Reinoldeſtorpe c. 1160, 1215, 1311 im Gericht zu Scheninge. — Reineſtorpe 1317.

Zu Bn. Raginald, Reinold.

**Rickenſdorf.** — Ricmanneſtorpe 1225. — Ricmereſtorpe 1359. — Ricmeſtorpe 1360.  
Zu Bn. Ricman und Ricmar.

**Rottorf.** Rotorpe c. 1385.

Zu „roden“. Bei Öſterley S. 582 wird Rumeringtorpe (Trad. Corb.) hierhergeſtellt?

**Saalkſdorf.** — Seleſtorp 1178. — Saleſtorp c. 1226. — Saleſdorpe 1368.

Zu ahd. sal, altj. seli, Haus?

**Volkmarsdorf.** — Volkmerſtorp 1014. — Volkmarſtorpe 1104. — Volkmeſtorpe 1395.  
Zu Bn. Volcmer.

**Wolſtorf.** — Walbiſdorp 1182. — Waldeſtorp 1160. — Woldeſtorpe 1264, 1197, 1294. — Wolſtorpe 1356, 1247.

Zu ahd. wald, nbb. wöld.

**Woltorf.** — Waltthorpe c. 1170. — Waltorp 1226. — Woltthorpe c. 1226. — Woltorp c. 1195.

Gleich dem vorigen.

**Zweidorf.** — Tvidorp 1132. — Tweborpe. — Tweborp 1382.

Beſteht aus zwei, ſechs Minuten voneinander entfernten Teilen, von denen der an Wendeburg anstoßende jüngere Teil Rodenkamp heißt. Nach der Volksdeutung das zweite bei der Wendeburg erbaute Dorf, während das benachbarte Wendezelle das erste gewesen ſein ſoll.

### —ingen.

Die auch bei uns häufige (22) Endung —ing iſt in ihrer Bedeutung weſentlich, aber nicht immer, eine beſitzanzeigende, die ſich zu einer patronymiſchen ſpecialiſierte. Sie iſt über ganz Deutschland, England und Skandinavien, namentlich bei Bayern (—ing) und Alemannen (—ingen), verbreitet und tritt in der Form —ungen bei Heſſen und Thüringern auf. Die Orte auf —ingen deuten daher der Mehrheit nach auf den Gründer und deſſen Nachkommen, wobei nicht bloß an edle Geſchlechter gedacht zu werden braucht (Agilolfingen, Merowingen), ſondern auch an freie Bauern, die an einem beſtimmten Orte (Wald, Burg,

Feld) eine Siedelung gründeten, welche dann von den Nachbarn nach dem Gründer benannt wurde. Indessen liegt nicht überall bei unseren braunschweigischen Ortsnamen ein patronymisches —ing vor. Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 94) will Gleidingen, Lauingen, Liedingen, Schöningen zu ing = Wiese, Grasaue, stellen und auch J. Langer, „Die altmärkischen Ortsnamen auf —ingen“ (Wissensch. Beilage zum Jahresber. d. Stiftsgymnasiums in Zeitz 1898) läßt den Ortsnamen auf —ingen nicht bloß patronymische Bedeutung zukommen, sondern erkennt bei vielen in dem —ing ortsbestimmende Bedeutung. Sie sind sämtlich nicht alt und gehören frühestens dem 8. Jahrhundert an.

**Beddingen.** — Bettingen, Beddinge 1038.

Zu Pn. Beddo. Im Volksmunde Beddig.

**Berklingen.** — Berklingi c. 1000. — Berclinge 1178.

**Cremlingen.** — Cremlinge 1302. — Cremmeling 1344.

**Gleidingen (Groß-).** — Glebinge c. 1195. — Enitglebinge 1260. — Groten Gledn 1570.

**Gleidingen (Klein-).** — Glebinge apud Denstörpe 1296, 1326. — Ostglebinge 1334. — Nortglebinge 1560.

Im Volksmunde Gleie.

**Hottingen.** — Hetlingen 1536. Wendischer Rundling.

**Kneittlingen.** — Kettinge 1147. — Kletlinge 1387. — Knetlinge c. 1400.

**Köchingen.** — Choginge. — Cogginge 1170. — Cochinge 1240. — Parvum Cochinge 1307.

Im Volksmunde Köchich.

**Küblingen.** — Kubeling 966. — Kublinge 1170. — Kübbeling 1334. — Cubbeling 1291.

**Lauingen.** — Lauhingi 888. — Lauingi in pago Derlingo. — Loiwinte c. 1226. — Lowinghe c. 1274.

**Liedingen.** — Lithingi (Trad. Corb.). — Lithinge. — Lidinge. — Lydingi 1378.

**Nemlingen.** — Nemninge 1240 und öfter. — Nemmeling 1378.

Zu Pn. Hraban. Förstem. Dn. S. 832.

**Neislingen.** — Nizseilinge 1191. — Nazzeling 1192. — villa major Neislinghe 1239. — Neislinge 1333. — Nislinge 1491.

**Nühen.** — Runinge 1536. Wendischer Rundling.

**Nünigen.** — Runinge. — Runinghe 1380.

Gesprochen Nünig.

**Sauingen.** — Sawingon. — Tzowinghe. — Sawinge 1038.

Gesprochen Sawig.

**Schöningen.** — Scahaningi, Scanigge 747. — Sceningi c. 983. — Sceningin 1051. — Sceninge in pago Dernigon 1022. — villa Scheninge 1120.

Gesprochen Scheinig.

**Söllingen.** — Solynge 1090. — Sulinge 1137. — Sullingi 1227. — Sulinge 1182. — Solinge 1199.

Der Sage nach soll der Name von einem Salzwerke, welches hier lag, gekommen sein. Gesprochen Söllig. Zu nbd. sol, sumpfiger Boden?

**Süpplingen.** — Suppeling 1150. — Zupplingen 1226. — Zeuppelingen 1229. — Suppling 1267. — Sopling 1183. — Suplinge 1253. — Horgen Suplinge 1368, 1432. — Dreck Süpplingen 1614.

Im Volksmunde Süppling. Süpplingen auch eine Wüstung bei Schönwalde im Kreise Stendal, ein Süplingen bei Stendal. Lange (Die altmärkischen Ortsnamen auf —ingen, Zeitz 1898, S. 9) nimmt einen Pn. Supilo, als Weiterbildung von Supo, Sopo an. Dreck-Süpplingen ist die einfache Überziehung von Sorgen- oder Horen-Süpplingen und hat mit Hörigkeit nichts zu thun.

**Twiefelingen.** — Twiflinga (Trad. Fuld.). — Twiflinge 994. — Twiflinge 1160. — Zwiflinghe 1270. — Kl.-Twiflinge 1492.

**Uvingen.** — Uvingon 1022. — Uvinghe, Uvinge.

Zu Pn. Uffo. Förstem. Pn. S. 1209 und Dn. S. 1500. Im Volksmunde Uwig.

**Weferlingen.** — Weverlingi 965. — castrum Weferlinge 1300. — Wevelinghe 1338.

### — rode.

Zum Zeitwort roden, altj. riutjan, oberdeutsch reuten, den Wald urbar machen. Die Ortsnamen auf —rode, die in der Schweiz —rütli, in Franken —reut, in Thüringen —roda lauten, gehören zu den jüngsten. Erst nachdem der leichter zu bestellende Boden in der Ebene und im Freien benutzt und neuer Platz für die wachsende Bevölkerung von nöten, begann man mit dem Ausroden der Wälder und gründete neue Dörfer an den bloßgelegten Stellen, die gewöhnlich den Namen desjenigen tragen, der die Rodung unternahm. Daß die Namen auf —ingerode im Harz erst dem 10. Jahrhundert angehören, hat Jacobs (Zeitschrift des Harzvereins XXVI, 418 ff.) gezeigt. Auch kommt einfaches Rode vor (Forsthaus bei Samleben im Elme). Unsere hier in Betracht kommenden braunschweigischen —rode (im ganzen 16) liegen mit geringen Ausnahmen fast alle im Amtsgericht Riddagshausen nahe bei einander, auf die einstige Ausdehnung eines großen Waldes deutend, der sich zwischen der jetzigen Hauptstadt, der Schunter und dem Elme erstreckte.

**Abbenrode.** — Aberode 1270. — Abbenrode prope Elmonem 1383. — Abbenrode bei Deströde 1436.

Wie viele andere gleiche oder ähnliche Ortsnamen zu Pn. Abbo.

**Beienrode.** — Bodonrod (Trad. Corb.). — Bodenrode 980, 1226, 1303. — Bodenrothe c. 1200. — Boddenrode c. 1480. — Boggenrode 1482. — Bejenrode 1178, 1439.

Zu Pn. Bodo.

**Bevenrode.** — Bevenrodhe 1231. — Bevenrode fast immer.

Zu Pn. Bevo.

**Bienrode.** — Ibanroth 1031, 1060. — Ibenroth 1211. — Bigenrode 1222, 1367. — Bienroth 1248.

Zu Pn. Ibbā, Ivo. Förstem. Dn. S. 803. (Nach Dürre, Ztschr. d. histor. Ver. f. Niederf. 1869, S. 73 zu altj. iba, Eibe, also Eibenroding, was aber weniger einleuchtet.)

**Brunrode (Groß- und Klein-).** — Brunesrothe 1160, 1200. — Brunesrode. — Brunrode Major. — in Minori Brunesrode 1318.

Zu Pn. mit dem Stamme Brun, Bruno.

**Dankwarderoode,** der Name der Burg in Braunschweig. — Thonquarderode 11. Jahrhundert. — Dankwerderode. — Thanquarderode. — Dandquarderode.

Zu Pn. Tankward, Dankward.

**Engerode.** — Odesrode 1080. — Oddingerodhe 1226. — Eddingerode um 1300. — Engederode 1476. (Simm im Braunschw. Magazin 1898, S. 65.)

Zu Pn. Odo.

**Erferode.** — Erferoth 1175. — Erferode 1178. — Erferode 1267.

Zu Pn. Erich.

**Gliesmarode.** — Glismoderoth 1031. — Glismederodh 1226. — Lismoderodh 1161.

Zu Pn. Glismot. Förstem. Pn. S. 527. Im Volksmunde Gließerode.

**Hemfenrode.** — Hemfenrode 1329. — to dem Hemmefenrod 1466.

Zu Pn. Hamuko, Hemmic.

**Majserode.** — Marscherodh 1182. — Marscerodh 1219. — Marsfenrode 1315. — Majsenrode 1251.

**Melverode.** — Menolverodh 1240. — Meinolvingerod 1244. — Meinolvezroth 1244.

— Menolverodh. — Meinelverodh. — Melverod.

Zu Pn. Meinolf.

**Papenrode.** — Papenrothe c. 1160. — Papenrode seit 1224.

Gehörte im 13. Jahrhundert ganz dem Ludgerikloster in Helmstedt, war Pfaffenbesitz und daher der Name.

**Schulenrode.** — Sculenrothe 1265. — Sculenrode 1318. — to dem Schulentrode 1477.

**Völkenerode.** — Volkolderode 1321. — Volklingerode 1344. — Volkingerode 1414.

Zu Pn. Volkold.

**Volkmarode.** — Volcmerode 1251. — Volcmarode 1302. — Volcmerode 1327.

Zu Pn. Volcmar.

### — ithi (—te, —de).

Die Endung —ithi, welche sehr häufig in sächsischen Ortsnamen vorkommt, erscheint hochdeutsch in der Form —idi, sowie in vielfachen Abstufungen und Entstellungen. Sie gehört zu den ältesten, die wir kennen, und kommt vielleicht schon in ptolemäischen Ortsbezeichnungen vor. Diese Wortbildung ist wesentlich über die friesisch-sächsisch-thüringischen Gegenden verbreitet, auch bei uns verhältnismäßig stark vertreten (vierzehnmal) und meistens zu —te, —de umgestaltet. „Über die Funktion dieses Suffixes dürfen wir uns nicht eher eine feste Ansicht erlauben, als bis die Stammwörter dieser Namen in größerer Klarheit ermittelt sind.“ (Förstem., Die deutschen Ortsnamen 1863, S. 228.)

**Calbecht.** — Calfbechte 1258. — Calbichte 1350. — Calbechte.

Man spricht heute noch die Endsilbe bechte mit e am Schluß voll aus. Daher möglicherweise zu den Ortsnamen auf ithi zu stellen. Nach Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 101) bedeutet der Name „Kalkbrennerei“, die in der That dort betrieben wurde.

**Denkte (Groß-).** — Dengdi 965. — Dencte 1318. — Major Denchte 1344.

**Denkte (Klein-).** — Minor Dencke oder Parvum Dencke 1344. — Lutken Denche 1419.

**Dritte.** — Thritide 1022. — Threttede 1160. — Druttethe 1178. — Druttebe 1824. — Drutte 1380.

**Geitelbe.** — Getlithi 1060. — Getlebe 1196. — Ghetelbe 1304. — Gidtolbe.

Gesprochen Geidel.

**Geerte.** — Herete 1223. — Geerte c. 1100. — Northerete 1315. — Ostherte 1315. —

Northerete 1323. — Drecherete 1386. — Klein-H. 1412. — Groß-H. 1412. —

Kerk-H. 1238.

**Leinde.** — Lenethe 1178. — Linethe 1191. — Lenedhe 1242. — Lenedhe 1308. — Lene 1378.

Im Volksmunde Leine.

**Linde (Oster-).** — Lindethe, Lindede. — Major Lindehe. — Linnithe, Osterlinde 1480. — Linde, Kerflinde 1479, 1492.

Im Volksmunde Linne. Man jagt heute Groten-Osterlinne und Lüttjen-Westerlinne.

**Linde (Wester-).** — Lindede 1272. — Parvum Lindebe 1275. — Linde vor der langen Brücke 1487. — Luttesen Linde. — Westerlinde.

**Sifte.** — Sifti 888. — Sifti 1060. — Sicudi 1024. — Kicthe c. 1160. — Tzicte 1318. — Tzifti c. 1200. — Zicede 1264. — Major Sifte 1308. — Unter- und Ober-Tzifte c. 1315. — Ober- und Nieder-Tzifte 1323.

Förstem. *On. S.* 1329 nahm Zugehörigkeit zu *ahd. sik*, See, Sumpf an, das heutige *nhd. sik*. Es liegt aber *betacismus* vor. Verwandlung des *K* in *S* oder *Z*. Vergl. Seelmann, *Zur Geschichte der deutschen Volksstämme*, Norden 1887, S. 70.

**Thiede.** — Thidhi 1007. — Thide 1166 und öfter. — Thidhe 1191.

Im Volksmunde Thie.

**Ührde.** — Urede 888. — Urithi 983. — Urethe 1160. — Urede 1291. — Urde 1380. Im Volksmunde Ühr.

**Bechtelbe.** — Bechtla 1145. — Bechtelbe 1378. — Becldehe 1281. — Beichtelbe 1313.

Im Volksmunde Bechel. Ist die älteste Form Bechtla die ausschlaggebende, so muß der Ortsname zu *la*, Wald, gestellt werden. Vorherrschend sind aber stets die Formen auf *-de*, weshalb ich den Namen an dieser Stelle belasse.

**Wahle.** — Walebe 1141. — Walbe 1313. — Walthe 1351. — Walbe, Welbe 1381.

**Wierthe.** — Wirite 1178. — Wyrite, Wirethe 1381.

### —leben.

Die Ortsnamen auf *—leben* haben zwei große, räumlich voneinander getrennte Gebiete, das eine im alten Thüringerlande, das andere in Nordschleswig, Jütland, auf den dänischen Inseln und in Schonen. Die älteren Formen lauten *—leiba*, *leva*, *leve*, seit etwa 1100 tritt die Form *—leben* auf. Diese Endung bezeichnet die Hinterlassenschaft, das Erbe an Grund und Boden und bezeugt, daß die Ansiedler in diesen Dörfern das Recht des Sondereigentums an Grund und Boden kannten. Harz, Oker und Aller, die alte Scheide zwischen Sachsen und Thüringen, sind zugleich die Grenze des Gebietes, bis zu welchem sich die Ortsnamen auf *—leben* nach Nordwesten erstrecken. Für das hohe Alter dieser Orte spricht, daß dieselben, Gebirge und Sümpfe meidend, an den für den Ackerbau am besten gelegenen Stellen haften. Im alten Ostfalen samt dem Bardenlande, in Engern, Westfalen und den Niederlanden kommt nicht ein einziger Ortsname mit der Endung *—leben* vor, erst von der Oker nach Osten hin finden wir sie und so ist unser Land (mit 11 *—leben*) genau auf der Grenze gelegen, welche die Thüringer nach Westen zu erreichten; sie machten Halt an der alten Grenze der Barden und Sachsen. Seelmann will die Ortsnamen auf *—leben* dem Volke der Warnen zuschreiben, das, von Norden kommend, im zweiten Jahrhundert in das Gebiet zwischen Elbe, Harz und Thüringerwald eingewandert sein soll. (Zur Gesch. d. deutschen Volks-



stämme Norddeutschlands und Dänemarks im Altertum und Mittelalter. Norden 1887. S. 7. Vergleiche dazu ferner J. Langer, Die altmärkischen Ortsnamen auf —ingen und —leben, Zeiher Programm 1898.) Alle unsere Ortschaften auf —leben liegen im Osten des Landes, wie die Karte ausweist; das benachbarte Fallerleben bildet den nordwestlichsten Ausläufer dieser thüringischen Siedelungen, deren geographische Gesamtausdehnung bei Seelmann angegeben ist.



Fig. 47. Die Verteilung der Orte auf —leben und —bittel.

Während die Endung —leben also Nachlaß, Erbgut bedeutet, ist das hinzutretende Bestimmungswort meist ein Personenname. Innerhalb der politischen Grenzen Braunschweigs kommen folgende elf Ortsnamen in Betracht:

**Ampleben.** — Ampeleve 1199, 1315, 1342. — Ampleve 1315, 1307.

Nach Förstem. Dn. S. 72, zu ahd. ambabt, ministerium.

**Bansleben.** — Banißleve 1121. — Baneßleve 1137, 1185. — Bantßleve 1382. — Bansleve 1286.

Zu Pn. Bano.

**Brunßleberfelde,** Forsthaus bei Rähle, benannt nach dem wüsten Dorfe Brunßleben. 1440 Weide für dem Brunßleber Felde. Zu Pn. Brun, Bruno.

**Gevensleben.** — Ghevensleve 1018. — Geuensleuo. — Gevensleve 1387. — Gevensleben im Gericht Jergem 1445.

Zu Pn. mit dem Stamme gab (= geben). Förstem. Dn. S. 602.

**Grasleben.** — Graselove 1160. — Grasleve 1191. — Graßleghe 1261.

Zu Pn. Grā-olf abgefürzt Grā(o).

**Hohnsleben.** — Hohnslofa 983. — Hohnsleve 1190. — Honeslove 1160. — Honsleve 1292, 1311.

Zum Pn. Hon. Im Volksmunde Haunslebbe.

**Ingeleben.** — Ingentlove 1195. — Ingeleve 1086.

Zum Pn. Ingo.

**Langeleben.** — Langelawa (Trad. Fuld.). — Langelage 1160. — Langeleghe. 1318. — Langelebe 1381. — Langle.

Es ist hier nicht leicht zu entscheiden, ob der Ortsname vielleicht zu lā, lāge zu stellen ist. L. liegt mitten im Elmwalde.

**Offleben.** — Uffinleve 1190. — Uffenleva im 10. Jahrh.? — Offensleve 1180, 1191. — Offenleve 1222. — Offeleve 1246.

Zum Pn. Uffo.

**Samleben.** — Campenleve 1201. — Zampelve, Zampelve, Tsampelve, Sampleve. Campenleve scheint die Grundform zu sein. Aus c = t wurde durch Zetacismus k.

**Wegleben.** — Wydisleve (Trad. Corb.). — Wideslove 1141. — Witeslove 1172. — Witesleve 1105. — Wedesleve 1249. — Wettesleve 1310. — 1503 W. im Gericht tor Affeborch.

Zu Pn. Wid, Wido, Wito, Guido.

#### — beek.

Beek, bēk, bēke, die niederdeutschen Formen für Bach, im Volksmunde zu — pfe, — bfe, — fe abgechliffen, kleines, fließendes Wässerchen, häufig ohne besondern Namen, einfach de bēk. Bei Ortsnamen ist hier auf die vielfach veränderte physikalische Beschaffenheit des Bodens Rücksicht zu nehmen, da mit der Austrocknung der Sümpfe und mit der Rodung der Wälder viele Bäche aus dem Lande verschwanden, die noch den ersten Ansiedlern Grund zur Benennung geben konnten. Daher Orte auf — beek, bei denen heute die Bäche auf ein Geringses zusammengeschrumpft oder auch ganz verschwunden sind.

**Ahnebeck.** — Anebecke.

**Barbeck.** — Beribek 1176. — Bergbik 1178. — Verbek 1300 und öfter. — Berebek 1448.

Ob zu dem von Förstem. Dn. S. 206 für Flußnamen angenommenen Stamme Bar? Die Barbeck fließt in Holstein.

**Barmke.** — Bardenbik 1158. — Bardebik 1160. — Bernebek 1524. — Bermke 1566.

Zu Pn. Bardo? Aber Flußnamen von Personennamen gebildet sind sehr fraglich. Vergl. die Barmeke (zur Lenne), Berneke bei Brilon.

**Esbeck.** — Astbik 1137. — Asbik 1179. — Esbik 1182. — Esbek 1263 und öfter. Im Volksmunde Aebēke.

**Nordsteimke.** — Steinbek juxta Vorsfelde 1238. — Stenbek 1332. — Stembek 1341. Nordstebek 1400.

Zu ahd. stain, Stein, wie die vielen Steinach und Steinbach, Steenbek in den Niederlanden, Steimke bei Bremen. Nordsteimke wohl im Gegensatz zu dem südlich davon im Hasenwinkel gelegenen Klein-Steimke. (1366 Wendisch Steimke.)

**Räbke.** — Rebepe 1225. — Ribep 1205. — Ribdepe 1333. — Rebepe 1399. Nach Illinghaus nicht zu heck, sondern aus rid-apa, Rietwasser, entstanden.

**Sisbeck (Groß- und Klein-).** — Sessbeki c. 1100. — Sessbefe c. 1160. — Sasbefe 1203. — Sisbefe 1124. — S. orientalis et occidentalis c. 1160. — S. major (= orient.) et minor (= occid.) 1318.

Förstem. Dn. S. 1326 stellt den Namen mit einem wohl berechtigten Fragezeichen zu See, ahd. seo. Im Volksmunde Siffefe.

**Belpfe.** — Bilebefe 1160. — Belebefe 1146. — Belbefe 1224.

Stein-Belpfe genannt im Gegensatz zu Bölpfe, Kreis Neuhaldensleben.

**Wobef.** — Wobife 1137. — Wobefe 1160. — Wopfe 1210.

Im Volksmunde Wobfe, Waubfe.

### —lâ, —lâge.

Das bis zur Gegenwart gebräuchliche ndd. lâ, ahd. lôh; mh. lôh, loch, abgeschliffen in leg, le, el bedeutet Gehölz, kleiner Wald, besonders im offenen Felde. Es handelt sich hier um verhältnismäßig spät entstandene Orte, in Wäldern angelegt, nach denen sie benannt sind.

**Affel.** Zwei Ortschaften dieses Namens im Amte Salder:

**Hohenaffel.** — Aste. — Astebarch 1236. — Borchasle 1236. — Hogenaffel 1492.

**Nordaffel.** — Affel 1210. — Asteburch 1236. — Nortasle 1316, 1338. — Nordaffel 1382, 1485.

Ganz zweifellos ist es nicht, ob in Affel ein lâ steckt, wie in Berel. aslâ wäre Eschenloh, Eschenwald. Vergl. Affeln (Asclooe) bei Unna, Zeitschr. für westf. Gesch. XX, S. 135.

**Berel.** — Berlan 1022. — Beritle c. 1200. — Berle 1215. — Beerla. — Gr. Berel 1535. — Lütten-Berel 1594.

**Hondelage.** — Honlage 1178. — Honlege 1322.

Im Volksmunde Hondeln.

**Schandelah.** — Sconleghe 1200. — villa Scanleghe 1344. — Parvum Scanleghe 1307. — Schanleghe 1369. — in Magno Scanlege 1375. — Schanleghe 1311. — Schanlege 1432.

**Timmerlah.** — Dinbarlaha 9. Jahrh. — Tymberla 1187. — Tymmerla.

Zu ahd. timbar, mhd. timber, dunkel, schattig oder zu timber, Bauholz. Ein Timmerloh im Kreise Soltau.

**Bechelade,** eine neue Tochtergründung von Bechelbe, nach dem Walde zu gelegen.

In der Dorfbeschreibung von 1755 „Das neue Dorf Bechellage“. Es wurde erst 1723 auf Veranlassung der Herzogin Elisabeth Sophie Marie erbaut.

**Warle.** — Werle. — Warle 1508.

Im Volksmunde Warl. Vergl. Werl bei Soest, Werl in Lippe.

### —berg.

**Lichtenberg.** — Lechtenberg 1156. — Lichtenberg 1180, 1282. — Lechtenberge 1297. — Lichtenberge 1300. — Lichtenberg 1306 und öfter.

Lichtenberg hieß die Burg; der Name wurde 1857 auf die beiden am Fuße derselben gelegenen Dörfer Ober- und Nieder-Frehden ausgedehnt, die 1160 als Brithi, seit dem Beginne des 13. Jahrhunderts als Brede, Freeden, Freien erscheinen und wohl zu den Dn. auf —ithi gehören.

**Rieseberg.** — Rißberghe 1344. — Rysseberge 1353. Wendische Dorfanlage.

**Sonnenberg.** — Siehe unter —burg.

**Vahlberg**, drei Ortschaften dieses Namens an der Afse gelegen, zu fäl, falb, erbsfarben: (Groß-). — Valeberge. — Mediem Valeberghe. — Middelen Valeberg. — Grotten Valeberg.

(Klein-). — Ofteren-Valeberg 1344, 1297. — Parva Valeberge 1362. — Lüttgen-Walberg 1367.

(Mönche-). — Walberge. — Wester-Valeberge. — Moneken-Valeberge.

**Warberg**. — Warpergin 1112. — Werberge 1192. — Werberge 1382.

### —burg.

Burg, ndd. borg, das Schloß, die Burg. Die Orte mit dieser Bezeichnung gehören zu den jüngeren, welche um eine bereits bestehende Burg und in deren Schutze entstanden.

**Hedwigsburg**, früher Stecklenburg, 1196 Steckelenborch, erhielt erst 1578 den jetzigen Namen durch Herzog Julius, der hier für seine Gemahlin Hedwig einen Landsitz erbaute.

**Mückenburg**, einzelnes Haus bei Riddagshausen.

**Olzburg**. — Olzburg 10. Jahrhundert. — Olesburg.

**Sonnenberg**. — Sonnenborc, Sonnenberc c. 1200. — Sonnenberge 1237.

Liegt ganz in der Ebene. „—berg und —burg wechseln oft in denselben Namen, wie sie auch etymologisch zusammengehören.“ Zu Pn. Sunno.

**Steterburg**. — Stedereborch 1118. — Stiderborch 1191. — Stederburg 1194. — Stederborch 1196.

**Süpplingenburg**. — Suplingeborch 1125. — Suplingeborch 1303. — Sublingborch 1382.

Vergl. Süpplingen S. 69.

**Wendeburg**. — Winetheborg c. 1170. — Winedeburg c. 1195. — Wenedeburg c. 1195. — Wenetheborch 1226. — Wendeborch 1318.

Nicht zum Volksstamme der Wenden, sondern zu Pn. Wend, Wendo.

### —haus, —hausen.

Der Wohnsitz eines Freien hieß von alters her hūs, womit stimmt, daß viele der ältesten Ritteritze auf —hūsen endigen. W. Arnold (Studien zur deutschen Kulturgeschichte, Stuttgart 1892, S. 32) nimmt an, daß die auf —hausen im niedersächsischen Gebiete ausgehenden Orte von fränkischen Geschlechtern begründet wurden; er sieht sie für fränkische Kolonisten an, die angelegt wurden, um das durch Karl d. Gr. eroberte Land dauernd an die fränkische Herrschaft zu fesseln, was aber, als nicht nachweisbar, nur als eine Vermutung gelten darf. Von diesen On. sind die einfach auf —haus endigenden zu trennen, die nur auf ein einzeln stehendes befestigtes Haus deuten.

**Geffinghausen**. — Gieseshusen 1311. — Geshusen 1458.

Zu Pn. Afic, Afico, Gfisco.

**Fümmelfe**. — Vimmelhusen 1258. — Bymmelsen.. — Bymmeysen. — Bymmelfe 1380.

**Neuhaus**. — Nyehus 1372. — Neuhaus 1423. — Nigenhus 1490.

**Riddagshausen**. — Riddageshusen 1146, 1148, 1198. — Redageshusen 1196. — Riddagshusen 1201, 1250.

Zu Pn. Riddag, aus Ricdag.

**Wendhausen.** — Wenthusen 1311, 1348, 1350. — Wenethusen 1183.

Nicht zum Volksstamme der Wenden, sondern zu Pn. Wando, Wendo.

### —bere, —ber, —per.

Die Namen auf —bere, —ber sind in Nordwestdeutschland nicht selten, einige scheinen später zu —berge geworden zu sein. Eine Etymologie ist sehr schwierig wegen der wechselnden Form der Endung in älterer Zeit: —beri, —buro, —bore, —buron. Agf. bearo, bearu, msc. heißt Wald, wahrscheinlich von heran, tragen, Früchte geben. (Jakob Grimm, Kl. Schriften IV, 410. Leo, Rectitudines, S. 88.) In agf. Dn. als —baro, —bearo, —bera.

**Hedeber.** — Hathebere 1221. — Hethebere c. 1230. — Hadebere 1188. — Hebebere 1334.

Zu vergleichen Heber bei Soltan, früher Hedebere und Heudeber bei Wernigerode. Im Volksmunde Häper.

**Ölper,** Elbere 1241. — Olber 1418.

**Olber** (am weißen Wege). — Olbere 1226.

Der witte weg, von der Farbe der weißen Kalksteine, wird schon 1540 als Holzgrenze genannt.

**Rümmmer.** — Rymbere 1309. — Rummer 1536. — Remmer 1560.

**Timmern.** — Timbron c. 983. — Thimbere 1190. — Timbere 1238. — Timmere 1131. — Tymberen 1344.

### —büttel.

Das zu ahd. būan, bauen, gehörige —büttel bedeutet Haus, Hof und stimmt zu agf. botl (Haus), altf. bodlos (Hausrat), niederl. boedel, altfries. bōdel (bona), mnd. bōl. Es ist eine durchaus auf altjächsische Gründungen hinweisende Bezeichnung, die in zwei voneinander getrennten und scharf begrenzten Gebieten vorkommt. Einmal in Holstein und Schleswig, den Landen Hadeln und Wursten und vereinzelt im Bremischen, wo der nördliche Bezirk dieser Ortsnamen liegt; dann zweitens südlich davon im Winkel, wo Aller und Oker zusammenfließen, im hannoverschen Kreise Gifhorn, dessen südlicher Teil geradezu „die Büttels“ genannt wird, so daß man dort die Redensart „Büttelin gån“ hat, wenn man in die Dörfer auf —büttel sich begiebt<sup>1)</sup>. Dicht um-

<sup>1)</sup> Es sind dieses folgende, deren urkundliche Namen nach Sudendorf ich beifüge. Rütgesbüttel (Rodelesesbuttle 1226), Warmb. (Wermerebuttle 1226), Rolsb. (Rolsesbuttle 1274), Ifenb. (Ifenbuttle 1318), Wasb. (Witradesbuttle 1022), Ausb. (Aselesbuttle 1383), Wollb. (Wollesbuttle 1383), Abbesb. (Abesbuttle 1331), Edesb. (Edesbuttle 1400), Gerstenb. (Garsnebuttle 1274), Lagesb. (Laverdesbuttle 1378, im Volksmunde Lasebüttel), Meinholtz (Meginfriðisbuttle), Haryb. (Herkesbuttle 1318), Waryb. (Werkesbuttle 1338), Wedesb. (Witilbbuttle 1022, Stiftungsurkunde des Michaelisklosters in Hilbesheim), Allenb. (Dallengebuttle 844), Allerb. (Allmersbuttle 1274), Abenb. (Abenebuttle 1226), Ribbesb. (Ribollesbuttle 1226), Dannenb., Edesb., Martinsbüttel. Dazu die vereinzelt nördlich von den vorigen im Amte Iphenhagen gelegenen Wunderbüttel und Hankensbüttel und die drei braunschweigischen (ohne Wüstungen), so daß diese südliche Gruppe der Büttel im ganzen 27 bestehende Ortschaften umfaßt.

fäumen die nördliche Grenze des heutigen Braunschweig diese alten Sachsengründungen und sie reichen noch mit einigen derselben hinein. (v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 546. Arnold, Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 47.) Sie sind bei uns noch durch einige Wüstungen vertreten: Thuringesbutli und Everiksbutli, die im Norden der Stadt Braunschweig lagen und unter den 18 Dörfern genannt werden, die 1031 zur Magnikirche eingepfarrt waren (Dürre, Ztschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1869, S. 70), ersteres auf einen Thuring deutend, der nach sächsischer Art siedelte. Heute liegen nur noch drei Orte auf —büttel innerhalb der politischen Grenzen des Herzogtums, zugleich die südlichsten der ganzen Gruppe. Vergl. die Karte S. 73.

**Eisenbüttel**, Mühle bei Braunschweig. — Eysenbuttle c. 1180. — Eisenbuttle c. 1200.  
Zu Pn. vom Stamme Is, Isan, wie Iso.

**Watenbüttel**. — Watenebuttle 1170. — Watenbuttle 1318. — Watnebuttle 1377.  
Zu Pn. Wado, Wato.

**Wolfenbüttel**. — Weferesbuttle 1118. — Wulferesbutthle 1130. — Wulferisbutthele 1142. — Wolferbuttle 1164. — Wulferbüttle.

Zu Pn. Wulf, Wolf.

#### —kot.

Das ndd. kot, kote bedeutet Hütte, angf. cot, woraus das engl. cottage. Das deutsche Wort drang in die slawischen Sprachen ein, wo es die Bedeutung der niedrigsten Art von Behausung, bis zu den Hühnerställen herab, annahm. Da die braunschweigischen Orte mit der Endung —kot alle im ehemals wendischen Gebiete liegen, und zwei davon wendisch gebaute Rundlinge sind, so ist slawische Abkunft nicht ganz von der Hand zu weisen. (Über Kote als Lehnwort aus dem Finnischen handelt Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II, 352 f.)

**Eiskott**. — Eiscot 1324. — Eiskothe 1536.

Wendischer Rundling.

**Badekoth**, Badekot, Wüstung zwischen Warmenau und Brackstedt, in ehemals wendischem Gebiete. (Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1864, S. 1.)

**Meinkoth**. — Meinkothe 1352. — Menkot 1444. — Meincoten 1145. — Meinkot 1209.

Mein, Men = Pn. aus Magin? Die Volksetymologie besagt, daß die Bewohner eines wüst gewordenen Dorfes sich hier anbauen up mine kôte, ein jeder auf seiner Kôte.

**Wendekott**. — Wendekoth 1536.

Zu vergleichen Wendekoten östlich von Lüneburg im hannoverschen Wendlande.

#### —feld.

Feld bedeutet die natürliche Ebene und wird erst später für Ackerland gebraucht. Es ist in Ortsnamen sehr alt und sehr häufig, bei uns aber selten.

**Bortfeld**. — Bortvelde 1187 und so ferner.

**Bergfeld**. — Bergfelde 1135. — Bargfelde 1536.

**Borsfelde**. — Borsvelde 1218, 1309. — Borsfelde 1340, 1344. — Baresfelt 1145.  
— Borsfelde 1321.

Im Volksmunde Borsfelle.

## —mar.

In unseren Dorfnamen wird die Endung —mar nie voll gesprochen sondern stets —mer, wie sie auch in den urkundlichen Formen steht. Die spätere Kanzleischreibung ist wohl mit Anlehnung an Namen wie Weimar, Geismar u. a. entstanden, bei denen jedoch die Bedeutung des —mar dieselbe ist. Es geht zurück auf ahd. mari, sumpfige Gegend, Teich, kleiner See, wie in Meerdorf und den zahlreichen Flurnamen mer. Sottmar gehört nur scheinbar hierher, da die urkundlichen Formen Sutherheim, Sutherem, Sotherum u. s. w. sind.

**Bettmar.** Bethmere 1238, 1239. — Bethmer 1344.

Im Volksmunde Bettmer, mit dem Zunamen an der langen wische, zur Unterscheidung von Bettmar bei Hildesheim.

**Wittmar.** Witmari 965. — Witmere 1331, 1332. — Witmer 1445.

Zu nbb. wit, weiß? Vergl. Wüstung Wittmar bei Warberg in Westfalen, Wüste Witmari bei Wolfshagen (Hessen-Nassau). Förstem. Dn. S. 1587.

## —tân (=Zaun).

**Thune.** — De Thun 1347. — Tun 1381. — Haus Thune. — Schloß Thune 1477. altsächsl. tân, der Zaun, die Umzäunung, angl. tun, das Umzäunte, der Ort, engl. town, Stadt. — Hier der einfache Stamm, während in den beiden folgenden Dn. er das Grundwort bildet.

**Veltenhof.** — Beletunum 1007. — Belittunum 1031. — Beleten 1300. — Veltheim juxta Honrode 1336. — Veltheim juxta Brunsvic 1311.

Hier scheint eine dreifache Änderung in der Bedeutung dieses Ortsnamens vor sich gegangen zu sein. Die älteste Form geht auf tân, Zaun, zurück. Der Ort, im Besitze des Marienhospitals, war zu einem Hofe, Veltheimerhof oder Veltenhof, herabgesunken und der letztere Name tritt schließlich an die Stelle der beiden älteren.

**Wenden.** — Guinuthun 1031. — Wenethen 1251. — Wenden 1305.

Zu Pn. vom Stamme Wand, Wend. Förstemann, Dn. S. 1617, stellt Wenden fälschlich zu dem Volke der Wenden.

## —horst.

Horst, ahd. hurst, bedeutet ein Dickicht, einen abgeschlossenen Wald.

**Grashorst,** ebenso in den Urkunden, ist, da es bei dem eingegangenen wendischen Dorfe Grabow liegt, von dem noch der Grabower Teich den Namen führt, möglicherweise aus Grabower Horst entstanden. Grabow ist slawisch, hrab, grab: die Weißbuche.

**Querenhorst.** So 1125, 1284. — Quernhorst 1203, 1304.

Zu altsächsisch quern, die Mühle; dies die ältere deutsche Bezeichnung, die durch das aus dem Lateinischen stammende „Mühle“ verdrängt wurde; namentlich die alte, aus zwei Steinen bestehende Handmühle. Die älteren Benennungen beziehen sich nur auf den Wald, in welchem später das gleichnamige Dorf entstand.

## —brück.

**Neubrück.** — Castrum Brugghe 1321. — Das Haus to der Brugghe 1340. — Die Zehnten vor der Nyenbrügge 1444.

**Riffenbrück.** — Chirsenbrugge in p. Derlingo. — Riffanbruggi 1027. — Rissebrücke 1060. — Riffenbrugge.

An der in die Oker mündenden Risse. Förstem. Du. S. 941. Volksetymologisch als „Christenbrück“ gedeutet, weil Karl der Große hier in der Oker die Sachsen getauft haben soll.

### — hagen.

Hagen ist eine Einfriedigung, ein Gehege, in dem ein Dorf erwuchs. Im nnd. oft abgekürzt zu hân. In unserem Gebiet nur ein Ort.

**Gebhardshagen.** — Indago 1235. — Geverdeschagen 1318. — Gheverdeschaghen 1383.

Zu Pn. Geverd und Gebhard.

**Altenhagen,** Vorwerk bei Lichtenberg.

### — au.

Ahd. ouwe, Wasser, Wasserland, wasserreiches Wiesenland, Aue; kleine Flüßchen heißen bei uns noch Aue.

**Fürstenaу,** ehemals Haslerhof, erhielt 1716 seinen jetzigen Namen, als es von der Herzogin Elisabeth Sophie Marie angekauft wurde. (Hassel und Bege I, 480.)

**Parfau,** so stets. Einmal Parfow. Wendischer Name (siehe unten), welcher nur den Schein des deutschen Wortes angenommen hat.

**Scheppan.** — Schepowe 1360. — Scheppaуwe 1490. Wendischer Rundling.

**Warmenaу.** — Warmenaw 1536. Der Flußname Warmenaу kehrt öfter in Deutschland wieder. Aber unser Dorf liegt an keinem Flusse, auch entfernt von der kleinen Aller und ist ursprünglich wendisch, wie sein Rundlingsbau ausweist. Man darf daher auch an einen slawischen Ortsnamen Warmenow denken, in dem —ow den Besitz andeutet, welcher im deutschen Munde durch Umlautung in —au überging. Und ähnlich kann es sich mit Scheppan verhalten, während Parfau sicher ein wendischer Ortsname ist.

### — thal.

Die Namengebung der beiden hierher gehörigen Orte geht nicht auf die natürliche Beschaffenheit des Landes zurück, da sie in der Ebene liegen, sondern erfolgte nach Vorbildern.

**Marienthal.** — Vallis St. Mariae 1147.

**Sophienthal.** — Neu-Gründung der Herzogin Sophie von 1724.

### — wik.

Abgesehen von der Alten Wiek, einem Stadtteil Braunschweigs, ist es nur der Name der Hauptstadt, welcher hier in Betracht kommt. Got. veihs, altf. wik, Stadt, Ort, Burg ist eine oft für sich allein oder als Endung stehende Bezeichnung, die nicht nur in sächsischen, sondern auch in friesischen und angelsächsischen Landen vorkommt.

**Braunschweig.** — Brunescguif 1031. — Die älteste, den Namen erklärende Nachricht über die Erbauung hat das im Anfange des 13. Jahrh. geschriebene Chronicon



Halberstadense, wo berichtet wird, daß der Gründer Bruno die Stadt Brunonis vicus nannte. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 27.) Die gewöhnlichen mittelalterlichen Formen (gesammelt bei Osterley, Histor.-geogr. Wörterbuch, S. 86) sind Brunswit, Bruniswit, Brunschwit zc. Schon im 13. Jahrh. kommt Brunschwig vor; 1263 Braunschwig; 1335 Braunschweig in oberdeutschen Urkunden. Vergl. über den Namen auch Braunschw. Magazin 1826, Stück 41 und 42.

### —kamp.

Der Kamp, das eingefriedigte, abgegrenzte Feldstück. Ob zurückgehend auf das lat. campus? Vergl. auch unter „Flurnamen“.

**Rothenkamp.** — Rodencampe c. 1360. Wendischer Rundling.

Der ausgerodete Kamp.

**Kampen,** Domäne bei Flechtorf. Hus to dem Campe 1346. Castrum Campe 1326.

### —wiesche.

Der ndd. Ausdruck für Wiese, nur in einem Dn.:

**Woltwiesche.** — Woltwische 1178. — Wohldwiesche 1337. — Woltwische, d. i. „Waldwiese“.

Im Volksmunde Wohlsche.

### —tere, dere.

**Halchter.** — Halctre 1148. — Halechtere c. 1200. — Halchtere später.

Zu dem altf. tere, dere, Baum, agf. treo, engl. tree. Die beiden westfälischen Haltere heißen urkundlich Halachtron, Halachtre, Haletre.

### —thurm.

**Raffthurm.** — Allodium Raht 1228. — Raff 1169. Vergl. den Flurnamen Raff.

### —zelle.

**Wendezelle.** So 1454. Das aus dem lat. cella hervorgegangene Zelle ist eine erst mit der Verbreitung des Christentums aufgekommene Ortsbezeichnung. Bei unserem Orte läßt sich eine cella nicht nachweisen. Reß (S. 145) denkt daher an ein Wendesöll, an ein in der sumpfigen Gegend an der Aue bei der Wendeburg errichtetes und diesem zugeordnetes Dorf. Oder sollte an altf. seli, Gebäude, Saal, zu denken sein, so daß wir ein Haus des Wendo hätten? Zu vergleichen ist das gleichfalls vereinzelt stehende Dörfchen Wagenzelle, 10 km nördlich von der Stadt Hannover

### —heide.

**Mesekenheide,** Forsthaus bei Helmstedt; mëseke, Meise.

### —sohle.

**Brunsohle,** einzelnes Haus bei Emmerstedt. Brunsele 13. Jahrh., früher Dorf. Zu Bn. Bruno oder brün, braun, und sol, sumpfige Gegend. Vergl. Flurnamen unter „Soll“.

## — frug.

**Grenzfrug** bei Ochsendorf, **Sandfrug** bei Neuhaus. Zu Krug, Wirtshaus, nicht zu „Krug“ (urceus), welcher nhd. krûke heißt.

## — furt.

Nhd. förd, die Furt (hier an der Oker).

**Leiferde.** — Lefvorde 1176. — Lessorde 1191. — Leyforde 1195. — Lessorde prope Runinge 1306. 1475.

Zu vergl. Lafferde an der Weser. Im Volksmunde Leiser.

## — hof.

Ursprünglich der eingezäunte Raum, dann die ihm zugehörigen Wirtschaftsgebäude. Bei uns sind die wenigen Ortsnamen mit —hof sehr spät aus ursprünglich auf —heim lautenden entstanden, so Eßsehof aus Eßdesheim, und Nortenhof aus Northem, Beltenhof aus Beletunum, das ich zu tûn, Zaun stelle. Nur der Steinhof, Domäne bei Watenbüttel, trägt seinen Namen sofort.

## — mühle.

Für das echtgermanische quirn, quern, das zunächst die steinerne Handmühle bezeichnete, drang schon früh das lateinische mola in der spätromanischen Form molina bei uns ein. Die zahlreichen, an Fluß- und Bachläufen liegenden Mühlen unserer Gegend führen meistens leichtverständliche Namen (Grasmühle bei Schöningen, Rote Mühle bei Trellstedt, Waldmühle bei Rickensdorf, Steinhmühle bei Ludlum, Teichmühle bei Fimmelse, Fährmühle bei Rissenbrück, Alte Mühle bei Reppner zc.). Einer Erklärung bedürfen nur folgende:

**Fließmühle** bei Bahrdorf und bei Hoiersdorf. Zu nhd. fleiten, fließen.

**Lagmühle** bei Wolsdorf. Zu nhd. lâ, lûg, Wald.

**Purismühle** bei Kieseberg. Ein slavisches Wort; po = an und rêka, Fluß, Bach. Häufig in slavischen Ortsnamen wie Puriz, Poriz zc.

**Wippermühle** bei Brechtorf. Sie führt ihren Namen von dem großen entwässerten Wipperteiche. Wipper bedeutet schlechtweg „Fluß“, ob aber deutsch? Vergl. die gleichnamigen Nebenflüsse der Saale, der Ustrut, mehrere W. in Rheinland und Westfalen, den pommerschen Küstenfluß u. a.

## Einfache Stämme.

**Biewende.** — Groß- oder Westerbiewende, Wester-Biwende, Major-Biwende. — Klein- oder Osterbiewende, Oster-Biwende, Orientalis-Biwende. Ein schwieriger Dn., dessen Deutung „Privatgrundstück“. Zur Erklärung ist nachzusehen unter den Flurnamen bei „Bünne“. S. 90.

**Gramme.** — So stets seit 1187.

**Lehre.** — Leri 888. — Lere apud Schuntram 1311. Arnold (Stud. zur deutsch. Kulturgeschichte, S. 68) stellt das Wort zu einer längst verschwundenen altdeutschen

Bezeichnung für Aufenthaltsort, Wohnstätte und bringt es nicht nur mit Zusammensetzungen wie Goslar, Weßlar in Verbindung, sondern auch mit dem allein stehenden Lahr in Baden, Leer in Ostfriesland, Lehrte in Hannover. Förstemann dagegen (Die deutschen Ortsnamen, S. 70) zu abh. und altf. lâri, leer, auf eine unbebaute, öde Gegend deutend, in welcher der Ort entstand.

**Leffe.** — Leffe 1128. Simm (Das Amt Salder) führt den Namen nach du Gange (Glossarium V, 57) auf ein altfriesisches laeszva, später lessa, Weide, Trift, zurück.

**Lutter,** nach dem vorbeisießenden Bache Lutter, dem reinen, lauterem. Zwei in unmittelbarem Zusammenhange liegende Orte. Gegen die Ableitung „lautere Au“ wendet sich Lohmeyer (Programm, Altona 1894).

**Königsutter.** — castrum Luttere 1346. — in Luttere 1318. — curtis Luttere 1192. — Konnigesluttere 1252. — oppidum Regalis Luttere 1437.

**Oberlutter.** — villa superior Luttere 1318, 1323. — Obere Dorf 1475, 1420. — Oberlutter 1359.

**Weddel.** — c. 1226 Wedele, 1322 ebenso. Gesprochen Wä'le. Die Verdoppelung des d ist spätere Zuthat. Wedel, das sehr häufig in Zusammensetzungen wie Salzwedel, Wiswedel u. a. vorkommt, hat die Bedeutung eines Passes oder Durchganges zwischen zwei Sümpfen und des Wohnorts an einer solchen Stelle. (Luther im Niederb. Jahrbuch XVI, S. 155.) Noch heute liegen Bruch und Teich südlich dicht am Dorfe.

### Unerklärte Ortsnamen.

**Lamme.** — Laminari Feld in pago Biergewi. 9. Jahrhundert. — Lamme 1226. Über —ari vergl. Förstemann, Deutsche Ortsnamen 1863, S. 200.

**Reppner.** — Ripenarth 11. Jahrh. — Repenhart 1213. — Repenerde 1333. — Repenherde 1350. — Reppener 1436. Vergl. Braunschw. Magazin 29. Juli 1900.

**Salder.** — Saldere. — Saldern 1182. Möglicherweise zu den Ortsnamen auf —heim. Ein Thidericus de Salderem kommt 1169 als Dienstmann Heinrichs des Löwen vor.

**Schapen.** — Scepen 1231. — in Scepene 1265. Vergleiche Schöppenstedt S. 66.

**Tiddische.** Tudesche 1536. Im Volksmunde Tidsche. Die in der ersten Auflage dieser Volkskunde S. 23 enthaltene Zusammenstellung mit dem 1237 genannten Thiddegesem (Assenburger Urkundenbuch I, S. 141) ist nicht stichhaltig, da dieses sich auf die Wüstung Thiedexen bei Gimbeck bezieht. Der Name ist möglicherweise slavisch, da Tiddische ein wendischer Rundling.

**Welfstove.** — Welfstoin 1536. Möglicherweise slavisch; liegt im wendischen Gebiete, ist Rundlingsbau und hat slavische Flurnamen.

## Die Flurnamen und Forstorte.

Die erste Landesvermessung Braunschweigs ist unter Herzog Julius im Jahre 1585 angeordnet worden; wie weit dieselbe ausgeführt wurde, ist nicht nachzuweisen, da die kriegerischen Unruhen jener Zeit ihr wohl ein Ziel gesetzt haben werden. Die unter Herzog Karl I. im Jahre 1755 dann unternommene allgemeine Landesvermessung hatte zunächst den Zweck, die zerstreuten Äcker der Unterthanen zusammenzulegen. Desgleichen wurde beschlossen, teils zu fiskalischen Zwecken, teils um eine Hebung der Landwirtschaft und der Viehzucht anzubahnen, genaue Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibungen der einzelnen Ortschaften des Herzogtums anfertigen zu lassen. Eine große Anzahl von „Subdelegierten“, „Kommissaren“ und Feldmessern wurde ausgesendet, welche, einzelne Distrikte ausgenommen, das große Werk auch nach einem gleichmäßigen Plane durchführten. Damals wurde der Morgen Landes zu 120 Quadratruten und die Rute zu 16 Fuß oder 8 gewöhnlichen Braunschweiger Ellen bestimmt. Beschreibungen, Karten und Dorfpläne werden in der Herzoglichen Plankammer zu Braunschweig aufbewahrt. In den Beschreibungen ist die Zahl der Höfe im Dorfe genau angegeben; die Kirche, deren Gerechtsame und Einkünfte, der Pfarrer, die Pfarrwitwe und deren Erhaltung, die Schule und der Opfermann, die Mühlen und deren Betrieb, die Hirtenhäuser, die Kruggerechtigkeit, der zu entrichtende Korn- und Fleischzehnt, die Schäferei, der Feldhüter (pannemann) und Nachtwächter, die vorhandene Holzung, die Jagdgerechtsame, die Fischerei, die Schmiede, das Backhaus und die Feuerinstrumente (Löschgeräte) des Dorfes werden aufgeführt und teilweise ausführlich beschrieben. Es folgt dann eine Schilderung des Wiesenwuchses, der Koppel- und Privatweide, der Viehzucht, des Ackerbaues nach Einsaat und Ertrag; etwa vorhandene Mineralien, Quellen u. dergl. werden als „Merkwürdigkeiten“ vermerkt, Häuslinge, Handwerker und Altväter verzeichnet. Nachdem dann die „Tabelle der herrschaftlichen Gefälle“ gegeben ist, folgt die Beschreibung der Unterthanen, deren jeder nach Namen und bauerlicher Stellung aufgeführt wird. Hier finden sich Angaben über den Besitz eines jeden Hofes, Aufführung der Ländereien, der Wiesen, des Viehes und der Gebäude und der Abgaben und Zehnten, die ein jeder zu leisten hatte. Daran schließt sich die Aufführung der Felder eines jeden unter namentlicher Angabe der einzelnen Wannen und Wiesen. Gelegentlich fließen auch geschichtliche und kulturgeschichtliche belangreiche Bemerkungen ein.

Dadurch, daß die Beschreibungen die vom Grund und Boden stammenden Beziehungen der Unterthanen zu ihrer Herrschaft ausführlich darlegen, daß deren Rechte und Pflichten, Gebäude, Grundstücke und Abgaben genau verzeichnet sind, werden sie zu wichtigen Quellen für die Rechtszustände unserer bauerlichen Bevölkerung im 18. Jahrhundert, nicht minder aber Quellen für die Topographie, Statistik, Bodenwirtschaft, Personen- und Flurnamen jener Zeit.

Die namentliche Aufzählung der einzelnen Flurstücke liegt nun dem nachfolgenden Verzeichnis der Flurnamen zu Grunde. Etwa 250 Dörfer der Kreise Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel (mit Ausschluß der Ämter Thedinghausen, Calvörde und Harzburg) wurden dabei berücksichtigt<sup>1)</sup>. In nicht kleiner Arbeit wurden etwa 500 handschriftliche Foliobände von mir ausgezogen, die ungefähr 6000 Flurnamen lieferten, von denen ein großer Teil sich wiederholte. Dabei waren von vornherein selbstverständliche und belanglose Bezeichnungen weggelassen, wie: hinter dem Dorfe, an der Trift, am Beeke, am Windmühlenberge, vor dem Holze, an der Landstraße u. dergl., die sehr häufig vorkommen. Die Auswahl der sprachlich, kulturgeschichtlich und naturwissenschaftlich wichtigen Flurnamen ist im folgenden gegeben.

Ich verhehle mir durchaus nicht, daß der Auszug der Flurnamen, der hier geordnet und mit Erklärungen versehen ist, an einer Fehlerquelle leidet. Den Feldmessern, welche die Flurnamen zu erfragen hatten, war deren Bedeutung gleichgültig; eine philologische Schulung konnte man von ihnen nicht verlangen, und sie schrieben nieder, wie sie hörten; aber dieses nicht allein, sondern sie übersetzten oft die niederdeutschen Flurnamen ins Hochdeutsche, ganz oder halb, je nach Willkür und Laune, wobei, wie sich in einzelnen Fällen zeigt, Fehler mit untergelaufen sind. Auch ist keineswegs das Geschlecht immer sicher und was der eine Beamte als Neutrum verzeichnete, erscheint bei dem anderen als Maskulinum.

Ein Einzelner ist jedoch nicht im Stande, alle die Tausende von Flurnamen nachzuprüfen, abgesehen davon, daß seit der Separation im 19. Jahrhundert viele von denselben verschwunden sind. Wo sich mir Gelegenheit bot, habe ich nachgeprüft und verbessert. Desgleichen einzelne in den Dorfbeschreibungen nicht aufgeführte Flurnamen, welche untergeordnete Feldstücke zc. bezeichnen, nach meinen Erkundigungen mit aufgeführt. Aber auch trotz der angeführten Fehlerquelle ist die vorliegende Sammlung von Flurnamen eine wertvolle. Die slavischen Flurnamen des Amtes Borsfelde sind im nachstehenden Verzeichnis unberücksichtigt geblieben, weil sie im letzten Abschnitte besonders behandelt werden.

Mit besonderem Danke will ich hier erwähnen, daß auf meine Bitte Herr Dr. C. F. Walther in Hamburg die Güte gehabt hat, meine Arbeit über die Flurnamen durchzusehen. Ihm verdanke ich zu diesen erläuternde Zusätze, die mit seiner Bewilligung meiner Arbeit hier hinzugefügt sind. Was von

<sup>1)</sup> Nicht zugänglich waren mir die Dorf- und Feldbeschreibungen von Pappsdorf, Bülthelm an der Ohe und Watenstedt (Amt Schöningen). Einzelne Feldbeschreibungen enthielten die Flurnamen offenbar nur unvollständig.

Herrn Dr. Walthers herrührt, ist in [ ] eingefügt und mit einem W bezeichnet worden.

In das Verzeichniß sind ferner aufgenommen die Forstorte der Forstmeisterbezirke Braunschweig und Helmstedt, welche (abgesehen von Calvörde) mit den von mir gesteckten Grenzen zusammenfallen. Zu Grunde liegt ein Verzeichniß der Herzoglichen Cammer.

Die Forstortsnamen sind mit F. D. in den betreffenden Revieren bezeichnet. Die Abkürzungen bedeuten hier Wolf. = Wolfenbüttel, Lich. = Lichtenberg, Soph. = Sophienthal, Wend. = Wendhausen, Bey. = Beyenrode, Kön. = Königsutter, Ev. = Evessen, Schö. = Schöningen, Helm. = Helmstedt, Mar. = Marienthal, Vors. = Vorsfelde.

## A.

**Aaskuhle.** Wobes. Vergl. Fiskuhle.

**Abbenwiese.** Lehre.

**Ablasswiese.** Dobbeln.

**Admer,** m. Barnsdorf.

**Afterwellen,** pl. Berklngen. — Zu achter, echter, hinter und welle, eingefasste Quelle.

**Agnesenkamp, Sankt.** Belfstove.

**Ahlerstrauch,** —kamp, —wiese, —holz, Lehre, Rottorf, Graffhorst, Wahrstedt, Burgdorf, Gramme, Osterlinde. — äler, die Eller, Erle.

**Ahlfeld.** Söllingen.

**Ahlfenweg.** Berel. Alesenla, Waldung bei Runstedt. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 511.) äleke, die Dohle, kleine Krähe.

**Ahne,** m. Semmenstedt.

**Ahnewende,** f. Volkmarisdorf. — Vergl. Förbet, was dasselbe ist.

**Alberstorfer Holz.** Barmke. Wüstung Alvestorp. (Subendorf, Urkundenbuch II, 143.)

**Alpersdamm,** —berg. Sierße, Flechtorf. Alpers ist Familienname.

**Altarberg,** —bleek, —wiese. Berklngen, Halchter, Hedeper. — „Eine Wiese, welche die Kirchenväter ernteten.“ — Altaristenwiese. Gr.-Biewende. Altaristen hießen die Kirchenväter.

**Altona,** f. Gr.-Denkte. — Nach dem Flüsschen Altenau, wohl verschrieben, da der Flurname „Altona“ bei Gr.-Denkte nicht bekannt ist.

**Ammerbeck.** Remlingen.

**Ampferlingen,** pl. Hühum.

**Amrendal.** Oßleben.

**Apothekerbalken.** Gr.-Twülpstedt.

**Appelkamp.** Bechelde.

**Appenrode,** f. Westerlinde.

**Arge,** f. F. D. Kön.

**Arkeroderfeld** bei der Stadt Braunschweig, nach der Wüstung Markeroode. (Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 48.)

**Aschenkamp.** Bettmar. Eschenkamp.

**Asperfeld.** Bahrdorf, Gr.-Twülpstedt.

**Aßeburg,** f. Watenbüttel.

**Aßel,** m. Gr.-Dahlum. Eschenwald? Vergl. S. 75.

**Aue,** f. Al.-Twülpstedt, Rümmer, Sigum. — Wasserreiches Wiesenland; Aue gilt auch bei uns für kleine Flußläufe. Zu got. ahwa, ahd. aha, mnd. ouwe, fließendes Wasser.

**Angang.** Ölper.

**Autorswelle,** f. Bornum. — Quelle des Heiligen Autor.

### B.

**Baarshop,** m. Wendeburg. Vergl. „Hop“.

**Bachberg.** Jerzheim.

**Bachotwiesen.** Brackstedt. — Nach der Wüstung Badekoten. (Ztschr. d. histor. Ver. Niedersachsen 1864, S. 1.)

**Badtweise.** Lichtenberg.

**Balken,** pl., häufig, namentlich in Zusammensetzungen, Bezeichnung für langgestreckte Flurstücke oder zwischen den Äckern lieengebliebene lange Heidestücke. Balken heißt auch der beim Pflügen an der Furche stehenbleibende Rand des noch nicht gepflügten Acker.

**Ballwallweise.** Glentorf. Entlang der Schunter besitzen wir eine ganze Reihe Ball-, Boll- oder Beulwälle, mehr oder minder deutliche, schanzenartige Erdwälle, deren Bedeutung P. J. Meier festgestellt hat (Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig II, S. 8 u. f.). Sie beginnen bei Beienrode an der Schunter, sind bei Kampen, Wendhausen, Gondelage, Dibbesdorf, Wenden, Thune nachgewiesen und setzen bei Walle, Neubrück bis Müden an dem Einflusse der Oker in die Aller unter verschiedenen Bezeichnungen fort. Meier versetzt sie in das 10. Jahrhundert und deutet sie als Schutzwälle gegen die von Nordosten vordringenden Slaven.

**Bamer,** f. Wiese bei Woltwiesche.

**Barberg.** Al-Twülpstedt.

**Barenberg.** Offleben. Bärenwinkel. FD. Helm. Zu bär, Bär. In unserem Flachlande ist der Bär längst ausgestorben und nur wenige Ortsnamen deuten auf ihn; im Harze hat er sich länger gehalten. 1614 fraßen Bären Kinder, die zur Isenburger Herde gehörten; 1656 sind Bären am Brocken bezeugt (Zeitschrift des Harzvereins III, S. 65); 1637 erlegte Herzog Georg von Lüneburg drei Stück bei Lutter am Barenberge; noch 1705 wurde einer am Brocken geschossen.

**Bärenkamp,** —morgen, —winkel, —busch. Erkerode, Flechtorf, Wendhausen, Woltorf, Runstedt. Zu bære, Birne.

**Bärwinkel.** Ölper. Im Volksmunde Borrwinkel, dies auch die alte Form, welche mit „Saulager“ wechselt. Danach zu bär, Ober. (Braunschw. Magazin 1898, S. 22.)

**Bäsekenwiese.** Bienrode. — bैसेke, beseke, kleine Berre, oder zu dem häufigen Familiennamen Bäseke.

**Basta,** f. **Bastau, Basteberg, Bastfeld, Bastie,** f. Schandelah, Schulenrode, Abbenrode, Hallendorf, Bienrode. Bastholz. FD. Wend. u. Soph. — Vergl. die Baste, westlich von der Radauquelle im Brockengebiet. Auf einer alten Harzkarte aus dem 16. Jahrhundert Bastaw. (Zeitschr. d. Harzvereins III, S. 89.) [Bast, Basten, Bast und in Zusammensetzungen (Basthorst, Bastremen) mehrfach in Holstein und sonst in Norddeutschland. Basthorst in Lauenburg heißt so schon im 14. Jahrh. W.] Es wird sich dieses Basta zc. wohl auf das ehemals übliche Bastischälen beziehen. Von dem Nordasselerholz (Amt Salder) wissen wir, daß die „Holzerben“ dort Anrecht auf Holz, aber auch auf „Mast und Bast“ hatten; der Bast der Bäume wurde zum Flechten von Stricken, Stuhlflechten u. dergl. benutzt (Braunschw. Magazin 1896, S. 190).

**Bastiansbreite.** Twiefelingen.

**Baube,** f. Dibbesdorf.

**Beddesbühre,** f., Rüningen. — bäre, Überzug oder Zieche über ein Rissen, also hier Bettüberzug. Die eigentümliche Bezeichnung als Flurstücknamen wird bestätigt dadurch, daß bei Belfstove eine Flur Bührenstreu und bei Sunstedt eine solche mit dem Namen Rüssebühre, also Rissenüberzug, vorkommt.

**Beendorfer Dichtung**, *FD.* Helm. Wüstung Bemesdorf.

**Behrböme**, *pl.* Rottorf, vergl. Birnbaum.

**Behre**, *f.* Gilzum, vergl. Birnbaum.

**Behrendorfer Feld**, Danndorf. Behrendorferholz *FD.* Vors. Nach der Wüstung Bernsdorf. (*Zeitschr. histor. Ver. Niedersachsen* 1864, S. 4.)

**Beilwanne**. Eilum.

**Bent**, *n.* Weddel; Bentwiese, Bornum. — bent, Binse.

**Bergstrauch**, Bülkenrode.

**Berthahn**, *m.* Wendeburg, vergl. Birken.

**Betschenberg**, *FD.* Helm.

**Bettelwiese**. Fümmele.

**Beul**, *m.* Dettum.

**Bentmerberg**. Apelnstedt.

**Bewille**, *f.* Bewillenspring, Büddenstedt.

**Birken**, *pl.* Saalsdorf, Volkmarisdorf, Belstove, Hottlingen, Gischott. Birkenei, *f.* Rühren. Berthahn (Birkenhagen). Wendeburg.

**Birnbaum**, Gvessen; am hohlen B., Reislungen; drei Birnbäume, Gr.-Twülpstedt; Behre *f.*, Gilzum; Behrböme, *pl.*, Rottorf. — Vergl. Bäre, Behre.

**Bischofsbreite**. Rähle. — wiese, Stadt Braunschweig.

**Bisterbeck**. Barnsdorf. — Zu bister, wild umherirrend.

**Blandenthäl**. Kl.-Gleidingen. — Zu blank, hübsch, glänzend.

**Blasebalg**. Büddenstedt.

**Blëek**, einer der häufigsten Flurnamen, meistens in Zusammensetzungen. blëk, *n.* abgegrenztes kleines Landstück, Fläche, Platz, Stelle. Redensart: Kumm mik nich up mîn blëk.

**Bleiern**, *m.* Gr.-Denkte. B. soll eine „unterbrochene Breite“ sein.

**Bleichenberg**. Gvessen.

**Blöcke**, *pl.* Rottorf. block, *m.* abgegrenztes Ackerstück.

**Blogen**, *pl.* Watenstedt (Amt Salder). Zu blogen, blühen?

**Blumen**, *pl.* Luchum.

**Blumenhagen**, —kamp, Weddel, Volkmarisdorf. — wiese, Kl.-Twülpstedt.

**Bückeln**, *pl.* Bornum, Fümmele. Bückelse-Neer, Woltorf. Böcker, *m.* Salz-dahlum, Westerlinde, Gr.-Stöckheim.

**Bockelsberg**. Thune. Bockenberg. Böhüm. Zu bök, bāke, Baake, Feuerstange, Signal; nicht zu Bock.

**Bockshorn**. Groß-Bahlberg, Calbecht. Bockshornberg. Gr.-Brunrode, Sichte, Börsum, Gr.-Dahlum. *FD.* Kön. — Dieser Flurname ist häufig, zumal in den Harzgegenden verbreitet, und wird mit den Osterfeuern in Zusammenhang gebracht, so daß „Bockshorn brennen“ geradezu so viel wie Osterfeuer ist. So eine Notiz aus der Gegend von Gandersheim aus dem 16. Jahrhundert: „Osterfeuer gehalten, welches die Alten Bockshorn geheissen“, eine andere aus Hasselfelde von 1559: „das Osterfeuer, oder wie man es des Orts nennet, den Bockshorn.“ Weil dabei viel Üppigkeit und Laster vorgekommen, treten seit dem 17. Jahrhundert Verbote auf (*Zeitschrift d. Harzvereins* III, 855 ff.). Es mag sich daher bei unseren Flurnamen Bockshorn auch um alte Osterfeuerstätten handeln, womit aber der Name noch nicht erklärt ist. Ein Ort Bockhorn liegt bei Barel im Oldenburgischen. Die Redensart: „jemanden ins Bockshorn jagen“, ängstlich machen, findet hier ihre Erklärung: Früher wurden Burschen und Mädchen durch das Osterfeuer hindurchgejagt. — Vergl. Osterberg.

**Bockslager**. Kneittlingen.

**Böglwanne**. Ahlum. —weg, Lesse. — Von böge, Biegung?



**Bohlacker.** Woltorf. Bohländ. Wendhausen. Bohlwiese. Wendeburg. Bohlkamp. Dandorf. — bôl, n. Stück Landes.

**Bohlderwiese.** Lefse.

**Bohnentley.** Rothenkamp. —stücke. Rickensdorf. —bleck. Stadt Braunschweig.

**Bohrkamp.** Volkmarisdorf. bor, bôr, f., Rand, Börde.

**Boischgras.** Gramme.

**Bollkampsberg,** F.D. Vorsf. boll, hohl (tumidus, spongiosus).

**Boltenberg.** Rautheim.

**Bömkenfeld.** Liedingen. — bômken, Bäumchen.

**Bomstädterberg,** F.D. Mar.

**Borkenader.** Dettum. Zu borke, f., Rinde.

**Born, Bornfe,** häufig, auch in Zusammensetzungen. born, auch borm, m. Brunnen. Liesefenborn, Schidelsheim.

**Borte, f.** Dettum. Bortfeld. Öber. — Zu borde, Rand, Saum, Einfassung.

**Borweg.** Gvesen.

**Bosselbahn,** —berg, —hei, —wanne, —kamp. Beienrode, Gr.-Brunrode, Ölper, Gevensleben, Kl.-Biowende, Sambleben. Bosselhai, F.D. Ev. Bosselgraben in der Stadt Braunschweig, zwischen dem Wenden- und Petritthor. — bosseln, eine Art Kegelspiel, das im Mittelalter und später oft im Braunschweigischen erwähnt wird. In Schleswig-Holstein ist es noch unter diesem Namen bekannt (Handelmann, Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein, Kiel 1864, S. 14. Treu in der Zeitschrift „Am Urquell“ III, S. 102, 1892).

**Botenriesern,** pl. Kl.-Sisbeck.

**Botterberg,** siehe Butterberg.

**Bögel, m.** Barnke. — Vergl. Böggel.

**Braaken, pl.** Mühl- und Twerbraaken, F.D. Wend. — Zu bräken, Stangenholz, gebräuchlich in der Redensart busch un bräken, Busch und Wald.

**Bräffeken, pl.** Kl.-Bahlberg.

**Bratenkuhle.** Kneitlingen.

**Bräuel, m.** Abbenrode. Brühl. Wenden. — Bräuel wohl aus Broiel, bezw. Brogil hervorgegangen; mlat. brogilus, ital. broglio, nach Diez, Etymol. Wörterbuch der Rom. Sprachen, so viel wie umzäuntes Gebüsch. Nach Grimm, DWB. II, eine Niederung, bewaldete Au.

**Brauk, Bruch,** häufig, auch in Zusammensetzungen. brauk, n., Sumpfland.

**Braufekamp.** Gremlingen.

**Brautwinkel.** Schandelah. Brautloch. Hessen. Ein Brautberg in Lippe. brätfeld, bråthoj in Schleswig, brätager bei Swendborg. Auf der bråtkoppel bei Barlohe in Holstein mußte ehemals jedes Brautpaar zwei Bäume pflanzen (Braunschv. Magazin 1897, S. 101). Demnach scheinen unsere Flurnamen Brautwinkel und Brautloch mit alten Hochzeitsbräuchen im Zusammenhange zu stehen.

**Breite, f.** Häufig, meist in Zusammensetzungen; Gesenius (Meierrecht II, S. 37) erläutert: „Ein Ackerstück ist ein Stück Land von der Breite zweier Ruten und zwei solche in eins gepflügte Ackerstücke heißen eine Breite. Anderthalb dergleichen Ackerstücke nennt man einen Dreier.“

**Bremshede.** Gr.-Brunrode.

**Brink, m.** Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Brinkmorgen. — Zu brink, Rand. Dann auch Anhöhe, Hügel.

**Brinkenburg.** Wendhausen.

**Brittschenweg.** Reinsdorf.

**Brühnsdorf,** F.D. Mar.

**Broißchen.** Ein Anger bei Runstedt.

**Broiken**, m. Bornum. — Vergl. den Dorfnamen Broikem S. 62.

**Brommerdahl**. Achim. Brümmerthal. Seinstedt. Zu brommer, f., Hummel?

**Brömsenberg**. Remlingen. Brömsenbach. Dobbeln. Bröhmjen, pl. Zwiesslingen.

— Von dem Insekt Bremse, Brömse?

**Brüggebergsfeld**. Woback.

**Brümsfeld**, f. Schickelsheim.

**Brünie**, f. Schapen.

**Brunzleberhagen**, FD. Ev. — Nach der Wüstung Brunsleben (S. 73) benannt.

**Büchen** (Banten-) kamp, —lah, —berg, busch. Häufiger Flurnamen. Breite Buche, Gveffen.

**Buchhorst**, FD. Wendh.

**Büh**, m. Gramme.

**Bührenstreu**. Sunstedt. Vergl. Beddesbühe S. 87.

**Bullenwiese**, sehr oft. Gewöhnlich die Wiese, deren Nutzung jenem Bauern zu gute kam, bei welchem der Zuchtstier der Gemeinde verpflegt wurde. Bullenbentel, Wiese bei Zerzheim.

**Bülten**, m. Anhäufung von mehreren festeren Landstücken, Haufen, auf niedriger und meist sumpfiger Grundlage. Sehr oft, namentlich in Zusammensetzungen. Heute noch im vollen Sprachgebrauche. Häufiger Flurnamen.

**Bungenstedter Feld**. Halchter. Wüstung. (Dürre, Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 594.) Vergl. S. 65.

**Bünne**, f., —feld. Saalsdorf, Bornum, Bahrdorf, Papenrode, Belpke. Wulfes-Bünne. Rickensdorf. Bühne, f. Röpfe, Süpplingen, Schlieftedt. FD. Mar. Hochdeutsch Beunde f., althochdeutsch biunda, Privatgrundstück, im Gegensatz zum Gemeindebesitz. Grimm, D. W. I, 1742. [Bünne möchte aus bünde und dieses aus biunda, biwenda geworden sein. Das volle Wort lebt außer im braunschweigischen Dorfnamen noch in Flurnamen bei Northeim (Krause, hist. Ztschr. für Niedersachsen. 1863, S. 395 und Ndb. J.-B. II, 40) und verhochdeutsch in Beiwinde (N. eines Kottens) bei Beke in Westfalen. Zu verweisen ist auf Vilmar, Idiotikon von Kurheffen, S. 37. In Holstein ist Bünge daraus geworden. W.] Westfälisch bunte.

**Burgberg**. Gr.-Dahlum. —legden. Abersheim. —kamp. Gramme. —breite. Berel. —stelle. Bülkenrode, Barnke, Weserlingen. —thal. Schlieftedt. —wanne. Semmenstedt. —wiese. Kottorf. — Oft auf eine wirkliche Burg deutend, zuweilen auch auf vorgeschichtliche Ringwälle (so in Weserlingen).

**Bütehorn**, n. Salzdahlum.

**Butterberg**, —busch, —feld, —kamp. Beienrode, Erkerode, Gardeffen, Kl.-Stöckheim, Mascherode, Rühme, Lelm, Scheppan, Rickensdorf, Veltrove, Reinsdorf, Steterburg, Eilum, Weserlingen. — Diese häufige Flurnennung führt zurück auf die Nahrung der Bienen, die honigbotter. Möglich, daß sie im Zusammenhange mit dem bottervogel, dem Schmetterling, steht, wie alle Tagsschmetterlinge im Gegensatz zu den ülen, den Abend- und Nachtschmetterlingen, heißen, auch jene gehen dem Honig nach. Denn die Zurückführung von bottervogel auf die Hexen, welche in Schmetterlingsgestalt Milch (molkentöwersche) und Butter verzehren, ist gesucht und unnatürlich. In der Altmark heißt nach Danneil der Kohlweißling allerdings botterhex. Der Butterberg bei Rühme erhielt diesen Namen wohl erst später. Er kommt 1381 als Otterberg vor (Braunsch. Magazin 1898, S. 21).

**Butterhäue**, f. Fümmele.

## G.

**Cassevinen-** oder Munkebartswanne. Rieseberg.

**Catharinewiese**. Wahrstedt.

**Cosmusbeck.** Ingeleben.

**Cuge, m.** Ager bei Ampleben. — Vergl. Kuzberg im nahen Elne.

## D.

**Dahl, n.** Sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. däl, Thal.

**Daliackern, pl.** Barbecke.

**Dammfeld.** Lelm.

**Dammröderhorst, JD.** Mar.

**Dannenbreite.** Esbeck. Tannenriede. JD. Wend. Dannhof. Aldersheim. Dannhorn. Bährdorf. — Die einzigen auf das Vorkommen von Nadelholz deutenden Flurnamen.

**Dassau, f.** Gließmarode.

**Dassel, m.** Eischott.

**Deckeln, pl.** Bornum. — Auch Dückeln.

**Dehne, f.** Lichtenberg. — Vertiefung des Bodens, kleines Thal, agf. denu = vallis. Vergl. Schambach unter dene.

**Dehnenfeld.** Barum.

**Deitweg, Deidweg, Deidetrift, Deiweg, Dehweg, Deuweg.** Sierße, Runstedt, Gr.-Biemende, Barnsdorf, Berklingen, Gr.-Bahlberg, Hessen, Kl.-Bahlberg, Kneittlingen, Schliestedt, Uhrde, Wazum. — Deitweg, die Heerstraße, von dēt, deit, diet, das Volk, die Leute (got. thiuda, ahd. diot). In einer Urkunde des Rheinpfalzgrafen Heinrich aus Braunschweig vom 17. Mai 1197, Kloster Marienthal und den Lappwald betreffend, wo von den Dörfern Runstedt, Ofleben und Büddenstedt die Rede ist, kommt wiederholt die strata publica que dicitur Diehtweg vel Stenwech vor. (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 93.)

**Delgen, pl.** Rühme. — Zu delg, dicht, fest von Teig und Boden.

**Dellberg.** Esbeck. delle, ein kleines Thal, Senkung, Höhlung.

**Desewiese.** Duttensstedt.

**Detmersberg.** Wendhausen.

**Diebesstieg,** sehr häufig.

**Diestelbreite,** — kamp. Rottorf, Bährdorf.

**Dieffenweg.** Hallendorf.

**Dillbeck.** Hoiersdorf. Dillenpaul. Büddenstedt.

**Dittmerode, f.** Räfte. — Wüstung. Bege, Geschichte einiger der berühmtesten Burgen, S. 173.

**Dobbeltkamp.** Belpfe. Durch Würfelu (dobbeln) ausgespielter Kamp.

**Dohren, pl.,** das Dorngesträuch, sehr häufig, meist in Zusammensetzungen: Dornstrauch —morgen, —kamp, —berg, —feld, Dorneckenberg u. a.

**Donnerberg.** Hedeper, Sottmar, Wexleben. Donnerbleek. Volkmarode. Donnerkamp. Hessen. Donnereiche. Sunstedt. Vergl. donnereike, Flurnamen bei Bisperode. — Mythologische Beziehungen?

**Dötel, m.** Wiese bei Gr.-Esbeck.

**Dowe-See.** Rühme. Dowe Hufe. Rüningen. — Zu dōv, taub; ein überwachsener, grasbedeckter, somit „tauber“ See.

**Dräk, JD.** Vors.

**Dralle, f.** Wiese bei Gr.-Stöckheim. — dralle, eine Furt (hier durch die Oser). Vergl. Schambach s. v.

**Dreck, Dreckmorgen,** —legden, —berg. Hedeper, Denstorf, Kneittlingen, Lichtenberg. — Land, das nicht viel wert ist.

**Dreier, Dreger, m.** Gremlingen, Rottorf, Sunstedt. Vergl. „Breite“, S. 89.

**Drenkenberg.** Mackendorf.

**Drensfäcker.** Bortfeld.

**Drettmar,** f. Bettmar.

**Drehkriede,** Wiese bei Wendezell. Zu dreien, dreilen, drehen, in der Redensart dreilen un wreilen, drehen und winden?

**Drist,** die Trift, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen.

**Drohen,** pl. Barbecke, Barum, Lefse, Salber, Woltwiesche, Wahle, Esbeck, Azum, Dettum, Fimmelse. — drön(e), Endstück, häufig auch als Flurname im Oldenburgischen. (Schiller-Lübben, Wörterbuch I, 582.) Nach Grimm (W.-B. I, 1427): „Im Hannoverschen ein Raum von  $\frac{3}{4}$  Morgen Landes.“ Nach Gejenius (Meierrecht II, S. 37) heißt im Kalenbergischen ein  $1\frac{1}{2}$  Morlingsstück (vergl. Förling) ein „Dron“. In der hiervon nur wenig verschiedenen Form „Dröm“ kommt es schon in Urkunden von 1445 vor.

**Drom,** —kamp, —morgen, —feld. Sichte, Sonnenberg, Bechelde, Apelnstedt, Bledenstedt, Gramme, Hohenassfel, (der Drohm). — Zu drom, m., Trumm, Endstück, Saum. Mit dem vorigen dasselbe Wort.

**Drömling,** m. Glentorf. — Liegt von dem eigentlichen Drömling zu weit ab, um mit diesem in Verbindung zu stehen; das Wort gehört vielmehr zu mnd. dromelink, kleines Ackerstück, ein Endstückchen und ist Verkleinerung des vorigen.

**Dumbruch.** Broistedt, Engelnstedt. Dumwelle. Hedeper. Dumsbusch. Sauingen.

**Dummerberg.** Grasleben.

**Dümpel,** m. Seinstedt.

**Düpe,** f. Reisligen. Düppe, f. Al.-Brunzrode. Dhrt=Duppe. Seinstedt. — Ein Sumpfloch im Lande, im Sommer gewöhnlich austrocknend. Schambach unter düpije, düpe. Vergl. Taufe.

**Düsterwiese.** Graßhorst.

**Düttmer,** m. Hötum. — „Ist sumpfig“, sagt die Feldbeschreibung.

**Duben** (Tauben-) **wiese,** —kamp. Burgdorf, Al.-Brunzrode, Querenhorst, Semmenstedt, Wazum.

## G.

**Ebense,** f. Rothenkamp.

**Eberlah,** n. Nordassel. — Im Grundwort lä, Wald.

**Echternhei.** Weddel. Echtergraben. Sachum. — echter, hinter.

**Eckernkamp.** Schandelah, Bornum. — Zu eckere, Eichel, aber auch Frucht der Buche.

**Eggenwiese.** Thiede. — Zu egge, Rand, Leiste, namentlich vom Tuch gebraucht.

**Ehlern,** pl. Ehlerberg, —wiese. Cremlingen, Ölper, Emmerstedt, Süpplingen, Börßum, Eizum. Ellerholz. Lefse. Ellern, pl. Bornum. — Zu eller, Erle, vergl. Ahler.

**Eichberg,** —drift, —rähmen, —kamp, —horst, —baum. Eikenrode, Eichlah, Eichlage, Gardeffen, Hemkenrode, Timmerlah, Mackendorf, Bornum, Glentorf, Groß-Eisbeck, Reisligen, Al.-Twülpstedt, Belpke, Wahrstedt, Engelnstedt, Bausleben, Salzbadlum.

**Eiche,** de hille. Sichte. Heilige Eiche.

**Eichthal** oder **Heikedahl.** Ölper. — Eichthal ist die ursprüngliche Form; das Feldstück kommt schon 1241 als allodium Ekendal vor, 1393 als Eykedale. „Heikedahl“ ist eine spätere Verunstaltung (Braunschweig. Magazin 1898, S. 22). Im 18. Jahrh. hatte man noch die Redensart „auf das Heikenthal kommen“, wenn eine Sache verschwunden war, wohl wegen des Hochgerichts, das dem Eichthal gegenüber lag. (Gelehrte Beiträge zu Braunschv. Anzeigen 1765, Nr. 17.)

**Eickmer,** n. Münche-Bahlberg.

**Gierkamp.** Garbessen, Waggum, Salzbadlum. — So nach den früher häufigen Kiebißeiern.

**Gile,** f. Wiese bei Lesse. — Vergl. die Gilenriede bei Hannover.

**Einsiedler.** FD. Lich. Einsiedelei. FD. Vors.

**Eisenberg.** Gr.-Wahlberg. Eiserne Kuhle. Barmke.

**Glend,** das große und kleine, vor dem Petritthor Braunschweigs am Kreuzkloster, deutet auf die Verpflegung fremder elender Wanderer, die im ehemaligen Thomaspitale daselbst verpflegt wurden. (Braunschw. Landeszeitung v. 27. April 1884, Beilage.)

**Glu,** pl. Gremlingen.

**Elmsburgerfeld.** Twieslingen. — Wüste Elmsburg.

**Emmeling,** m. Berklngen. Kann als Ameisenwiese gedeutet werden.

**Emtlah,** n. Bruchmarterfen. — Im Grundwort lâ, Wald; im ersten Teile zu emet(e), êmt(e), Ameise.

**Entenwiese,** —pfuhl. Häufig.

**Erbrode.** Barmke. Erbrbrink. Seinstedt.

**Erdfall.** Borum, Süpplingen. — Der Erdfall von Borum soll unergründlich sein und man kann seine Tiefe nicht ausmessen. Dort ist nachts ein Aderrnann aus Rothenkamp, dem die Pferde scheu wurden und durchgingen, mit dem Wagen spurlos verschwunden. Nach Jahr und Tag ist in dem Bache, der mit dem Erdfalle in Verbindung steht, ein Teil von einem Pferdegeschirr zu Tage gekommen, auf dem der Name des Bauern gestanden hat, der im Erdfalle versunken ist.

**Erpelteichwiese,** Helmstedt. Zu erpel, die männliche Ente, welche in anderen Gegenden dråk heißt.

**Erzberg** (Arzberg). Högum, Rautheim, Seinstedt, Barnsdorf.

**Eschbreite.** Hessen. Eschen, pl. Azum, Schliestedt. Große Wielefche. Hessen. Zu esch, n. Feld, Ackerland. Got. atisks, ahd. ezisk, mhd. ezzesch, Saatzfeld.

**Escher,** m. Wazum. In Zusammensetzungen Steinescher, Högum, und Sultenescher, Bettmar. Ob zu äscher, gebrannte Holzasche, von äschern, einbrennen?

**Eipenbusch.** Gr.-Wahlberg, espo, f., die Zitterpappel.

**EWeling,** m. Effehof, Ewelingkamp. Borum.

## F. und W.

**Fahlthöffe,** pl. Lesse. [Zu valde, m. Falte, eingezäunter Bezirk. Hofplatz. (Schiller-Lübken III, 83; V, 192.) Vielleicht war dort einst ein stödfald, septum equarum? Afs. falod, fald, ovile, bucetum, stabulum, Hürde, Pferd, engl. fold. W.] Die „Fahlthöfe“ sind nach Verel übergesiedelt, haben aber noch teil an der Nutzung in der Lesser Mark. (Zeitschr. d. Harzvereins 1881, S. 186.) Die alten Namensformen sind Valam, Walden; es waren sechs Höfe zwischen Verel und Lesse (Braunschw. Magazin 1900, S. 118).

**Fahrenberg.** Wahle. Fahrenkamp. FD. Wend. Fahrenberg. FD. Vors.

**Fahle,** f. Wiese bei Lehre. Fahlkamp. Lehre. Fahle Morgen. Barmke. Fables Land. Gilum, Calbedt. — [Wale heißen auch zwei Dörfer, 1. bei Uslar und 2. nördlich von Isehoe. Bei letzterem ist ein umfangreiches Moor, Waaler Moor, vermutlich einst bloß Wale geheißten. Ob vom af. falu, falb, bleich, braungelb? (dazu wohl Fahlkamp etc.) oder vom af. starken Verb felhan, condere, tegere? oder von einem nicht belegbaren, aber in regelrechter Lautverschiebung dem slav. pole, Feld, Ebene, Flachland entsprechenden altdentschen fal-, von welchem Worte die Germanisten die Namen West- und Ostfalen ableiten? W.]

**Farben,** pl. Emmerstedt. — [Farven, Dorf, Kirchspiel Selsingen bei Zeven; Farve, 1480 Barve, Dorf bei Oldenburg in Holstein; Grotfarve, Lüttfarve, Ländereien von Fahrenfeld bei Hamburg. W.]

**Fasselabendswiese.** Boimsdorf.

**Fasteweg.** Hedeper. Zu faste, First, Weg, der auf der First der Höhe verläuft.

**Feddel,** f. Seinstedt, Ölber. Fiddel, f. Rissenbrück. [Feddel, f. Der Bremer Name lautet nach Buchenau, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet, S. 131, im Jahre 1327 Bedelehorne, welche Form für Ableitung aus vedele, f., Fiedel, Geige, spricht. Die Feddel bei Hamburg, im Volksmunde auch Widdel, 1473 insula Beddele (K. Koppmann, Kammereirechnungen der Stadt Hamburg III, 92), möchte ihren Namen von dem geigenförmigen Laufe ihrer Deiche entlehnt haben, W.]

**Fegenwiese.** Ölper.

**Fehrenwiese.** Wendeburg. — Zu vër, ferne.

**Feld.** Diese Bezeichnung wird nur selten auf ein kleines, untergeordnetes Grundstück angewendet; sie umfaßt stets einen ganzen Komplex von Wannen und bezieht sich gewöhnlich auf das Sommer-, Winter- und Brachfeld, ist also den einzelnen Flur- und Wannennamen übergeordnet. So zerfiel früher die ganze Feldmark bei unseren Dörfern, abgesehen von den Weiden, Wiesen und Ängern, in obige drei Teile, von denen das Winterfeld mit Winterkorn (Weizen und Roggen), das Sommerfeld mit Sommerkorn (Gerste und Hafer) bestellt wurde und das Brachfeld unbestellt blieb. Letzteres wurde nur umgepflügt (gebrochen, nhd. brâken, daher bråk), damit durch Verwitterung und Zersetzung der organischen Rückstände in der Ackerkrume die durch die Ernte entzogenen Pflanzennährstoffe wieder ersetzt wurden, höchstens durften Flach, weißer Kohl, Erbsen und Bohnen in mäßigem Umfange darin gebaut werden, damit es für die Schafweide frei blieb. (Allgemeine Landesordnung, Artikel 58.) Diese alte Dreifelderwirtschaft war schon zur Zeit Karls d. Gr. üblich. Bereits in Urkunden von 779 und 791 erscheinen Sommer- und Winterfelder und gleichzeitig hieß der Juni Brachmonat. Seit der Separation ist das alles anders und der Flurzwang hat aufgehört; jeder bestellt sein Feld, wie er Lust hat.

**Wensleber Mark.** Ingeleben. — Nach dem wüsten Dorfe Wensleben. (Zeitschrift des histor. Ver. für Niedersachsen 1862, S. 106.) 1297 Winslebe, 1346 Winsleben.

**Fettlagerkamp.** Quernum.

**Fiebern,** pl. Kl.-Sisbeck.

**Fillekuhle, Silberkuhle, Füllekuhle, Füllerkamp.** Destedt, Saalsdorf, Sunstedt, Warberg, Bahrdorf, Dannsdorf, Meintoth, Driitte, Hesse, Samleben, Osterlinde. — Zu fillen, schinden, abdecken, das Fell abziehen. Also Schinder- oder Nasgrube, wo namentlich bei Viehsenken die Kadaver eingescharrt wurden.

**Filz,** m. Lauingen. Ein mit Würzelchen durchzogener versülzter Boden wird „Filz“ genannt.

**Finkenbalken,** —busch, —flucht, —kamp. Wazum, Rümmer, Schapen, Rüningen, Lehre, Kl.-Brunzrode.

**Flachstück.** Oft, an den fast verschwundenen Flachsbau erinnernd.

**Fladen,** m. Watenbüttel. Flathkamp. Vansleben. Flathwiese. Bornum. Engel-fladen. Velm, Rübke. — Zu flâden, breite Fläche.

**Flage,** f. Lehdorf. — Zu flâge, flâke, Feldstück, Fläche.

**Fleit,** Wiese bei Schöningen.

**Fliegenkamp.** Trellstedt.

**Flöhwinkel.** Volzum.

**Flotanger.** Rümmer. Flotrische. Ölper. Flothe, f. Hohenassel, Lesse. Flotho, f. Burgdorf. Bei letzterem nach dem Sumpfbache Flothe, welcher in die Fose fällt. Zu flôt, seicht?

**Föhre,** sehr viel, auch in Zusammensetzungen, namentlich als waterföre, Wasserfurche. Zu fôre, Furche, englisch furrow.

**Förbet,** f. Thiede. Die faule Förbt. Berel. Stiegforbet. Lamme. Borwet.

Alvesse, Schliestedt, Timmerlah. Vorwette, Essinghausen. — Unter förbet, mit dem Tone auf der ersten Silbe, versteht man die Endstücke eines Ackers, wo die Pferde oder Ochsen mit dem Pfluge wenden und die deshalb so lange ungepflügt liegen bleiben, bis das eigentliche Ackerstück fertig gepflügt ist. Dann erst wird die Förbet umgepflügt, und zwar senkrecht zu den Furchen des Hauptackers. Sie ist somit eine Art „Vorbeet“ desselben, und da auf ihr, als einem Ruhepunkte beim Pflügen, die Zugtiere gern ruhen, so gedeiht hier das Korn besonders üppig. Daher das Sprichwort: man soll de fräenslue nich up'n kerkgange beseien, und dat korn nich up'r förbet. Beides ist trügerisch und täuscht. Sachlich ist Ahnenne oder Ahnewendel (z. B. in Schlanstedt) ganz dasselbe wie Förbet, nur ist der Ausdruck in anderen Gegenden zu Hause; dergleichen Wenne und die Zusammensetzungen damit. G. Schambach (Niederb. Sprichwörter der Fürstentümer Göttingen



F = Förbet.

und Grubenhagen. Zweite Sammlung, S. 141) berichtet folgendes: „Wer sek up'ner anewendge neren kan, dei bliwe von'n zwei-morgen-acker. Das Wort anewendge bezeichnet dasselbe, was sonst auch vorwende, vorwenne, vörwete genannt wird. Was den Sinn anlangt, so enthält es die Mahnung, in kleinen Verhältnissen, sofern man darin sein bescheidenes Auskommen hat, zufrieden zu sein und nicht nach größeren zu streben.“

**Ford**, n. Broigem. Förth. Abbenrode, Wendhausen. Teich-Förhte. Lehre. Steinfort. Bortfeld. Zu vord, Durchgang, Paß, Furt. ford, fort, wird nicht nur auf Durchgänge im Wasser angewendet, sondern auch auf solche auf trockenem Boden, der ehemals sumpfig war, und an Stellen, die der Überschwemmung ausgesetzt sind. Hier legte man gepflasterte Durchgänge an, Steinforte, die zum Passieren benutzt wurden und, wiewohl nach dem Abflusse der Überschwemmung trocken liegend, immer förte hießen.

**Förling, Föhrling, Vorling**, sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Steinföhrling, Gänseföhrling. Zu vorlink, ein halber Morgen, Furchenlänge. Englisch furlong =  $\frac{1}{8}$  Meile. Der Bauer sagte auch  $\frac{1}{2}$  vorling, das ist ein Viertel Morgen und ein drei Vorling, oder, wie er es ausspricht, dreiwerling, das ist  $1\frac{1}{2}$  Morgen. (Geseinius, Meierrecht, Wolfenb. 1803, II, S. 37.)

**Vormal**, FD. Mar.

**Vormittagsgrund**. Ingeleben, Ofleben.

**Frehenfeld**. Bruchmachtersen. [Vielleicht hochdeutsche Schreibung oder dialektische Form für Brehenz, d. h. Wredenfeld? wrêd, gewunden, krumm, schief, fig. böse, schlimm, herbe u. Schambach: brehe und frehe. W.]

**Fuchs** (Fosz, Fosz) —löcher, —berg, —kühle, —kamp, —winkel, —höhlen, —spring, —wanne, —balken, —hellern. Etwa dreißigmal, die Häufigkeit Keinesdes anzeigend.

## G.

**Gabel**, f. Sichte. — Gabelförmiges Landstück.

**Gahlberg**, FD im Elze. Helm.

**Gailbusch**. Meerdorf. Zu geil, üppig, kräftig.

**Gaisen, Geisenfeld**. Berel.

**Galgen, Galgenberg**, —breite, —busch. An die alte Richtstätte erinnern noch Flurnamen bei Destedt, Lucklum, Ölper, Wolsdorf, Bährdorf, Wahrstedt, Hoiersdorf, Ferzheim, Kalme, Neindorf, Timmern, Gr.-Bahlberg, Helsen, Al.-Bahlberg, Rüblingen. — Der Galgenberg am Lechtholze zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel,

der noch jetzt so benannt wird, war nach der Rehtmeierschen Chronik so mit Brandpflähen (von verbrannten Verbrechern und Hegen) besetzt, daß er „einem kleinen Walde glich“.

**Gallenberg.** Süpplingen, Al.-Biewende. — kamp. Al.-Schöppenstedt. Galliger Kamp. Ahim. [Ten Doornkaat Koolman, Ostfries. Wörterbuch: gallen, nasse und quablichte Stellen im Aker, unter denen sich eine Quelle befindet, Aker- und Wassergallen genannt. W.]

**Gamme,** f. Wiese bei Esbeck. [Vergl. Alten und Neuen Gamme, zwei Deichverbände und Kirchspiele in den Vierlanden bei Hamburg; jenes als Gamma schon im 12. Jahrhundert bezeugt, dieses seit 1212 als nova insula, dann bald eingedeicht als Nige Gamme. Den Fluß, an dem Alten Gamme lag, nennt Arnold von Lübeck Chron. Slav. 6, 12 um 1200 gleichfalls Gamme. De Gamme, ein Holz bei Stötterlingenburg (Sttl. U.-B. 65, 191); s. Krause, Ndb. J.-B. 5, 126. Die Gamm heißt „die muldenförmige Senkung“ zwischen Brahlstorf und Boizenburg. B. Kühnel, Die slavischen Ortsnamen in Mecklenburg (Jahrbücher des Vereins für meckl. Gesch. u. Altertumskunde, Jahrg. 46, S. 47), will es aus dem Slavischen erklären. Es ist aber sicher deutschen Ursprungs. Da mm nicht aus mb entstanden scheint, etwa zu indogerman. ghama, gham, Erde, mit modifizierter Bedeutung? W.]

**Gänsekamp,** —morgen. Sehr häufig.

**Ganterhals.** Wiese bei der Stadt Braunschweig; ganter, Gänserich.

**Garmerweg.** Gr.-Biewende.

**Garstenkamp.** Boimsdorf. — Das einzige Mal, daß die Gerste in unseren Flurnennungen vorkommt.

**Gärtlinge,** pl. Weddel, Glentorf, Kottorf, Rickensdorf, Runstedt. — Gesprochen Gärtlinge. Zu jart, Akerstück, altf. gerde, Rute, engl. yard, Ellenmaß. [In Holstein und dem Bardengau: jart, jört, gewöhnlich aber jarn, jörn, aus dem Dat. Pl. jarden, jörden. W.] Im Amte Westerhof ein 1½ Morgenstück (Geseinius, Meierrecht II, S. 38).

**Gebberswinkel.** Hemkenrode. Zu Gebber, Gebhard.

**Geesche,** f. Heffen. — Die Pflanze Aegopodium podagraria heißt niederdeutsch gésche.

**Geesterbleek.** Ölper.

**Gehren, Gehrenader,** —kamp, —morgen, —wanne. Gr.-Brunrode, Hühum, Lehre. Wendezelle, Bornum, Scheppan, Alversdorf, Büddenstedt, Ahlum, Volzum, Wittmar, Gvessen, Burgdorf, Heerte, Nordassel. Lindgeeren. Lesse. Gehrensches Holz. Wendeburg. — Zu gère, f., keilförmiges Stück Land oder Stoff, zwischen anderen auslaufend.

**Gesundbornswanne.** Velfstove.

**Gettelhagen,** FD. Vors.

**Giebelberg,** FD. Vors. Wüstung Giebelgaban. (Ztschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 19.)

**Giersberg.** Stadt Braunschweig. — Zu gir, Schmutz, Abfall, Jauche. Der Straßename Geiershagen in Braunschweig führt auf dasselbe Wort und hieß ursprünglich Giershagen. Schiller-Lübben, Mittelniederb. Wörterbuch, unter jerentocht. Giergraben, schmutziger Abzugsgraben bei Stralsund; jiersloot im Ostfriesischen der vom Misthaufen abziehende Jauchegraben.

**Gieseberg.** Hondelage.

**Girmer,** m. Hedeper, Semmenstedt. Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) stellt dieses Wort zu git, junges Pferd oder Kind und nimmt ein Fohlen- oder Kälber- „Meer“ an?

**Gleißker,** Nortenhof.



**Glinde, Glindacker, Glinderhagen.** Bortfeld, Wedtlenstedt, Lamme, Watenbüttel. Wüstung Glinde. (Vergl. Braunschw. Anzeigen 1882, Nr. 217.) [—glind, n., ist eine Einfriedigung oder Scheidewand von Latten, dann auch von Planken oder Mauerwerk, also eingegrenztes Land? Schiller, Mdbb. Wb. II, 121. Glinde ist ein ungemein häufiger Flur- und Dorfname im nordwestlichen Deutschland. W.]

**Gliusberg.** Lehre.

**Glöben, m.** Glentorf.

**Glockenberg.** Dfleben. —kamp. Meerdorf. —teich. Sauingen. — Diese Benennungen hängen zusammen mit Sagen von versunkenen, vergrabenen und weggeflohenen Glocken, wie sie bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 223 ff., aufgezichnet sind. In den Glockenteich von Sauingen sind die Kirchenglocken von Beddingen „geflogen“ oder dort im 30 jährigen Kriege versenkt worden. Auch im Sumpfe bei Lamme liegt eine Glocke, man hat sie zu heben versucht, aber nur den Glockenstuhl gefunden.

**Glubeinsweg, —wiese.** Lehre. — Der Glaube an ein spukendes Wesen glüstert ist weit bei uns verbreitet; möglich, daß hier verwandte Vorstellungen zu einem glübein geführt haben, denn Flurbenennungen nach Spukerscheinungen kommen vor.

**Gorlingstump.** Schandelah.

**Gowiese.** Lebenstedt, Watenstedt (Amt Salber). Goenkamp. Al.-Twilpstedt. — Die Wiesen und Grundstücke, welche dem gögrefen, dem politischen Beamten, als Teil seiner Besoldung zugewiesen waren.

**Graad, m.** Fümmele.

**Grabauer Feld, Grashorst.** Wüstung Grabow. Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 21. Zu slavisch grab, Weißbuche. Vergl. S. 79 Grashorst.

**Gräße, f.** Wiese bei Gr.- und Mönche-Wahlberg. Gräsigwiese. Dettum. — Zu grasinge, gressinge, Grasung.

**Graube, die Grube.** Sehr häufig, besonders in Zusammensetzungen.

**Gräwefen, Grefefen, pl.** Gardeffen. — Zu graf, Grab, kleine Gräber, wohl auf vorgezeichnete Bestattungen deuteud.

**Greenwiese.** Ballstedt.

**Grefenbusch.** Volkmarisdorf. Gräfenwinkel. Meerdorf. Grafstücke. Rühren.

**Greiflinge, pl.** Kneitlingen.

**Grenberg.** Süpplingen.

**Grennig, m.** Schulenrode. — Zu groin, grün.

**Grobianswiese.** Stadt Braunschweig.

**Gropenberg.** Sachum. Gropendurf. Thune. — grôpe, m. Topf. Ob nun hier vorgezeichnete Urnen gefunden wurden oder Töpferlehm gewonnen wurde, der sonst mit den Leimkuhlen in Verbindung steht, mag unentschieden sein.

**Güldenstump.** Gliesmarode.

**Günne, f.** Lehre. — Nach Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen S. 37, „ein am jenseitigen Ufer liegendes Landstück“.

**Güntjenberg.** Vechelde. — Zu güntje, f., Schnauze, Ausguß.

**Gustwiese.** Olper. — Zu gust, trocken, unfruchtbar.

## G.

**Haarstrang.** Rissenbrück, Semmenstedt, Timmern. [Das Wort kann Haarflechte oder Ähnliches bedeuten und übertragen peucedanum; s. Mdbb. Wb. Der Haarstrang in Westfalen wird gemeinlich als „Höhenzug“ gedeutet. Förstemann, Dtsch. N.-B. Wb. II, unter Har, sagt, haar bezeichne im sächsischen Teile von Oberhassel eine Anhöhe auf der Heide. Woeste, Westfäl. Wb.: här, f., die Haar, nicht mehr apella-

tivisch, eine häufige Bezeichnung von Anhöhen in Westfalen; hârd, f., die Haard, werde dagegen von bedeutenderen Anhöhen gebraucht. Vergl. Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen, S. 40. W.]

**Haberkamp.** Apelnstedt, Warle. —stücke. Warmenau. —wiese. Belpke. — Zu Hafer.

**Hackel, m.** Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Hackelberg. — Zu hackel, Vorsprung, Landvorsprung. Vergl. hacke, Ferse. Hackelberg kommt schon Ende des 13. Jahrhunderts als Geschlechtsname im Braunschweigischen vor. (P. Zimmermann, Zeitschr. d. Harzvereins XII, S. 7.)

**Hagen, m.** Vielfach, aber meist in Zusammensetzungen, auch zusammengezogen zu hahn und han. Die einfriedigende Hecke.

**Hägersdorferfeld.** Hondelage. — Die Flurbeschreibung von 1755 sagt: Eine halbe Viertelmeile von Hondelage hat das kleine Dorf Hägersdorf gelegen, nicht weit von Grassel, woselbst eine kleine Kapelle gestanden, in der der Prediger von Hondelage den Gottesdienst versorget, welche nebst dem Dorfe 1553 zur Zeit der Sievershausen'schen Schlacht zerstört und nachher so viel mehr in Hondelage angebaut haben. Auf dem Hägersdorf sollen noch sechs Morgen länger als 100 Jahre wüßt und nicht beackert mit lauter Dornen bewachsen liegen.

**Hahnenberg.** Gr.:Bahlberg. —bleek. Bruchmacherßen. —fuß. Uhrde, Runstedt. —kamp. Leiferde. —winkel, Trellstedt.

**Halle, f.** Achim, Semmenstedt, Hallacker. Leinde. Hallafeld. Beddingen. Halla = weg. Timmern. Hallberg. Seinstedt.

**Halsstrang, m.** Volkmarzdorf.

**Hamberg.** Esbeck.

**Hamm, m.** Hessen. — ham, m. Ein eingefriedigtes Stück Land. (Schiller-Lübben II, 182.) Beck (Jahrb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1897, S. 143) giebt an, daß in Nordsteink bei Vorskfelde der ham ein „kurzer Abhang, einseitige meterhohe Erhebung“ sei. In Ostfriesland bezeichnet man mit „Hamm“ jedes mit einem Wassergraben umzogene Acker- oder Weideland (Dornkat-Koolman, Ostfriesisches Wörterbuch II, 21). Jellinghaus (Westfälische Ortsnamen S. 40) deutet es als Benge, Winkel, daher „Bucht“. [Falls nicht durch Kontraktion oder durch neuere Lautgesetze aus einer anderen Wortform entsteht, könnte dies Wort zu ham, hemm, m., hamme, hemme, f., gehören, welche Wörter als Flur- und sonstige Ortsnamen im norddeutschen Küstenlande so überaus häufig vorkommen. W.]

**Hammelskamp.** Liedingen. —wiese. Evessen.

**Hamsterberg.** Alvesdorf. — Einziger Fall, daß nach diesem schädlichen Rager bei uns ein Flurstück benannt ist.

**Hangelrode.** Meinkoth.

**Harlingertal.** Bormum.

**Hartberg.** Dettum. Harzberg. Gr.:Steinum, Ingeleben. [Hartberg. Ob Hirschberg? Harz-, Herzberg wohl dasselbe, da hert, herte, Hirsch, in nbd. Dn. gern in der Genitivform hartes-, hertes- gebraucht wird. W.]

**Hartlingsbüsche.** Sunstedt. — hartling, hartelbôm = cornus, Kornelkirsche.

**Hasenkamp, —winkel.** Sehr häufig.

**Hassel, m.** Liedingen.

**Hassel, Hasselkamp, —welle.** Sehr häufig. — Zu hassel, Hasel. Vergl. Hessel.

**Hastkamp.** Gevensleben, Fimmelse.

**Heber, m.** Watenbüttel.

**Hedslage.** Linden. — Im Grundworte lâ, Wald.

**Hedstedt, f.** Gr.:Brunsdorf.

**Heerfeld, Heerwiese.** Bevenrode, Semmenstedt. — Zu hêre, der Hirt, die dem Hirten zugehörige Wiese.

**Hees, m. Heesefeld, Heesfeld, Heers, Heerseberg, Heersanger, Heersfeld, Heersholz.** Veltenhof, Duttonstedt, Beierstedt, Haldter, Fetzheim, Thiede, Remlingen, Trümmele, Al.-Denke, Steterburg, Beddingen, Dritte. — Die Schreibart Hees und Heers wechselt in den Dorfsbeschreibungen bei derselben Örtlichkeit. [Hees, m. In Ditmarschen bei Windbergen Up den Hees, eine hohe Heide neben einem Walde, dabei Ländereien Heesfoppeln; bei Lütjen Bornholt, Kirchspiel Hademarschen (Holstein), ein Ackerstück und eine kleine Holzung de Hees; bei Dockenhuden (bei Hamburg) und Lensbüttel (Ditmarschen) Ländereien Heese; hierher wohl auch Heisbrook, Länderei bei Gneversdorf (Travemünde); Hejedal, Holzung bei Bunsloh (Ditmarschen). Weiter gehören hierher die holsteinischen Flurnamen Heeseremen, Heeselrehmen, mehrere Heesel, Bach Heeselbek. In Poppenbüttel an der Alster berichtete mir ein zuverlässiger Einwohner, daß an der oberen Alster Heesel die Stücke Waldbandes heißen, welche zu den Bauernstellen gehören. Breedenhees bei Ilzen. Leo, *Rectitudines singularum personarum*, Halle 1842, S. 94, hat auf die ags. Ortsnamen auf —hêse, —haese —hyse, —hoese aufmerksam gemacht und das Wort als Wald, Busch, Gestrüpp erklärt. K. Müllenhof hat in den Nordalbingischen Studien, Kiel, Bd. I, 1844, S. 209, das bestätigt und weiter den Heisi- oder Hesiwald nördlich der Ruhr mit dem Dorfe Hesiangi und dem Bache Hesiapa (Lacomblet, U. des Niederrheins) und die von den Römern (Tacitus, G. c. 5) daselbst genannte Silvia Caesia, richtiger Chaesia (cf. Catti f. Chatti) herangezogen. Die betreffenden ags. Orte werden zum Teil als denbero bezeichnet, als Waldthal „vallis nemorosa et glandifera, porcis pascendis idonea“ (Sommer). W.] Am Regenstein bei Blankenburg liegt eine Waldung Heers. In den Niederlanden finden sich noch verschiedene Ortsnamen mit Hees (Maashees, Wolfhees), als Waldname ist Hees häufig in der Gegend von Siegen und an der Westseite des Rheins bis Krefeld hinauf. Heesefeld zc. Hier wird, weil das Wort hês erloschen war und herse (Hirse) im Volksmunde hêse lautete, Mengung beider Wörter eingetreten sein.

**Hehlenkamp.** Volkmarisdorf.

**Heibekamp.** Reindorf.

**Heideberg,** —kamp, winkel. Häufig, zumal in den nördlicher gelegenen Feldmarken.

**Heidenkirchhof.** Räfte, Weßleben. — Vorgeschichtliche Urnenfelder andeutend. Vergl. Gropenberg.

**Heidedahl** siehe Eichthal.

**Heierstein.** Reinsdorf.

**Heiland, n.** Büddenstedt. Land auf gerodetem hai, Hau, Schlag, also früher Waldband.

**Heilebartsfeld.** Schapen. — Der einzige auf den Storch weisende Flurname. Heilebartskehle. *FD.* Vors.

**Heiligerkamp, Hilgekamp, Hillige Wiese, Hillewiese, Heiliges Holz.** Der Hilli (Reindorf). Sehr häufig. — Der Kirche gehöriges Landstück, Wiese, Holz. Vielleicht auch nach einem früher dort vorhandenen Heiligenbilde.

**Heilsberg.** Borsum, Kneitlingen.

**Heimekenberg.** Süpplingen, Hebeper. — heimeken, n., die Grille, Eide.

**Heinengras,** —kamp, —wiese. Sehr oft. — Zu heinen, einhegen.

**Heistern, Hestern, Heisterbeck.** Dibbesdorf, Wahle, Bahrdorf, Volkmarisdorf, Evessen. *FD.* Mar. — Das völlig lebende Wort bedeutet junge Baumschößlinge, namentlich von Buchen und Eichen.

**Hellberg,** —morgen, —wiese, —winkel. Rautheim, Thune, Gr.-Twülpstedt, Reisingen, Belpke, Reinsdorf. — Flurnamen Helle und in Zusammensetzungen häufig auch im Hannoverschen und Lüneburgischen. *Zeitschr. f. deutsche Mythologie* II, S. 291. helle, helde, Abgeschüssigkeit, declivitas. Zu vergleichen Hölle.

**Hellefenberg.** Wolsdorf.

**Hellerwiese.** Büddenstedt.

**Hengstlah.** Watenstedt, Salder. — Wald der Hengste?

**Herkling.** F.D. Helm.

**Herrenbreite.** Trellstedt.

**Herzberg.** Kalme, Küblingen. — Vergl. Hartberg.

**Hessel, m.** Borum, Lauingen. [Hessel; aus heslā, vergl. Hees. Ähnlich Efel, Eifel, Bofel, Böfel, Lintel (lintlā), Nuttel, Nüttel, Berfel, Barfel, und wahrscheinlich Haffel oft aus hassel-lā. W.]

**Hiersberg.** Volkmarode.

**Himmelreich, —wiese, —kamp, —acker, —berg.** Gr.-Brunzrode, Höxum, Wahle, Eixum.

**Hinzen, Hinzheimersfeld, Henzen.** Hohenassel. Wüstung. — Zeitschrift des Harzvereins 1881, S. 189 und 1882, S. 187. Haffel und Bege (I, 437) geben an, das „Hensenfeld“ habe seinen Namen von Hensen, Landleuten, die aus dem Hildesheimischen dahingezogen und sich angebaut hätten (?).

**Hirschberg.** Woltorf.

**Hittel, m.** Weddenstedt. [Hittel wohl aus Hitlā. In der Werdener Heberolle ein Hetilō, in den Traditiones Corbejenses ein Hetlogun; jetzt noch ein Dorf Hittloge bei Hoya. Was aber heißt het—, hit? W.] Zu vergleichen ist ferner Hetlage bei Dsnabrück und ein gleichnamiges Dorf bei Tecklenburg. Tellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) führt hier het auf heid, Heidekraut, zurück.

**Histhal.** Hedeper.

**Hobergsfeld.** Reinsdorf.

**Hoizstedte, Hüzmorgan, Heizfeld, Heizberg.** Hemkenrode, Lehre, Schulenrode, Hefsen.

**Hölle, f.** Gliesmarode, Bolzum, Remlingen, hier ein tiefer Graben, „in welchem der Teufel einst hauste“. Höllenweg. Wehlen. Höllenberg. Evesen. Höllische Fohrtswiese. Lehre.

**Hollen, pl.** Meinkoth.

**Höllern, pl.** Gr.-Denkte, (Fuchs-) Hellern. Ampleben, Evesen.

**Holm, m.** Barnsdorf. Hulm, m. Sunstedt. Holmstein. Räfte. [Bei Wedel in Holstein ein Dorf Holm, früher Holne, Hollen. Mndd. Glossare haben: holle, parvus mons, collis, colliculus; vergl. auch Bremer Niedersächs. Wb. Hall, Schambach Hulleke. Neocorus, Ditmarsch. Chronik, herausg. von Dahlmann, II, 403, hat einen Flurnamen (oder Appellativ?): dat Sehbrot, eine herliche schöne wische, redthollen, Behebrock (= reetschallen, Brem. Wb. und Reedhövel, früherer Dn. bei Glückstadt; hövel = Hügel). — Hollen mehrfach im Hannöverschen, besonders im Bremisch-Verdischen; ein Holz, „im Hollen“ im Stadischen. W.]

**Holstein, m.** Wehlen.

**Höltje, m.** Höltjebaum, —busch, —kott. Cremlingen, Meerdorf, Wendezelle, Hoiersdorf, Weserlingen. Hölteberg, F.D. Mar. — höltje, der Holzapfelbaum, wilde Apfel, wie er hier und da noch in alten Laubwäldern (namentlich in der Mark bei Briefelang, Jochen, im Lindholz bei Paulinenau und im Sollinge) vorkommt, bei uns aber selten ist. Die Frucht ist in den Pfahlbauten noch in Menge vertreten. (Buschan, Vorgeschichtliche Botanik, S. 170.)

**Holtorfer Feld.** Samleben. Wüstung Holtorf. (Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen 1862, S. 103.)

**Hondel, f.** Lehre.

**Honigberg, —bleef, —hop.** Heerte, Al.-Stöckheim, Volkmarisdorf, Watenstedt (Amt Salder). — Vergl. Butterberg.

**Hoogsfeld.** Reinsdorf. hoge, f., die Höhe.

**Hop,** m. Der kalte, Schandelah. Der braune, Wendhausen. Hohpwiese. Twiefelingen. Hopspätze. Waggum. Wienhop. Flechtorf. Dornhop. Bettmar, Lavingen, Grashorst. [Hop, m., früher n., ist ein anderes Wort als hōp, m., Haufen. Sicher dasselbe, was aqf. hop, n., recessus, Schlupfwinkel; engl. hope (obsolet und dial.), any sloping plain between the ridges of mountains (Johnson). Sievers, Aqf. Gramm. § 239, hat den kurzen Vokal des Wortes bewiesen. Vorliegendes Hop ist aus dem Dativ hope; im nördl. Ndd. hätte Hape oder Haap daraus werden sollen, aber das Wort ward nicht mehr verstanden, daher blieb der Vokal o; man deutete es wohl auf hōp, Haufe, worauf auch der Wechsel des Genus deutet. W.] Vergl. dazu auch Jellinghaus im Braunschw. Magazin 1897, S. 102.

**Hopfen-**(Hoppen-)kamp, —garten, —knick, —höfe, —sack, —winkel. Gremlingen, Flechtorf, Hemkenrode, Klein-Stöckheim, Schandelah, Schulenrode, Weddel, Wendhausen, Groß-Gleidingen, Wendezelle, Bornum, Frellstedt, Klein-Sisbeck, Esbeck, Offleben, Leiferde, Leinde, Sambleben, Calbecht und Ober, ehemalige starke Ausbreitung des Hopfenbaues andeutend, zumal in der Umgebung der Stadt Braunschweig, wo 1383 der Rat anordnete, daß kein Bürger mehr als den dritten Teil seines Landes mit Hopfen bepflanzen dürfte, um der Minderung des Getreidebaues entgegenzutreten.

**Horn,** n., m. Einer der häufigsten Flur-, namentlich Wiesennamen, besonders in Zusammensetzungen, bedeutet ein auslaufendes Stück, z. B. eine Wiese, die spitz in einen Wald einschneidet, ein Horn, eine Ecke; oft großes und kleines Horn nebeneinander; das Hörneken (Weferlingen), Berghorn (Garbessen), Schiffhorn (Kl.-Stöckheim), Bauernhorn (Alvesse), Diebeshorn (Denstorf), Herzhorn (Dutenstedt); der Horn an der Gräsigwiese und der Ristehorn (beide Dettum).

**Hörnig,** m. Hoiersdorf.

**Horst,** f., ungemein häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Ursprünglich inselartig aus sumpfiger Landschaft hervorragende bewaldete Stellen, dann Wald schlechthin. In einem Marienthaler Kopialbuche vom Ende des 15. Jahrh. heißt es vom Lappwalde: dusse wold wert in mannigerhande bleken mannigerhande genommet unde geheten; by Sesbeke unde Papenrode hed he de Quernehorst, anderwegen heth he de Havekhorst, anderwegen de Lyndhorst. (Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 99.)

**Hospital,** n. Wiese bei Kl.-Stöckheim.

**Hohe,** f. Berel. [Hohe, f., mahnt an die schleswigsche Hallig Hooge und an Hoya, to der Hoie, to der Hohen, im Leben Bernwards Hogen. Ist Haoya in den Trad. Corb. = Hoya, dann vielleicht die hochgelegene Aue (Anger). W.]

**Hühnerkamp.** Häufig.

**Hutethalskopf,** FD. Kön.

**Hülader.** Gr.-Bahlberg.

**Hülke,** die graue. Lehdorf.

**Hülkenhorst.** Dammorf. Hülßenberg, FD. Kön. — hülse, m., die Stechpalme, illex aquifolium. Ahd. hulis, dorniges Gebüsch.

**Hümpel,** Feld bei Büddenstedt.

**Hundemorgen.** Rübblingen. —breite. Twiefelingen. —kamp. Gr.-Sisbeck, Papenrode. —wiese. Glentorf. Hunnekloster. Glentorf.

**Hünenberg,** —burg, —graben, —kamp. Garbessen, Schandelah, Watenstedt (Amt Schöningen), Emmerstedt, Süpplingenburg, Dammorf, Volkmarisdorf, Apelnstedt, Salzdahtum, Hessen. Hühnenberg, FD. Vors. — hüne, die niederdeutsche Form des hochdeutschen Heune, Riese, auf uralte Landesbewohner deutend, auch in Verbindung mit vorgeschichtlichen Ringwällen.

**Hungerberg**, —kamp, —morgen. Oft, auf schlechten mageren Boden deutend.

**Hurenkamp** bei Braunschweig und öfter, ein schlecht bewirtschaftetes, heruntergekommenes, „verhurtes“ Landstück.

**Hüttenbleek**. Schandelah. —berg. Sauingen. —kamp. Gramme. —wiese. Klein-Sisbed.

### J. (Vokal und Konsonant.)

**Jhlenpaul**, —stücke, wiese. Eschhof, Wendhausen, Watenbüttel, Frellstedt, Groß-Steinum, Rähke, Gr. Twülpstedt, Braunschweig. — Zu ile, Blutegele. Also Egelpfuhl zc. Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) stellt das Wort zu ile, Schilf.

**Immenberg**, —busch, —garten, —hof. Schickelsheim, Schandelah, Kl.-Stöckheim, Eschott, Westove, Wahrstedt, Fimmelse, Leiferde, Schliestedt. Immenzäune bei der Stadt Braunschweig vor dem Hohenthore. — Zu imme, Biene.

**Jsenbalken**. Waggum.

**Jadelwanne**. Woltwiesche.

**Jödbusch**. Bruchmachtersen. Vergl. Jödbom und Jöbgrund bei Bisperode.

**Johannisgras**. Hachum.

**Jüddchorst**. Wahle.

### K.

**Kabelwiesen**. Bradstedt. — Zu kawel, Los, Losanteil. Die Kabelwiesen sind früher Gemeindecigentum gewesen; zu ihrem Genuß gelangten die berechtigten Reihewohner nach gewissen Anteilen entweder up'r rige, in gewisser Reihenfolge, oder nach jährlicher Verlosung, nach Kabeln, wie ursprünglich die geschnittenen und bezeichneten Holzstückchen hießen, mit denen gelost ward. Hier ist die Spur eines der ältesten deutschen Rechtsgebräuche vorhanden, dessen Ausübung schon von Tacitus im zehnten Kapitel seiner Germania beschrieben wird: „Einen von einem Obstbaum abgehauenen Zweig zerschneiden sie in Reiser, unterscheiden sie durch gewisse Merkmale und verstreuen sie über ein weißes Tuch, ohne Absicht, wie es eben kommt“, worauf der Priester die weitere Auslosung und deren Deutung zu abergläubischen Zwecken besorgt. Solche hölzernen mit Marken versehenen Lose oder Kabel waren früher sehr allgemein im Gebrauch, sie haben sich auf der Insel Föhr, auf Rügen (Hiddensöe), Usedom, in Mecklenburg bis in die neueste Zeit erhalten; man benutzte sie zur Auslosung von Wiesen, Ländereien zc. wie bei uns. (G. Homeyer, Über das germanische Losen. Akademieschrift, Berlin 1854; Lisch, Über die Hausmarken und das Losen in Mecklenburg.) Die Kabel aus Holzstückchen oder Haselzweigen tragen als Zeichen der Losenden eingeschnitten: Beile, Mistgrepen, Rauten, Pflugshare, Kesselhaken zc. Das gleiche Losverfahren hatte sich bei uns bei der Teilung des den Gemeinden gehörigen Holzes an die einzelnen berechtigten Höfe bis vor nicht langer Zeit erhalten. Wenn die Teilung der Jahresnutzung des Nordasseler Holzes (Amt Salder) unter die Berechtigten stattfinden sollte, so versammelten sich diese im Dorfkrug zur Verlosung. Jeder Nutznießer schneidet sich dabei sein „Holzmal“, das durch Figuren ausgezeichnet ist, welche den Werkzeugen des Ackerbaues oder täglichen Lebens entnommen sind. Man hat da die Grepe, die Barte, den Rühl, die Schrape, den Sparren, den Hühnerfuß, die Semmel zc., welche auf die Stücke eines abgebrochenen Zweiges eingeschnitten sind. Die Holzmale werden dann in einen Hut geworfen. Das zuerst aus diesem gezogene Mal bezeichnet dann denjenigen, welcher bei der Abfuhr des vernummertem Holzes mit Nr. 1 beginnt; die übrigen folgen dann nach althergebrachter Reihenfolge. (Die Marken im Amte Salder von H. Langer-

feldt. Zeitschr. d. Harzvereins 1881, S. 187.) Nach den von mir in Nordassel eingezogenen Erkundigungen ist diese Art der Verlosung jetzt nicht mehr gebräuchlich. Die Lose bestehen jetzt aus Pappstückchen, auf welche Nummern geschrieben sind. In Kl.-Schöppenstedt benutzte man früher Holzstückchen als Lose, in welche römische Zahlen eingeschnitten waren. Wenn in Nordsteimke bei Vorsfelde der Gutsherr mähen läßt, so wird das ganze Kornfeld abgeteilt und den Tagelöhnern der Reihe nach zum Mähen übergeben. Das Abteilen heißt Kaveln, ein Abteil Kavel.

**Katelsberg.** Esbeck.

**Kalandswiese.** Schandelah, Wahrstedt. — Kalande, geistliche Bruderschaften, die im 13. Jahrhundert entstanden und sich nach den Kalanden benannten, an denen sie ihre Monatsversammlungen hielten. Es gab deren drei in der Stadt Braunschweig, welche vielfach ländlichen Grundbesitz erwarben. (Dürre, Die Stadt Braunschweig, S. 552.) Hassel und Bege (Beschreib. d. Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg 1802, I, 464) berichten, daß in Schandelah noch damals mehrere Höfe den Kalandsbrüdern in Braunschweig von ihren Wiesen Kalandsgeld geben mußten. Die Wahrstedter Kalandswiese war im Besitze der Obisfelder Kalandsbruderschaft.

**Kaltosenbreite.** Steterburg.

**Kämmerke, f.** Gr.-Twülpstedt. J. D. Mar. Kämrichen, pl. Wahrdorf.

**Kamerun.** Cremlingen. — Neu entstandener Flurname, früher Moorbusch.

**Kamp, m.,** bestimmt abgegrenztes, nicht immer eingegrenztes Landstück. Die häufigste aller Flurbezeichnungen in Zusammensetzungen, selten allein. Ob zum lat. campus ist fraglich, da es auf niederländisch-friesische Gegenden beschränkt ist und mit den Sachsen auch weiter östlich nach Nordthüringen wanderte. Vergl. Tellinghaus, Westfäl. Ortsnamen, S. 83.

**Kappe, f.** Kl.-Dahlum, Warle.

**Karpentkamp.** Glesmarode.

**Karrenberg.** Hedeper, Kl.-Biewende, Seinstedt.

**Käsebusch, Käsekamp, Käseforb.** Gr.-Brunzrode, Kl.-Schöppenstedt, Cremlingen. — Malva silvestris heißt käsekrüt, nach der Form der Früchte.

**Kattenäcker, —beek, —busch, —morgen, —winkel.** Hötum, Bortfeld, Nieseberg, Steterburg, Bantleben, Reppner. Katzenstern. Oßleben. Kattenmeer, ehemaliger, längst ausgetrockneter Teich bei Leiserde. — Zu katte, Käse.

**Kaufordsfeld.** Kl.-Schöppenstedt. Ruhfort, Hessen.

**Kaulenfeld.** Kl.-Schöppenstedt. — Wüstung Kaunum, ursprünglich Cavenheim. (Meier, Vandenkmäler II, S. 59.)

**Kehlenberg.** Ferryheim.

**Kehrbleek.** Querum. — kämp. Hemkenrode. — wiese. Büddenstedt.

**Kehrwiese.** Twiefelingen. — Vielleicht zu kedik = ködik, dänisch kidike, hochd. Kettich, Sinapis arvensis. Kêrik, m., ist aber auch der Kehre oder Wendepunkt, wo das auf die Weide getriebene Vieh umkehren muß, vergl. Kehrbleek.

**Kellerhals.** Runstedt.

**Kellerwiese.** Mackendorf.

**Kettelbrink, —kamp, —trift, —wiese.** Lehre, Lamme, Belpke, Ölber. — Zu kettel, köttel, Rot der Schafe, Ziegen 2c.

**Kiebelbleek.** Rothenkamp. Kiebelwiese. Lehre. — Nach Danneils Wörterbuch in der Altmark kibbelbleek, ein Raum, um den viel Streit geführt wird. Zu kibeln, kibbeln, streiten.

**Kiefernämme.** J. D. Kön. — Der einzige Forstort mit der Benennung nach diesem Nadelholze. Ein neuer Name. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts kommt dort die Kiefer vor, welche übrigens nbd. färe heißt.

**Kieffeld.** Dibbesdorf. — legden. Destedt. — wiese. Leiserde. — winkel. Warle, Reppner.

- holz. Rühren. Kiefhai. *FD.* Wolf. Kiefhorn. *FD.* Kön. Kiefwinkel. *FD.* Gv. Kiefert. *FD.* Soph. — Bei Wendischott heißt es in der Beschreibung von 1759: „Die Gemeinde hat das Recht, im Kiefholz Buschwert zu hauen, das liegt zwischen den Grashorstischen, Rühenschen, Hottlingschen und Brackstedtschen Holzungen“, war somit leicht ein Gegenstand des Kiefes oder Zankes zwischen den einzelnen Gemeinden.
- Kiel**, m., —bleek. *KL.* Brunsrode, Rüstorf, *KL.* Twülpstedt, Hedeper, Hohenassfel. — Zu kil, Reil.
- Kiesbleek**. Wobek. Kiebswanne. Kunstedt.
- Kiewigberg**, —kamp. Mackendorf, Boimstorf.
- Kifelberg**. Hedeper, Wendeburg. Kiefelbusch. Gardeffen.
- Kinderteich**, Helmstedt. Der Name hängt mit dem weit verbreiteten Glauben zusammen, daß die Kinder aus Teichen kommen.
- Kinnckenmorgens**, pl. Wendessen, Eilum. — Der Name scheint mir mit Zehntverhältnissen zusammenzuhängen, da die Aufstellung sog. „Kinder“, Haufen oder Huden von weniger als zehn Farben, in den Zehntordnungen ausdrücklich verboten war. Vergl. unten Teggebkamp.
- Kirchenberg**, —kamp, —legde, —wanne, —morgen, —feld. Sehr häufig.
- Kißleberfeld**. Warberg. Kisseberholz. *FD.* Schö. Es sind diese Flur- und Forstnamen Reste der eingegangenen Dörfer Groß- und Klein-Kisseleben, 1022 Kiffunleve, 1160 Zissenlove, 1209 Kisleve, südöstlich von Warberg. Die Bewohner zogen im 15. Jahrhundert dorthin. — Bege, Gesch. einiger Burgen 46, 139.
- Klaar**, m. Kemlingen. Klaare, f. Salzdahlum.
- Klammer**, f. Wendezelle.
- Klammwiese**. Wendezelle.
- Klappe**, f. Gr.-Twülpstedt, Reislungen. Klapwanne. Lobmachtersen.
- Klapperfeld**, —berg, —wiese. Lehre, Waggum, Mackendorf, Saalsdorf, Belpke. — Zu klapperblöme, Feldmohn? oder zu klaper, einer vom Vieh verschmähten Wiesenpflanze. (*Alecterolophus*. Danneil, *Altmark. Wörterbuch.*)
- Klei**, sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — klei, Thonboden. Engl. clay.
- Kleppenberg**. Rothenkamp.
- Klinge**, f. Wiese bei Gr.-Biewende. Der Name kann „Schlucht“, „Kinne“ bedeuten. (*Jellinghaus, Westfäl. Ortsnamen, S. 86.*)
- Klingebentelhorn**. Beierstedt. Klingebentelwiese. Ingeleben. „Gehört der Kirche.“
- Klinkeberg**. Kottorf, Sunstedt (hier auch Knickelberg und Kickerberg geschrieben).
- Klint**, m. Gardeffen, Hemkenrode, Lamme, Achim, Kemlingen, Eveffen. Klintwiese. Barum. Klintwelle. Gr.-Denkte. Klinksberg. Destedt, Erkerode. — Zu klint, steiler Abhang, hohes Ufer.
- Kloptaschen**, pl. Denstorf.
- Klosterwiese**. Rissenbrück.
- Kloßberg**. Achim, Bornum, Hedeper, Eikum.
- Klöge**, pl. Börsum.
- Kloßgraben**. Lesse.
- Klumpweide**. Luckum.
- Kluntstücke**. Gr.-Sisbeck. — Zu klunten, kluten, klumpen, Erbschollen.
- Klus**, f. Alvelse. Klausanger. Denstorf. Kluskamp. Glentorf, Wahrstedt. Kluswiese. Immendorf. — kläs, Einsiedlerwohnung und Engpaß. Im Raulensfelde bei *KL.* Schöppenstedt ein 1838 abgebrochenes Försterhaus, die Klus, soll der Sage nach ehemals eine Kapelle gewesen sein.
- Knick**, m. Meist in Zusammensetzungen; lebende, im freien Felde verlaufende Hecke. Speucknick. Dibbesdorf. Zu spoiken, spuken.



**Knipfenberg.** Querum, Schapen.

**Knorrenberg.** Volkmarisdorf. knorren, m. Dicks, ästiges Holz, ein Auswuchs am Stamme.

**Knüel**, m., Bornum, Mversdorf, Ahlum, Timmern, Engelnstedt, Lefse. — Auch in Zusammensetzungen wie Steinknüel. Im Westfälischen knol, nol, m., mit der Bedeutung Hügelspitze.

**Knuttenbuschbreite.** Warberg. — Zu einer Pflanze, Strauch, welche knutten, knopffartige Früchte oder Blüten trägt.

**Kohlbalcken**, —garten, —morgen, —städte, —wanne. Ost.

**Kohlhei**, Holz bei Samleben, FD. Ev. — Holzschlag, Hai, zum Verkohlen.

**Kohlpolk.** Watenbüttel.

**Kohnsdorf**, FD. Mar. Wüstung Koningesdorf. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 29.)

**Kolie, Kohlie, Kohly**, f., **Kohliekamp.** Hondelage, Majcherode, Böckenrode, Graßleben, Mackendorf, Glentorf, Nordsteimke, Volkmarisdorf. FD. Soph., Helm. und Bich. Elskoßli. Barmke. — Aus kolinge, Holzung, die zum Kohlenbrennen dient. (Schiller-Lübben II, 518.)

**Königsbusch.** Hemkenrode.

**Kopperwiese.** Burgdorf.

**Köpweg.** Ballstedt. „Handelsstraße.“

**Körbe**, f. Heerte. — Zu kerbe, Einschnitt. Arzkerbe am Oel bei Reindorf. Vergl. Arzkerbenrüden im Forstamte Harzburg II. — Aus der gleichnamigen Straße in Lüneburg ist eine „Harzkehr“ gemacht worden. Der Name kommt auch in Holstein, Bremen, Quedlinburg, Münster vor. (Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung IV, 55; VIII, 73.)

**Korinthengehäge**, FD. Wend.

**Körwefen**, n. Flechtorf, Liddische. — Zu korf, Korb? oder zu Kerbe.

**Körterkamp** oder —feld, sehr häufig. — Der Kamp der Mark, auf welchem die Kötter oder Kotsassen ursprünglich die ihnen zugewiesenen Felder hatten. Die Höfe waren bis in die jüngste Zeit bei uns geschlossen und wurden nicht geteilt; die Ackerleute und Halbspänner bildeten den übrigen Dorfbewohnern gegenüber die Aristokratie des Besitzes. Keinen Anteil an der Ackerflur hatten ursprünglich die Kotsassen, sie gehörten nicht zu den „reichberechtigten“ Bauern und besaßen nur eine Kote, Hütte, kleines Gehöft (angelsächsisch cot) im Gegensatz zu dem „Hause“ des Bauern, dazu das ihnen aus der gemeinsamen Mark überwiesene Feld, den Körterkamp. Ebenso war nach altenglischen Quellen das Verhältnis in England zwischen den cotsetles und den geneats (nhd. genöten) nach Seebohm, The english village community, London 1883. Erst die großen Rodungen im Mittelalter, zuletzt im 12. und 13. Jahrhundert, die nicht bloß zur Gründung neuer Dörfer führten, sondern auch die Feldmarken der alten erweiterten, sind im besonderen Maße den Kotsassen zu gute gekommen und haben viel dazu beigetragen, sie aus Hinterlassen zu wirklichen Bauern zu erheben. (Vergl. K. Rhamm, Dorf und Bauernhof im altdutschen Lande. Leipzig 1890, S. 13.) In der Feldbeschreibung von Glentorf 1763 heißt es: „Außer den gewöhnlichen drei Feldern, worin die Ackerleute und der ablige Hof belegen sind, haben die Kötter noch das vierte, ist aber nach den Bestellungsarten nicht abgeteilt, sondern ein Menge- oder Wandelfeld.“ Es geht daraus deutlich hervor, wie dieses Feld später aus der gemeinsamen Mark der Ackerleute für die Kötter ausgesondert wurde. Die Kötter blieben lange Zeit noch sehr beschränkt und zurückgesetzt. Ein solcher, der unter fünf Morgen oder gar kein Land besaß, durfte kein Pferd halten. (Landesherrliche Verordnung vom 12. September 1688.)

**Krafoelwiese.** Seinstedt.

**Kraneley**, f. Bährdorf.

**Kranichsberg**, f. D. Soph.

**Kranken**, pl. Meindorf.

**Krazberg**. Rühren.

**Kreienberg**, —feld, —kamp. Sehr oft. — Zu kraie, Krähe.

**Kreike**, f., **Kreikenkamp**. Meinkoth, Neubrück. — kreike, eine kleine Pflaumenart (Prunus insititia), ahd. kriachboum.

**Kreitell**, m. Jeryheim. Kreittelholz. Dobbeln. Kreitemiese. Rothenkamp. Kreithorn, f. D. Sch. — Zu kreit, krët, krit, Zank, Streit, Hader. Kreittel verkürzt aus kreitlä, streitiger Wald.

**Krengel**, f., große und kleine, Wiese bei Leiserde. — krengel, die Brezel, wohl nach der Form.

**Kreuz-**(Krüz-)feld, —kamp, Krüzekenstein. — An die alten Steinkreuze in den Feldern erinnernd.

**Kreppackern**, pl. Eßehof, Lehre.

**Krickelberg**. Saalsdorf.

**Krohm**, m. Lichtenberg.

**Krönig**, m. Broistedt, Wallstedt. Krönigsberg. Gr.-Vahlberg.

**Kröppelkamp**. Broitzem.

**Krud**, **Krüde**, f., **Krudstücke**. Schulenrode, Bettmar, Broitzem, Wendezelle, Süpplingenburg, Meinkoth, Belpfe, Büddenstedt, Gevensleben, Jeryheim, Oßleben, Börßum, Dettum, Gr.-Denfte, Immendorf, Rissenbrück, Banzleben, Kneitlingen, Kriblingen, Heerte, Lesse. — Zu krücke, ein gekrümmtes Stück an einem anderen, Stab oder dergl.

**Krüh**, f. Immendorf. Krügarten. Meinkoth, Twieslingen. Kruhokamp. Lesse. [Krügarten kann aus Krüdegarden, Kruhokamp aus Krudokamp sein, von krüd, Kraut (Gewürz). Aber Krüh, f., ? Krüh auch in Holstein bei Gidebe (Oldesloe), Rathen auf ehemaliger Freiwiede. Dat krude, krüde (species, aroma) oder der Plural krüde von krüd? W.]

**Krümme**, f., **Krümmlinge**, **Krümmbleef**, **Krumme Morgens**, **Krumme Stücke**, **Krumme Wiese**. Häufig, ein gekrümmtes Landstück bezeichnend.

**Krupbusch**, **Krubbusch**, **Kruplegde**. Abbenrode, Bortfeld, Nühke. — Zu kräpen, kriechen.

**Kruzberg**, f. D. Lich.

**Kufuk**, **Kufuksberg**. Volkmarode, Veltenhof.

**Kükemüksbusch**. Thune. Nach Versicherungen alter Leute in Salzbahum bedeutet kükemük Jaunkönig. Das Wort scheint verschwunden, aber der Personennamen K. oder Koitemik kommt noch vor. Vergl. Kafemike bei Wernigerode.

**Kule**, **Kaule**, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Kaulenbusch. Kautheim. — Zu küle, Grube, großes Loch.

**Kulk**, sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen. Tiefes Strudel- oder Wasserloch, Kolk.

**Küls-** oder **Kylzwiese** und —berg. Neppner.

**Kummerwiese**. Wendeburg. — Zu kummer, Schutt, Abraum.

**Künnekenrode**. Schapen.

**Kunterbreite**. Wendhausen.

**Küßebühre**, f. Sunstedt. — Vergl. Beddesbühre.

**Küsterstieg**. Trellstedt, Bährdorf. —wiese. Alversdorf.

## L.

**La**, **Lah**, **Lac**, **Lahge**, **Lahholz**, **Laagbaumholz**, **Labusch**, **Lahwiesen**, **Lahdahl**, **Lohwiese**, **Lohberg**, **Lohbalken**. Abbenrode, Bienrode, Cremlingen, Gießmarode, Wahle, Mascherode, Wendhausen, Thune, Wenden, Bornum, Lelm, Süpp-

lingen, Wolsdorf, Twiefelingen, Wobek, Börsum, Thiede, Wehlen, Gr. = Dahlum, Gr. = Bahlberg, Kl. = Dahlum, Küblingen, Schliestedt, Nordassel, Watenstedt (Amt Salder). Alle zu lā, lō, n. Wald.

**Laddekenbleek.** Heeper. — Zu laddeken, der Brustlattich, *Tussilago farfara*.

**Lädtwiefe.** Graßleben.

**Laffertkamp.** Stadt Braunschweig vor dem Wilhelmithore. Nach der Patrizierfamilie v. Lafferde benannt.

**Lägdén, Legden.** Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Drecklegden (Destedt). Dschenlächte, FD. Mar. — mndd. legede, Niederung.

**Lähm, f.** Immenndorf.

**Lappenberg.** Wittmar. Lappenwiefe. Abbenrode, Söllingen.

**Lapperey.** Broistedt.

**Larmse, f.** Nüm.

**Lattenberg.** Sottmar.

**Laubhagen.** Kl. = Brunsrode.

**Lauditz, m.** Wiese bei der Stadt Braunschweig an der Schunter, nach dem früheren Besitzer benannt, der aus Kursachsen eingewandert war.

**Lausbaumacker.** Beltenhof. Lausbaum ist entweder *Lonicera xylosteum* oder *Rhamnus frangula*.

**Lauseberg.** Etym. — Der einzige vorkommende Flurname dieser Art im Braunschweigischen, während sonst die Lauseberge am Harz, in Kurhessen, in Westfalen, im Lüneburgischen und Magdeburgischen häufig sind. Bei der niederdeutschen Form Luseberg denkt das Volk jetzt stets an Länse, weshalb Glöde die Deutung „gemeiner, schlechter, laufiger Berg“ annimmt, während Sprenger sie zu lus, lusch, Schilf stellen will. (Korrespondenzbl. für niederd. Sprachforschung XVI, 88 u. XVII, 38.) Vergl. Luß. Schiller-Lübben (Mittelniederd. Wörterbuch II, 75) hat lusebusch, Stelle, wo viel lus wächst. lus = Schilf, Segge, Vinse, carectum. Aber Schilf auf einem Berge? Neben luseberg kommen häufig lusepöl, luseböm vor. Ableitung vom slavischen luza, Sumpfwiese, die auch versucht wurde, ist zurückzuweisen.

**Lechlenholz,** FD. Wolf.

**Ledwelle.** Söllingen. Letzkamp. Wallstedt. Lettberg. Ludlum. [Neben ahd. hlita, f., anord. hlidh, existiert im ags. hlidh, n., clivus, Berg, Abhang. Sollte dem ein asächs. hlidh entsprochen haben, wie jenem ein as. hlidha, resp. hlidh? Kurzes i in offener Silbe wird im Mndd. zu e. W.]

**Leimberg,** — aker zc., vielfach die lehmige Beschaffenheit des Bodens anzeigend.

**Leinwandberg.** Bornum.

**Leistenkuhle.** Brackstedt.

**Leiter,** die hohe. Wäsum.

**Lenenberg.** Lehre.

**Lerchen- (Lewerkent-) berg,** — feld. Sehr häufig.

**Lichteramp.** Gr. = Stöckheim.

**Linde,** über der. Bruchmarterfen. Lindenberg. Ahlum, Leiferde, Sonnenberg, Stadt Braunschweig, Thiede, Küblingen, Wäsum, Westerlinde. Lindenbrink. Sauringen. Lindenkamp. Dffleben. Lindenstücke. Volkmarzdorf. Lindenhofst. Barmke. — Die Linde kommt bei uns nie in geschlossenen Beständen, sondern nur immer einzeln vor; sie ist der Liebling unseres Volkes und der vorzüglichste Thiebaum neben der Eiche. Berühmte Linden stehen noch zu Königsutter, Gressen, zu Gistke zc. Mitten in Süpplingenburg lag der Lindenberg. Daß dieser die Gerichtsstätte war, beweist der Name kāklinde (Prangerlinde), welcher auf der Flurkarte von 1765 noch vorkommt. Vergl. Thie. Eine landesherrliche Verordnung vom 8. Juli 1749 gebot den Gemeinden, um die Kirchen herum Linden anzupflanzen.

- Liebfrauenbreite.** Jerxheim. —kamp. Stadt Braunschweig vor dem Fallersleberthore. —horst, FD. Mar.
- Lied, Liet, f.** Alwesse, Kl.=Twülpstedt, Seinstedt. Ackerleite. Velpke. — Zu lit, Abhang, Verglehn, Leite.
- Liesche, f.** Wiese bei Remlingen. Leischwiese. Söllingen. Zu lësch, lisch, Lieschgras.
- Liesekenborn.** Schickelsheim. Vergl. Born.
- Lisdorf, FD.** Mar.
- Lohberg.** Jerxheim. Lohelkamp. Höhum. Lohenwiese. Gr.=Steinum.
- Löfekenstücke.** Tidbische. löweke, eine kleine Laube.
- Lohden, pl., FD.** Wend. u. Mar. Brandlohdn, FD. Helm. — löden, junge Baumschößlinge.
- Löhfenstiel, im krusen.** Wobek.
- Lönebruchsfeld.** Bornum.
- Loosgehege, FD.** Mar. Looswiese, Helmsedt. — Vergl. Nabel.
- Löpfens, pl.** Nieseberg.
- Löppen, pl.** Honsleben.
- Löppner, m.** Lehre, Woltwiesche.
- Löseke, f.** Ager bei Gihum.
- Luchttemorgen.** Hemkenrode.
- Lufe, f., FD.** Bey.
- Lulowiesen.** Scheppau.
- Lüpperswende, f.** Salzdahlum.
- Lüstenfeld.** Volkmarzdorf. Lüsten, pl. Gr.=Sisbeck.
- Luß, f.** Warberg. Lüße, f. Wiese bei Immendorf. — Vergl. Lauseberg.

## M.

- Maakriete, f.** Gilzum.
- Maaf, f.** Ballstedt.
- Maden, pl.** Wiese bei Wendezelle. Matenwiese. Bortfeld. — Zu made, die Matte, Wiese, englisch meadow, ags. meadu.
- Mahnkamp.** Kl.=Stöckheim.
- Maibäumen, in den.** Stadt Braunschweig vor dem Wilhelmithore. — Nach Braunschweigischem Magazin 1898, S. 21 hat hier die Familie Meyhorne schon 1315 ein Grundstück erworben und daher der Name.
- Marienkamp.** Lebenstedt.
- Mark, f.** Gihum. Mark, die wüste. Rautheim, Kl.=Brunzrode. Marktbeck, —morgen, —riede, —weg, —graben. Destedt, Erkerode, Broikem, Söllingen, Linden, Gvessen, Lichtenberg. Neu-mark. Denstorf. — mark, das alte deutsche Wort für das fremde Grenze (welches slavischen Ursprungs), dann auch der gemeinsame Besitz an Land oder besonders Wald eines Dorfes.
- Marrkup, f.** Remlingen.
- Martensberg.** Gardeßen. Martinskamp, Ballstedt, Laningen.
- Martensdickswiese.** Grasleben. Martinsdietrichswiese.
- Marwiese.** Büddenstedt. Soll Abkürzung für Marienwiese sein; ihre Nutzung stand dem Pastor zu.
- Masch.** Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. — Zu marsch, f., tiefliegendes Weideland, dem Wasser abgewonnen, oft noch sumpfig.
- Masseln, FD.** Schö. — Wohl zu masellern, Maserle, Maschholder.

**Maßbruch.** Glentorf, Käfte, Barmke, Hondelage, Rautheim, Völkensrode, Wenzelszelle. Maßbleek. Saalsdorf. Mastthal. Ampleben. — Zu mudd. mast, Futter, Eichelmaß, Mästung, namentlich der Schweine. Man trieb das Vieh zur Mast, wenn die Eichen oder Bucheckern gut gerieten. Dieses war oft eine besondere Gerechtigkeit, welche Dörfer in herrschaftlichen oder anderen Wäldern besaßen. Aus dem Mastthal bei Ampleben hat der Registrator Sack in seinen verschiedenen Schriften über Guts- und Lehnspiegel willkürlich ein „Mostthal“ gemacht, da ihm dieses zu der bezogenen Taufgesellschaft paßte.

**Matthiaskamp.** Burgdorf.

**Mäuseberg.** Remlingen. Mausefalle. Nortenhof. Mäufekamp. Lebenstedt. Mäusenwiese. Grathorst.

**Meer,** n. Allein und in Zusammensetzungen einer der häufigsten Flur- und Wiesen- namen. — Zu mēr, jumpfige Gegend, Lache, Teich. Agf. mēre = palus. Orts- name Meerdorf nach dem im Dorfe gelegenen Teiche „das Meer“. Ebenso heißt der jumpfige Teich im Westen von Zweidorf (Dorfbeschreibung von 1753).

**Meerneer.** Wehlen.

**Meesche, Mösche,** f. Bortfeld, Denstorf, Gr.-Gleibingen, Broitzem, Beierstedt, Ingeleben, Achim, Bornum, Geitelde, Halchter, Hedeper, Kalme („ist sehr brüchig und giebt schlecht, sehr Heu“), Kl.-Biewende, Kl.-Denkte, Reindorf, Semmenstedt, Stiddien, Gr.-Winnigstedt, Kl.-Dahlum, Kl.-Bahlberg, Kl.-Winnigstedt, Weserlingen, Warbecke, Wefenstedt, Bruchmachtersen, Gramme, Lebenstedt, Lesse, Ölber, Westerlinde, Wolt- wiesche. — Stets Wiese und dieses ist die Bedeutung.

**Mehekamp.** Ölper.

**Mehlberg,** —beck, —feld, —kamp, —stücke. Bevenrode, Boimsdorf, Scheppau, Bolzum, Berel, Nordassel. Meelische. Berklingen. — Letzteres zu esch, Landstück. Vergl. Eschen.

**Mehrenenberg.** Zerheim. [Ameisenberg? Altmärkisch miremk, Ameise. Die Ver- rückung des Tones in Mirénkenberg konnte zur Schwächung des i in e führen. W.]

**Meine, Meinesfeld.** Häufig. — Zu meine, Gemeinde. Mein, fD. Mar.

**Melkensteg.** Dettum. Milcheplatz. Gramme.

**Mergel, Mermel, Merwel,** —fuhle. Hötum, Jrellstedt, Ingeleben, Linden, Hallendorf.

**Mesekenbauer,** f. Büddenstedt. Mesekenstücke. Warmenau. Mesekenheide, fD. Helm. — Zu meseke, Meise.

**Mesbeck.** Esbeck. — Entstanden aus „am Esbeck“.

**Mielerstädte,** f. Barsau. — Zu mīler, Meiler. Es wurde früher im Drömling viel Köhlerei betrieben; die Holzkohlen gingen bis Magdeburg, Stendal, Salzwedel.

**Miffau,** f. Wiese bei Esbeck. — Die Miffau ist der Oberlauf der aus dem Silber- springe bei Warberg abfließenden Aue (Elbgebiet).

**Mittäffensacker.** Wendischott. — Zu mīgen, lat. mingere und ätken, Ameise.

**Mittagsbleek.** Gr.-Stöckheim, Rissenbrück, Gr.-Winnigstedt, Barum.

**Mohngarten.** Erkerode.

**Mohr, Mohrkamp.** Bevenrode, Hondelage, Wenden, Gr.-Steinum, Velfstove, Wahr- stedt. —anger. Stadt Braunschweig.

**Mölmer,** m. Zimmerlah. Mollacker. Bausleben. Möllwiese. Weserlingen. Mohltweg. Bornum. — Zu molm, walm, m. Staub, Müll.

**Molochshöhe.** Söllingen.

**Mönchs- (Münken-) berg,** —teich, —wiese, —steine. Hötum, Thune, Rothenkamp, Eichott, Nortenhof, Stadt Braunschweig. Mönnekenpiene. Hondelage. Mönchs- holz, fD. Helm.

**Morgen, Morgens.** Häufige Bezeichnung, namentlich in Zusammensetzungen als Ackermaß; Fläche, die ursprünglich an einem Morgen umgepflügt werden konnte.

**Mörkamp.** Lehre. Mörroh. Schandelah. — Zu mör, locker, mürbe.  
**Müsegarten.** Belpfe. — Zu möse, Gemüse.  
**Mosellkamp.** Hoiersdorf, Weßleben.  
**Mühlstahl.** — Vergl. Stahl.  
**Munkebarts-** oder Casserinen-Wanne. Rieseberg.  
**Mußhof.** Kl.-Bahlberg.

## N.

**Nabel (Stein-).** Borum.

**Nachtbleek,** —bruchswiese, —hude, —hufe, —wiese. Eine bei ungefähr 40 Dörfern vorkommende Bezeichnung, deren Bedeutung heute ganz verloren scheint, erklärt sich durch die Allgem. Land-Ord. Art. 64: „Ein jedes Dorf soll bei den Pferden einen eigenen Nachthirten, nicht allein die Pferde zu bewachen, sondern auch, damit nicht ein jeder seines Gefallens hüten und andern Leuten in ihre Wiesen, Äcker oder Gärten treiben möge, zu halten, auch jedermann, der die Pferde des Nachts draußen haben will, selbige vor den Nachthirten zu treiben schuldig, keineswegs allein hüten zu lassen berechtigt sein. Die Dorfschaft, so selbiges unterläßt, soll dem Amte zehn Gulden geben.“

**Nackenber.** Gr.-Winnigstedt. Nackenthal. Alvesdorf.

**Näher,** m. Weferlingen.

**Napp,** m. Esbeck. Näppkenberg. Zerzheim.

**Naste,** f. Ülber.

**Nebeldorn.** Belpfe. — Näbeldorn, wittnäbern = *Acer campestre*, verdorben aus mäpeldorn, wie der Baum andernwärts heißt. Englisch maple. In der Wefergegend (Bisperode, Widenfen) heißt *Acer campestre* Äpeltären, der Berg-ahorn (*A. pseudoplatanus*) öre und der Spizahorn (*A. platanoides*) lenne.

**Neddenaus.** Dettum. Neggenucht. Wolsdorf.

**Neddernkamp.** Hondelage.

**Neienstedter Mark.** Ingeleben. Wüstes Kirchdorf Neinstedt. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1862, S. 105.)

**Nest,** n. Lehdorf, Hoitlingen. Neß Stidde. Sonnenberg.

**Nettelbleek.** Heerte. —kamp. Linden, Esbeck. —wiese. Wendeburg. — Zu nettel, Brenneffel.

**Neßkamp.** Frellstedt.

**Niendorfer Feld.** Bahrdorf. Wüstung. (Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen 1864, S. 30.)

**Nienstedter Feld.** Lesse. Wüstung, von der noch 1659 die Kirche stand und 1870 noch Mauerreste vorhanden waren.

**Nobisfrug,** m. — In der handschriftlichen Dorf- und Feldbeschreibung Wendhausens von 1754 ist zu lesen: „An der Heerstraße über dem Dibbesdorfer Föhr ist eine Wiese und einiger Äcker, so zusammen im Nobisfrug genannt wird und sonder Zweifel vor alters zu solchem Krug gehört hat, was daraus noch zu folgern, daß diese Länderei dem fürstl. Gute zinspflichtig und zehntfrei ist. Die Aukera von dem Nobisfrug findet man in gedachten Äckerstücken und Grasplätzen hin und wieder als alte Radeln und Ziegelsteine. Sonderlich ist der noch gut ausgehöhlte Brunnen vorhanden. Gegen dieser wüsten Stelle über auf der andern Seite der Heerstraße steht das Wendhausensche Gericht auf dem sog. Springberge.“ — Das Gericht, nämlich der Galgen, dürfte nicht ohne Einfluß darauf gewesen sein, daß hier an einem Krüge (Schenke) die durch ganz Niedersachsen verbreitete Benennung „Nobisfrug“ haftete, welche als gleichbedeutend mit Hölle und Unterwelt gebraucht wurde. Die erste

Hälfte soll aus in abyssso entstanden sein <sup>1)</sup>. Der Name dieser Höllenschenke kommt sehr häufig vor; Nachweise im 16. bis 18. Jahrhundert aus der älteren Litteratur bei Grimm D. M<sup>4</sup>, S. 296; das hier mitgeteilte Beispiel ist mir aber das einzige im Braunschweigischen bekannte. Der Nobiskrug bei Moens in Oldenburg war früher von persönlichen Lasten frei. Nach Oldenburger Aberglauben liegt der eigentliche Nobiskrug zwischen Himmel und Hölle; da verkehren die abgeschiedenen Seelen längere Zeit. Man verabschiedet sich scherzend: „Wenn wir uns sonst nicht wiedersehen, warte im Nobiskrug auf mich.“ (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg.) Bei Marktgraspieße (Kreis Beeskow-Storkow) liegt der Hügel „Nobelskrug“; dort ist ein Mord geschehen (Kuhn, Märktische Sagen, S. 113). In der Altmark sagt man, daß man im Nobiskrug Karten spielt und den Paß zum Himmel erhält. Wer aber bei Lebzeiten nichts getaugt, muß dort Schafböcke hüten (Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 132). In Ostpreußen geht man in den Nobelskrug zu den Hohlaugen (Totengerippen) oder man sagt von einem Todeskandidaten: „Der wird wohl auch bald nach Nobelskrug kommen“ (W. von Schulenburg in „Am Urquell“ I, S. 124 und 173). Von Niederjachsen aus reicht die Bezeichnung bis Oberheffen, da in der von dem Marburger Gilhausen 1597 verfaßten Komödie Grammatica die Bauern vom „Nobiskrug“ sprechen, wo's warm ist; auch der Gießener B. Schuppins spricht in seinen Schriften vom Teufel im Nobiskrug. (Weigand in Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythologie I, S. 4.) Und endlich kommt der Nobiskrug in der Schweiz vor (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, S. 209).

**Nollen**, m. Salzbadlum. „Hügelspitze.“ Vergl. Knüel.

**Nonnenwiese**. Bornum, Rissenbrück. —holz, FD. Helm.

**Nordacker**. Hedeper. —feld. Ufingen. —holz. Wähle. —roden. Gr.: Brunsrode. — Nach der Himmelsrichtung Nord; diese wird aber von allen Himmelsrichtungen am wenigsten zu Flurbezeichnungen verwendet. Vergl. Oster-, Wester-, Süd-

**Nordendorfskamp**. Waggum. Heute Mohrendorf genannt.

**Nordupp**, m. Gramme.

**Nötte**, pl., Nüsse, Nußberg. Bevenrode, Sainingen, Glicsmarode, Waggum, Stadt Braunschweig.

## O.

**Obenansfeld**. Engeleben.

**Ohsen-** (Offen-) berg, —kamp, —kopf, —kult, —legde. Gondelage, Lehre, Luchlum, Lelm, Stiddien, Wegleben, Sachum.

**Öferlinge**, pl. Büddenstedt. [Äcker, die über anderen liegen? W.]

**Öffelweg**. Emmerstedt.

**Ohebeck**, —berg, —feld, —wiesen. Gremlingen, Hühum, Veltheim, Siedte, Rühme, Schulenrode, Wendhausen, Bettmar, Watenbüttel, Emmerstedt, Gr.: Stöckheim (hier ein Ager), Rissenbrück. — Die dicke und die lichte Ohe, FD. Soph. Es ist möglich, daß das Wort mit Aue etymologisch zusammenhängt; bei uns kommt es aber in der Bedeutung von Wald vor. So die Forstorte bei Sophienthal; die Ohe, der Wald, nach dem Veltheim bezeichnet wird, wo aber auch der Bach Ohe heißt. Auch anderweitig in Norddeutschland Waldbezeichnung (v. Hammerstein-Lortzen, Bardengau, S. 559).

**Ohrt**, m., n., sehr häufig, auch in Zusammensetzungen. Zu ört, Oke, Winkel.

<sup>1)</sup> Aber wie kommt das Fremdwort hierher? Rochholz (Deutscher Glaube und Brauch I, S. 209) glaubt, es sei ein mundartlich entstelltes „Nachbars“. In der Gegend von Salzwehel spielt in der That der „Nabersbrook“ die Rolle des Nobiskrugs (Kuhn, Märktische Sagen, S. 23).

**Olberg.** Gr.: Denkte.

**Olkamp.** Liedingen. Alts. ál, ól, Sumpf. (Arnold, Ansiedl. S. 518. Zellinghaus, Westfäl. Ortsnamen, S. 107.)

**Olla, m.** Ampleben, Eilum, Kneitlingen. — Dazu „am Molla“ Bausleben. Aus ohe-lâ?

**Opper** (= Opfer =) hof, —holz, —kamp, —stücke, —wiese. Hondelage, Öper, Schapen, Waggum, Bettmar, Vortfeld, Duttenstedt, Völktenrode, Rottorf, Rickensdorf, Twieslingen, Lebenstedt. — Ein dem oppermann, Küster, Kirchendiener, der ursprünglich beim Meßopfer behülfslich war, zuständiges Landstück oder Wiese; keineswegs eine Stätte altheidnischer Opfer, wie auch gerne angenommen wurde. Vom Opperkamp bei Lebenstedt heißt es: „Die Schule besitzt hier ein zehntfreies Land“; alles übrige Land zehntet. Der Oppermann ist gewöhnlich auch der Lehrer im Dorfe. Nach der Dorfbeschreibung von Volkmarode 1754 besaß die dortige Schule in der Schapener Feldmark den  $3\frac{3}{4}$  Morgen großen Opperkamp.

**Ordöhle, f.** Eine Wiese bei Sunstedt.

**Orenberg.** Sunstedt.

**Öselsfeld.** Gr.: Denkte, Kissenbrück, Reindorf. Das an den Berg Ösel sich anlehende Feld.

**Ösen, pl.** Sambleben. — „Die schmalen Streifen Holz, so teils um die Feldmark ziehen“, wird in der Feldbeschreibung von 1771 erläutert. „Ein schmaler Streifen von Bäumen an der Grenze einer Holzung, die Pfingstöhse“ (Schattenberg, Chronikal. Schilderung des Dorfes Eilum, S. 30).

**Ostberg.** Semmenstedt, Bormum. Ostfeld. Beierstedt, Gevensleben, Gvessen, Osterlinde. Ostenfeld. Ampleben, Woltrwiesche, Schliestedt.

**Osterbeck.** Remlingen, Broikem, Kl.: Bahlberg, Velm. Osterberg. Apelnstedt, Ahum, Börkum, Volzum, Dobbeln, Ahlum. Osterfeld. Sierße, Bormum, Berklingen. Ostergras. Remlingen. Osterwiese. Dettum, Thiede, Bodenstedt, Ahum, Berklingen, Gr.: Bahlberg, Sambleben, Burgdorf, Salder. Osterlage. Gr.: Brunsrode. Osterholz. Schandelah, Gardeffen, Vortfeld, Süpplingenburg. Osterkamp. Weddel, Kneitlingen. Osterthal. Lebenstedt. — Die Stellen, an welchen die Osterfeuer abgebrannt werden, was für verschiedene Örtlichkeiten durch den Gebrauch sicher ist, während andere auf oster, im Osten gelegen, zurückgehen.

**Osterfeuerstelle.** Denstorf.

**Osterlinge, pl.** Runstedt, Söllingen, Gr.: Biewende, Hedeper, Kl.: Biewende, Semmenstedt, Wittmar, Volkmarisdorf, Gevensleben, Ingeleben, Oßleben, Wobek, Eilum, Kl.: Winnigstedt, Berel, Osterlinde. Osterlingskamp. Broikem. Die Bedeutung ist „östlich gelegene Äcker“. — Vergl. Westerlinge.

**Osternsoht, m.** Ballstedt. — Zu söd, Quelle, Brunnen.

**Ostorfwinkel.** Barmke.

**Othland.** Uhrde. — Ödligendes Land.

**Ottenberg.** Gr.: Dahlum.

## P.

**Paanbleek.** Börkum, Dettum, Gr.: Denkte, Stiddien. Pannbleek. Öper, Timmern. Pfannebleek. Kneitlingen. Pfänderwiese. Gr.: Bahlberg. — Das dem pannenmann oder Pfänder der Gemeinde zur Nutzung zugewiesene Grundstück.

**Pagenbleek.** Immendorf. — stall. Gr.: Twülpstedt. — Zu page, Pferd. Das Wort ist nicht mehr gebräuchlich, lebt aber noch, außer in Eigennamen (Pagendarm, Pagenstecher) noch fort in kolpage, Mist- oder Roßkäfer.

**Palissadengehäge.** ID. Bey.



**Papenbreite**, —dorn, —hecke, —holz, —kamp, —horn, —diek, —kult, —garten, —nase, —weide, —wiese, —schemel, —stuhl, —stieg. Schon aus dieser mannigfachen Zusammenstellung sieht man, wie häufig die mit pape, Pfaffe, zusammengesetzten Flurnamen sind. Damit sind die persönlich dem Ortsgeistlichen zur Nutzung überlassenen Landstücke, Wiesen, Gehölze gemeint. Fast überall haftet die niederdeutsche Bezeichnung; nur Timmerlah hat einen Pastorstkamp, Twiefelingen einen Pfarrkamp (falls hier nicht auch Übersetzung durch die Feldmesser ins Hochdeutsche vorliegt).

**Papengen**. Lamm.

**Papstwiese**. Büddenstedt. Papstwiese ist wieder Schreibfehler der Feldmesser. Die Wiese heißt in Büddenstedt Papnwiese, wie mir dortige Einwohner versichern.

**Paschenberg**. Papenrode. —brücke. Grasleben. — Zu pásche (von Passah), der alten, wieder eingegangenen Bezeichnung für Ostern, die aber in der Wesergegend noch gebräuchlich ist.

**Pätersfeld**. Meerdorf.

**Peemer**, Pämer, m. Anger bei Mortenhof.

**Peerk**, m. Sonnenberg. — Zu pérk, Pferch, Hürde zum Einhegen des Viehes.

**Pepperkamp**. Duttonstedt. —wiese. Gliesmarode. Pfefferberg. Weserlingen. — Die Pflanze *Sedum acre* heißt wegen ihres scharfen Geschmacks pepperkrät; sie ist häufig und mag obigem Flurnamen zu Grunde liegen.

**Pesefe**, f. Gr. Biewende, Gr. Dahlum. Pesefenkamp. Dettum. Pesefenwiese. Semmenstedt. — Am Harze versteht man unter péseke Holz eines Baumstammes, nachdem Borke und Bast abgenommen ist, übertragen „Glaze“ (Schambach, Wörterbuch der niederd. Mundart von Göttingen und Grubenhagen, 1858. Nachtrag S. 319). Forstorte Pesefe, Pissefe, im 16. und 17. Jahrh. Pesefe und Pesefe, oft im Harz, namentlich am Brocken. (Zeitschrift des Harzvereins III, 44 u. XXVII, S. 392.)

**Pfahl**, m. Bornum. Pfahlskamp. Bornum. —stücke. Reisingen.

**Pfeemeweg**. Apelnstedt. [Entstellung aus Feemeweg? Ähnlich ist der Name eines Gehölzes Fahl (vergl. Wahlthöffe) bei Pinneberg in Holstein zu Pfahl entstellt worden. Müdd. Wb. veme, altfränk. (und alt.) vedema, pastus, besonders der Schweine gebraucht und zumal von der Eichelmast im Walde. W.]

**Pferdemarkt**, n. Kl. Stöckheim.

**Pfingst** (= Pfingst-)anger, —gras, —wiese bei den meisten Dörfern, ursprünglich gemeinsames Dorfeigentum, auf dem die verschiedenen Pfingstfeierlichkeiten stattfanden. Bei der Separation sind die Pfingstwiesen meist zerteilt worden, und damit ist der Name, der fast bei jedem Dorfe vorkam, vielfach verschwunden.

**Piene**, FD. Wend.

**Piepenstieg**. Stadt Braunschweig. — Zu pipe, Röhre.

**Pieperwinkel**. Wahrstedt. — Zu piper, Pfeifer.

**Pippel**, Bei der. Stadt Braunschweig vor dem Hohenthore. — Zu pippel, Pappel.

**Pip-Sack**, m. Steterburg. pipsack, Dubsack.

**Pisser**, f. Warle. Pisserstieg. Bettmar.

**Pläcke**, pl. Hoitlingen. Plack, der große. Rieseberg. — Zu plack, Fleck.

**Pläen**, m. Anger in Stiddien.

**Platte**, f. Wobek.

**Plessen** (Steinplessen), m. Papenrode.

**Plöcke**, pl. Hondelage. — Zu plock, Pflod.

**Pluderbusch**, FD. Helm. — Vergl. über den vielleicht slavischen Namen unten den Abschnitt über die Spuren der Wenden.

**Plumenberg**. Emmerstedt. — Zu pläme, Pflaume.

**Poplenberg**. Kl. Gleibingen. — Zu pôplen (=krät, —blätme), eine Art Malve.

**Portgarten.** Flechtorf.

**Pott, P.** Helm. Pottbrackenfeld. Rühren. Potwiese. Gr.-Wahlberg. — pott ist ein Sgling, junge Pflanze, potten heißt pflanzen. Dagegen könnte Potwiese sich auf pott, Topf, beziehen, möglicherweise wegen des Vorkommens von Urnen und Urnenscherben.

**Pöyhel, m.** Reislungen. — Vergl. Böhel.

**Pracherjumpf.** Lehre. — Zu pracher, Bettler, ein Lehnwort aus dem Slavischen.

**Priere, m.** Abbenrode.

**Prierstorf.** Barmke.

**Probstholz.** Borum.

**Puterlände, f.** Samleben.

## Q.

**Quaasmorgen.** Bortfeld. Im hannöverschen Amte Iphenhagen, nördlich von der braunschweigischen Landesgrenze, ist ein quäst ein zittriges oder schwimmendes Land auf morastigem oder gar wässrigem Untergrunde.

**Qualenriehe, f.** Thune. rie, Riede, kleines Bächlein.

**Quastweg.** Borum.

**Quade, f.** Eine Wiese bei Lesse. — Zu quäd, schlecht, böse, übel.

**Quäla.** Gramme. — Im Grundwort zu lä, Wald.

**Quälenberg, Quelsenberg.** Kl.- und Gr.-Denkte, Volzum, Linden, Rüningen. Duellwinkel. Wendezelle. „Ist es quale, in der ndd. noch vorkommenden Bedeutung Striemen oder qual, f. in der Bedeutung quälend, schlechtes Land?“ fragt Jellinghaus (Holstein. Ortsnamen, Zeitschr. d. Ges. für Schleswig-Holsteinische Geschichte Band 29, S. 288).

**Queenbruch, —morgen, —thal, —wiese.** Abesse, Broikem, Barnsdorf, Berel, Lesse. — Zu queie, quëe, weich, mild?

**Queckenberg.** Stadt Braunschweig.

**Queer (= Quer-) balken, —beek, —kamp, —morgen, —ende, —staken, —stücken, —wanne.** Sehr häufige Flurbezeichnung, ein quer vor anderen Feldstücken liegendes Stück bezeichnend.

**Quittenkamp.** Gilzum. — kuhle. Ölper.

**Quißelbeerbreite.** Samleben. — Kwissel- oder kweisselhëre, die eigentliche Vogelkirsche, Prunus avium. Quissel = twissel bedeutet doppelt. Bei der Vogelkirsche treten oft zwei Früchte an einem Stiele auf. Der Doppelapfel als Mißbildung heißt quiseke, f.

## R.

**Rabe, f.** Rautheim.

**Rabu, m.** Gramme.

**Räcken, m.** Sonnenberg. Refenberg. Wolsdorf.

**Raff, n.** Lamme. Raffkamp. Lehdorf. Raffmorgen. Hemkenrode. Raafholz. Fümmele. „Im Feldraase.“ Fümmele. Rafeanger. Leinde. — Unerklärt.

**Rahms, pl.** Reislungen.

**Raue, Die kalte.** Hedeper.

**Rascherberg.** Hedeper. — kamp. Wenden.

**Ratterberg.** Amleben.

**Redderland, n.** Weddel. — Zu redder, der Raum zwischen zwei Hecken (Schiller-Lübben, Wörterbuch).

- Rehbrook, Rehdahlsberg, Rheberg.** Schandelah, Räfte, Reinsdorf. — Zu Reh.  
**Reineboldsfeld.** Schapen.  
**Reinmorgen.** Ballstedt. — Zu rein, Rain, Rand.  
**Reinshager Berg.** Lehre. Wüstung. — (Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstent.  
 Wolfenbüttel zc. I, S. 463.)  
**Reitling, m.** Cremlingen, Luckum. Reitwiese. Wendeburg. — Zu reid, Rietgras,  
 Rohr.  
**Rehte, f.** Weddel.  
**Remen, pl.,** —busch, —feld, —kamp. Gließmarode, Quernum, Volkmarode, Wende-  
 burg, Bornum, Belpfe. — Zu remen, Landstreifen, Riemen.  
**Renne, f.** Esbeck. Renneberg. Bortfeld. Rendahl. Wobek. Rennpufels-  
 berg. Barmke. Rennekamp. Ülber. — Zu renne, Rinne.  
**Renzelberg.** Lauingen. — Vergl. die volksetymologische Deutung bei Voges, Sagen  
 aus Braunschweig, S. 43.  
**Repweg, —wiese.** Rautheim. ? Weg, Wiese, wo der Flachs gerepelt wurde.  
**Reusterweg.** Gardeffen.  
**Rhänhopsfeld.** Westerlinde.  
**Rickelsberg.** Weddel.  
**Ricksrode.** Belpfe.  
**Riede, Au der.** Gließmarode. Die Riede, gesprochen rie, kommt als Bezeichnung  
 kleiner, noch unter dem Bache stehender Flußläufe sehr häufig in unserm Gebiete vor  
 (Schomburgsriede, Mittelriede u. a.).  
**Ries, n.** ein aus Buchen und Eichen bestehender, beim Dorfe Berel gelegener Wald-  
 bestand, daher Berelries, an der westlichen Landesgrenze. Schon in einer Urkunde  
 des Bischofs Konrad von Hildesheim 1243 gedacht. An der nordwestlichen Ecke  
 desselben „die Dingstätte“.  
**Riesberg.** Barmke, Grasleben. ris, n. ist Buschholz.  
**Rischbleck, —bütteln, —morgen, —wiese, —winkel, —stücke.** Schafrisch und  
 Westerrisch, FD. Bey. Sehr häufig. — Zu risch, Winse.  
**Rosenfeld.** Lesse. — Die einzige Flurbenennung nach dem Hauptgetreide.  
**Rode, n.** Rohland, Rohkamp, Rohbusch, Rohwinkel, Rodland, Rott-  
 land, außerordentlich häufig, auch noch in andern Zusammensetzungen, die ehe-  
 malige Ausdehnung des Waldes andeutend, wie die häufigen Ortsnamen auf  
 —rode. Aber auch nachdem die großen Rodungen vorüber, wurde immer noch  
 einzelnes in den Aekern übrig gebliebenes, mit Gestrüpp und Gesträuch (stuken,  
 straken zc. beständenes Land fortgerodet. Das heilige Rode, Gr.:Dahlum,  
 der Kirche gehörig. Es ist ein Mißverständniß, wenn in der Stadt Braunschweig  
 das dort in der Burg vorkommende Roland zu einem „Gerichtsbilde des Rolands“  
 entstellt wurde. (Dürre, Die Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 677.)  
**Röhlberg.** Cremlingen. röls, die Schafgarbe, Achillea millefolium. Aber auch  
 die auf dem Acker nach dem Einerten zurückbleibenden und nachträglich zusammen-  
 gerechten Ähren.  
**Roidwiese.** Wendeburg. — Zu rüken, roiken, riechen, von dem Vorkommen des  
 Ruchgrases (Anthoxanthum odoratum).  
**Rojekamp.** Wendeburg. Roig, FD. Soph. — Zu roie, locker, mürbe.  
**Röfenwinkel, FD. Mar.**  
**Röljehorn, n.** Gr.:Dahlum.  
**Röllingerhorn, FD. Schö.**  
**Rooß, m.** Hohenaffel.  
**Rosenacker, —berg, —feld, —kamp.** Lehdorf, Rümmer, Wahrstedt, Ahlum,  
 Bornum.

**Rosß Sief**, n. Stiddien. „Pferdesumpf.“

**Rotte, Rottbleek.** Sehr häufig. Die Stellen, wo die Flachsröten lagen. — Zu röte, Flachsrötte und roten, faulen.

**Rübenberg**, —kamp, —land, —morgen, —stück. Die Zusammensetzungen mit Rübe kommen nur neunmal vor, kennzeichnend, daß der Rübenbau früher keineswegs so verbreitet war wie heute, wo Spargel, Kartoffel und Zuckerrübe das Aussehen der Braunschweiger Felder neben dem Getreide bestimmen. Die berühmten Vortfelder Rüben, welche den Teltower Rübchen gleichen, kommen zuerst 1572 in den Wirtschaftsbüchern des Klosters St. Marienberg bei Helmstedt als *vortfeltsee roie* vor (Braunschw. Mag. 1895, S. 31), dann 1581 unter den Ausgaben der Frauengelage in Braunschweig. Nach den Kammerrechnungen zu Wolfenbüttel wurden dieselben 1621 am Hofe gegessen. (Nach einem Sammelbande „Dörfer“, S. 237 auf der Braunschweiger Stadtbibliothek.)

**Rüelmorgen.** Höhum. — rüel, m., ist eine kleine Schaufel, mit der der Pflügende die an der Schar sich ansetzende Erde abstößt.

**Ruhestadt**, f. Söllingen.

**Rümen**, pl. Rümmer, Rottorf, Brackstedt. Rümmerwiese. Beienrode. Woldrümme. Boimsdorf. Korbrümme. Hottlingen. — Zu rüm, geräumig, weit.

**Ruperbruch.** Wendeburg.

## S.

**Saale**, f. Anger bei Seinstedt.

**Saalmorgen.** Glentorf, Watenbüttel.

**Sack**, m. Ahlum, Bornum, Fimmelse. Sackshorn. Leiferde.

**Salgenholz.** Rühme, Wenden. War im Besitze des Rats Herrn Hennig Zaleghe oder Salge 1408. Es ist in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts gerodet worden. (Sack, Altertümer der Stadt Braunschweig 1841, S. 22.)

**Sallotenholz**, FD. Vors.

**Salzwedelhai**, FD. Niederbahlum. — Vergl. Sülte. Wedel, wie in den Ortsnamen, S. 83, hai, Aushau.

**Samlen**, pl. Kneittlingen.

**Samthude**, f. Ballstedt. — Zu samet, gesamt, gemeinsam. Die gemeinsame Hude.

**Säperbäume**, FD. Vors. säpern, die Eichenborke abschälen.

**Sau**-(Su-)anger, —berg, —beck, —dahl, —kamp, —morgen, —thie, —wanne, —welle. Sehr häufig, den Aufenthalt des Vorstenviehes anzeigend, Saustörten, m. Glentorf.

**Schachthorst.** Hondelage. — schachtholt, das Schachtholz, Reidel. (Schiller-Lübben IV, 35.)

**Schaden**, pl. Rüblingen.

**Scharenbeck**, —berg, —busch, —kamp, —wiese, —winkel. Bienrode, Dibbesdorf, Querum, Schandelah, Volkmarode, Meerdorf, Wahle, Ahum, Gr. Bienrode, Rissenbrück, Gilzum, Gr. Vahlberg, Hachum, Lichtenberg. — Zu schären, scheren, die Weide kahl fressen; schär, Weiderechtigkeit für ein oder mehrere Stück Vieh zur Mast im Holze, namentlich Schweine (Schiller-Lübben, Wörterbuch). Die hollsteinischen Scharenberg, Scharenkamp zc. stellt Jellinghaus zu *schar* f., Abhang von der Höhe nach einem Wiesenthal oder See (Zeitschr. d. Ges. für Schleswig-Holsteinische Geschichte Band 29, S. 297).

**Scharfenstedt**, f. Wegleben.

**Schaupeustehl.** Burgdorf. [In Hamburg und Bremen Straßenname; der Stiel einer schaupe oder schope, Schöpfelle. In Hamburg ist die Straße offenbar als Stiel zum Fischmarkt gedacht, von dem sie ausläuft. W.]

**Schatgraben.** Glentorf.

**Scheide,** f. Bettmar. Scheidefeld. Eßhof. Scheiwinkel. Räfte. Scheidequelle bei Lelm, im Volksmunde die Scheiwelle; hier teilen sich die Gewitter (Vogel, Sagen aus Braunschweig, S. 235). Wegscheide. Salzdahlum. — scheide = Grenze.

**Scheilenwiese.** Walsle. [Zu scheile, scheel, im Sinne von schief oder figürlich übelgünstig? W.]

**Schelpwiese.** Bruchmacherfen. — Zu schelp, Schilf.

**Schemel,** m. Gr.-Dahlum, Berel. Schemeling. Ampleben.

**Schemeln,** pl. Barnsdorf.

**Schepplage.** Wiese bei Linden. Schepwelle. Wiese bei Seinstedt. Jellinghaus gibt (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) die Ableitung von einem hypothetischen skippen, hüpfen?

**Schiebekamp.** Schlieftedt.

**Schiedelbreite.** Süpplingenburg. — kamp. Dwießlingen.

**Schiere Morgens.** Klein-Schöppenstedt. Schieres Bleek. Lehre. Schierholz. Barmke, Kl.-Twülpstedt, Rümmer, Ampleben. Schierberg. Lelm, Süpplingen. Schierwiese. Räfte. Schierke, f. Olper, Lichtenberg. Schieren, J.D. Helm. Schierholz, J.D. Ev. und Vors. — Zu schir, rein, eben, glatt, unvermischt. Der Ortsname Schierke am Brocken (dreisilbig gesprochen = Schiereke) deutet auf schiere äken, reinen Eichenbestand. (Jacobs in Zeitschr. d. Harzvereins XXVII, S. 412.) Dagegen will Jellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102) noch schiren, abschneiden, beachten wissen, agl. seire. Also Schierholz = Grenzholz und Schierke = Grenzeiche. Man sagt bei uns allgemein „schieres Fleisch“, d. h. solches ohne Haut und Knochen.

**Schild,** m. Kl.-Stöckheim, Essinghausen, Achim, Dettum, Semmenstedt, Wittmar, Hachum, Nordassfel. Schildwiese. Gr.-Stöckheim. — Ein schildförmiges Grundstück.

**Schilliekamp.** Bettmar. Schillige Grund. Wobek.

**Schimmelmorgen.** Lauingen. Schimmelwohlb. Remlingen.

**Schindanger.** Olper. — Vergl. Füllkuhle, Aaskuhle.

**Schirpke, Zu.** Süpplingen. Scharpke. Hachum.

**Schlanke, Zu.** Lelm. Schlenke, f., der Gegensatz zu hülsen, also flache, nasse Mulde. Vergl. Dr. C. A. Weber, Über die Moore, Jahresbericht der Männer vom Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung, Heft 3 (1900).

**Schleppweg.** Gr.-Steinum, Sunstedt. Schleppelweg. Hoiersdorf. Schlepperwanne. Gvessen. slêpweg, ein befahrener, schmaler Seitenweg. Zu slêpen, schleppen, schleifen.

**Schlichte,** f. Sonnenberg, Apelnstedt, Volzum. — Zu slichte, ebene, gerade Fläche.

**Schliekwiese.** Wahrstedt. — Zu slik, Schlamm.

**Schliemen,** f. Wiese bei Seinstedt.

**Schliemorgen.** Destedt.

**Schliggenheide.** Gr.-Brunsdorf.

**Schlinge,** n. Watenbüttel, Rühren, Wahrstedt. — Zu slink, n., Rand, Einfassung, hus belegen an dem slinge an S. Andreas kerchow. Braunschw. Neustädter Degebingbuch vom Jahre 1524. (Schiller-Lübben IV, 241.) bornsling ist die Einfriedigung eines Brunnens.

**Schliggrund.** Alversdorf.

**Schlop,** m. Garbesen. — slôp, Schlupfloch.

**Schlottkamp.** Ampleben.

**Schlumpfwiese.** Schandelah.

**Schmechrstücke.** Apelnstedt. — Vergl. Schmalz, Speck.

**Schmeide**, f. Unger in Hessen.

**Schmalzkamp**. Hondelage. — Vergl. Speck, Schmehr.

**Schnäbel**, FD. Vors.

**Snaken**, pl. Schifelsheim. Schnackwelle. Hoiersdorf. Snakenstert. Hondelage, Kl.-Brunzrode, Grasleben, Mackendorf, Bornum, Süpplingenburg, Stadt Braunschweig. — Zu snäke, Schlange, Ringelnatter (im Gegensatz zu addere, Kreuzotter) und stêrt, Schwanz, Sterz, also wörtlich Schlangenschwanz. Wohl eine Pflanze, denn snäkenwort ist Schlangenzurz; im Mecklenburgischen snäkenkrût = Farn und ebenso im Oldenburgischen slangkrût = Farn. (Bartsch, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II, S. 291; Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 80.) Schon im 11. Jahrhundert kommen Ortsnamen wie Galfstert vor (Förstemann).

**Schneckenberg**. Volzum. —morgen. Eizum.

**Schneede**, f. Querenhorst, Papenrode. Snie (Die Dobbeln-), f. Wiese bei Gevensleben. Beddinger Schneede, FD. Wolf. — Zu snêde und snie, Schneide, Grenze.

**Schneppelwiesen**. Hondelage.

**Schnurwiese**. Rühren.

**Schoderstedterholz**, FD. Kön. — Wüstung Schoderstedt. Schon 888 als Scoderstede genannt. Die Bauern verließen 1542 das Dorf und zogen nach Königsutter, wo sie noch lange unter dem Namen der Schoderstedter bekannt waren.

**Schöffenacker**. Watenbüttel.

**Schölken**, pl. Bruchmachtersen, Lebenstedt. Schiller-Lübben verzeichnet scholke f. als Tümpel, Sumpf mit einem Fragezeichen.

**Schoorberg**. Ampleben.

**Schörten**, pl. Bortfeld, Bechelze. — Zu schort, Abteilung, Graben, Abflußrinne.

**Schottdorfer Feld**. Süpplingenburg. Schottorfer Berg, FD. Mar. — Wüstung Schottdorf.

**Schöttelthal**. Destedt.

**Schottkuhle**. Mackendorf. — „Eingezaunte Grube.“ Zu schot, Verschuß.

**Schradanger**. Gr.-Winnigstedt. Schradweg. Barbecke. Schrotweg. Rüningen und Reindorf. Schrottmorgen. Schandelah. — Zu schrade, schräge; schradweg bei Schambach „schräger Weg“.

**Schreiberkamp**. Bortfeld.

**Schuhfeld**. Waggum.

**Schüneken**, Vor der. Hoitlingen. Schünekenbleek. Kl.-Twülpstedt. — Zu schüne, Scheune, gewöhnlich diejenige auf dem Felde, in welcher der abgenommene Zehnten aufgestapelt wurde. Daher auch Tägttschüne, Zehntscheune, bei Lehre.

**Schwadwiese**, Siebenschwadwiese. Ölper. Ost. — Zu swäd, n. Schwaden. Wiese, an der mehrere ihren Anteil haben, von denen jeder eine Anzahl swês erhält.

**Schwalbenschwanz**. Wiese bei Gr.-Biewende. — Nach der Form. In der Rostocker Heide eine schwalbenschwanzförmige Wiese Schwalckenstark. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, Heft 5.)

**Schwalbenufer**. Kl.-Stöckheim. Am Okerufer. Ristplätze der Uferschwalbe, Hirundo riparia.

**Schwalenberg**. Nordassel. — Wohl von swäle, swälke, Schwalbe.

**Schweensberg**, —welle, —wiese. Ost; die dem swên, Schweinehirt, zur Nutzung angewiesenen Grundstücke.

**Schwerdthal**, FD. Mar.

**Schwittmerfeld**. Woltorf. — Nach der Wüstung Schwitmer, einem im Dreißigjährigen Kriege eingegangenen Dorfe zwischen Woltorf und Peine, dessen Einwohner in Woltorf die Schwittmergemeinde bildeten. (Braunsch. Magazin 1848, Nr. 14.)

**Schwülmer**, m. Wiese bei Reinsdorf.

**Sedertrist**. Jergheim. Söderteich daselbst. — Nach dem wüsten Dorfe Seder benannt, das um 1060 als Sicuri, 1160 als Sikere, 1318 als Sekere erscheint. — Brückner, Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879, S. 80, zieht hierzu das altslavische sékyra, Axt, heran, bemerkt aber, vernünftigerweise einschränkend, „Jergheim liegt wohl zu weit westlich, als daß es slavisch sein könnte“, was eigentlich selbstverständlich. Zu kekere, Wicke?

**Seekamp**. Rühme (am Dovensee).

**Seekbleek**. Lesse. Wohl zu Sief (siehe unten).

**Sellenkamp**. Meerdorf, Wahrstedt.

**Seumel**, f. Rüningen.

**Sichterfeld**. Jümmelse. [Leo, Ags. Glossar, Halle 1872 bis 1877, Sp. 311, setzt nach, ags. Urkunden zwei Wörter an: sihtre, seotire, f., sumpfige, abhängige Wiese, ein Ort, durch welchen Wasser sifert (das Lokal ist zwischen Berg und Thal); und sihtre, eine hölzerne Wasserröhre. — Zu Grunde liegt altd. sihan, seihen und fließen. W.]

**Siedgraft**. Anger bei Twiefelingen. [Von graft, Graben, und side, Seite, oder sid, niedrig? W.]

**Siegmundsteich**, bei der Stadt Braunschweig vor dem Hohethor entsteht aus Sietemoorsteich (Braunschw. Magazin 1898, S. 21). Daher zum folgenden.

**Sief**, n. Sehr häufig, auch in Zusammensetzungen wie Siefwiese. sik, sumpfige Niederung.

**Sießerholz**, J. D. Wolf.

**Silberberg**, —busch, —kühle, —morgen. Bornum, Höhum, Lamme, Alversdorf, Büddenstedt. Der Silberberg bei Höhum besteht aus dem weißen Thon der Kreide (Gault), welcher im trockenen Zustande eine weiße leuchtende Farbe besitzt.

**Sinngrünwinkel**. Wolterf.

**Sodekamp**. Ahum.

**Sohle**, f. Schulenrode, Lichtenberg, Gevensleben. Sohlwiese. Hondelage, Kleindahlum. Sohlpfuhl. Denstorf. Söhlkamp. Salder, Gilzum. Söhlstrift. Gilzum. Söhlweg. Hessen. Grote Söhlen. Wendhausen. Rote Sohle. Meerdorf, Gr.-Bahlberg. Brunsohle. Barmke. Ebersohle. Warberg. Kernsohle. Gr.-Twülpstedt. Harpke Sohle. Büddenstedt. Pulversöhl. Leiferde. Böhusohle. Gr.-Dahlum. Westersohle. Gr.-Dahlum. Söhlerbleek. Barbecke. Söhlerberg. Berel. Sohlichtes Bleek. Olper. Sohlhorst. J. D. Rön. — Zu söl, mit stehendem Wasser erfüllter sumpfiger Boden, Pfuhl. Über anderweit vorkommende Flurnamen sol vergl. Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung III, 69; IV, 46. Ob alle Namen zu sol?

**Sohre Wiese**. Remlingen, Wendessen. Söhrige Furchen. Wendischott. Sohre Legden, pl. Gremlingen. Söhrenberg. Kalme, Seinstedt. Saure Weiden. Graßleben, Lanningen. Saures Bleek. Süpplingenburg, Wahrstedt. Sauerland. Beddingen. Säuerlinge. Bettmar. Sauerbleek. Gressen. — Zu sör, ausgedörrt, trocken, unabhängig vom hochdeutschen „sauer“.

**Sölekenbusch**. Lamme, Saalsdorf, Rümmer. —breite. Dffleben. —wiese. Schliestedt.

**Sollberg**. Gr.-Denfte.

**Sörgenwiese**. Olper.

**Spann**, m. Salzdahlum, Mönchevahlberg.

**Specken**, pl. Mönchevahlberg. —specke, speke, im Bremischen ein aus Buschwerk, Erde und Rasen durch sumpfige Gegenden und Wiesen aufgeworfener Weg oder Damm. (Schiller-Lübben IV, 307.) spekige, f., in Göttingen-Grubenhagen einfache Uferbrücke aus Baumstämmen. (Schambach, S. 203.)

- Speckmorgen.** Sichte. —brän. Hemkenrode. —kint. Vortfeld, Essinghausen. —weg. Wendeburg. —wiese. Lehre. Thiede. — Besonders fetten und ergiebigen Acker bezeichnend. Vergl. Schmalz, Schmehr, kann aber auch teilweise zum vorigen Worte gehören.
- Sperlingsberg.** Kneittlingen. —kamp. Gr. Steinum.
- Spitalwiese.** Gr. Dahlum.
- Spriggelwiese.** Gevensleben.
- Spring, m.** —ackern, —berg, —riede, —wiese. Sehr häufig. — Zu spring, natürliche Quelle.
- Spürkuhle.** Ferryheim.
- Staatsberg.** Rissenbrück.
- Stahl, m.** Mühlstahl, Mühlenstahl, Stähler Breite. Schidelsheim, Veierstedt, Twieslingen, Bruchmacherjen, Lebenstedt, Salder. Stahlberg. Velsstove. — Zu stale, Damm? Über westfälisches stal, m., vergl. Jellinghaus, S. 122.
- Stakenberg.** Gitzum.
- Stakenfeld.** Woltorf. — Zu stäke, m., Stange, kleiner Pfahl.
- Stapelhecke.** Steterburg.
- Stappelacker.** Wechselde. — Zu stapel, Grenzpfahl, Gerichtsstätte.
- Störtekuhle, f.** Sichte. Zu störten, stürzen, fallen.
- Stehlerberg.** Süpplingen.
- Steinberg, —kamp, —morgen.** Sehr häufig, die steinige Bodenbeschaffenheit andeutend. Steinklippen, pl. Rüblingen.
- Stemmwiesen.** Weddel, Süpplingenburg.
- Stendelberg.** Nhum. —morgen. Kl. Denkte.
- Stidden, pl.** Hefen. Stiddewiese. Dettum. Stidtacker. Barnsdorf. Stittiacker. Wexleben.
- Stief Meune, f.** Bornum. — Zu stefmoime, Stiefmutter.
- Stiegmorgen.** Wölkenrode. — Feldstücke, wo die stigen, abgezählte Getreidebündel (20 = 1 Stiege), stehen.
- Stoben, m.** Jrellstedt. Stobenbreite. Rissenbrück. Stopenpfuhl. Schandelah. Stobenstücke. Süpplingen. Stobenwiese. Schandelah. Staubwiese. Klein-Twülpstedt.
- Stöckenkamp.** Leinde. Stockwiese. Mackendorf.
- Stühe, m.** Lelm. Stühweg. Sunstedt. Gleichbedeutend mit Stüh? (s. weiter unten).
- Strämmeln, pl., J. D. Wend.** Hondelage. — Zu stremmel, m., langer, schmaler Streifen.
- Strant, m.** Galbecht. Strantwiese. Watenbüttel. — Zu strôt, Gebüsch, Dickicht. (Schiller-Lübben IV, 441.)
- Streitkamp.** Rothenkamp. —wanne. Apelnstedt. —hop. Ampleben, „ein im Prozeß liegendes Holz“ (1756). —busch, J. D. Wend. — Vergl. Kieftkamp, Kreitel.
- Strenge, f.** Kalme.
- Strubenkamp.** Gr. Twülpstedt. — Zu sträben, Gestrüpp.
- Strufen, Strauch, Wiedstrufen.** Denstorf, Hachum. Ortstrufe. Essinghausen. Strufenbusch. Sierpe. Strauchmorgen. Barbecke. Strauchholz. Watenstedt (Amt Salder). — Zu sträk, m., Gesträuch.
- Stücke.** Sehr häufige Flurbezeichnung mit dem Zusatz lange, kurze u.
- Stüdern, pl.** Abbenrode. — Zu stude, Stauidicht, abgeholzter Wald.
- Stüh, m., untere und obere, J. D. Mar.** Stühgehäge, J. D. Bey. — Stühe, ein Wald im Oldenburgischen; Stühe, ein Wald im Holsteinschen bei Lübeck. „Stühbusch, in vielen Teilen Niedersachsens ein niedriges Gebüsch von Eichen und Buchen, die man hart an den Wurzeln abschneidet und die dann aus den Wurzeln (Stubben)



wieder ausschlagen." (Kohl, Nordwestdeutsche Skizzen. Bremen 1873, S. 285.)  
Auch in Westfalen.

**Stufenkamp.** Schlieftedt. — Zu stüke, Baumstumpf.

**Stümme, Die braune.** Holz bei Hondelage.

**Stummeln, pl.** Gr.-Brunzrode. — Zu stummel, Stumpf.

**Südberg.** Gremlingen, Hessen, Kl.-Dahlm. —feld. Höhum, Glentorf, Beierstedt.  
Ampleben. —kamp. Gr.-Denkte. —mo hr. Denstorf. —rode. Lehre. —wiese.  
Bortfeld, Wendessen, Esbeck.

**Sükum, n.** Hessen. Personenname Sydekum im Braunschweigischen. [Sükum wohl aus sü dik um, sieh dich um. Campe, Wb. zur Erklärung und Verdeutschung der fremden Ausdrücke, Braunschweig 1813, S. 148: Belvedere. „Die nbb. Mundart hat Sieh-dich-um (Süh-dich-um) dafür. So führt z. B. diese Benennung ein zu Münden beim Zusammenflusse der Werra und Fulda liegendes Haus, aus welchem man eine sehr schöne Aussicht hat. Auch ein Platz bei dem Kloster Ribbageshausen wird von alten Zeiten her das Sieh-dich-um genannt.“ Er bringt dann nach Vorgang eines Ungenannten die Stelle aus der Urkunde vom Jahre 1228 bei, mittels welcher Herzog Barnim I. von Pommern der Johanniskirche in Lübeck Güter verleiht: usque subtus tres montes, qui „Circumspice te“ sive „So thic umme“ nominantur. Jahrb. f. mecklenb. Gesch. 6, 43. W.]

**Süle, Sühle, f.** Ingeleben, Schandelah. Suhlwiesen. Hedeper, Semmenstedt.  
Suhlkamp. Sottmar. Sielkamp. Rühme. Sulke. Wendeburg. — Stätten,  
wo die Schweine sich suhlen.

**Sülte, Solt, Salz.** Sülte, f. Kl.-Denkte, Semmenstedt, Bolzum, Bamsleben, Gihum, Lichtenberg, Jergheim, Ingeleben, Achim, Fümmele, Gr.-Denkte, Kl.-Biewende, Abbenrode, Gfsehof, Höhum, Bornum, Süplingen. Sältanger. Ingeleben. Sültebruch. Graßleben. Vogelsülke. Ahlum. Soltau. Jergheim, Barnsdorf. Solterweg. Wehlen, Kl.-Dahlm, Mönche-Bahlberg, Wendhausen. Sölter Loch. Woltofs. Sölterwanne. Gr.-Dahlm. Soltescher. Bettmar, Sichte. Soltischenberg. Rieseberg. Salzan. Gevensleben. Salzberg. Salzdahlm. Salzkamp. Esbeck. Salzbreite. Gr.-Steinum. Salzweg. Süplingenburg. Salzvoringe. Sierße. — Die Sülte bei Fümmele hat ihren Namen der Sage nach daher, daß hier ein Wagen mit Salz aus Salzgitter verfunken ist, den der Fuhrmann nicht versteuern, sondern einschmuggeln wollte. Daher ist der Boden dort salzig. Bei Barnsdorf war schon 1483 eine Salzfiederei vorhanden, die noch im 18. Jahrhundert betrieben wurde (Hassel und Bege I, 423).

**Sumpf.** Ahum.

**Sunder, Sonder, m.** Auch in Zusammensetzungen mit —bruch, —wiese zc. Schandelah, Boimstorf, Bahrndorf, Meinkoth, Bornum, Reindorf, Uhrde, Wäsum. Häufig als Forstortsname. — Abgesondertes, aus der Mark ausgeschiedenes Land- oder Waldstück, wahrscheinlich bestimmt zur Benutzung des „höchsten Erben“, wie der Oberherr der Mark genannt wurde. (Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte. Braunschweig 1858, S. 101, 104.)

**Süpfenbusch.** Belpke.

**Süßespring,** FD. Soph.

## T.

**Tackwelle.** Wäsum.

**Tassen.** Brechtorf.

**Taternkamp.** Kl.-Twülpstedt. Taternpfahl. Hedeper, Rissenbrück. Taternloß, Schöningen. Taternbusch. Graßleben. Taternholz, FD. Vors. — Tatern

sind im Niederdeutschen, ebenso in Dänemark, Schweden und Finnland die Zigeuner, auf welche der Name des mongolischen Tatarenvolkes irrtümlich übertragen ist. Offenbar Lagerstätten von Zigeunern, wie die Laternlöcher am Brocken. Ein Laterspahl bei Brunshüttel am Nordostseekanal. Die schweren landesherrlichen Verordnungen gegen die Zigeuner oder Tartern beginnen mit dem 18. August 1597 und setzen sich durch die folgenden Jahrhunderte fort.

**Taufkamp.** Waggum. — Die handschriftliche Dorfbeschreibung von 1754 meldet: „Es befindet sich im Taufkampe ein stehendes Wasser, die Taufe genannt, worin in den ganz alten Zeiten die Kinder getauft sein sollen der Sage nach. Von dieser Taufe ist die Tradition in Waggen, daß dieselbe den Kornpreis vorbehalte, nämlich wenn viel Wasser darin, so würde das Korn im folgenden Jahre teuer und bei wenigem Wasser wohlfeil.“ Es ist von Belang, zu sehen, wie im Verlauf von 140 Jahren diese Tradition sich geändert hat. 1894 erzählte mir Sophie Krael aus Waggum: „Auf der Swinekoppel liegt ein Paul, der trocknet nie aus, da stehen alte Eichen bei, der heißt die Waggensche Taufe; da hat Karl der Große die alten Wenden getauft.“ Man sieht hier deutlich, wie allerhand unverdaute Belehrung und Lektüre in die alten Überlieferungen einbringt und sie verdirbt. — Ich habe den Namen in Waggum dōpe aussprechen hören, nicht döpe = Taufe. Es ist daher wahrscheinlich, daß er zu ersterem Wort (siehe oben) gehört und eine Verwechslung mit döpe eintrat.

**Teckenberg, Td. Helm.** — Zu tecke, die Zecke, Holzlaus (Ixodes). Mit dieser Ableitung ist Tellinghaus nicht einverstanden (Braunschw. Magazin 1897, S. 102); er sucht in tecke ein altes Wort für Pferd. Ich glaube aber eher, daß eine waldige Gegend nach dem häufigen Vorkommen von Zecken, als nach einem (hypothetischen) Pferde benannt sein kann.

**Teggedkamp.** Wahrstedt. Tägtschüne. Lehre (vergl. Schüneken). Zehntföhre. Rüblingen. Orte, gewöhnlich mit einer Scheune, wo der Zehnte eingesammelt wurde. Zehntfreier Berg. Frellstedt. — Über den Zehnten vergleiche den Abschnitt „Der Bauer“. Ausführliches über die Einnahme des Zehntens in der Allgem. Land-Ordnung, Artikel 48 bis 51. Nach landesherrlicher Verordnung vom 16. Juli 1695 durften nur Stiegen oder Haufen von 10 oder 20 Garben gesetzt werden. „Endelstiegen, Kinder und freie Hocken“ waren bei 10 Thaler Strafe verboten; es waren dieses unvollständige Stiegen, am Ende des Ackers. Weiter handeln von den Umständen bei der Erhebung des Kornzehnten, je nach der Witterung, den Getreidearten, auf wüsten Feldmarken u. dergl. die landesherrlichen Verordnungen vom 17. Januar 1715 und 14. Dezember 1754. „Einem jeden Zehntherrn steht frei, seinen Zehnten in eine sonderbare gebingte Scheuer zu führen.“ Landesherrliche Verordnung vom 10. Oktober 1651. Daher der Flurname Tägtschüne. Im Hannoverschen ganz ähnliche oder identische Verordnungen bezüglich des Zehnten (Festschrift der Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle 1864, I, zweite Abteilung, S. 383).

**Teimkefeld.** Rüblingen.

**Telgentamp.** Wendhausen. Telgenwiese. Eßehof. — Zu telge, Zweig, aber auch Eichenschößlinge. Telge häufiger Personennamen.

**Tendelberg, Td. Bey.**

**Tenfelskamp,** — wiese. Kl.=Stöckheim, Ölper, Volkmarzdorf. — kuhle. Ribbaggshausen.

**Tenfelsküchenwiese.** Dannorf. Tenfelsküche, Td. Vors.

**Teverbraakenanger.** Wendhausen. — Vergl. Braaken.

**Thie, m. Häufig. Thiegarten.** Kneitlingen. Lauingen. Tiegfeld. Munstedt. — Bei den meisten Dörfern haftet noch der alte Name des ti, wenn er als Versammlungsplatz auch keine Geltung mehr hat und die Separation manchen Thieanger und Thieberg zu Ackerland gestaltet hat. Gewöhnlich war er mit alten Linden, auch Eichen, be-

pflanzt, von denen manche sich noch erhalten haben, so in Gressen und Sichte. Der Thie diente als Versammlungsplatz der Gemeinde, die hier ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten beriet und die ergangenen Verlautbarungen der Behörden vernahm. (Vergl. auch Braunschw. Magazin 1822, Nr. 42 bis 44; Grimm, Rechtsaltertümer 795; Reysler, Antiquitates select. septentr. 1720, wo die im 13. Jahrhundert, anno 1220 und 1248 erwähnten ostfriesischen Dingeichen, Upstallsbäume, bei Aurich und Bramstede bezeugt werden.) Der Thie diente aber auch als Vergnügungs- und Tanzplatz und von dem Tanze unter der Linde bei Gr.-Twilpstedt haben wir eine Schilderung von P. Zimmermann. Der Platz war mit einer Einfriedigung aus Belpfischen Sandsteinplatten noch im vorigen Jahrhundert umgeben und jedes neuvermählte Paar hielt dort den Hochzeitstanz (Braunschw. Anzeigen, 3. Dezember 1894). Seit 1830 ist die letzte der uralten Linden in Gr.-Twilpstedt verschwunden. [Woeite wird Recht haben, der das Wort in der Zeitschr. f. deutsche Philologie IX, 224 (1878) zu altdeutsch tihan, anzeigen, verkündigen, sagen, beschuldigen, zeihen bringt. „Bauergerichtsplatz.“ W.] Ahrens (Jahresbericht des Lyceums zu Hannover 1871) versucht das Wort auf den altgermanischen Gott des Rechts, Zio, Tio zurückzuführen.

**Thiergarten.** Gr.-Brunnsrode, Kl.-Schöppenstedt, Denstorf, Lamme, Leine, Sachum, Kneitlingen. — Gewiß nur eine falsche Schreibart der Feldmesser des 18. Jahrhunderts für „Thiegarten“, da diese letztere Form neben „Thiergarten“ in der Feldbeschreibung von Kneitlingen gebraucht wird.

**Tilliskamp.** Neindorf.

**Timmerlade,** f. Heerte. — Richtiger Timberlah, ein Laubholzbestand, der zu den zahlreichen Märkerforsten des Amtes Salder gehörte und in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts gerodet ist. Er hatte 1000 Morgen und gehörte der Gemeinde Heerte. Mit dem gewonnenen Grund und Boden sind die umfangreichen Weiderechtigungen der einzelnen Höfe in Heerte und benachbarten Gemeinden abgefunden worden. (Langerfeldt, Holtung auf dem Timberlah. Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 47, 1878.) Vergl. den Ortsnamen Timberlah.

**Tobatskamp.** Kl.-Stöckheim. — Der einzige Flurname, welcher in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf den Anbau des Tabaks deutet.

**Tollwelle.** Lanningen.

**Tonnenwiese.** Böhum. Jetzt „Prinzenwiese“.

**Töpfermorgen.** Ahlum. — Vergl. Gropen.

**Törfe,** pl. Büddenstedt. — Zu torf, pl. törwe.

**Totenberg,** — kamp, — morgen, — wiese. Broitzem, Lamme, Wedtlenstedt, Sunstedt, Thiede, Eikum, Schliestedt, Salder, Gr.-Dahlum, Bruchmachtersen. Totentwetje. Stadt Braunschweig vor dem Fallersleberthore. — Die Sage berichtet, daß auf dem Totenkamp zwischen Eikum und Schliestedt einst ein Treffen stattgefunden habe und auf dem Totenkamp daselbst kamen beim Anlegen einer Sandgrube Schädel zu Tage. (Vogel, Sagen aus Braunschweig, S. 177.) Vergl. die nicht sehr überzeugende Erklärung von Totenberg durch Fellinghaus (Braunschw. Magazin 1897, S. 102), wonach toyt, tot ein „vorderkopfähnlich geformter Hügel, Berg“ sein soll. Vorderkopfähnlich!

**Tötling,** m. Rautheim. Dötling, m. Boimstorf.

**Tranen, Thrauen,** pl. Remlingen, Hessen. Trahnwanne. Kl.-Biewende. — trâne, die dem Boden eingedrückte Wagenradspur, das Geleise. up den tränen is schlecht marschêrend (Schambach).

**Trappenbleek.** Olper. — Zu trappen, Fußstapfen.

**Trendelstieg.** Glentorf. Trendelbusch, FD. Helm. — Die Trendel, altes Zollhaus an der Grenze zwischen Braunschweig und dem hannoverschen Hasenwinkel, nördlich vom Dorm. trendeln, trollen.

**Trenneke**, f. Bährdorf.

**Tritzberg**. Sambleben.

**Trogg**, m. Ahlum. Trogkamp. Wobek. troch, trogg, Trog, Mulde.

**Trumpe**, f. Bruchmachtersen, Salder.

**Tucht**, f. Fümmele. tucht, f. Leitung, Lauf (vom Wasser).

**Tülkeborn**. Wehlen. — tülke, der Zapfen, tulken, aus dem Zapfen trinken. born, Brunnen.

**Tümpelkamp**. Wobek.

**Turnierfeld**. Stadt Braunschweig vor dem Wendenthore.

**Twellenfeld**. Bantleben. — Wüstung Twellen. Verzeichnis der wüsten Ortschaften im Herzogtum Braunschweig 1887, S. 46. Das Bonifaciusstift in Halberstadt besaß schon 1174 eine Meierei in Zwillte. Das Dorf war 1551 noch vorhanden.

**Twetje**, f. Kl.-Wahlberg, Schandelah. Twetenberg. Seinstedt. Twetengarten. Rissenbrück. — Schmalere enger Gang, Gäßchen, zwischen Hecken oder Häusern, so auch vielfach in der Stadt Braunschweig gebraucht. In Hamburg, Lüneburg und dem Holsteinischen Twiete. Zu twê, zwei, zwei, im Sinne von Twilling. Zwielfelung, Abzweigung als Verbindungsgang zwischen zwei Hauptwegen.

**Twischau**. Wendeburg.

**Twissel**, m. Rickensdorf. Zwißelbäume. Sierße. — Zu twisseln, spalten, verzweifeln.

## II.

**Übele Gönne**, f. Boimsdorf. — Zu gûnnen, gönnen, ein mißgönntes Landstück. Übelgönne und Ovelgönne öfter als Ortsnamen. Ovelgönne in Oldenburg wird volksetymologisch richtig gedeutet: Der Kommandant übergab die belagerte, damals noch keinen Namen tragende Festung dem Belagerer mit den Worten: Ik gûnn är se äwel! (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 244.) In der Stadt Braunschweig befand sich an einer Landzunge zwischen den Okerarmen am Südeinde des Bohlweges im Mittelalter eine Ovelgünne (Dürre, Die Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 719). Eine Ovelgünne bei Gilsleben, Kreis Neu-Haldensleben. Eine Ovelenghunne, Burg des Teufels, schon in der Theophiluslegende (Korrespondenzbl. f. niederb. Sprachforschung IV, 88). Weiter Ovelgönne in Mecklenburg bei Gilstrow, Ewelgunne bei Groningen in Friesland, 17 Ovelgönne in Schleswig-Holstein, in Ostfriesland, bei Harburg, bei Deynhausen, in Westfalen, 14 in Oldenburg und 15 im Hannoverschen (Korrespondenzbl. V, 5, 19, 63). Gegenüber dem Vorkommen der Ovelgönne fast nur auf von Fremden unberührtem niederdeutschen Boden, und da auch die Bezeichnung „afgunst“ vorkommt, muß der Versuch von Prof. Dedekind (Grundzüge der Geschichte des Landes und der Landwirtschaft des Herzogtums Braunschweig, Braunschweig 1858, S. XCI), Ovelgonne auf altrömische Schaffstelle, ovile juvenum, zurückzuführen, als ein ganz mißglückt bezeichnet werden!

**Überfall**, m. Linden.

**Uhlenbusch**, — bruck, — horst, — loch. Essehof, Rüningen, Damndorf, Wendischott, Honsleben, Barnsdorf, Hessen. — Zu üle, Gule. Eulenburg. Rissenbrück. In den Eulen. Bodenstedt.

**Uhrwelle**, f. Kneitlingen, Sambleben.

**Umfeld**. Saalsdorf.

**Ütschen** (= seltener Üken-) kamp, — paul, — äcker, — thal. Bei mindestens vierzig Dörfern, stets in der niederdeutschen Form. Zu ütsche, f., Frosch.

W. siehe F.

W.

**Waadstelle.** Gr.:Wahlberg. Wachtstelle.**Waaßhainen,** FD. Wend. — Zu wäsen, zusammengebundenes Reisig- und Stangenholz.**Wachtel,** f. Rottorf, Sunstedt.**Wagenberg.** Dffleben.**Wahrigkeit,** f. Bornum.**Waldnofter Wiese.** Wendeburg.**Walfebusch.** Wendeburg. Walfeteich, Walfwiesen. Helmstedt. Wurde hier früher Walferei betrieben? Der Walfker nbb. walkener, daher die Eigennamen Wolkenhauer und Wolkshaar.**Wanne,** f. Die allgemeine Bezeichnung für die Unterabteilungen eines Feldes. — Zu wennen, wenden, vom Wenden des Pfluges, wo das Feldstück zu Ende ist. Wänneken, n. Kl.:Sisbeck.**Warle,** f. Gr.:Steinum.**Warschauwiese.** Dannorf. — Zu wärschäwen, warnen.**Warte,** f. Runstedt, Sottmar, Kl.:Wahlberg, Barbecke. Wahrberg. Hessen, Kl.:Winnigstedt. Wahrisberg. Eghum. Waare, f. Verflingen. Warenberg, Wüddenstedt.**Wasserfurche, Waterföhre.** Sehr häufige Flurbezeichnung. Ehe die jetzt allgemeine Drainage eingeführt war, diente eine besonders geleitete tiefe Furche zur Entwässerung der Felder.**Wassenthal.** Kl.:Wahlberg.**Weberz,** m. Schlieftedt. Die Endung —iz ist durchaus auffallend und sonst in unseren Flurnamen deutschen Anteils nicht vertreten; auch liegt Schlieftedt fern von der äußersten Wendengrenze. Slavisch —ic geht in unserer germanisierten Wendengegend stets in —eiz über.**Weddenkamp.** Lelm. Weddeweg. Lesse, Barbecke. — wedde als Wald oder Hain erklärt in den Beiträgen zur nordwestdeutschen Volks- und Landeskunde, Bremen 1895, Heft 1, S. 52 und bei Jellinghaus, Westfälische Ortsnamen, S. 129.**Wedewinne,** f. Immendorf, Leinde. Wedewiefenfeld. Bodenstedt. Webinne. Wazum. Wesinne. Verflingen. — Zu wedewinne, die rankende, wickelnde Pflanze, wie die Ackerwinde, *convolvulus arvensis*.**Weerel,** m. Wiese bei Halchter.**Wehberg,** —morgen. Bornum.**Weinberg,** —garten, —lage. Abbenrode, Braunschweig, Kl.:Schöppenstedt, Rüningen, Volkmarode, Süplingen, Warberg, Wolsdorf, Jerrheim, Schöningen, Dffleben, Runstedt, Hebeper, Wendessen, Hessen, Rüblingen, Schlieftedt, Braunschweig (großer und kleiner Weinberg). — Die Kirchen und Klöster sind es gewesen, welche im Mittelalter die Anpflanzung und Kelterung des Weines betrieben, da sie denselben zunächst zu Abendmahlszwecken bedurften und auch den Versuch wagten, eine für Tafelfreuden genügende Sorte zu erzielen; freilich konnte das saure Erzeugnis Niedersachsens nicht mit den aus dem Süden bezogenen Weinen in Wettbewerb treten, und vom Altmarkter Wein sagte man: „vinum aus der Altmark calefacit ut Quart.“ Es liegt auf der Hand, daß mit der Verbesserung der Verkehrsmittel und der Zunahme des Weinbaues in mehr für denselben geeigneten Lagen das Erzeugnis der niedersächsischen Weinberge von der Bildfläche verschwinden mußte, und so sind denn die zahlreichen Weinberge und Weingärten nur noch in den Flurnamen vorhanden. Noch im elften Jahrhundert fehlte der Weinbau in Niedersachsen, wie Adam von Bremen bezeugt: „Nur des süßen Weines entbehrt es, sonst bringt es alles, was zum Lebensbedarf gehört, selbst hervor.“ (Erstes Buch, 1.) Aber schon im zwölften Jahrhundert wird

Weinbau bei Dahlum und Beierstedt im Braunschweigischen bezeugt; um 1250 kommt der Weinberg von Abbenrode vor, dessen Name sich bis jetzt erhalten hat; 1289 wird ein Weinberg bei Hessen von einem Grafen von Regenstein an die Abtei Gandersheim vertauscht; 1401 ist von den Weinbergen bei der Stadt Braunschweig die Rede; 1515 tritt Thiede einen Teil des Lindenberges dem Herzog Heinrich dem Jüngeren zur Anlage eines Weinberges ab; 1542 wird der Weingarten in der Buchhorst bei der Stadt Braunschweig und bei Kl.-Schöppenstedt, wo der Name noch haftet, erwähnt; 1565 kelterte das Kloster Riddagshausen noch den am nahen Rußberg gezogenen Wein; um diese Zeit werden die Weinberge im Lehlenholze bei Wolfenbüttel, bei Schöningen, Jerrheim und Voigtsdahlum erwähnt. (Diese geschichtlichen Nachrichten von H. v. Strombeck, Bemerkungen über den Weinbau im nördlichen Deutschland in Zeitschrift des Harzvereins III, 361, wo die urkundlichen Belege angegeben sind. Die erste bekannte Nachricht vom Weinbau in der Mark Brandenburg ist vom Jahre 1173. Nibel, Mark Brandenburg I, 119.) Der Weinberg bei der Stadt Schöningen, dessen Lage noch bekannt ist, war sieben Morgen groß und noch 1550 vorhanden. Ein Haus, worin sich die Weinpressen befanden und der Wein gekeltert wurde, stand innerhalb des Weinberges selbst. Die Namen der „Weinmeister“, die damals dort wirkten und „Weinknechte“ unter sich hatten, sind bekannt; um das Jahr 1600 lieferte der Weinberg noch 54 Ohm = 9 Fuder, die nach Wolfenbüttel an die fürstliche Hofhaltung abgeliefert wurden. In den Rechnungen heißt es dann, daß die Weinstöcke jahrelang hintereinander erfroren, und da rodete man denn 1663 den Weinberg und verwandelte ihn in Feld. (Zeitschrift des Harzvereins III, 273.) Auch über die Weinberge bei anderen Orten erhalten wir im 17. Jahrhundert Kunde. In den Anweisungen der Herzogin Anna Sophie von Braunschweig, Gemahlin des Herzogs Friedrich Ulrich, geb. Markgräfin zu Brandenburg, für ihren Oberhauptmann über die Ämter Schöningen, Hessen, Jerrheim, Samleben und Voigtsdahlum, J. J. von Gustedt, de dato Köln an der Spreew den 27. April 1628, heißt es: „Daß die Weinberge auch der Gebühr nach beschicket u. wol gewartet werden mögen.“ Ferner in der Bestallung desselben Oberhauptmanns v. Gustedt vom 2. Mai 1628 werden ihm jährlich angewiesen: „Zwei Tonnen Wein aus dem Weinberge zu Hessen, wenn daselbst Wein gewonnen wird.“ (Zeitschr. d. Harzvereins II, zweites Heft, S. 199.) Aber alles hilft nichts. Die Ungunst der Witterung und der Dreißigjährige Krieg machten dem Braunschweiger Weinbau ein Ende. Im letzteren wurden 1641 die Weinberge, das Weinhaus und die Pressen bei Jerrheim zerstört. (Merian, Topographie von Braunschweig-Lüneburg, Frankfurt 1664, S. 126.) Noch 1784 verpachtete Frau v. Brancioni das Rittergut Langenstein bei Blankenburg a. H. an den Pächter Huert, dem gestattet wurde, 2135 Weinstöcke des Weinberges im Lustgarten auszuroden und das Grundstück zum Futterbau zu benutzen (Langensteiner Gutsarchiv).

**Welken**, pl. Lichtenberg.

**Welle**, f. Sehr häufig, besonders in Zusammensetzungen die natürliche, wellenartige, sanfte Bodenhebung andeutend oder, was gewöhnlicher, zu welle, f., eingefasste Quelle.

**Wendensteg**. Nieseberg.

**Wendhausen**, Das kleine. Wüstung bei Wendhausen.

**Wenne**, Die kurze. Seinstedt. Wennewinkel. Nordassel. Wendekamp. Bortfeld. Wenderbreite. Schickelsheim. Wendfeld. Adersheim, Steterburg, Thiede. Wendel, m. Wolsdorf. Wendigen, Die breiten. Rothenkamp. Wendungen. Die fünf. Gr.-Twilpsfeldt. — Zu wennen, wenden, danach wenne, der Ort, wo der Pflug umkehrt; vergl. Forbet.

**Wentorp**. Jerrheim.

**Wentrode**, n. Eßhof.

**Werder, m.** Häufig, zumal in Zusammensetzungen. — **werder, n.**, Insel.

**Westen, Auf.** Eikum.

**Westerberg.** Bortfeld, Hedeper, Hözum, Bornum. Westersfeld. Olper, Runstedt, Söllingen, Driitte, Hedeper, Hallendorf, Semmenstedt, Osterlinde. Westermiese. Broikem, Stiddien, Bornum, Runstedt, Wobek, Lauingen, Gr.-Dahlum, Sachum. Westerkamp. Ballstedt. Westerholz. Saalsdorf. Westermweg. Wendessen. Westerbruch. Hoiersdorf. Westerbeck. Kl.-Biewende, Kemlingen. Westertalsberg. Bornum.

**Westerregeln, pl.** Meindorf. — Vergl. den gleichnamigen Ort bei Oschersleben, Provinz Sachsen.

**Westerlinge, pl.** Emmerstedt, Salzdahlum, Gr.-Sisbek, Jümmelse, Ampleben, Berklingen. — Vergl. Osterlinge.

**Wetthof.** Sierße.

**Wegsteinfuhle.** Belpke. — Bei den dortigen Steinbrüchen.

**Wiedbusch, —holz.** — Zu wide, wie, Weide (salix).

**Wienhop.** Flechtorf.

**Wiesche.** Häufig, besonders in Zusammensetzungen. — wische, f., Wiese.

**Wildzähnecke.** Wendshott. — Slavisch?

**Winkel, m.** Bolzum, Barmke, Weferlingen, Lebenstedt, Steterburg. Winkelwanne. Kl.-Winnigstedt.

**Wippe, f.** Sottmar.

**Wipperthal.** Sambleben.

**Wipperteich.** Brechtorf. Trockengelegter Teich.

**Wißhole, f.** Lamme. Wißstrufe. Sonnenberg.

**Witmer, m.** Schliestedt, Berklingen. Wittmers Quelle. Heßen. Wettmer. Lauingen. — Vergl. den Ortsnamen Wittmar S. 79.

**Wobke, n.** Lelm.

**Wohld, Woldt.** Sehr häufig, namentlich in Zusammensetzungen wie Wohldwiesche, Wohlenberg. — Zu wöld, Wald, gewöhnlich Hochwald, wie im engl. wood.

**Wöhle, Die grüne.** Wiese bei Kl.-Stöckheim.

**Wolfs- (Wulves-) bünne, —fuhle, —wiese, —darmen, —thal, —strauch, —kamp, —hof, —berg, —winkel, —hagen.** Häufige Flurnennung, auf das ehemalige Vorkommen des Wolfes deutend, der ja in den Sprichwörtern u. auch noch lebt. Nach einer Bemerkung im Kirchenbuche von Bornum wurde 1676 im Elme eine Wolfsjagd abgehalten, bei der aus Versehen ein Mensch erschossen wurde. Wolfshagen, zur Rautheimer Flur gehörig, bezeichnet die Stelle des schon um 1300 verschollenen Ortes Wulvisshagen. (Dürre in Zeitschrift d. histor. Vereins für Niedersachsen 1869, S. 80.) Bei der Stadt Braunschweig liegt der Wolfskamp vor dem Hohenthore.

**Wolpersthal.** Sachum. — Zu Wolper, Walpurgis.

**Woort, Wohrt, Wohrten, Wöhrden, Wöhren, Wöhren.** Ungemein häufige Flurbezeichnung, auch in Zusammensetzungen. Zu wört, Platz, freier Raum, area. Gewöhnlich erhöht. „Wort ist nichts als Abstraktbildung zu werden, got. wairPan in der alten sinnlichen Bedeutung kehren, wenden, sich abscheiden, abtrennen, lat. vertere, und will in seinem frühesten Gebrauche nur die Auscheidung des errungenen Sondereigens vom Gemeindeeigentum angeben, denn die Stelle, die so dem gemeinen Eigen gegenübersteht.“ (M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen S. 12.)

**Wriedstücke.** Graßhorft. — Zu wrid, übrig gebliebene, frisch ausschlagende Wurzelstümpfe, namentlich von Eiern.

**Wroge, f.** Lehre. — Zu wrögen, rügen, büßen, Strafen im summarischen Verfahren verhängt, namentlich im Forstwesen.

**Wülpde**, m. Süpplingen, Warburg.  
**Wurstberg**. Gr.-Stöckheim, Thiede.

## 3.

**Ziegen-**(Zegen-, Ziden-)busch, —acker, —kamp, —winkel, —heide, —wört.  
 häufig.

**Zilkendei**. Wiese bei Rickensdorf.

Vergl. den Straßennamen Zilkendei in Braunschweig, den etymologisch viel umstrittenen und häufig mißdeuteten. [Zilkendei. Solcher Bildungen auf dei für Appellative, Bezeichnungen von Menschen, Personen- und Ortsnamen giebt es ungemein viele. Sie gehen zum Teil ins frühe Mittelalter zurück. Das betreffende Wort findet sich noch sonst. Schütze, Holstein. Idiotikon, Altona, IV (1806), S. 104: „Silkendei (Ditmarsch. und Altona), eine abgelegene Stube im Hause; eine Art Bet- und Schmollzimmer, Boudoir, für die Frau vom Hause eingerichtet.“ S. 223: „Sülkendei (Ditmarsch.), jedes kleine Zimmer zum Aufenthalt; da sitt he in sin S. 3. B. die kleine Kammer des Knechtes überm Stall.“ Detleffen, Geschichte der Holstein. Elbmarschen, Glückstadt, Teil I (1891), S. 235: „Der Deich (des Dorfes Neuendorf in der Haseldorfer Marsch) biegt am Ende des Dorfes rechtswinkelig um und verläuft in unregelmäßiger Linie nordwärts bis an das in alten Zeiten hohe Moor. Sein nördliches Ende trägt noch jetzt den mir unverständlichen, gewiß sehr alten Namen Silkendei.“ Teil II, S. 496: „Der Name S. kommt wohl ursprünglich nicht der angegebenen Deichstrecke zu, sondern vielmehr einem kleinen, noch jetzt auf ihr liegenden Wirtshause und ist von diesem auf jenen übertragen. Wenn ich nicht irre, so sagte man wenigstens früher ‚op’n Silkendei‘, was nicht wohl auf das Haus, sondern nur auf den Deich paßt. Doch die Übertragung lag um so näher, als man das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung nicht mehr verstand, sondern aus dem anklingenden hd. Worte Deich erklären wollte.“ (?) Von Herrn Dr. med. Sprengell in Lüneburg habe ich mir folgende vor Jahren empfangene Mitteilung notiert: „Zirkendei, auch Zilkendei, Lustgarten, Landsitz eines Patriziers vor der Stadt. Hier bei Lüneburg gab es 3. B. den von Döringschen Zirkendei, jetzt ein Teil der Tiergartenforst (sic?). Ich erinnere mich, daß alte Lüneburger den Ausdruck auch für beschränkte Häuslichkeit, etwa Stagenwohnung u. dergl. brauchten, 3. B. he sitt up sin Zirkendei.“ — Ob die älteste Form Silke-, Zilkedei? Bremer Wb.: „zilken, schreien, wie junge Späken schirpen.“ Vgl. silken in Müdd. Wb.: (es wird Frühling;) de sperlinge sylcken yn mynem tundorn; Seelmann, Abb. Fastnachtspiele, S. 28, 3. 162. In Pommern bedeutet „zirken“ daselbe: „von dem Laute der Sperlinge und anderer junger Vögel, die nicht singen, oder ehe sie singen; imgleichen von den Heuschrecken.“ — Dähnert, W. B. der Pommerisch. u. Rügisch. Mundart. Stralsund 1781. — Zilkendei, Zirkendei, könnte etwa eine Laube oder übertragen eine Gartenwohnung bedeuten, wo die Vögel zirpen. W.]

**Zilkenberg**. Gr.-Dahlm, Schliestedt.

**Zilkenfswiesen**. Hondelage.

**Zindel**, m. Wolsdorf. Zingelkamp. Weferlingen. — singel, zingel, n. und f., aus lat. cingula, Einfriedigung. (Schiller-Rübgen IV, 211.)

**Zinterberg**. Amleben. Zentnerberg. Eilum.

**Zirkelwanne**. Al.-Winnigstedt.

**Zubuffeld**. Köchingen.

Die Bedeutung, welche die Flurnamen im allgemeinen und die hier mitgeteilten für Niedersachsen im besonderen haben, ist nicht zu unterschätzen. Flur-



namen sind außerordentlich beständig und nur große Umwälzungen auf landwirtschaftlichem Gebiete, wie z. B. die Separation, Bebauung früherer Flurstücke mit Häusern u. dergl. vermögen sie aus dem Gedächtnisse der Bewohner zu entfernen. Sie gehören zu den Urkunden aus alter Zeit von mannigfachem Belange. Zunächst ist ihre sprachliche Wichtigkeit zu betonen. Es haben sich in ihnen zahlreiche niederdeutsche Wörter erhalten, welche heute aus dem Munde des Landmannes völlig verschwunden und ihm unverständlich geworden sind. Was ein Deitweg, ein Forling, ein Gärtling ist, weiß der Bauer jetzt nicht mehr; aber er gebraucht diese Ausdrücke täglich, ohne deren Inhalt zu kennen. Was weiß er davon, daß Maden eine Wiese ist, wie das englische meadow?

Über die ursprüngliche natürliche Beschaffenheit des Landes geben uns die Flurnamen reiche Auskunft. Wo heute durch die Kulturarbeit des Bauern weite Felder bestellt sind und Wiesen grünen, da muß in alter Zeit, als sie urbar gemacht wurden, Wald und Sumpf im ausgedehnten Maße geherrscht haben, denn sonst könnten die darauf bezüglichen Ausdrücke nicht an den Fluren haften. Namentlich für sumpfige Niederungen wird eine Anzahl zum Teil gleichbedeutender, oder nur feine Unterschiede zeigender niederdeutscher Benennungen gebraucht, welche darauf hinweisen, daß Sümpfe, zumal in den der Oker, Schunter, Fulse, Wabe, Aller benachbarten Niederungen, einst sehr häufig gewesen sein müssen. Dahin gehören Brauk, Masch, Mejsche, Moor, Siet, Sohl. Der Landmann hat aber auch, als er die Bestellung der Felder begann, den Boden selbst genau beobachtet und danach seine Benennungen gegeben. War er salziger Natur, so wurde er als „Sülte“, wo fetter Thon anstand, als „Klei“, wo er lehmig war, als „Leimader“ zc., wo er sehr ergiebig war, als „Schmalz=, Schmier= oder Speckmorgen“ zc. bezeichnet. Ist die Wiese schlecht und trocken, dann fehlen ihr die Ausdrücke „sör“ und „gust“ nicht und schlechte Morgen werden „Dreckmorgen“ genannt. Das Heideland wird gekennzeichnet, nicht minder die Erhöhungen innerhalb sumpfiger Niederungen als „Bülten“; das „Kiesbleek“ und „Steinfeld“ deuten die Beschaffenheit, „Liten“ und „Klinte“ die Abhänge, „Kerben“ die Einschnitte des Bodens an, ganz abgesehen von Thal und Berg, von Rulen, Gruben, Erdfällen u. dergl., die der Aufmerksamkeit nicht entgingen.

Das Wasser in den verschiedenen Formen seines Auftretens wird genau unterschieden und zu Flurnamen benutzt. Wir haben die natürliche Quelle (Spring, Welle) und den künstlichen Brunnen (Born), das Strudelloch oder den „Kult“, den Sumpf, Beck und Aue, die Furt, den See und das „Meer“, wohl sprachlich mit dem Weltmeer zusammenhängend, aber bescheidene Teiche, Lachen und Sumpffeen bezeichnend.

Kein Zweifel, daß einst weite Wälder, die heute verschwunden sind, das Land deckten, und hätten wir für diese Thatfache kein andere Quelle, so würden die Flurnamen dafür zeugen, so oft kommen die allgemeinen Waldbenennungen La, Wohld, Busch und Forst vor, wohin wohl auch Ohe zu rechnen. Die

Flurnamen nennen uns auch die Bäume und Gewächse, mit denen der Landmann auf dem ursprünglichen Boden zusammentraf, die er n mühsamer Arbeit entfernte und durch Kulturpflanzen ersetzte. Von Bäumen treten auf die Ahler (Elder, Öller), die Birken, die Buchen, selten die Tanne, die Eiche, die Hahel, der wilde Apfelbaum (Höltje), die Linde, der Ahorn (Näbeldorn), die Quiselbeere; gekennzeichnet ist Staudicht (Stüdern), Gestrüpp (Struben) und der vom Roden übriggebliebene Baumstumpf (Stüh und Stufen). Nicht unbeachtet geblieben sind Gesträuche und Blumen. Die Dornsträucher (wohl hauptsächlich sind darunter Schlehen zu verstehen), Brombeeren, Hahelnüsse, Kornelkirsche (Hartling), Hülzen (Ilex), die Kreise, die Weide geben Anlaß zu Flurnamen; von kleineren Pflanzen solche, die durch Häufigkeit auffallen, wie die Geseche, der Hufslattich (Laddeken), die Schilf- und Binjenarten (Niet und Nisch), die Ackerwinde (Wede-winne<sup>1)</sup> u. a. Erst später, nach der Urbarmachung, haben sich daran Kulturpflanzen geschlossen, um ihrerseits zu Flurnennungen beizutragen. Selten die Getreidearten: Gerste, Hafer, der Roggen nur einmal, der Weizen gar nicht, denn diese Benennungen konnten nicht von unterscheidender Art sein. Schon eher die Rübe, die früher seltener gebaut wurde, der Hopfen und der Wein.

Auch die Tierwelt blieb nicht unbeachtet, und groß und klein wurde je nach der Häufigkeit des Vorkommens bei den Flurnamen verwendet. Nur selten begegnet uns der Bär im Flachlande, sehr häufig der Wolf, der jetzt schon lange ausgerottet ist, der Fuchs und der Hase; auch die Haustiere sind alle vertreten, das Pferd noch in seiner alten Form als „Page“ und der geformte Kot der Tiere (die Kötter) erscheint nicht selten. Dazu die schädlichen Mäuse. Der Hamster, wiewohl nicht selten in unseren Getreidefeldern, kommt nur einmal vor, wohl ein Zeichen später Einwanderung von Osten her, nach der Zeit, als die Flurnamen schon bestanden. Reich sind die Vögel vertreten: neben dem Hausgeflügel die Finken, Sperlinge, Kiebig, Krähe, Auck, Meise, Gule und (nur einmal) der Storch. Dazu die Imme und, auf ihre Nahrung deutend, die zahlreichen Butterberge, das Heimchen, der Bluteigel (ile), der Frosch (ütsche).

Am schärfsten und mannigfaltigsten sind aber die Flurnamen da, wo der Bauer sie, nach gethaner Rodearbeit (worauf die zahllosen Rode und Rotland, Roland zc. deuten), von der Form der Felder, deren Ausmaß und Bestellungsweise hernahm. Wir haben da die Balken, das Bleek, den Bohlacker, den Brink, die Breite, den Drom, Eschen, das Feld, den Fladen, die Forbet (oder Wenne), die Föhre und Wasserfurche, Förling, Gärtling, Gehren, Hahel, Hagen, Horn, Hop, Kamp, Keil, Krümme, Krücke, Morgen, Plack, Querstücke, Reimen, Schild, Strämmeln, Wanne, Wort — über deren Bedeutung im Verzeichnisse das Nötige bemerkt ist.

Die Himmelsgegenden sind gleichfalls bei den Flurnamen berücksichtigt; auffallenderweise Süd und Nord weniger als Ost und West. Ampleben hat ein Osten-, Süden- und Westensfeld; Klein-Biemende ein „Im Osten und Westen“.

<sup>1)</sup> Woraus die preuß. Landesaufnahme (1 : 25 000) bei Bodenstedt „Wehwinde“ macht.

Auch kulturgeschichtlich erhellt manches aus den Flurnamen. Vorgeschiedliche Funde geben Anlaß zu den Flurnamen Gräwefen, Gropenberg, Heidenkirchhof, Hünenkamp; die Burgstellen und Hünenwälle bezeichnen auch mit diesem Ausdruck die innerhalb derselben gelegenen Fluren. Es schließen sich an die Flurnamen, welche sich auf Sagen beziehen, die vom Glubein, Teufel, der Taufe, von Glocken und vom Robistrug handeln. Mythologisches vermag ich nicht zu erkennen; es sei denn die Donnereiche dahin zu rechnen.

Es haftet ferner an unseren Flurnamen die Bezeichnung einer ziemlichen Anzahl wüst gewordener Dörfer, deren genaue Lage heute anzugeben dadurch ermöglicht wird: Alvesdorp, Badefoten, Berendorf, Bungenstedt, Dittmerode, Elmsburg, Hägersdorf, Bensleben, Glinde, Nischau, Grabau, Hingen, Holtorf, Kipfleben, Meienstedt, Niendorf, Nienstedt, Reinsbagen, Schwitmer, Schottdorf, Zwetken, Klein-Wendhausen, Wolfshagen u. a.

Weiter erhellen aus ihnen mancherlei auf Kirche und Schule bezügliche Verhältnisse, die häufig bis in die Zeit vor der Reformation zurückreichen. Da ist der heilige Autor, der Schutzpatron der Stadt Braunschweig, die heilige Walpurgis (Wolper), die heilige Katharina, die heilige Agnes, nach denen Flurstücke benannt sind. Wir haben eine Liebfrauenbreite, eine Ablasswiese, Bischofsbreite, Klosterwiese, Mönchs- und Nonnenwiese; auch die Kalandsbrüderschaften sind vertreten. Ungezählt tritt bei Flurnamen die Bezeichnung „heilig“ (hillig, hille) auf, zum Zeichen, daß das betreffende Landstück der Kirche gehörte, neben der unmittelbaren Bezeichnung „Kirchenkamp“ oder dergl. und „Klingebeutelwiese“; die auf den „Papen“ deutenden Landstücke fehlen fast bei keinem Orte, und so ist es oft mit dem „Opfermann“ und den „Altgristen“ (Kirchenvätern) der Fall. Die „Kreuzkampe“, „Kreuzwiesen“ und ähnliches weisen auf die in der katholischen Zeit vielfach durch die Felder verteilten Bildstöcke hin.

Selbst Rechtsverhältnisse spiegeln sich in den Flurnamen wider. Für das Ganze wie die Grenzen hat sich der alte Ausdruck „Mark“ erhalten; als „Scheiden“ und „Schneeden“ treten alte Grenzen auf. Überall begegnen wir noch dem „Thie“, dem alten Versammlungs- und Gerichtsplatz; die alte Stätte des Hochgerichts erkennt man in den häufigen „Galgenbergen“; wo der Zehnte an Korn erhoben wurde, standen „Tegtschünen“, die dem Flurstück als Namen blieben, und wo man für Feld- oder Forstfrevdel Strafe erhob, haftet am Flurstück der Ausdruck „Wroge“. Der „Pfänder“ (Pannemann) erhielt für seine Dienste als Feldhüter eigene Grundstücke zur Benutzung, die durch den Namen gekennzeichnet sind. Über die reihenweise Benutzung vieler Wiesen durch die Markgenossen entschied das Loß; daher die „Kabelwiesen“. Manches Grundstück lag im Streite und Prozesse, und daran erinnern Flurnamen mit „Kief-, Kiebel-, Kreit-, Streit-“ zusammengesetzt. Mißgönntes Land führt zu der Bezeichnung „Übelgünne“. Aus der Mark ausgefonderte Grundstücke, Waldstücke zc. treten häufig als „Sunder“ auf.

Auch an Spiel und Festlichkeit der Bauern erinnern manche Flurnamen. Noch haftet hier und da die „Vosselbahn“, auf der sie segelten. Fast

überall ist eine „Pflingstwiefe“, ein „Pflingstgras“, auf dem die Pflingstfeierlichkeiten sich abspielten, nicht minder mahnen „Osterberge“, „Osterwiesen“, „Paschenwiefe“ und gleichfalls das „Bockshorn“ an die Stätten der heute noch im vollen Glanze alljährlich brennenden Osterfeuer; auch eine „Jajjelabendswiefe“ fehlt nicht.

Da, wo allerlei fremdes Volk sich niederließ, das der Bauer mit Mißtrauen und Abscheu betrachtete, wird dem Flurstück dessen Name erteilt und so werden die „Latern“ (Zigeuner) und „Bracher“ (Bettler) verewigt, nicht minder aber die Stätten, wo die Kadaver des gefallen Viehes, namentlich nach Seuchen, beigecharrt wurden: „an der Fillekuhle.“ Dazu erklingen sonderbare Flurnamen, deren Ursprung wir heute kaum zu deuten vermögen, wie „Bratenkuhle“, „Kissebühre“ und „Stiefmoine“; ganz ausnahmsweise aber treffen wir auf neugeschaffene, wie „Kamerun“.

So ziehen im bunten Wechsel, aber lehrreich in vieler Beziehung, unsere Flurnamen an uns vorüber.

## Siedelungen und Bevölkerungsdichtigkeit.

Allgemeine Bevölkerungsverhältnisse. Das zur Betrachtung gezogene nördliche Hauptstück des Gebietes des Herzogtums Braunschweig umfaßt die drei bevölkertsten und entwickeltsten politischen Kreise desselben (Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt) je mit Ausnahme eines mehr oder weniger weit davon abgetrennten Amtsgerichtsbezirktes (Thedinghausen, Harzburg, Calvörde) und wird bezüglich der allgemeinen Bevölkerungsverhältnisse auch in den Veröffentlichungen des statistischen Büreaus des Herzoglichen Staatsministeriums in mannigfacher Beziehung als eine geographische Gruppe gesondert behandelt und andern Gebietsteilen (Weserdistrikt, Harzdistrikt) gegenübergestellt, so daß uns bezügliche Zahlenangaben mehrfach unmittelbar zur Verfügung stehen<sup>1)</sup>. Sein Flächeninhalt mit 1810,36 Quadratkilometern beträgt annähernd genau die Hälfte des braunschweigischen Gebietes, welches insgesamt 3672,18 Quadratkilometer hält. Die Bevölkerung belief sich nach dem Stande vom 2. Dezember 1895 auf 286 585 Köpfe; diese machen aber 66,0 Proz. der Gesamtbevölkerung des Herzogtums zu 434 213 Köpfen aus; ein Vergleich mit dem Verhältnis der Flächeninhaltszahlen zeigt uns also sofort, daß wir es mit dem am stärksten bevölkerten Teile des Herzogtums zu thun haben.

Bevölkerungszunahme. Die Bevölkerung unseres Gebietsteiles ist aber auch in einer regen Zunahme begriffen. Diese Zunahme macht sich zwar in den letzten Jahrzehnten am meisten bemerkbar, sie ist aber doch auch bis in die allerdings nur hundert Jahre zurückliegenden Zeiten, für welche zuerst vergleichbare Daten über die Bevölkerungszahlen vorhanden sind, wenn auch in geringerem Maße, nachweisbar; stets stellt sich aber die Zunahme für unseren Gebietsteil höher als die für die übrigen Teile des Herzogtums. Zum Nachweis für Vorstehendes müssen wir hier einige statistische Zahlenangaben einfügen. Die ältesten zuverlässigen und vollständigen Bevölkerungsdaten geben für das Herzogtum Braunschweig Hassel und Bege in ihrer Beschreibung desselben; diese Daten beruhen auf den vom Herzog Karl Wilhelm Ferdinand 1788, 1793 und 1796

---

<sup>1)</sup> Vergl. Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig, herausgegeben vom statistischen Bureau des Herzoglichen Staatsministeriums, Heft II, Seite XII; Heft IV, Seite 79; Heft VIII, Seite 64; Heft XII, Seite 4.

veranstalteten allgemeinen Erhebungen, namentlich auf den beiden ersten, ohne aber aus einer einzelnen Erhebung das Material, welches sonst leider nicht mehr vorhanden ist, vollständig zu geben; nicht mit Unrecht wird man aber diese Bevölkerungsdaten als die vor hundert Jahren ansehen können, und deshalb ist auch eine Vergleichung derselben mit denen der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 in Heft XII der Beiträge zur Statistik des Herzogtums Braunschweig vorgenommen worden, auf welche wir hier bezüglich unserer Angaben zurückgreifen. Unser Gebietsteil war danach um das Jahr 1790 mit 118 602 Seelen bevölkert, diese Bevölkerung hat sich in den hundert Jahren bis 1890 um 144 369 oder um 121,7 Proz. gehoben; berücksichtigt man die Ergebnisse der Zählung vom 2. Dezember 1895, so beträgt die Zunahme 167 983 oder 141,6 Proz. Eine Auscheidung nach den größeren geographischen Gruppen ist sodann zunächst bezüglich der Volkszählung von 1867 gemacht; unsere Gruppe zählte derzeit eine Bevölkerung von 178 594 Seelen, verglichen mit der Zahl von 1790 bedeutet dieses eine Zunahme von 59 992 oder 50,6 Proz.; der große Hauptteil der Gesamtzunahme entfällt mithin auf das letzte Viertel des hundertjährigen Zeitraumes. Für dieses letzte Viertel, nunmehr auch bis 1895, sind folgende Zunahmen festzustellen: von 1867 bis 1871 um 11 042 oder 6,18 Proz., von 1871 bis 1880 um 28 228 oder 14,9 Proz., von 1880 bis 1885 um 19 850 oder 9,1 Proz., von 1885 bis 1890 um 25 257 oder 10,6 Proz. und endlich von 1890 bis 1895 um 23 614 oder 9,0 Proz. Demgegenüber bleibt die Zunahme des gesamten Herzogtums für die entsprechenden Zeiträume regelmäßig zurück, denn für die gesamten hundert Jahre stellt sie sich nur auf 104,5 Proz. und bis 1895 auf 119,9 Proz., für die Zeit bis 1867 auf 48,9 Proz. und für die weiteren fünf Zeiträume auf 3,18 Proz., auf 12,1 Proz., auf 6,61 Proz., auf 8,41 Proz. und auf 7,54 Proz. Daß die Bevölkerungszunahme in unserer Gruppe namentlich im letzten Viertel der letztverflossenen hundert Jahre eine stärkere und auch eine stärkere wie im sonstigen Herzogtum gewesen ist, tritt ebenmäßig deutlich in dem verschiedenartigen prozentualen Anteil, welchen die Bevölkerung dieser Gruppe von der Gesamtbevölkerung des Herzogtums bildet, hervor; 1790 betrug dieser Anteil 60,1 Proz., 1867 ist er etwas gesunken auf 58,9 Proz., dann steigt er aber fortgesetzt, 1871 auf 60,8 Proz., 1880 auf 62,3 Proz., 1885 auf 63,8 Proz., 1890 auf 65,1 Proz. und 1895 auf 66,0 Proz.

Daß der von uns in Betracht gezogene Gebietsteil einerseits an sich stark in seiner Bevölkerung fortgeschritten ist, andererseits aber auch die übrigen Gebietsteile in der Bevölkerungszunahme nicht unwesentlich überragt, ist in der Hauptsache auch mit auf den Einfluß der Städte und vorzüglich auf den der Stadt Braunschweig zurückzuführen. Die Stadt Braunschweig ist die einzige größere Stadt sowohl des Herzogtums als auch unserer Gebietsgruppe; der hauptsächlich in den letzten Jahrzehnten scharf hervorgetretene Zug vom Lande in die Stadt, welcher ja bei den größeren Städten wiederum am meisten sich zeigt, macht sich auch bei ihr in hohem Maße geltend und läßt ihre Bevölkerungs-

zahl innerhalb der Gesamtbevölkerung in stets fortschreitender Weise eine mehr ausschlaggebende werden. Um 1790 betrug die Bevölkerung der Stadt Braunschweig 30 525 Seelen oder 25,8 Proz. der Gesamtbevölkerung unserer Gruppe, 1890 aber 101 047 Seelen oder 38,4 Proz. der letzteren Gesamtbevölkerung und 1895 115 138 Seelen oder 40,2 Proz. Die Stadt Braunschweig hat allein in der Zeit bis 1895 um 84 613 Seelen zugenommen, es ist dieses aber 50,4 Proz. der oben hervorgehobenen Gesamtzunahme der Gruppe zu 167 983 Seelen. Die übrigen fünf Städte der Gruppe, Wolfenbüttel, Schöppenstedt, Helmstedt, Schöningen und Königslutter, haben in der gedachten Zeit um 26 729 Seelen sich vermehrt, welche 15,9 Proz. der gesamten Gruppenzunahme ausmachen. Auf die insgesamt 253 Landgemeinden kommt also zusammen eine Zunahme von 56 641 Seelen, welche Zahl 33,7 Proz. der Gruppenzunahme entspricht. Im einzelnen steigt allerdings die Zunahme in den hundert Jahren bei den Landgemeinden höher als bei den Städten, denn wir haben fünf Landgemeinden mit einer Zunahme von über 300 Proz. in unserer Gruppe aufzuweisen und weitere zwölf Landgemeinden mit einer Zunahme von mehr als 200 Proz., während sich nur zwei Städte über den letzteren Satz erheben, nämlich Braunschweig mit einer Zunahme von 277,2 Proz. und Schöningen mit einer solchen von 241,3 Proz.

Siedelungen. Unsere letzte Betrachtung führt uns nunmehr zu den Siedelungen als solchen über. Wir sahen schon, daß sich diese in sechs Städte und 253 Landgemeinden scheiden. Die sechs Städte gruppieren sich ihrer Größe nach jetzt auf Grund der Daten von 1895 folgendermaßen: Braunschweig (115 138) steht mit einer Einwohnerschaft von mehr als 100 000 weitaus obenan, über 10 000 Einwohner erheben sich sodann Wolfenbüttel (15 505) und Helmstedt (12 891), zwischen 5000 und 10 000 haben wir nur Schöningen (8115) und zwischen 2000 und 5000 endlich die beiden übrigen Städte Schöppenstedt (3567) und Königslutter (3311). Die Reihenfolge der Städte nach der Höhe ihrer Einwohnerzahl hat sich nicht geändert, sie war um 1790 dieselbe wie jetzt, nur stand Braunschweig derzeit etwas über 30 000, Wolfenbüttel zwischen 5000 und 10 000, Helmstedt und Schöningen zwischen 2000 und 5000 und Schöppenstedt und Königslutter unter 2000. Sämtliche Städte haben übrigens von 1790 bis 1895 um mehr als 100 Proz. zugenommen; die beiden Maximalzunahmen haben wir oben schon angeführt, von den übrigen stehen zwei, Helmstedt (Zunahme 175,0 Proz.) und Wolfenbüttel (143,9 Proz.), etwas über der Durchschnittszunahme der Gruppe (141,6 Proz.), zwei dagegen, Schöppenstedt (117,2 Proz.) und Königslutter (112,8 Proz.), in etwas stärkerem Maße unter derselben. Was dann die geographische Lage der Städte innerhalb unseres Gebietsteiles anlangt, so finden wir Braunschweig und Wolfenbüttel an der etwas westlich der Mitte von Süden nach Norden durchziehenden Oker belegen, je von der nördlichen bezw. südlichen Landesgrenze etwa halb so weit entfernt als unter sich; die vier anderen Städte verteilen sich ziemlich regelmäßig in dem breiten direkt östlich belegenen Teile, so daß der Westen und das

schmalere nach Norden ausgreifende Stück der Gebietsgruppe von Städten frei bleiben. Berücksichtigen wir die politische Landeseinteilung, so bilden die Städte sämtlich die Hauptorte für Amtsgerichtsbezirke; als zu der Stadt Braunschweig örtlich gehörig können wir den Amtsgerichtsbezirk Riddagshausen rechnen, dann haben nur die Hauptorte der beiden westlichen Amtsgerichtsbezirke Verfelde und Salder und des nördlichen Amtsgerichtsbezirkes Vorsfelde sich nicht zu Städten emporzuschwingen können. Jede Stadt hat aber auf diese Weise von vornherein ihr festes zugehöriges Landgebiet, welches sie zu beeinflussen in der Lage ist.

Die 253 Landgemeinden der Gruppe zeigen nach dem Stande vom 2. Dezember 1895 folgende Größen:

3 derselben bleiben unter 100 Einwohner						
32 haben eine Einwohnerschaft von 100 bis unter 200						
44	"	"	"	200	"	300
47	"	"	"	300	"	400
35	"	"	"	400	"	500
21	"	"	"	500	"	600
15	"	"	"	600	"	700
14	"	"	"	700	"	800
10	"	"	"	800	"	900
9	"	"	"	900	"	1000
14	"	"	"	1000	"	1200
2	"	"	"	1200	"	1400
2	"	"	"	1400	"	1600
2	"	"	"	1600	"	1800
1	hat	"	"	1800	"	2000
1	"	"	"	2000	"	2500
1	"	"	"	2500	"	3000.

Fassen wir die Orte in weniger abgestufte Größtenklassen zusammen, so sehen wir den größten Teil der Ortschaften, nämlich 161, in der Größtenklasse von unter 500 Einwohner; derartig bevölkerte Ortschaften sind also die vorwiegenden und sie verteilen sich wieder zu zwei etwa gleichen Hälften auf die Unterklassen bis unter 300 Einwohner und von 300 bis unter 500 Einwohner; in der Größtenklasse von 500 bis unter 1000 Einwohner haben wir 69 Ortschaften und wie wir oben gesehen, nimmt innerhalb der Klasse die Zahl mit jedem Hundert etwas ab in einer Weise, daß hier auf eine zu bildende Unterklasse bis unter 700 die etwas größere Hälfte der Gesamtzahl entfällt; die dritte Größtenklasse von 1000 bis unter 2000 Einwohner umfaßt, obwohl ihr Kreis den vorigen Klassen gegenüber doppelt weit gezogen, doch nur 21 Ortschaften, von denen, wie oben nachgewiesen, zwei Drittel der untersten Stufe bis unter 1200 Einwohner angehören; zwei Ortschaften endlich erheben sich über 2000 und bilden die vierte Größtenklasse; die eine von ihnen steht wenig über 2000, die andere wenig über 2500. In den erst behandelten Stufen zu 100 steigt die Zahl der den einzelnen Stufen angehörigen Ortschaften bis zu der Grenze von 400 Einwohnern an, dann nimmt sie aber in einem langsameren Tempo



ziemlich regelmäßig nach oben hin ab. Gegenüber dem Stande von vor hundert Jahren hat doch eine nicht unwesentliche Verschiebung nach den höheren Stufen und Klassen hin stattgefunden, wie solches schon durch die starke Bevölkerungszunahme begründet sein mußte. Zur besseren Vergleichung wollen wir auch hier die Verteilung auf die engere Abstufung wie oben beifügen; 1790 hatten wir:

16 Ortschaften			unter 100 Einwohner		
74	"	von 100 bis	"	200	"
72	"	" 200 "	"	300	"
37	"	" 300 "	"	400	"
23	"	" 400 "	"	500	"
10	"	" 500 "	"	600	"
11	"	" 600 "	"	700	"
2	"	" 700 "	"	800	"
1	Ortschaft	" 800 "	"	900	"
1	"	" 900 "	"	1000	"
0	"	" 1000 "	"	1200	"
1	"	" 1200 "	"	1400	"
1	"	" 1400 "	"	1600	"

Zunächst müssen wir hervorheben, daß die Gesamtzahl der hier gegebenen Gemeinden um vier gegen die obige zurückbleibt; derzeit waren nämlich die jetzt selbständigen Gutsgemeinden Gremlingen und Destedt noch mit den betreffenden Ortsgemeinden vereinigt, ebenso gehörte Mortenhof noch zur Gemeinde Steterburg, von welcher es jetzt vollständig losgelöst ist, endlich ist Neu=Olzburg seitdem neu entstanden. Bilden wir sodann die zusammenfassenderen Größenklassen, so erhalten wir für die unterste bis unter 500 Einwohner insgesamt 222 Ortschaften, diese bilden etwas über acht Neuntel der Gesamtzahl, während wir jetzt nur etwa drei Fünftel in dieser Klasse haben; auch innerhalb der Klasse haben sich die Verhältnisse jetzt in der gleichen Richtung verschoben, scheiden wir die Unterabteilung bis unter 300 Einwohner aus, so kommen auf diese 162 Orte also nahezu drei Viertel der ganzen Klasse gegenüber der jetzigen Hälfte. In der zweiten Größtenklasse von 500 bis unter 1000 Einwohner stehen 25 Ortschaften, während jetzt 69 in dieselbe eingerückt sind; zwei Orte bleiben dann nur noch für die dritte Klasse von 1000 bis unter 2000 Einwohner — die vierte ist überall nicht mehr vertreten — übrig, und mit der Stufe zwischen 1400 bis unter 1600 Einwohner schließt die bevölkerteste Ortschaft ab. Diese Zahlen beweisen zur Genüge den starken Fortschritt der Landgemeinden nach den höheren Größenstufen und Klassen hin.

Ziehen wir nun die Verteilung der Ortschaften über die ganze Fläche unseres Distriktes in Betracht, so finden wir den Westen zunächst etwas stärker mit Ortschaften besetzt als den Osten und den nördlichen Ausläufer, obwohl im allgemeinen dieser Unterschied nicht als sehr erheblich angesehen werden kann. In den vier westlichen Amtsbezirken kommt nämlich eine Ortschaft schon im Amtsbezirk Bechelde auf 5,18 Quadratkilometer, in Riddags=

hausen auf 6,08, in Salder auf 6,52 und in Wolfenbüttel auf 6,08 Quadratkilometer, während im Osten und Norden die Flächengrößen für die einzelne Ortschaft sich folgendermaßen stellen: in Königslutter 8,02 Quadratkilometer, in Schöppenstedt 7,39, in Helmstedt 17,45, in Schöningen 8,77 und in Vorsfelde 7,49 Quadratkilometer; stark abweichend zeigt sich eigentlich nur Helmstedt auch innerhalb des Ostens noch, denn es steht etwa doppelt so hoch bezüglich der auf eine Ortschaft entfallenden Flächengröße als der nächste Bezirk; für die besondere Höhe ist aber ein äußerer Grund wesentlich mit maßgebend, nämlich der, daß der Amtsbezirk Helmstedt an und für sich den geringsten Flächeninhalt mit den wenigsten Ortschaften zählt, dabei aber verhältnismäßig ausgedehnte Forstgemarkungen besitzt, welche hier notwendig stärker zu Buche schlagen müssen. Nach den Größenklassen findet eine schärfere örtliche Auscheidung der Ortschaften nicht statt, so daß man auf der Karte keineswegs hier ein Gebiet für größere Ortschaften, dort ein solches für kleinere durch Linien abgrenzen kann; größere und kleinere Ortschaften sind vielmehr im allgemeinen ziemlich bunt durcheinander gewürfelt und kommen unmittelbar nebeneinander auch je in größerer Zahl und nicht etwa der eine Teil nur vereinzelt vor. Ein etwas stärkeres Vorkommen der kleineren Ortschaften (mit weniger als 400 Einwohnern) kann lediglich für den nördlichen Gebietsausläufer, den Amtsbezirk Vorsfelde, geltend gemacht werden, und ebenso zeichnet sich andererseits der äußerste Südosten, der Amtsbezirk Schöningen, durch größeres Vorkommen der bevölkerteren Orte mit mehr als 400 Einwohnern aus.

**Bevölkerungsdichtigkeit.** Die Bevölkerungsdichtigkeit unseres Gebietsteiles ist als eine verhältnismäßig hohe anzusehen, es wohnen in demselben nämlich 158 Personen auf dem Quadratkilometer (Volkzählung 1895). Dieser Satz wird unter den deutschen Staaten, abgesehen von den hier wohl nicht mit zur Vergleichung zu ziehenden freien Städten Lübeck, Bremen und Hamburg nur von dreien, nämlich Königreich Sachsen (252,6) und den Fürstentümern Meuß älterer und jüngerer Linie, übertroffen; von den preußischen Provinzen steht nur das Rheinland (189,2) höher. Innerhalb des Herzogtums Braunschweig ist aber auch unser Gebietsteil der am dichtesten bevölkerte, denn das Herzogtum insgesamt zeigt nur eine Bevölkerung von 118 auf den Quadratkilometer, worin es insgesamt von zehn deutschen Staaten (Sachsen, Hessen, Sachsen-Altenburg, Anhalt, Meuß älterer Linie, Meuß jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg) und zwei preußischen Provinzen (Westfalen, Rheinland) übertroffen wird, immerhin also noch über der Mitte steht, desgleichen die durchschnittliche Bevölkerungsdichtigkeit des Deutschen Reiches mit 96,7 Einwohnern auf dem Quadratkilometer nicht unerheblich überragt. In Bezug auf die Bevölkerungsdichtigkeit kommt der Einfluß der Stadt Braunschweig für unseren Gebietsteil ganz wesentlich erhöhend in Betracht, da ja die Bevölkerung dieser Stadt einen bedeutenden Teil der Gesamtbevölkerung bildet. Lassen wir die Stadt Braunschweig außer Betracht, so trägt das Quadratkilometer aber immerhin doch noch eine Bevölkerung von 96, also etwa so viel

wie das Deutsche Reich einschließlich der großen Städte und noch mehr als zehn deutsche Staaten (Preußen, Bayern, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Sachsen-Meiningen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck) und acht preussische Provinzen (Ostpreußen, Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schleswig-Holstein, Hannover, Hohenzollern), so daß die Dichtigkeit an sich jedenfalls noch als eine hohe anzusehen ist. Auch gegenüber den anderen Gebietsteilen des Herzogtums ist die Bevölkerungsdichtigkeit der Gruppe mit Ausschluß der Stadt Braunschweig noch eine hervorragendere, der Harzdistrikt kommt nur auf 84, der Weser-Leinebistrikt auf 81 Einwohner für das Quadratkilometer. Das Fortschreiten der Bevölkerungsdichtigkeit mußte dem Fortschreiten der Bevölkerung überhaupt entsprechen, demgemäß hat sich die Dichtigkeit innerhalb der letzten hundert Jahre mehr als verdoppelt, 1790/93 betrug sie 66 Einwohner für das Quadratkilometer; für die letzte Zeit ist ein regelmäßiger Fortschritt zu verzeichnen, wir finden 1871 das Quadratkilometer mit 105 Seelen, 1880 mit 120, 1885 mit 131, 1890 mit 145 und 1895 endlich mit 158 bevölkert.

Scheiden wir nun innerhalb unseres Gebietsteiles wieder aus, so erhalten wir für die einzelnen politischen Abschnitte desselben nach dem Stande von 1895 folgende Bevölkerungszahlen für das Quadratkilometer: Amtsgerichtsbezirk Braunschweig 4478, Riddagshausen 75, Bechelde 91, Wolfenbüttel 143, Schöppenstedt 80, Salder 85, Helmstedt 150, Schöningen 128, Königslutter 94, Vorsfelde 53. In den hohen Zahlen von Wolfenbüttel, Helmstedt, Schöningen zeigt sich hier wiederum der Einfluß der Städte in einem solchen Maße, daß eine Vergleichung mit den übrigen Bezirken ohne weiteres nicht angängig erscheint; leider ist nun aber die Flächengröße für die in Frage kommenden Städte nicht mit voller Genauigkeit festgestellt, so daß wir also die Bevölkerungsdichtigkeit der Amtsgerichtsbezirke ohne die Städte nicht mit der Genauigkeit der übrigen Zahlenangaben auführen können; nach einer teilweise auf Grund von Schätzung erfolgten Berechnung würde sich die Bevölkerungsdichtigkeit der Amtsgerichtsbezirke ohne die Städte aber ungefähr folgendermaßen stellen: Wolfenbüttel 91, Schöppenstedt 68, Helmstedt 39, Schöningen 87, Königslutter 76. Nunmehr tritt aber ein gewisser Unterschied deutlicher hervor. Der nördliche Ausläufer und der Nordosten, die Amtsbezirke Vorsfelde und Helmstedt, heben sich durch eine dünnere Bevölkerung am schärfsten von den übrigen Distrikten ab, aber auch diese letzteren sind in sich noch insofern verschieden, als der Nordwesten, Bechelde, und weiter ausgedehnt der Südwesten, Salder und Wolfenbüttel, ebenso wie der Südosten, Schöningen, sich namentlich durch eine dichtere Bevölkerung auszeichnen, während die (im Norden etwas breiter gegriffene) Mitte, Riddagshausen, Königslutter und Schöppenstedt, etwas dahinter zurückbleibt, immerhin sich aber im allgemeinen noch näher an die dichtest bevölkerten Distrikte anschließt als an die erstgenannten mit der dünneren Bevölkerung. Der Stand von 1790/93 ist ein ähnlicher; die Zahlen der auf ein Quadratkilometer entfallenden Personen sind folgende, wobei wir die in gleicher Weise

wie oben festgestellten Daten für die Distrikte mit Ausschluß der Städte in Klammer beifügen: Braunschweig 1187, Riddagshausen 35, Bechelde 53, Wolfenbüttel 67 (47), Schöppensfeldt 45 (41), Salder 65, Helmstedt 63 (24), Schöningen 53 (43), Königslutter 48 (43), Vorsfelde 29. Die dünnere Bevölkerung, die im Verhältnis etwas weniger zurückbleibt, erstreckt sich in etwas auch auf Riddagshausen, am dichtesten bevölkert ist der Westen, Bechelde und Salder, denen sich dann Wolfenbüttel anschließt, die übrigen Bezirke sind unter sich fast gleich; im Verhältnis hat demnach in den letzten hundert Jahren die Bevölkerungsdichtigkeit in Riddagshausen und Schöningen die stärkste Zunahme aufzuweisen.

Einflüsse auf die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit. In der ersten Auflage hatten wir die Ursachen für die verschiedenartige Bevölkerungsentwicklung bezüglich der Zunahme der Bevölkerung in den letzten 100 Jahren sowohl wie bezüglich der Bevölkerungsdichtigkeit näher ins Auge gefaßt und, soweit solches bei dem vorhandenen Material möglich war, zahlenmäßig nachzuweisen versucht, ob und in welcher Stärke eine Reihe einzelner geographischer Momente und gewisser, für die örtliche Entwicklung im allgemeinen maßgebender Umstände auf die Ausgestaltung der Bevölkerung in dem von uns in Betracht gezogenen Gebietsteile von Einfluß gewesen, wobei wir unseren Gebietsteil lediglich als ein Ganzes ohne weitere Rücksichtnahme auf politische oder sonstige Unterscheidung betrachteten. Diese zahlenmäßigen Nachweisungen erschienen damals als vollständig neue zum ersten Male, sie bildeten aber gewissermaßen nur einen Vorläufer in beschränkterer Gestalt für eine größere gleichartige Bearbeitung bezüglich des ganzen Herzogtums, die derzeit bereits in die Wege geleitet war und die die fraglichen Nachweise nicht nur für das Herzogtum als Ganzes, sondern auch für die einzelnen charakteristischen Ausscheidungen desselben, als Flachland, Gebirgsland, Hügelland, Heideland und Marschland, geben sollte. Diese größere Bearbeitung ist inzwischen vollendet und in dem Schmoller'schen Jahrbuch für Geographie, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche, Neue Folge, Jahrgang XXI, Seite 489 ff. (Heft 2) zur Veröffentlichung gebracht.

Mit Rücksicht auf diese eingehendere, auch die besagten charakteristischen Unterschiede berücksichtigende Darstellung dürfte es wenig zweckmäßig erscheinen, die nur auf den größeren Gebietsteil als solchen ohne weitere Ausscheidung sich beziehenden zahlenmäßigen Nachweisungen der ersten Auflage hier nochmals zu wiederholen, wir lassen sie deshalb jetzt ganz fort und werden nur bezüglich der einzelnen Momente das Endergebnis kurz anführen. Die den Menschen umgebenden Verhältnisse, deren Einfluß auf die Bevölkerung und die Bevölkerungsgestaltung im weitesten Sinne an sich anerkannt werden muß, werden in der angeführten Darstellung in der Bezeichnung Lebensraum zusammengefaßt und ist darunter die Summe aller derjenigen äußeren natürlich gegebenen Verhältnisse verstanden, welche die ganze Wirksamkeit und Entfaltung des Menschen bedingen und begrenzen, die äußere Sphäre, in der der Mensch sich entwickelt.

Von den einzelnen Momenten, die hierfür in Frage kommen, konnten

selbstredend nur diejenigen berücksichtigt werden, bezüglich deren das erforderliche Zahlenmaterial zur Verfügung stand; es waren dieses aber immerhin doch die hauptsächlichsten der überhaupt vorhandenen, nämlich die folgenden: die geologische Gestaltung, die Höhenlage, die Anbaufähigkeit und Güte des Grund und Bodens, wobei einmal die Abschätzung zur Grundsteuer und ferner der für das Herzogtum Braunschweig und speciell auch gerade für unseren Gebietsteil ganz besonders bedeutungsvolle Zuckerrübenbau zu Grunde gelegt ist, der Unterschied zwischen Feld und Wald, die Wasserzüge, der Verkehr, und zwar einerseits der durch die Straßenzüge, andererseits der durch die Eisenbahnen gegebene Verkehr, die industrielle Entwicklung, die Nähe der größeren Städte und endlich die Separation, je nachdem dieselbe früher oder später für die einzelnen Feldmarken erfolgt ist, da durch sie ein Aufschwung der Landwirtschaft bedingt wird.

Vorweg bemerkt sei sodann hier noch, daß unser hier in Frage stehender Gebietsabschnitt in seinem ganzen Umfange seiner charakteristischen Eigenschaft nach als Flachland in Betracht gezogen ist. Bezüglich aller der einzelnen genannten Momente ist in den zahlenmäßigen Nachweisungen ein Einfluß auf die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit festgestellt worden, ein Einfluß, der allerdings insgesamt bald mehr, bald weniger stark sich geltend macht, was aber auch schon darin seine Begründung findet, daß die verschiedenen Momente hier in gleicher, dort in entgegengesetzter Richtung ihre Wirkung äußern können. Der Einfluß auf die Bevölkerungszunahme und der auf die Bevölkerungsdichtigkeit bewegt sich meist in der gleichen Richtung, was auf Erhöhung der Bevölkerungszunahme eingewirkt hat, wirkt ebenmäßig auch auf große Bevölkerungsdichtigkeit hin. Der Einfluß der geologischen Gestaltung zeigt sich im wesentlichen in der Richtung, daß je nach der Fruchtbarkeit der einzelnen Formationsgruppen die Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit größer wird, es wird dieses allerdings dadurch etwas verwischt, daß auch die sonstige Ausnutzbarkeit der inneren Erdschätze immerhin noch daneben von einem steigern den Einflusse ist, diese aber gerade da, wo die Fruchtbarkeit sich geringer zeigt, besonders hervortritt. Die größere Höhenlage wirkt im allgemeinen vermindern auf die Bevölkerungsverhältnisse ein, es tritt dieses in gewisser Weise auch in den bezüglichen Nachweisungen für unseren Gebietsteil in Erscheinung; wenn dieses zwar nicht vollkommen geschieht, so hat dieses einerseits in der für den Nachweis dieses Einwirkens zu geringen Ausdehnung unseres Gebietsteiles und andererseits in besonderen Umständen seinen Grund, auf die näher einzugehen uns hier zu weit führen würde. Die Anbaufähigkeit des Bodens erweist sich als ein an sich starker Einfluß, der sich auch durchweg scharf abhebt; sowohl bei der Klassifizierung nach der Abschätzung zur Grundsteuer, wie bei der nach dem Alter des Zuckerrübenbaues — dabei ist davon ausgegangen, daß die Distrikte mit dem ältesten Zuckerrübenbau auch den besten und anbaufähigsten Grund und Boden besitzen — tritt hervor, daß Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit stets um so stärker werden, je anbaufähiger und ertragsreicher der Grund und Boden ist. Der Unterschied zwischen Feld und

Wald macht sich in ganz deutlicher Weise dahin geltend, daß die Distrikte mit lediglich oder stark vorwiegend Wald die geringste Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit haben, die Distrikte mit lediglich oder stark vorwiegend Feld die größte und die gemischten Distrikte eine mittlere. Daß die Wasserzüge ganz besonders fördernd auf Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit einwirken, lassen die Nachweise für unseren Gebietsteil in besonderer Schärfe ersehen, selbst bei den kleineren und kleinsten Wasserzügen tritt dieser Einfluß noch in augenfälliger Weise hervor. Ebenso und in derselben Richtung hebt sich auch die Einwirkung der Straßenzüge ab, die der Hauptstraßen in stärkerem, die der Nebenstraßen in geringerem Maße. Dieses Verhältnis verschärft sich dann noch bei den Eisenbahnen, die in einem ganz besonderen Grade die Bevölkerungszunahme und die Bevölkerungsdichtigkeit fördernd beeinflusst haben. Wie allgemein die Bevölkerungsverhältnisse sich als entwickeltere zeigen, je nachdem die Industrie mehr hervor- oder zurücktritt, so kommt solches auch in den Daten für unseren Gebietsteil zur Erscheinung und zwar gleichfalls mit einer unverkennbaren Schärfe und in einem solchen Grade, daß dieser Einfluß mit als einer der durchschlagendsten anzusehen sein dürfte. In einer etwa ebenso starken Weise macht sich aber auch der Einfluß der Nähe der Stadt Braunschweig auf die umliegenden Ortschaften bemerkbar, während die übrigen Landstädte keinen in die Augen fallenden Einfluß auf die Bevölkerungsverhältnisse ausgeübt haben.

In wie erheblichem Maße die Separationen auf die Entfaltung der Landwirtschaft und damit auch des ganzen Wirtschaftsstandes auf dem Lande eingewirkt haben, braucht nicht näher betont zu werden; an und für sich wird man daher auch wohl für die Distrikte mit der zeitlich früheren Separation eine stärkere Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdichtigkeit annehmen dürfen; in den bezüglichen Daten für unseren Gebietsteil macht sich dieser Einfluß nach besagter Richtung hin aber doch nur in einem beschränkteren Maße geltend, was wohl mit auf das Entgegenwirken stärkerer Einflüsse zurückzuführen ist.

Als Gesamtergebnis der speciellen Untersuchungen über die Einwirkung der einzelnen Momente des Lebensraumes auf die Bevölkerungsverhältnisse in unserem Gebietsteil läßt sich aber das hinstellen, daß im allgemeinen die verschiedenen bezüglichen Einflüsse sich als gerade in der Richtung wirkend gezeigt haben, welche man als dem natürlichen Princip entsprechend ansehen muß. Daraus ergibt sich aber wiederum, daß die ganze Entwicklung der Bevölkerung unter diesen Einflüssen eine durchaus normale und naturgemäße gewesen ist und daß also die Bevölkerungsverhältnisse ebenmäßig als vollkommen gesunde und natürliche anzusehen sind. Andererseits ist aber auch die Zahl der im einzelnen nachgewiesenen Einflüsse in Verbindung mit der Höhe und Bedeutung ihrer Wirkung als eine sehr beachtenswerte zu betrachten und wird dadurch für den weiteren Schluß die Berechtigung gegeben, daß unser Gebietsteil auch bezüglich seiner allgemeinen kulturellen Entwicklung auf einer gewissen Höhe steht und sich in dieser Richtung auch besonders auszeichnet.

# Die Dörfer und die Häuser.

## 1. Die Dorfanlage.

Das alte Sachsenland, zu dem unser Herzogtum gehörte, zeigt in der Besiedelung und Anlage der Wohnplätze zwei sich scharf voneinander sondernde Arten: im Westen, zumeist Westfalen, herrschen die Einzelhöfe, in der Mitte und im Osten geschlossene Dörfer. Dabei ist bei beiden Formen der Besiedelung doch das Wohnhaus dasselbe: der alte typische Einheitsbau. Die Grenze zwischen den beiden Arten der Besiedelung, den Einzelhöfen und den geschlossenen Dörfern wird nach Meitzen<sup>1)</sup> gebildet durch die Weser von ihrer Mündung aufwärts bis zur Porta Westfalica, alsdann durch die Landesgrenze von Lippe-Detmold, den Osnung, die Senne, Paderborn und, nach einer Unterbrechung durch eine Dörfergruppe auf der Briloner Hochebene, weiter südlich durch eine Linie, welche sich zum Nienberge hinzieht und dort auf die Sprachgrenze gegen Hessen trifft. Östlich von dieser Grenze findet sich die regelmäßige deutsche Ansiedelung in geschlossenen Dörfern. Westlich der Grenze beginnt dagegen ohne jeden Übergang die Besiedelung in Bauernschaften, die sich aus Einzelhöfen zusammensetzen. Diese liegen meist ganz vereinzelt; jedes Gehöft ist möglichst von seinem gesamten zugehörigen Besitze umgeben. Geschlossene Flecken und Dörfer sind hier selten.

Es ist auffallend, daß der untere Weserlauf hinsichtlich der Besiedelung eine Grenze bildet, während er doch in geschichtlicher Zeit eine ethnographische Grenze nicht gebildet hat. Vielmehr haben die Chauken und Angrivarier auf beiden Ufern der Weser gewohnt. Meitzen sucht dieses durch die Annahme zu erklären, daß in vorgeschichtlicher Zeit das Land westlich der Weser von Kelten bewohnt gewesen sei. Ihre Wohnstätten seien die Einzelhöfe gewesen und nach der Eroberung durch Chauken und Angrivarier von diesen beibehalten worden. Die Meitzen'sche Hypothese ist geeignet, zur Lösung der vorliegenden Schwierigkeiten beizutragen. Aus Cäsars Berichten ist zu entnehmen, daß die Kelten vor seiner Zeit einen großen Teil Deutschlands inne gehabt haben und vor den Germanen zurückgewichen sind. Es liegt mithin die Möglichkeit vor, daß sie

---

<sup>1)</sup> Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer und Slaven 1896 I, S. 34 und 46.

in Westfalen längere Zeit ansässig gewesen sind, wenngleich wir irgend welche geschichtlichen Nachrichten darüber nicht besitzen. Auch unser Sachsenhaus hat Meitzen versucht, den Kelten zuzusprechen, so daß es von den nach Westen vordringenden Sachsen in Westfalen von den Kelten übernommen und dann durch ihr ganzes Gebiet bis nach Holstein wieder zurückverbreitet worden sein soll. Indessen diese Ansicht muß als eine ganz und gar irrige bezeichnet werden<sup>1)</sup>.

Zieht man die wenigen wendischen Dörfer mit ihrer besonders kennzeichnenden Anlage ab, so bleibt für den überwiegenden Rest Braunschweigs die geschlossene deutsche Dorfanlage übrig. Auch sie ist keineswegs einheitlich, und es läßt sich, ohne daß wir bisher einen bestimmten Grund dafür zu erkennen vermögen, eine mehr regelmäßige Bauweise von einer sehr unregelmäßigen unterscheiden. Die letztere kommt überein mit dem, was August Meitzen überhaupt als charakteristisch für die deutschen Dorfanlagen festgestellt hat<sup>2)</sup> und die für die meisten unserer Dörfer zutreffend ist.

„Überall (im rein deutsch besiedelten Gebiete) finden sich Dörfer von meist mittlerer Größe. In den Dorfanlagen derselben liegen die Gehöfte sichtlich planlos, meist völlig unregelmäßig und oft schwer zugänglich, so daß diese Anlagen mit Recht als Tüpf, Hausen oder Hausendorf zu bezeichnen sind. Die Ausdehnung ihrer Fluren ist zwar nach der Größe der Allmenden und des erworbenen Markenlandes verschieden. Das eigentliche alte Kulturland an Äckern, Gärten und Feldwiesen aber nimmt ziemlich übereinstimmende Flächen von 300 bis 400 Hektar ein. Sehr große Fluren sind aus Wüstungen vereinigt oder durch spätere Rodungen angewachsen.

Für alle diese Dörfer läßt sich die Hufenverfassung nachweisen. (Hufen sind gleiche oder gleichwertige Anteile an dem Ackerland und an der Nutzung des nicht geteilten Gemeindelandes.) Sie zerfielen in 10 bis 40 gleiche Anteile, welche danach bemessen waren, daß sie einem Hausvater mit seiner Familie den Unterhalt und die Mittel für die öffentlichen Lasten zu gewähren vermochten, aber auch von einer bauerlichen Familie mit wenigem Gesinde bestellt werden konnten. Diese Anteile waren als einzelne Besitzungen ausgewiesen, es konnten aber auch mehrere in einer Hand liegen oder einzelne in Halbe, Viertel oder Achtel geteilt sein.

Der Grundbesitz aller dieser Anteile lag, soweit er kultiviert war, in der Flur im Gemenge. Das Ackerland war in Abschnitte (Wannen) von in sich gleicher Bodenbeschaffenheit geteilt und in jedem dieser Abschnitte kam jeder Hufe eine gleiche Fläche zu. Nach alter bleibender Sitte wurden die Hufenanteile in jeder Wanne einzeln nach dem Lose (Kabel) zugewiesen. Ursprünglich scheinen die

<sup>1)</sup> Vergl. die scharfe Kritik der Meitzen'schen Hypothesen von unserm Landsmann Karl Rhamm „Der heutige Stand der deutschen Hausforschung“ im Globus, Band 71, S. 169 ff. (1897).

<sup>2)</sup> Zusammenfassend in Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung von A. Kirchhoff, Stuttgart 1889, S. 496.



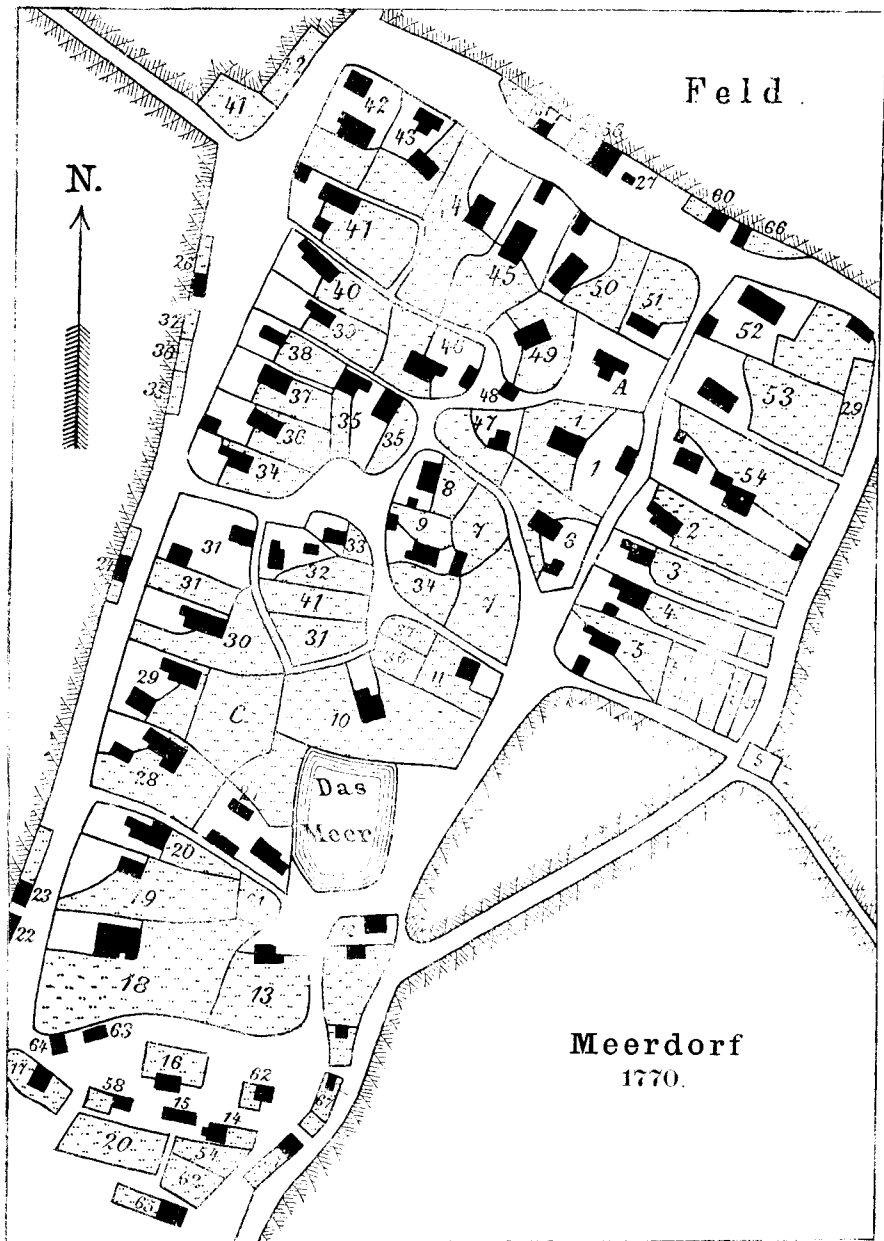


Fig. 48.

Meerdorf 1770. A Kirche. — 20 Pfarre. — 48 Pfarrwitwenhaus. — 47 Schule. — 15, 16 Hirtenhäuser. — 54 Der Klostervogtei gehörig. — 27 Schmiede. — 1, 6, 18, 21, 30, 31, 35, 41, 43, 45, 46, 50, 53 Halbpänner. — 7, 9, 34, 36, 37, 39, 42, 44 Großföter. — 2, 3, 4, 5, 8, 10 bis 13, 28, 32, 33, 38, 40, 49, 51, 52 Kleinföter. — 14, 17, 22 bis 24, 26, 56 Brinkföter. — 57 bis 68 Anbauer.

Abchnitte so gebildet worden zu sein, daß die Fläche der einzelnen Hufe in jeder Wanne etwa einen Morgen oder Tagewerk, also das Maß betrug, was an einem Vormittage oder Tage gepflügt werden konnte. Die Morgengröße war in verschiedenen Dörfern nach Boden und Sitte verschieden. Regelung von in Unordnung gekommenen Wannen und nachträgliche Verteilungen des zwischen den älteren Wannen liegen gebliebenen Landes wurden dagegen durch Teilung der Fläche des betreffenden Abchnittes in parallele Streifen vorgenommen, deren Größe dem Hufenanrecht an diese Fläche entsprach; dies war bei gegebenen Wannengrenzen das Einfachste. Wege kamen bei der Teilung gar nicht in Rücksicht, sondern sind erst später entstanden und durchschneiden die einzelnen Ackerstücke in der Richtung auf die Nachbarorte, wie es sich trifft, oft höchst unzweckmäßig. Für die Feldbestellung bestanden überall nur Überfahrtsrechte. Deshalb und wegen des gemeinschaftlichen Weideganges der Herden aller Wirte war Flurzwang nötig.

Die Flur war meistens in drei möglichst gleich große Felder so geteilt, daß zu jedem Felde eine Anzahl Wannen gehörte und wegen der verhältnismäßigen Verteilung jeder Wanne unter die vorhandenen Hufen in jedem Felde auch von jeder Hufe die ungefähr gleiche Fläche lag. Alle Grundstücke desselben Feldes aber mußten auf Rundgebung des Dorfvorstandes zu gleicher Zeit bestellt und mit gleicher Frucht besät und ebenso zu gleicher Zeit abgeerntet und dem Weidevieh offen gegeben werden<sup>1)</sup>.

Die meisten Dörfer besaßen Allmenden, d. h. Wald-, Wiesen- oder Heide-land, das nicht an die Hufner verteilt war, sondern von ihnen gemeinschaftlich benutzt oder auch stückweise an einzelne Dorfgenoßen, an später begründete kleine Stellen oder auch selbst an Auswärtige auf Zeit oder dauernd gegen Zins überlassen wurde.

Da die Allmenden ursprünglich wie die gesamte Flur den Hufen zu gleichen Anteilen zustanden, ist die eigentliche Größe der Hufen in den verschiedenen Dörfern sehr verschieden. Aber auch die Größe des Kulturlandes der Hufe ist selbst in den Nachbardörfern sehr ungleich, weil es davon abhing, wie weit die Hufner ihre Wannen in die Allmende ausgedehnt hatten.“

Als durchaus unregelmäßig und haufenförmig angelegte Dörfer sind bei uns von größeren z. B. Meerdorf und Bortfeld zu erwähnen, von kleineren Wesersingen, Stiddien, Kl.-Dahlum und Wobek, um nur einige typische Beispiele herauszugreifen. Diese Art der Dörfer bildet bei uns die Mehrzahl. (Fig. 48 und 49.)

Neben diesen unregelmäßigen, haufenförmigen Dörfern giebt es aber bei uns eine Anzahl, die eine ziemlich regelmäßige Anlage und Erstreckung von Ost nach West zeigen. Ich sehe selbstverständlich ab von der wendischen Dorfanlage, die später eingehend besprochen wird, meine hier vielmehr zahlreiche deutsche Dörfer, deren ursprüngliche Anlage eine regelmäßige gewesen sein muß

<sup>1)</sup> Vergl. hierzu in dem Abschnitte über die Flurnamen unter „Feld“ S. 94.

und teilweise noch ist; spätere An- und Umbauten haben diese Dorfanlage teilweise vermischt, aber bei Weddel (Fig. 50 a. S. 148), Börsum, Kl.-Denkte und Bornum bei Wolfenbüttel läßt sie sich noch deutlich verfolgen. Die Grundlage des Planes ist ein Rechteck, die Dorfstraße zieht von Ost nach West, die Höfe liegen beiderseits derselben. Der Zugang zu den Höfen ist von der Straße

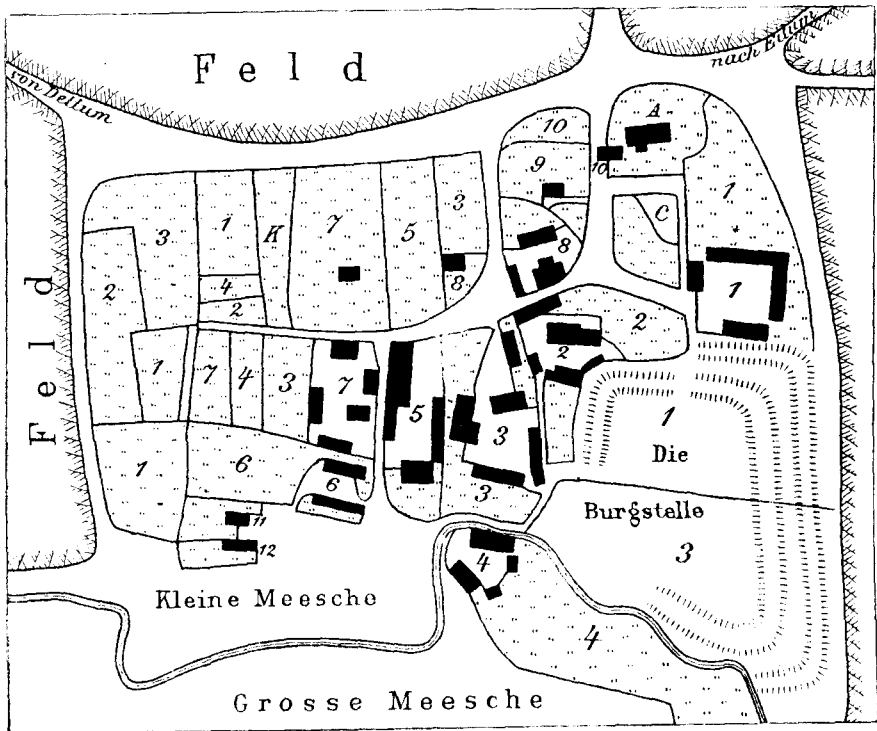


Fig. 49.

Weferlingen 1754. A Kirche. — C Pfarrmitwe. — 1, 3, 5, 7 Ackerleute. — 2 Halbpänner. — 4, 6, 8, 9 Kottleute. — 10 Schule. — 11 Hirt. — 12 Landsoldatenhaus der Gemeinde.

aus und die Ausmessung der einzelnen Höfe erscheint ziemlich gleich. Diese Form mag früher häufiger gewesen sein und ist jetzt durch Zubauten schwierig zu erkennen. Es gelingt aber manchmal, den alten Plan aus dem heutigen Gewirre herauszuschälen, wenn man die Höfe der Ackerleute und Halbpänner, als der ursprünglich vorhandenen, von denen der später entstandenen, der Kötter, Brintziger und Anbauer, sondert.

Auf eine besondere Gesetzmäßigkeit in der Anlage der regelmäßigen Dörfer mit thüringischer Haus- und Hofform, wie sie namentlich in der Gegend von Schöppensfeld und Jerrheim hervortritt, hat mich Herr A. Basel in Weierstedt aufmerksam gemacht, dem diese Beobachtung zu verdanken ist. Dort liegt nämlich das Wohnhaus, gleichviel wie seine Stellung zur Straße ist, mit der Vorderseite nach Süden, also der vor ihm sich ausbreitende Hof allemal

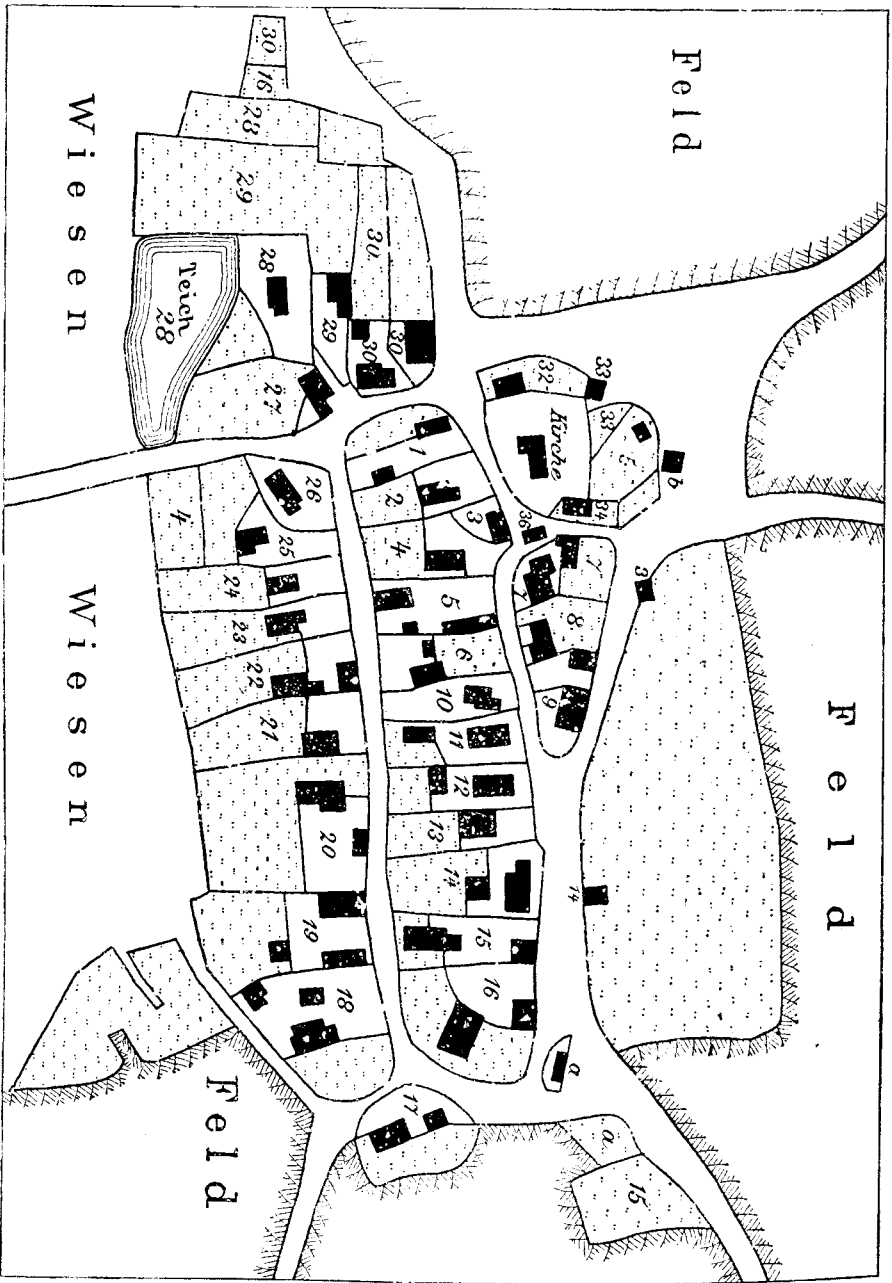


Fig. 50. Abbild 1759. 4, 11, 12, 14 bis 16, 19, 20, 22 Mierente. — 1, 18, 23 Galtspänner. — 2, 3, 5 bis 10, 13, 17, 24 bis 30 Gersteboden. — 32, 34 Gersteboden. — 31 Gärtenhaus. — 33 Schule. — 36 Gersteboden. Haus „die Rütche“. a, b Hühner.

nach Süden, rings um diesen herum die Wirtschaftsgebäude. Dabei sind die einzelnen Höfe dicht aneinander gebaut, so daß die Straße ein geschlossenes Ansehen erhält. Verläuft nun eine Straße von Ost nach West, so haben die Höfe, die auf der Südseite dieser Straße sich ausdehnen, das Wohnhaus stets mit der Hinterseite nach der Straße zu; auch führt kein Eingang von der Straße direkt ins Haus, sondern der Eingang ist stets auf dem Hofe von der nach Süden gerichteten Langseite her. Ein schematischer Plan (Fig. 51), für die Dörfer der genannten Gegend gültig, macht diese Anlage klar.

Für alle unsere Dörfer ist noch zu bemerken, daß sie genau gegen das umgebende Feld oder die umgebende Wiesen und Acker abgegrenzt waren, was sich vielfach noch erkennen läßt. Es waren nämlich Gräben zu diesem Zwecke vorgeschrieben, und an diese lehnten sich lebende, dicke Hecken oder Bäume. Daher die vielen alten Bäume und Eichenkämme, die dem Dorfe seinen malerischen Anblick verleihen und die Reste dichter Hecken aus Weißbuche oder Schwarzdorn, welche meist mit den äußeren Grenzen der Gärten zusammenfallen. Auch „Schlagbäume“ mußte das Dorf haben<sup>1)</sup>.

Hier und da, namentlich bei größeren Dörfern, finden sich schon Bezeichnungen einzelner Teile des Dorfes, die als Vorläufer von Straßen- und Platznamen angesehen werden können. In Wallstedt z. B. unterscheidet man das eigentliche Wallstedt vom lütjen Wallstedt; wo die Anbauer und ärmeren Leute wohnen, gilt der Name pracherenne; noch hat man dort den Dieplatz und, an die früher zahlreichen Leinweber erinnernd, die Leinweberstraße.

## 2. Das sächsische Haus.

Zum großen Teil mit den deutschen Stämmen zusammenfallend, besitzen wir in Deutschland eine Reihe mehr oder minder gut voneinander geschiedener volkstümlicher Bauarten, die neuerdings der Gegenstand eifriger Untersuchung sowohl von Seiten der Architekten als der Ethnographen geworden sind. Wir unterscheiden einen oberdeutsch-fränkischen Bautypus, den am weitest verbreiteten, den Gebirgs- oder Schweizerstil, den nordischen Stil (im Osten), den friesischen und den ihm nahestehenden sächsischen Haustypus — alle noch mit mehr oder minder abweichenden Unterarten und Übergängen.

Von diesen verschiedenen Hausformen sind im Herzogtume Braunschweig zwei sich gut trennende vorhanden, deren Grenze scharf durch unser Land ver-

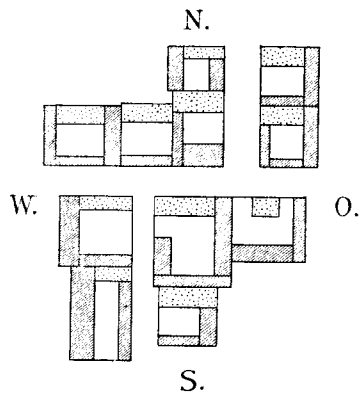


Fig. 51.

Schematischer Plan der Dörfer in der Zerzheimer Gegend. Wohngebäude dichter Hecken aus Weißbuche oder Schwarzdorn, welche meist mit den äußeren Grenzen der Gärten zusammenfallen. Auch „Schlagbäume“ mußte das Dorf haben<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Landesherrliche Verordnung vom 1. Sept. 1639, öfter wiederholt, so noch am 11. November 1697.

läuft: der alt-sächsische oder nieder-sächsische, kurzweg sächsische genannte, und der oberdeutsch-fränkische, in jener Abart, welche als thüringisch bezeichnet wird und nach Süden zu mit den Bauformen Thüringens im geographischen Zusammenhange steht.

Das sächsische Haus herrscht im nördlichen Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt (samt den Enklaven Ihedinghausen, Calvörde und Olsburg), ferner in einer etwas anderen mehr der westfälischen sich nähernden Form im Kreise Holzminden, während die Kreise Wolfenbüttel, Gandersheim und Blankenburg ganz der oberdeutsch-fränkischen, bezw. thüringischen Bauform anheimfallen. Ich beschränke mich hier auf die Kreise Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt, wobei Beispiele aus dem Grenzkreise Gifhorn mit angezogen werden.

Älteste Formen des sächsischen Hauses. Die älteren heute noch vorhandenen sächsischen Häuser im Herzogtume sind kaum über 250 bis 300 Jahre alt. Die meisten noch vorhandenen stammen aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege und aus dem 18. Jahrhundert. Aber alle diese vorhandenen sächsischen Häuser zeigen nicht mehr die älteste Form des ursprünglichen Einheitsbaues, sondern haben sämtlich schon eine Entwicklung durchgemacht. Wie diese Entwicklung vor sich gegangen, darüber bestehen verschiedene mehr oder minder gut begründete Ansichten.

Die einen sind ausgegangen von den heute noch in der Lüneburger Heide und den Bremischen Heidebezirken vorhandenen schapköven, welche auf den weit von den Ortschaften belegenen Weidebezirken zur Unterbringung des Weideviehes errichtet wurden. Sie sehen aus, als stände das große Dach des sächsischen Bauernhauses ohne Unterbau unmittelbar auf der Erde; es sind bloße Dachhütten und nur die Unterbauung ist hinzuzufügen, um das aufgeständerte Sachsenhaus herzustellen. Aus diesen Bauerställen (hurstall, borstel) sind oft Kolonien der Dörfer entstanden, welche sich durch die Endung —hofel kennzeichnen<sup>1)</sup>. Diese Ansicht hat aber wenig für sich und weist den alten Sachsen einen viel zu niedrigen Kulturgrad an.

Eine zweite Ansicht, welche Virchow ausgesprochen hat, nimmt eine primitive Hütte mit dem Feuerherd in der Mitte an, aus welcher zunächst jener Teil des sächsischen Hauses entstand, welchen man als flet bezeichnet, ein Ausdruck, der im Braunschweigischen nur noch in den nördlicheren Dörfern vorkommt, in den südlicheren aber, wegen der frühzeitigen Abbauung des Kammerfaches, wohl schon seit längerer Zeit verloren ging. Um das Flet herum, wo am Herde der Sitz der Familie war, gliederten sich dann die einzelnen Teile des Hauses, die däle und die Ställe<sup>2)</sup>.

Der schwedische Archäologe Montelius in seiner „ältesten Geschichte des Wohnhauses in Europa, speciell im Norden“<sup>3)</sup>, geht von einer ursprünglich runden

<sup>1)</sup> v. Hammerstein-Loxten, Bardengau, S. 545, 633.

<sup>2)</sup> Verhandl. der Berliner Anthropolog. Ges. 1887, S. 588.

<sup>3)</sup> Archiv für Anthropologie, Bd. XXIII, S. 451.



Tafel IV.



Sächsisches Haus Nr. 12 von 1667 in Wente.  
(Vollständiger Bericht.)



Hütte aus, welche zu einem Viereck wurde. Die Wände dieser viereckigen Gebäude sind entweder an allen Seiten gleich lang oder zwei Seiten (die Giebelseiten) sind kürzer als die andern beiden (die Längsseiten). Das Dach, bis dahin konisch, wird ein sogenanntes Walmdach, d. h. nach allen vier gleich niedrigen Wänden abfallend. Macht man die Giebelwände eines solchen vierseitigen Hauses etwas höher als die der Längsseiten, so wird aus dem Walmdache ein sogenanntes Halbwalmdach, d. h. das Dach fällt zwar nach allen vier Wänden ab, aber nach den Längswänden bedeutend tiefer als nach den Giebelwänden. Hier sind wir denn, wenigstens was die Form der Dächer betrifft, bei den sächsischen Häusern Braunschweigs angelangt, denn diese zeigen entweder ganze oder halbe Walmdächer. In anderen Gegenden ist da aber die Entwicklung noch weiter vorgeschritten und die Giebelwand ist ganz bis an die Dachsparren hinaufgezogen worden, so daß ein vollständiger Giebel vorhanden ist.

Was die übrigen Verhältnisse des ältesten Vorgängers unserer sächsischen Bauernhäuser betrifft, so hat Meitzen<sup>1)</sup> eine sehr ursprüngliche Form desselben dargestellt, welche aber alle Elemente der späteren Entwicklung zeigt: Ein dreischiffiges quadratisches Haus, dessen Mittelschiff die Däle einnimmt, rechts und links die Kuh- und Pferdeställe und im hinteren Teile, dem großen Eingangsthor gegenüber, der Herd, daneben Schlafstellen, die aber noch nicht als besondere Kammern abgeschieden sind. Am nächsten steht diesem alten Typus bei uns noch ein Haus in Neubrück von 1660, auf das wir zurückkommen. Häufiger sind die älteren Typen noch im Kreise Gifhorn (Dannenbüttel, Westerbeck, Vorhop). Aus solchem Vorläufer hat sich das heutige, nun auch bei uns im schnellen Absterben begriffene sächsische Haus unseres Landes allmählich entwickelt.

Der Anblick des sächsischen Hauses. (Vergl. Taf. IV.) Ehe wir auf das Haus in seinen Teilen eingehen, haben wir noch einen Blick auf seine Umgebung zu werfen, die gegenüber derjenigen der nüchternen modernen Neubauten ungemein malerisch absteht. Der meist weite Hofraum vor dem Hause ist gewöhnlich nur durch einen Bretter- oder Lattenzaun (stakentün) mit weiten Lattenthüren von der Straße getrennt und gewährt einen freien Überblick über das Ganze, ist nicht ängstlich durch eine Mauer, wie bei den oberdeutschen Höfen, abgeschieden. Selten fehlt vor dem Thore ein Haufen Feldsteine, nordische Geschiebe, die auf den Feldern zusammengelesen sind und zum gelegentlichen Pflastern des Hofes oder bei Bauten Verwendung finden. Über das mächtige Strohdach, auf dem oft Hauslauch lustig grünt oder ein Storch sein Nest aufgeschlagen hat, breiten uralte Eichen, seltener Linden oder Eschen, ihren Schatten aus. Zur Seite steht der langarmige Wippbrunnen (wipborn) aus klobigen Eichenstämmen, der mit Stange und Eimer in den Brunnen (born) hinabtaucht, dessen Wasser aber von zweifelhafter Reinheit ist, denn der benachbarte, vor dem Hause liegende, meist sehr regellose Misthaufen (messbarg, messküle) sendet zumal bei Regenwetter dorthin gelegentlich braune Taucheströme, die auch dann den Hof überfluten. Das riesigste Exemplar eines

1) Der Boden u. des preussischen Staates, Bd. II, S. 132.

Ziehbrunnens, welches ich sah, befindet sich auf dem runden, grasbewachsenen Dorfplatze von Stüde (Kreis Gifhorn); es stammt aus dem Jahre 1695 und reicht 12 m tief zum Wasser hinab, das hier sparjam vorhanden ist. (Fig. 52.)

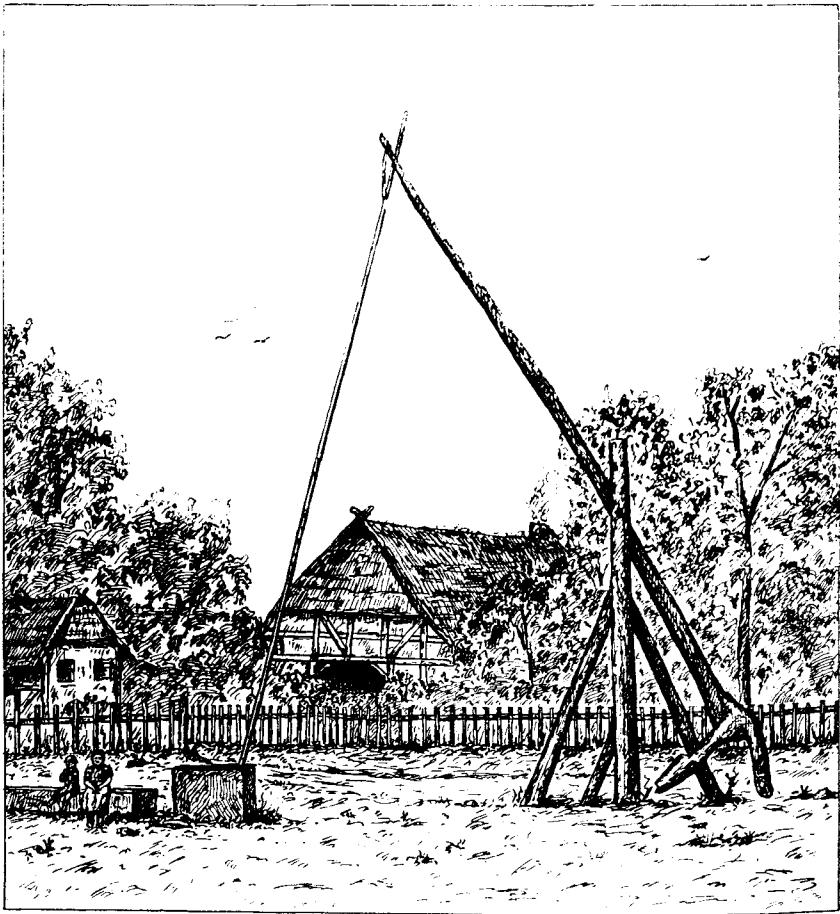


Fig. 52. Wippborn von 1695 zu Stüde (Kreis Gifhorn).

Photographie von Dr. F. Fuhje.

Neben ihm die steinerne Viehtränke, aus welcher in früherer Zeit beim Ein- und Austreiben das Vieh ebörnt wurde. Der Ausdruck söt für den tiefen Brunnen ist im Braunschweigischen wenig üblich; er beginnt aber bei Gifhorn. Der Wippborn reicht zurück bis in die Zeit der Völkerwanderung; die Langobarden haben ihn schon gekannt<sup>1)</sup> und so wird er auch damals den Sachsen nicht gefehlt haben. Nie fehlt beim sächsischen Hause der Hund, der Köter, entweder frei oder an der

<sup>1)</sup> Leges Liutprandi 136. Adnuntiatum est nobis, quod quidam homo habebat puteum in curtem suam, et secundum consuetudinem furca et tolenum ad auriendam aquam. Angeführt nach M. Heyne, Das deutsche Wohnungsweise, S. 151.

Kette, der mit mütendem Gebell den Fremdling empfängt. Neben oder hinter dem Hause dehnt sich der mehr oder minder große Garten mit Obstbäumen aus; gewöhnlich ist er ganz mit Gras bewachsen und zeigt nur wenige Beete, in denen die seit alters her bekannten Küchengewächse und Blumen gezogen werden, zu denen nur selten eine der jetzt so vielfach eingeführten neuen Blumen sich gesellt. Von Küchenpflanzen finden sich Zwiebeln (zipollen), Salat, Meerrettich (marreik), gelbe Rüben (gäle roiben oder mauren), Kohl (dessen Strünke kölkölschen heißen), Dill (auch hexenkrüt genannt), Thymian (wostkrüt), Stachelbeeren (stick-beren), Korb-El, Spinat, Petersilie. Unter den Blumen: häufig Nelken (nägelken), Goldlack, Balsaminen, Ringelblumen (Calendula), Stockrosen (Malva mauritana), Päonien (puteljenblaume), Aurikeln, paradeisblumen (Hesperis matronalis), „Hulunder“ (Syringa vulgaris; nur so, während Flieder nur Sambucus nigra ist, dessen Früchte keileken heißen), Buchsbaum, die weiße Lilie, Eber-ritze (Artemisia abrotanum), goldlaken, Kaiserkrone, rausen und zittlosen (Narcissus). In Töpfen zieht man Balsaminen, Meerzwiebel und Basilicum — alles Bestandteile der mittelalterlichen Gartenflora, nachweislich seit der Zeit Karls des Großen in unsere Bauerngärten schon aufgenommen und von Geschlecht zu Geschlecht fortgezogen <sup>1)</sup>).

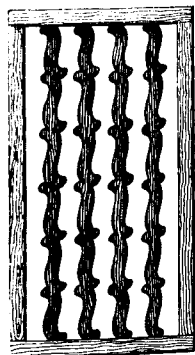
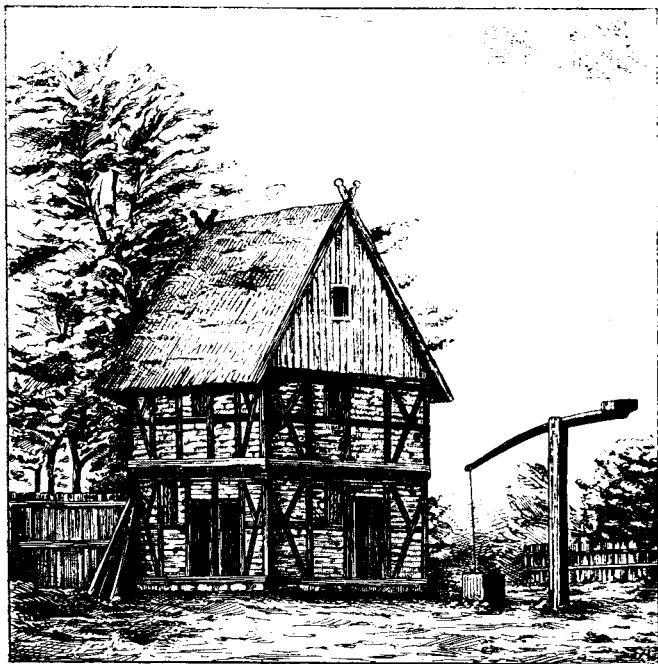
Die Schweine hat wegen des allzu üblen Geruches der Bauer schon lange aus dem Hause verwiesen; sie leben in besonderen Köven auf dem Hofe. Regellos stehen auch auf diesem allerlei kleinere Nebengebäude und gewöhnlich auch ein Speicher (spiker), welcher die Getreidevorräte aufnimmt, die im Banjerraum des Hauses keinen Platz finden, oder der als Altensitz dient. Eine sehr schöne Art von Speichern, aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammend, hat sich bei den sächsischen Häusern in der Gegend von Gishorn, Wittingen, Isernhagen erhalten. Vorzügliche Exemplare sah ich in Müden, wo die Oker in die Aller mündet. Diese den süddeutschen „Gaden“, „Bauer“, „Stöckli“ oder „Kasten“ entsprechenden spiker sind sehr sorgfältig gezimmert, haben meist quadratischen Grundriß und sind gewöhnlich zweistöckig. Sie dienten als Vorrathshäuser neben dem Hause, wo man das Korn und allerlei Vorräte aufbewahrte, die in der Zeit, wo der Verkehr noch nicht, wie heute, entwickelt war, der Bauer auf Lager hielt und die zum großen Teil aus selbst gefertigtem Gerät, Kleidern, Stoffen, Nahrungsmitteln bestanden. Öfter sind diese spiker unterkellert, was selten beim Bauernhause vorkommt. Hat dieser Speicher unten zwei Räume, so stehen die zu diesen führenden Thüren immer dicht nebeneinander, nur durch den Thürpfosten voneinander getrennt. Stets sind sie sorgfältig verschlossen, was beim eigentlichen Hause mit der großen Giebelthür und den kleineren Seitenthüren nicht immer der Fall ist. Die Abbildung Fig. 53 stellt den etwa um 1700 erbauten Speicher beim sächsischen Hause Nr. 1 in Müden dar.

So die Umgebung. Treten wir nun dem sächsischen Hause näher, das (1895) noch in vielleicht 300 Exemplaren innerhalb der Grenzen unseres Gebietes vor-

<sup>1)</sup> Vergl. v. Fischer-Benzon, Altd. deutsche Gartenflora, Kiel 1894.

handen ist, meistens aber schon durch Um- und Zubauten nicht mehr in seiner Ursprünglichkeit.

Wo noch eine Anzahl dieser alten Häuser in Gruppen zusammensteht oder gar ganze Straßen des Dorfes bildet, wie z. B. noch in Parjau, Eishott, Tid-



Hölzerne Fenster-  
vergitterung des neben-  
stehenden Speichers.

Fig. 53. Spiker in Müden (Kreis Gifhorn) beim Hause Nr. 1,  
unterteilt. Erbaut um 1700.

dische, Bergfeld, Wendeburg, Waggum, Lehre es der Fall ist, da entsteht ein Bild, welches jedem Naturfreunde und Maler Entzücken bereitet und uns so recht zu Gemüte führt, was wir durch das Verschwinden der alten Dörfer und das Auftreten der modernen Bauten verloren haben.

Die einzelnen Teile des sächsischen Hauses. Aus der einfachen Form mit noch nicht abgetrenntem Kammerfache hat sich das sächsische Haus weiter entwickelt und die heute noch vorhandenen Häuser dieser Art im Braunschweigischen zeigen fast alle, mit geringen Ausnahmen, den gleichen Typus der Entwicklung, der sich vom Beginne des 17. Jahrhunderts an nachweisen läßt.

Der Grundriß zeigt „die Form einer dreischiffigen Basilika“ (Fig. 54). Um die aus festgestampftem Lehm bestehende, dem Dreschen dienende däle <sup>a</sup> 1), den größten Teil, welche durch das große Eingangsthor der Giebelseite zugänglich ist, gruppiert sich das Ganze. Rechts und links von derselben und mit ihr die gleiche

<sup>1)</sup> Über das Wort däle und sein Verhältnis zum oberdeutschen Diele (Hausflur) handelt Damköhler im Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1889, S. 51.

Lage zeigend, liegen die Pferde- und Kuhställe *b* und *c*. Die ganze hintere Querseite nimmt das Kammerfach ein, welches aus einem Paar Stuben *d d* und der Küche *e* besteht, in welche man, wenn noch nicht „abgebaut“ ist (d. h. wenn die

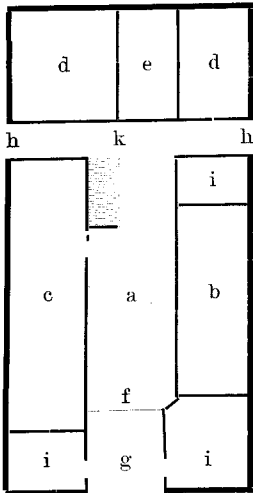
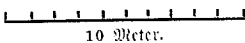


Fig. 54.

Schematischer Grundriß der heute noch erhaltenen sächsischen Bauernhäuser im Braunschweigischen aus dem 18. Jahrhundert.



- |                |                |
|----------------|----------------|
| a Däle.        | f lange dörr.  |
| b Pferdestall. | g vorschnör.   |
| c Kuhstall.    | h latje dören. |
| d Stuben.      | i Kammern,     |
| e Küche.       | Vorratsräume.  |
|                | k flet.        |

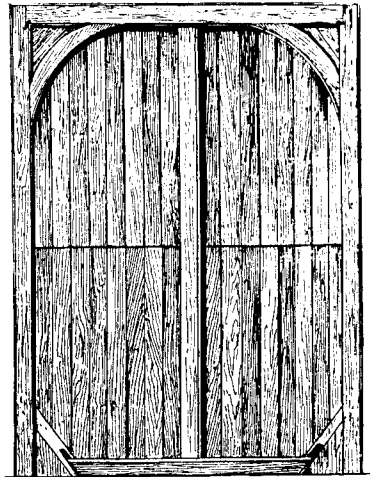


Fig. 55. Die lange dörr.

In der Mitte der dössel, unten der süll, beiderseits in die anschrän eingreifend.

Wohnräume noch nicht völlig durch eine Quermauer von der Däle abgetrennt sind), unmittelbar von der Däle durch Türen eintritt. Das „flet“ ist verschwunden<sup>1)</sup>. Däle und Ställe sind oben offen und reichen bis unter die First des mächtig hohen Daches hinauf. Nur selten noch findet man das Kammerfach einstöckig; der über den eben-

erdigen Stuben und der Küche gelegene Raum, welcher früher auch noch Heu- und Getreideboden unter dem Dache war, trägt jetzt noch ein Stockwerk, die Bühne, böne. Der Zugang zu diesem erfolgt durch eine Treppe *k* von der Däle aus, die zu einer Galerie führt, welche vor den zwei oder drei Kammern des Stockwerkes hinläuft. Treppengeländer und Galerie sind oft mit geringen Verzierungen im Geschmacke des 17. Jahrhunderts versehen. (Fig. 57.)

An Ein- und Ausgängen besitzt dieses typische Haus zunächst die große

<sup>1)</sup> Daher kommt es, daß in den meisten Dörfern mit sächsischen Häusern im Braunschweigischen der Ausdruck flet schon unbekannt ist; erst von Waggum, Wendeburg, Bevenrode an nach den Büttels zu wird er wieder bekannt. Das *e* wird kurz gesprochen (flett). Der Ausdruck kommt auch im Altnordischen, Angelsächsischen, Friesischen vor und hängt nach Moriz Heyne (Das deutsche Wohnungswesen, S. 33) zusammen mit altnordisch flatr, platt. Danach flet der flachgeschlagene, platte Fußboden.

Einfahrtsthür (lange dör) *f* auf der Giebelseite, welche aber nicht in der Giebelwand selbst liegt, sondern mehr oder minder tief (bis gegen 3 m) nach der Däle zurückweicht, so daß vor ihr ein kleiner freier Raum *g*, vorschüer (Vorschauer, schüer = Obdach, anderwärts lucht, ütluht genannt) entsteht. Das große Thor (lange dör) ist stets zweiflügelig (Fig. 55 a. v. S.) und jeder Flügel ist noch horizontal geteilt; die beiden Hälften heißen *de böwerste* und *de unnerste*, sie können nach Belieben, um Luft und Licht der Däle zu geben, geöffnet werden. Werden die unteren Hälften weit offen gelassen, so wird als Abschluß eine kleine hölzerne Gitterthür vor den Eingang gelegt, diese heißt *håke* oder *håkedör*. Die beiden großen Flügel des Thores stoßen in der Mitte an einem senkrechten Balken, dem dössel, zusammen, welcher beweglich ist und herausgenommen wird, wenn der Erntewagen seinen Einzug hält. Oben stößt der Dössel in ein Loch des Querbalkens, unten greift er in die Schwelle, den süll, ein und zwar nach Art eines Bajonettverschlusses (Fig. 56). Auch die Schwelle ist beweglich und kann nach Bedürfnis entfernt werden, sie greift beiderseits in schräg vorstehende, an den Thorständern angebrachte, mit einem Schnitt versehene Klöße ein, die *anschrå'n*. Der Verschuß der beiden am Dössel zusammenstoßenden Thorhälften erfolgt durch einen vorgesteckten Holzpflöck, den *ståker*.

Außer dem Hauptthore sind noch zwei kleine seitliche Ausgangsthüren (*lütje dören*) im hinteren Teile des Hauses vorhanden (Fig. 54, *h h*). Sie liegen stets da, wo die Ställe endigen und das Kammerfach beginnt, und führen



Fig. 56. Einschnitt in den  
süll für den dössel.

nach dem Hofraume oder Garten. Auch die Ställe haben meist noch kleine Thüren nach dem Hofe auf der Langseite, durch welche der Mist herausgeschafft wird. Ihr Licht empfangen sie aber von der Däle; selten sind kleine Fensterchen nach der Außenseite hin angebracht. Dagegen haben die Stuben und die Küche ein oder mehrere niedrige Fenster. Da die Däle ihr Licht fast nur von der großen Eingangsthür empfängt und die beiden kleinen seitlichen Eingangsthüren meist geschlossen, zuweilen überhaupt nicht vorhanden sind, so kommt alles Licht von der ersteren und der Hintergrund der Däle ist gewöhnlich dunkel. Dort ist daher meistens in der Wand, die das Kammerfach abscheidet, eine kleine gemauerte Nische angebracht, in welcher eine Laterne steht. Eine solche Nische ist auf der Abbildung der Velpker Däle zu sehen (Fig. 57). Vorschrift für diese Nischen ist  $1\frac{1}{2}$  Fuß Breite und 3 Fuß Höhe, nach der landesherrlichen Verordnung vom 10. April 1751.

Gehen wir, von der Däle, dem Hauptraum, aus weiter auf Einzelheiten ein. An einem hellen Sommertage, wenn die Sonne scheint und die Ernte noch nicht eingebracht ist, können wir, auf der Däle stehend, das gewaltige Gebäude bis zur First überschauen. Denn über der Däle zeigen sich die weit voneinander abstehenden, sich quer über das ganze Gebäude ziehenden „Balken“, die Träger der eingeernteten Heu- und Getreidevorräte. Damit letztere nicht nach der Däle durchfallen, sind lose auf dieselben der Länge des Hauses nach

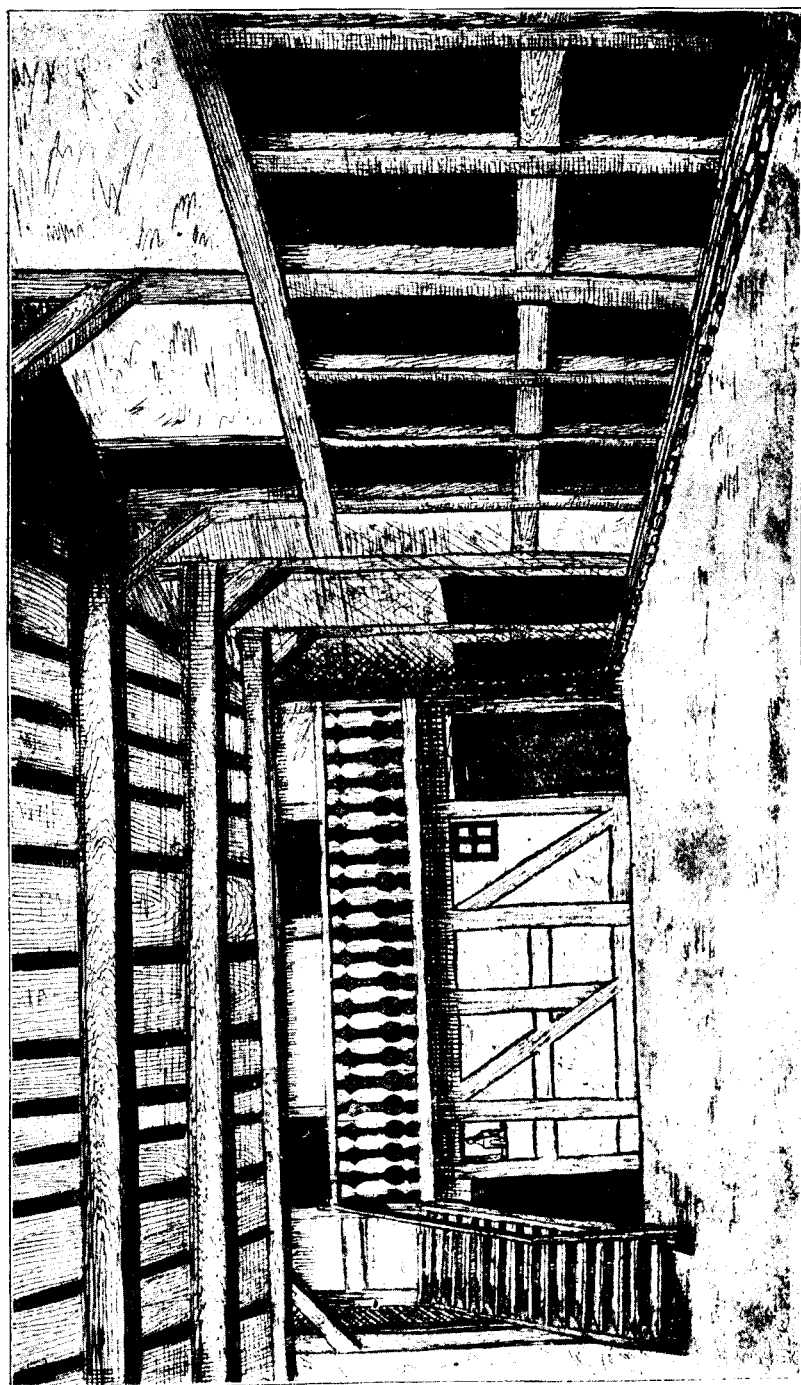


Fig. 57. Däle in Belpfe. Haus von 1678, abgerissen 1894. Rechts öffener Stall. Die Treppe führt hinauf zur böne, vor der eine Galerie im Geschoß des 17. Jahrhunderts läuft. Darunter links die lichte (Vatene) für die Erhellung der Däle.

Bretter, släten, aufgelegt, die nach Bedürfnis hin- und hergeschoben werden können<sup>1)</sup>).

Die Ställe zu beiden Seiten der Däle (gewöhnlich links vom Eingange das Rindvieh, rechts die Pferde) sind ursprünglich alle nach der Däle zu offen gewesen. Zwischen den Ständern steckte das Vieh die Köpfe heraus, um das Futter aus den längs der Däle verlaufenden Futterladen zu nehmen. Unter Vieh, *vei*, wird nur das Rindvieh verstanden, welches nach Häuptern, höwet, gezählt wird. Jetzt sind mannigfache Übergänge des Abschlusses der Ställe gegen die Däle vorhanden: Schiebethüren, niedrigere oder höhere Holzverschläge mit Thüren, oder endlich ganz trennende Mauern aus Ziegeln. Nur noch in wenigen alten Häusern findet man die Ställe nach der Däle zu offen. Vortrefflich waren diese nach der Däle offenen Ställe noch bis 1894 in dem letzten sächsischen Hause des Dorfes Welpke bei Borsfelde zu beobachten, von dem ich hier den Längsschnitt gebe (Fig. 58) sowie eine Ansicht der Däle (Fig. 57).

Das Kammerfach im Hintergrunde des Hauses, jetzt fast durchweg zweistöckig, haben wir vorhin schon erwähnt. Gewöhnlich liegt die Küche in der Mitte



Fig. 58. Längsschnitt eines Hauses in Welpke von 1678. 1894 abgebrochen; bei *a* die nach der Däle zu offenen Ställe.

zwischen zwei Stuben, ein Zeichen, daß sie an die Stelle des einst hier gelegenen freien Herdes getreten ist. Von den Ställen sind<sup>2)</sup> oft noch einige kleine Kammern

<sup>1)</sup> Diese nicht festgenagelten sleiten oder släten haben oft Unglücksfälle verursacht, denn tritt auf dem dunkeln Boden ein Mensch auf das Ende des Brettes, so schlägt dieses leicht über, der Betreffende stürzt durch die Balken auf die Däle und stürzt zu Tode. „Im Amte Gifhorn allein können solcher Unglücksfälle jährlich im Durchschnitte sechs angenommen werden und schwerlich möchten sich viele Häuser finden, worin nicht seit mehreren Generationen ein solches Unglück sich zugetragen haben sollte.“ (Waterlând. Archiv d. Agr. Hannover, IV, 306, 1821.) Jetzt sind die släten meistens fest an die Balken angenagelt.



(i i iq Fig. 54) für Waschraum, Futter schneiden, zum Aufbewahren von Geräten abgetrennt. Eine Regel besteht da nicht, sie liegen hinten oder vorn, je nach Bedürfnis. Oft noch trifft man bei den Ställen die Verschläge, Bügen, für das Gefinde; für die Mägde bei den Kühen; für Knechte und Enten bei den Pferden.

Fast alles Holz, welches zum Aufbau der alten Sachsenhäuser in Ständern und Riegeln verwendet wurde, ist kräftiges, Jahrhunderte überdauerndes Eichenholz, denn Tannen- und Fichtenholz war kaum zu erlangen. Fest und beständig ist das Gefüge des Hauses von den ländlichen Zimmerleuten, oft unter Beihilfe des Bauern hergestellt. Wenn das Strohdach vom Wetter zerzaust und verbraucht ist, selbst die Ziegel oder das Wellerwerk zerbröckelt sind, dann steht das alte Eichenholzgerüst oft noch kräftig da<sup>1)</sup>. Wo Gemeindewaldung vorhanden war, erhielten die Einwohner das Süll-, Ständer-, Riegel- und Balkenholz von Eiche zum Bau im Walde angewiesen. Nach der Flechtorfer Dorfbeschreibung von 1754 war es jedesmal Eichenholz für 8 Spann oder Verbind.

Das Dach. Das Kennzeichnende unserer alten sächsischen Häuser, das sie stets von fern schon erkennen läßt zwischen allen modernen Neubauten, ist das ungeheure, hohe, den ganzen Einheitsbau überdeckende Dach. Bald mehr, bald weniger steil, aber niemals unter 45 Grad erhebt es sich über den an den Längsseiten wenig mehr als mannshohen Wänden. Bei den älteren Häusern ist die Bauart des Daches eine möglichst einfache. Die Sparren sind in die Balken eingezapft und der Hanebalken ist die einzige Querverbindung, wie aus den mitgetheilten Durchschnitten erkenntlich. Die Dachdeckung ist aus etwa 35 bis 40 cm dick übereinander liegenden Strohbüscheln (däkschüwen, docken) fest und wasserdicht gefügt und hat mit der Zeit eine fast schwarze Farbe angenommen, die nur durch angesiedeltes Moos, Graswuchs, Hauswurz u. dergl. Pflanzen unterbrochen wird. Das Decken des Daches mit den däkschüwen beginnt vom unteren Rande an und schreitet nach oben hin bis zur First (fast) vorwärts. Die einzelnen Strohbüschel sind mit weden, Weidenruten, zusammengebunden und auch mit solchen auf die Dachlatten angebunden, was durch Beihilfe und Anziehen mit einem Knebel erfolgte; sie wurden „anefrälet“; neuerdings verwendet man dazu Nägel, anfangs aus Holz, später aus Eisen.

Alle im Braunschweigischen noch erhaltenen sächsischen Häuser haben an der Vorderseite nicht einen vollen, sogenannten steilen Giebel, der vom Boden bis zur First reicht, sondern einen vollen (Fig. 59 a. f. S.) oder halben Walm, d. h. die Strohkappe des Daches reicht wie an den Längsseiten so auch an der Giebelseite

1) Die Ausfüllung des Fachwerkes ist gewöhnlich mit Ziegeln erfolgt. Als Grundlage des ganzen Baues dienen sehr oft Feldsteine, die zusammengelesenen erraticen Blöcke. Bei Nebengebäuden, den Spiekern, Schweineföven u. dergl. findet man noch zuweilen Lehmwände, wobei der Lehm über Latten oder verflochtene Knüppel geschlagen ist, Wellerwerk. Das Holz, welches zu den Unterlagen der Lehm- und Gipsfußböden verwendet wurde, Weller- und Knüppelholz, bezeichnet man als dönnikholt (dönniken = tünnen).

bis auf die Mauern herab und läßt nur den Einschnitt für die Einfahrt (vorschäuer) frei, oder der Giebel ist gebrochen und in seiner halben Höhe erst beginnt das zurückweichende Strohdach, einen halben Walm bildend. Die Rückseite



Fig. 59. Sächsisches Haus mit vollem Giebelwalm.  
Nr. 35 in Wendeburg von 1707.

des Hauses am Kammerfach zeigt aber, auf späteren Ausbau deutend, meist einen vollen steilen Giebel. Nach unten zu sind die etwas über die Mauern hervorstehenden Strohdächer durch die öse, oise, dākoisige auf der Innenseite geschlossen, Bretter, die auf der Hausmauer aufliegen und schräg gegen das Strohdach anschließen.

Wegen ihrer vermeintlichen Feuergefährlichkeit ist man den Strohdächern schon lange zu Leibe gegangen und Verordnungen haben sie untersagt, so die landesherrliche Verordnung vom 10. Juni 1747 mit der Einschränkung, daß nur überall da, wo Ziegeleien in der Nähe sind, Ziegeldächer gebaut werden müssen.

Der Schornstein und der alte Herd. Nur in seinem hinteren Teil über dem Kammerfach besitzt das Haus einen Schornstein; daß aber einst der Rauch frei durch das ganze Haus von dem offenen Herde aus durch das Thor und ülenlock im Giebel abzog, beweisen noch die tiefgeschwärzten Balken aller alten Häuser. Schornsteine waren nämlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus noch eine Seltenheit im Braunschweigischen, namentlich im Gebiete des sächsischen Hauses<sup>1)</sup>, während sie in dem des thüringischen Hauses, gleich den Ziegeldächern, damals schon verhältnismäßig häufiger vorkommen. Die

<sup>1)</sup> Die landesherrliche Verordnung, welche bei Strafe bei allen Neubauten Schornsteine vorschreibt, ist vom 8. Oktober 1744.

handschriftlichen Dorfbeschreibungen erwähnen bei jedem einzelnen Hause, ob es einen Schornstein hatte oder nicht. Viele Dörfer besaßen einen solchen überhaupt nicht, so Duttenstedt noch 1777. Typisch ist z. B. folgende Beschreibung der Häuser in Hondelage von 1755: „Ein Wohnhaus mit Dreschdehle und Stallung. Im Hause ist kein Schornstein, aber ein Feuerspann. Mit Stroh gedeckt.“ Die alte Herdanlage dagegen war im vorigen Jahrhundert in unseren sächsischen Häusern noch sehr verbreitet. In der Dorfbeschreibung von Waggum aus dem Jahre 1754 heißt es: „Udermann Kurt Venke hat einen mäßigen Hofraum, worauf das Wohnhaus von 10 Verbind mit einem schlechten Strohdache ohne Schornstein und ohne separater Küche, wie denn in allen Waggen'schen Häusern dieselbe auf der Dehlen ist.“

Noch finden wir heute seltene Beispiele bei uns, wo der Herd frei auf der Däle steht, mit oder ohne Schornstein.

In Neubrück, Amt Bechelde, steht (1899) im Hause Nr. 21 von 1660 (Besitzer Müller) auch der Herd noch an seiner alten Stelle auf der Däle, doch hat er 1860 statt des rämens (Feuerspanns) einen Rauchfang und Schornstein erhalten. Auf ihm wird ganz nach alter Weise mit dem Kesselhafen gekocht, da aber der Wind durch die beiden lütjen dören und die lange dör zu sehr „den Weibskleuten unter die Röcke fuhr“, hat der Besitzer eine Mauer vor den Herd ziehen lassen und damit ist der Beginn einer Küche gegeben. Ich gebe dieses

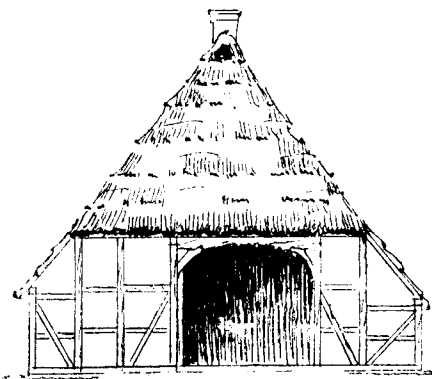


Fig. 60. Vorderansicht.

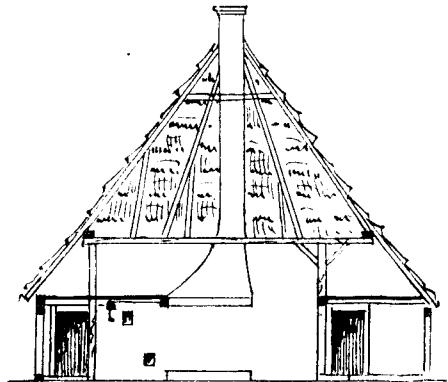


Fig. 61. Querschnitt.

Haus in Neubrück von 1660 (Müller). 1:200.

belangreiche Haus hier in Seiten- und Vorderansicht Längs- und Querschnitt und im Grundriß. (Fig. 60 bis 64.) Aus letzterem erkennt man leicht, wie der alte ursprüngliche Bau nur bis zum Herde im Hintergrunde der Däle reichte und wie alles dahinter gelegene späterer Anbau ist. Der vordere Teil aber kommt in seiner Einfachheit der älteren Form des Sachsenhauses sehr nahe.

Ist nun auch innerhalb der Grenzen des Herzogtums Braunschweig die alte Herdanlage des sächsischen Hauses völlig verschwunden und überall der

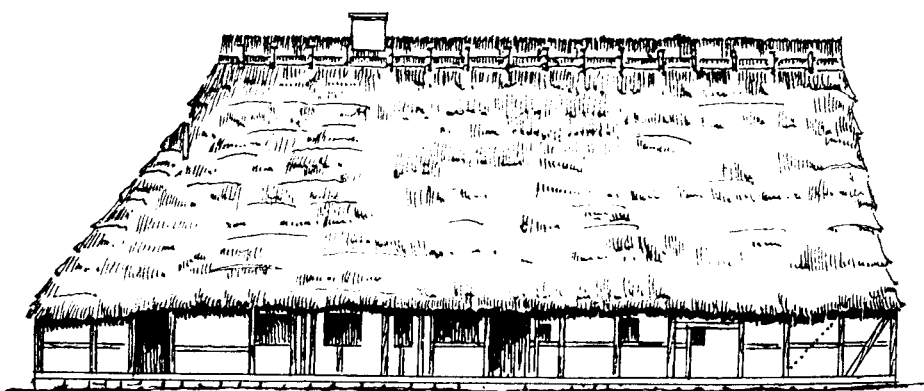


Fig. 62. Seitenansicht.

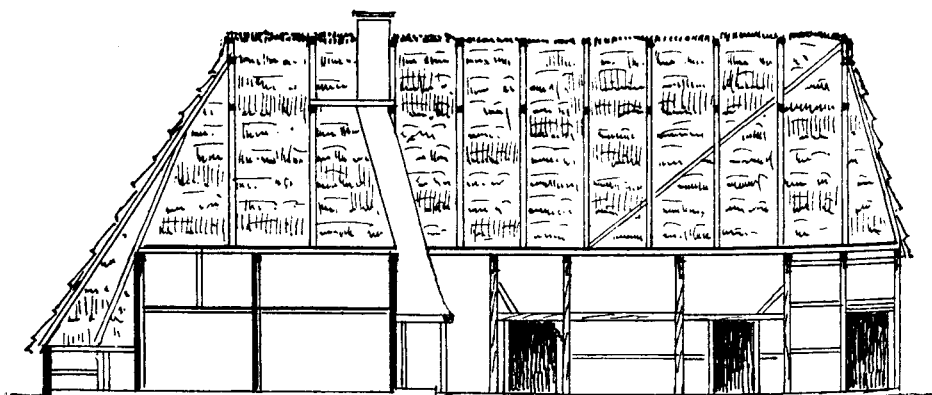


Fig. 63. Längsschnitt.

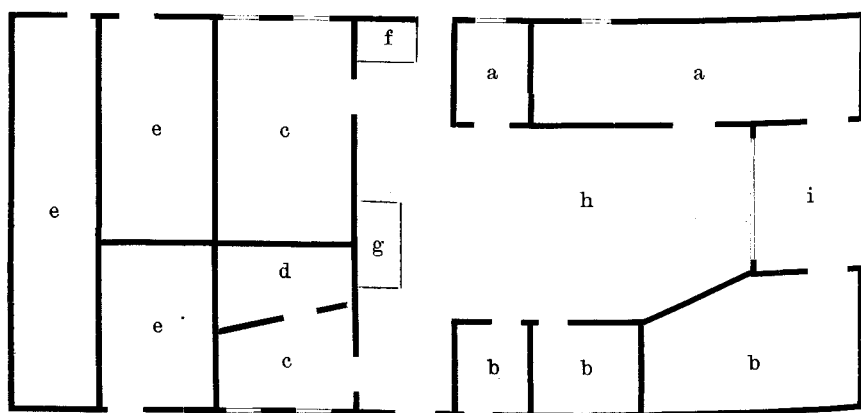


Fig. 64. Grundriß. a Pferdestall. b Kuhstall. c Stuben. d Kofen. e Holz- und Gerätefalle. f Buzge. g Herd. h Däle. i Vorshuer. c, d und e sind später an das ursprüngliche Haus angebaut.

Haus in Neubrück von 1660 (Müller). 1:200.

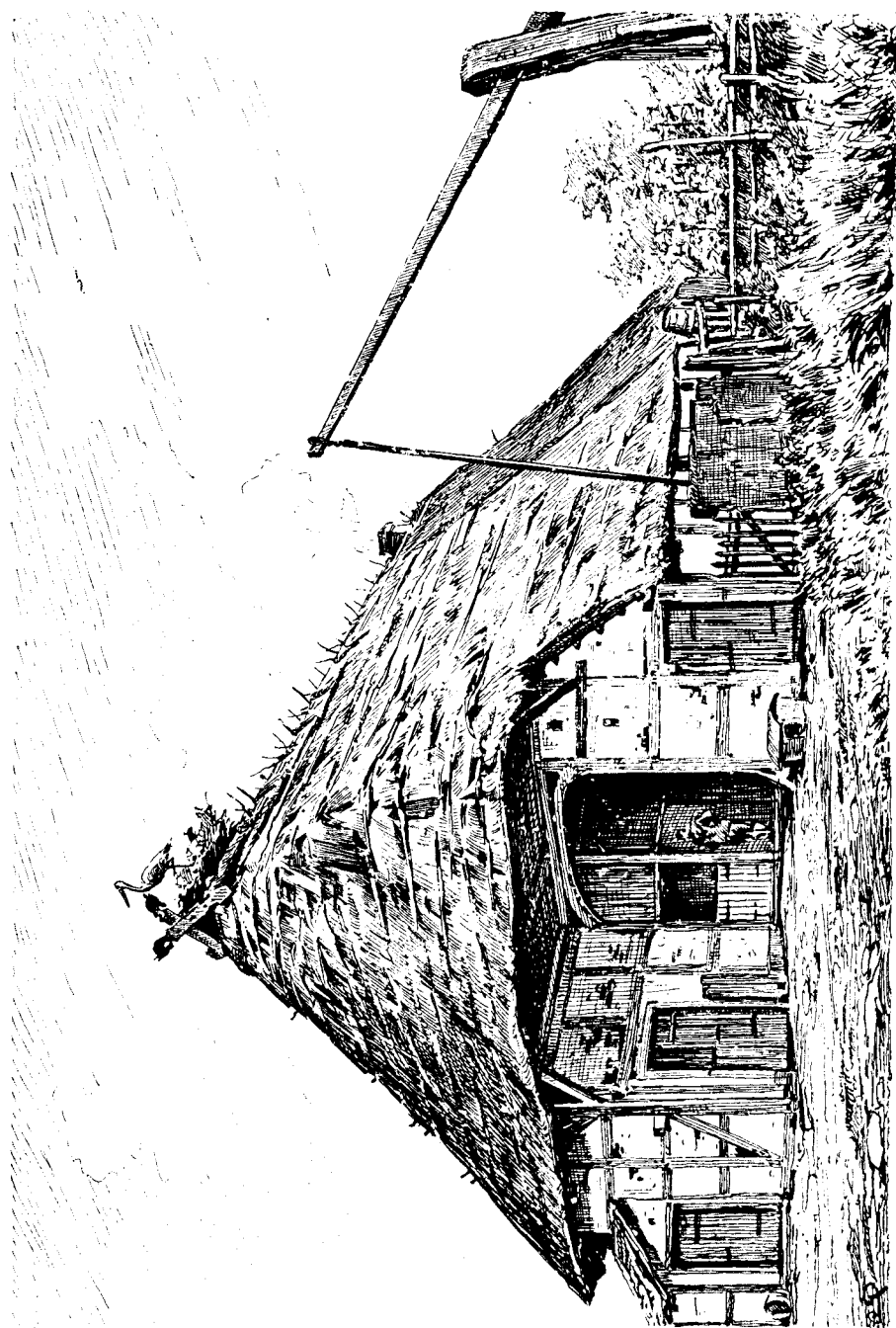


Fig. 65. Sächsisches Haus Nr. 30 von 1664 in Lehre. (Grundriß Fig. 68.)

Schornstein zur Geltung gelangt, hat auch jetzt ein jedes Haus seine besondere Küche, so finden wir doch die alte Anlage sofort noch, wenn auch stets vereinzelt, in den Dörfern des hannoverschen Kreises Gifhorn, wenige Stunden von unserer Landesgrenze. Die Dörfer Westerbeck, Dannenbüttel (Nr. 3. Brand), Borhop bieten typische Beispiele der alten Rauchhäuser mit dem offenen Herde im Hintergrunde der Däle, dessen Feuer dem Eintretenden schon vom Hofe vor dem Hause entgegenleuchtet und hinter dem die Hausfrau ihres Amtes waltet. Ich greife als Beispiel das Haus Nr. 11 (Besitzer Mühe) in Westerbeck heraus, das aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammt und sich seitdem unverändert erhielt.



Fig. 66. Râmen (Feuerspann) und Herd aus Feldsteinen auf der Däle des Hauses Nr. 11 zu Westerbeck (Kreis Gifhorn).

Nach einer Photographie von Dr. F. Fuhje.

Der aus Feldsteinen (kesserlingen) und am oberen Rande aus Ziegeln erbaute Herd von 1,65 m  $\times$  1,35 m Geviert steht frei im Hintergrunde der Däle etwa 1 m von der Hinterwand ab. Er ist 48 cm hoch und zeigt im Innern eine Vertiefung, wo das Holz und der Torf brennt. Nach hinten zu ist er nicht mit dem abschließenden Rande ummauert, sondern fällt nur schräg ab, da hier die Asche herunter gezogen wird.

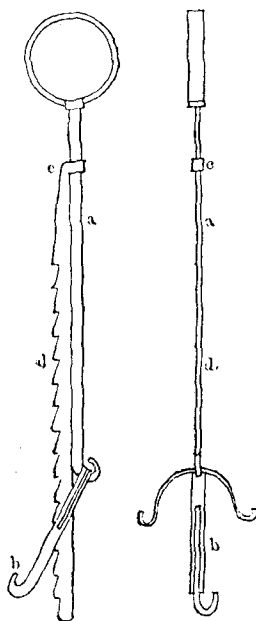
1,70 m über diesem einfachen Herde und ihn allseitig übergreifend hängt der râmen oder Feuerspann, die aus mächtigen Eichenstämmen gezimmerte Schutzdecke für die nach oben fliegenden Funken. Der seit Jahrhunderten gegen

sie anschlagende Rauch hat sie nicht nur tief geschwärzt, sondern auch mit förmlichen, oft 20 cm langen Rußstallakiten überzogen, die im Schein des Feuers erglänzen. Das hängende Biered des schweren râmens mißt an der Vorderseite 2,60 m, an den beiden Längsseiten je 2,35 m. Die beiden die Längsseiten bildenden Eichenbalken sind in die Hinterwand eingelassen. Der sie vorn verbindende Querbalken aber wird von zwei senkrecht von der Decke herabreichenden und durch anschrâ'n verstärkte Balken von 1,25 m Länge gehalten. Das durch die Eichenbalken gebildete Biered des râmens ist mit Eichenbrettern nach oben geschlossen, welche somit die Decke über dem Herde bilden. (In Dannenbüttel dienen beim Haus Nr. 3 statt der Bretter als Decke feste, mit Lehm überdeckte Eichentnüppel, Wellerwerk.) Ganz ohne Schmuck ist der alte Feuerspann nicht und kennzeichnend genug hat der Bauer, der ihn wohl einst selbst zimmerte, dazu die alten Pferdeköpfe gewählt. Die beiden seitlichen Längsbalken des râmens laufen nach vorn, nach der Däle zu, in zwei roh geschnitzte Pferdeköpfe aus (Fig. 66).

Unter dem râmen, quer über dem Herde, verläuft eine dicke Stange aus Eichenholz und an dieser hängt, an einem Ringe verschiebbar, der Kesselhaken, welcher den eisernen Henkeltopf über dem Feuer trägt (Fig. 67).

Fig. 67. Der Kesselhaken.

In einem auf einer Querstange über dem Herde laufenden Ringe ist die Stange *a* befestigt, welche an ihrem unteren Ende den Haken *b* trägt. Dieser Haken ist durchbrochen, um die Zahnstange *d* hindurchzulassen, welche außerdem durch die Öse *e* an der Stange *a* beweglich ist. Soll die Lage verändert werden, so wird der Haken *b* aufgeschippt, um die Zahnstange *d* so weit hindurchzulassen, wie gewünscht wird; alsdann wird an der betreffenden Stelle der Haken *b* wieder heruntergeschlagen, um die feste Verbindung wieder herzustellen.



Der Kesselhaken galt gleichsam als der Kern des alten Hauses und durch seine Berührung wurde bei Verläufen sinnbildlich Besitz durch den Käufer vom dem Hause ergriffen; auch wurde er als Marke in Grenzbeschreibungen aufgeführt, worüber aus dem Lüneburgischen zahlreiche Beispiele vorliegen<sup>1)</sup>. Auch

<sup>1)</sup> Internat. Archiv für Ethnographie VIII, S. 247.

daraus erhellt seine Bedeutung, daß er in das Wappen nieder-sächsischer Adelsgeschlechter (z. B. v. d. Decken) übergegangen ist.

Vor und über dem Feuerspann verläuft gewöhnlich quer über die Däle eine Stange, der wim, an welchem die Schinken, Würste, Speckseiten, von dem ewigen, conservierenden Rauch umhüllt, hängen. Damit wird das Flet um den Herd herum auch zur Räucher-kammer, unbeschadet, daß es auch als Küche und Hausflur dient. Durch das ganze Gebäude erstrecken sich, namentlich wo Torf brennt, dichte Rauchwolken, alles schwärzend und diese Schwärze ist auch den Häusern auf dem Balkenwerke der Däle geblieben, wo längst der alte Herd durch Küche und Schornstein ersetzt ist. Zu allen Fugen des Strohdaches zieht der Rauch hinaus, so daß man, von Ferne sehend, glaubt, das Haus brenne. Daß dieser unaufhörliche Rauch, verbunden mit dem Staub vom Dreschen und Fegen, auf die Atnungsorgane aber nachteilig wirken müsse und nicht etwa antiseptisch, das haben die Ärzte längst erkannt und so haben auch Gesundheitsrücksichten den alten malerischen Herd dem Untergange zugeführt. Malerisch und patriarchalisch war das Leben um ihn herum, wo die häuslichen Arbeiten der Hausfrau verrichtet wurden, wo sie spann und die Kinder sich umhertummelten.

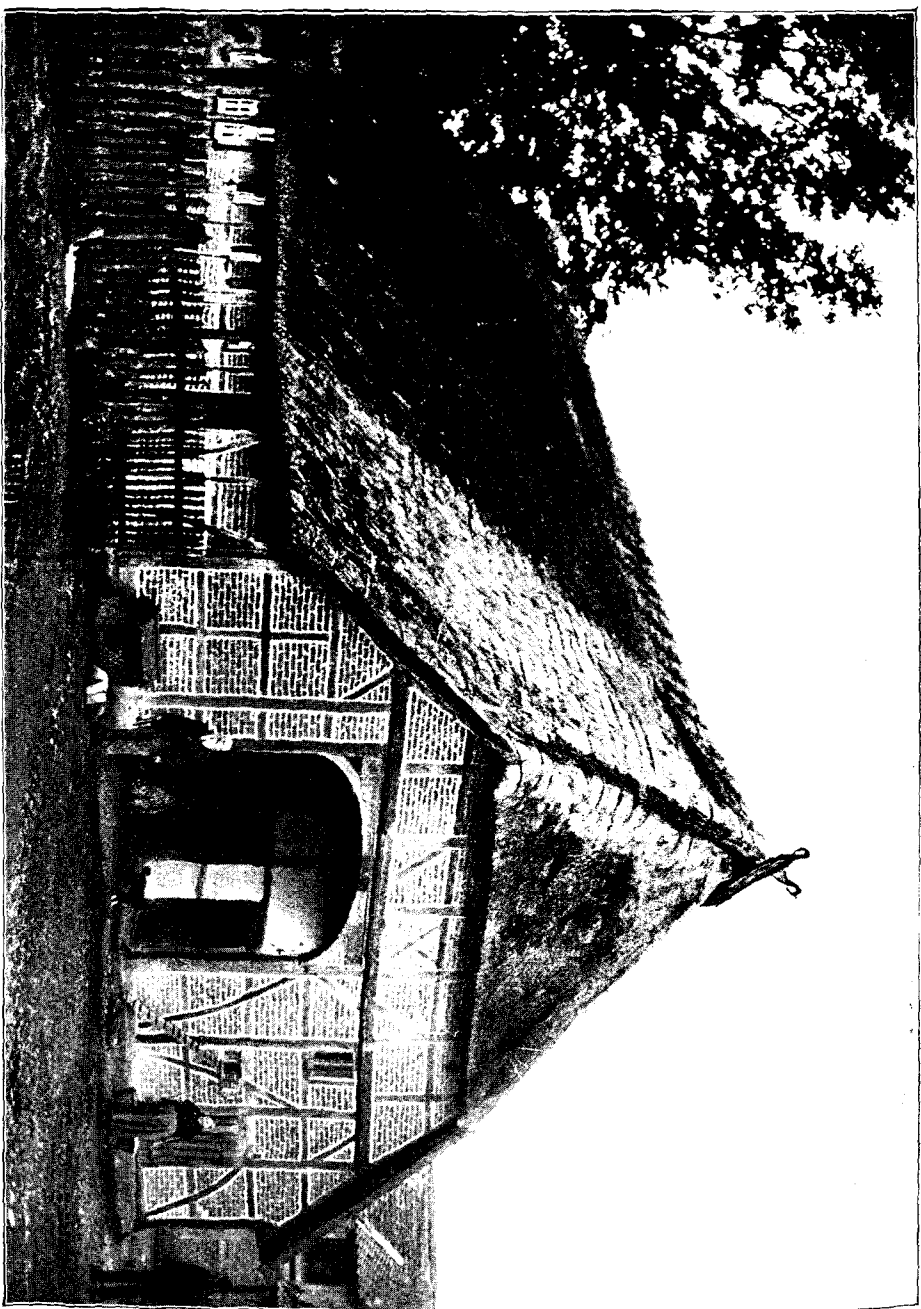
So ist der alte Herd gestaltet, dem Justus Möser sein begeistertest Loblied sang. Auf ihm wurde das Feuer schülend in der Asche erhalten, indem man die Kohlenbrände mit Asche zudeckte. Erst wenn wieder Blut nötig war, erweckte man es zu neuem Leben. So bewahrte der Herd, nach alter Sitte, das ewige Feuer, das man freilich heute leichter durch Streichhölzchen entfacht. Damit aber ist die schöne Sitte, gleich den Vestalinnen das Feuer zu hüten, den Wärme und Licht spendenden Funken zu bewahren, aus unserem Sachsenhause verschwunden und wir sind um ein Stück Poesie ärmer. Späteren Geschlechtern aber will ich sagen: Noch im Jahre 1900 habe ich den alten offenen Herd mit dem ewigen Feuer gesehen und dadurch einen Blick gethan in das alte häusliche Leben unserer nieder-sächsischen Vorfahren: unvergeßlich steht das Bild vor mir!

Abweichende Typen. Das Haus, welches ich hier zu schildern versuchte, ist der gewöhnliche Typus, wie er sich bei uns erhalten hat und nur, je nachdem das Dach einen ganzen oder halben Walm bildet, erscheint es in seinem Äußeren verschieden. Daneben kommen aber noch einige Varianten vor, die zunächst auf die Gestalt der vorschüer sich beziehen.

Eine von der gewöhnlichen Art der vorschüer abweichende Form tritt nämlich in den Dörfern nordöstlich und östlich der Stadt Braunschweig, in den Büttels, nach Fallerleben und dem Hasenwinkel zu, bei älteren Häusern auf. Sie entsteht dadurch, daß die eine Stallseite vor die Giebelwand etwas hervortritt und die andere demgemäß zurückbleibt. Dadurch wird die vorschüer nicht mehr zu einem bloßen Einschnitt in die Giebelseite, sondern nimmt, von der Dachkappe überschattet, etwa zwei Drittel derselben ein, wie dieses die Abbildung (Fig. 65) des Hauses in Lehre nebst dem dazu gehörigen Plane (Fig. 68) zeigen. Es findet sich auch ein späteres Zubauen dieser Art vorschüer, indem der







Schönes Haus in Muesbühl von 1779.  
(Heister Stutten.)



Sächsisches Haus Nr. 27 in Glentorf.

(Reimer's Handb.) Grundriss desselben Fig. 69, S. 167.



zurückstehende Teil der Ställe vorgezogen wird und nun eine gewöhnliche Art der vorschüder entsteht, welche jetzt bloß in der Mitte einschneidet. Dieses ist z. B.

1779 bei dem schönen Hause Nr. 2 in Ausbüttel (nahe der braunschweigischen Grenze im Kreise Gifhorn) erfolgt, wo nun ein regelmäßiger Giebel mit Halbwalmdach entstanden ist (Tafel V).

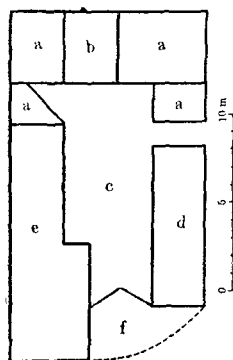


Fig. 68. Haus in Lehre.  
Nr. 30. Grundriß.

a, a Stuben und Kammern.  
b Küche. c Däle. d Kuhstall.  
e Pferdestall. f Vorschuer.

Eine größere Abweichung von dem allgemeinen Grundplan habe ich bei einem Hause gefunden, auf das ich zuerst<sup>1)</sup> aufmerksam machte (Tafel VI). Dieses malerisch gelegene und durch einen reich entwickelten Giebel ausgezeichnete Haus in Glentorf (Nr. 27, Besitzer Warnecke) ist nicht datiert, stammt aber aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es zeigt uns, daß, so sehr auch die sächsischen Häuser unserer Gegend traditionell nach einem Muster gebaut wurden, doch auch in früherer Zeit Abweichungen, bedingt durch den Geschmack des Erbauers, nicht ausgeschlossen waren. Bei diesem Wohnhause liegen die Wohnräume nicht hinten, wie sonst allgemein üblich, sondern vorn, der Straße zu, hübsch zweistöckig entwickelt rechts von der Däle (Fig. 69). Wo sonst das Kammerfach sich anschließt, liegen die Fortsetzungen der Ställe, und

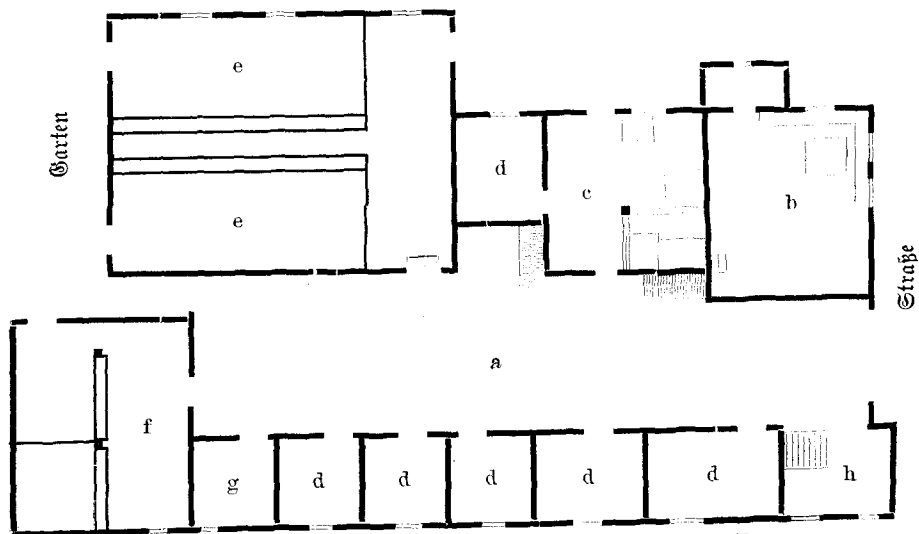


Fig. 69. Haus in Glentorf Nr. 27 (Warnecke). Grundriß.

a Däle. b Stube. c Küche. d Kammern. e Kuhstall. f Pferdestall. g Futterkammer. h Lichtwinkel.

die Däle ist bis hinten hin durchgeführt, hat aber nur einen schmalen Ausgang, der keineswegs der Breite des Giebelthores entspricht. Seitliche Ausgänge (lütje dören), die sonst neben dem Kammerfache an den Längsseiten ins Freie führen, fehlen

<sup>1)</sup> Zeitschrift für Ethnologie 1895, S. 33, nebst Abbildung.

dagegen dem gut erhaltenen, noch fast ganz im ursprünglichen Zustande befindlichen Hause<sup>1)</sup>. In einigen Nachbardörfern, z. B. in Wahrstedt, kommen ähnliche Typen vor.

Die Größenverhältnisse der sächsischen Häuser, die ja alles, was der Landmann an Raum bedarf, unter einem Dache zusammenfassen, sind ganz ungewöhnliche, wenn man andere Bauernhäuser damit vergleicht. Die größten sind jetzt alle verschwunden; es waren diejenigen der wohlhabenderen Ackerleute, die am ehesten die Mittel zu einem Neubau besaßen; was übrig blieb, gehört schon kleineren Bauten an und erreicht höchstens eine Länge von 20 m.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts werden aber bedeutend längere Häuser erwähnt. Die Dorfbeschreibung von Lehre aus dem Jahre 1754 nennt Nr. 3 „den großen Hof“. Er war 85 Fuß lang (23,8 m), 45 Fuß breit, mit Stroh

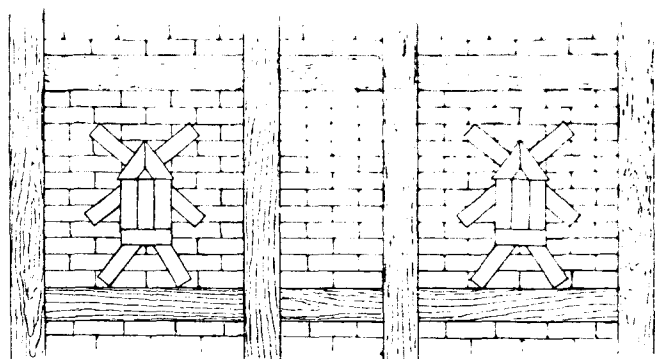


Fig. 70. Barnsteinsezung, Wendischott.

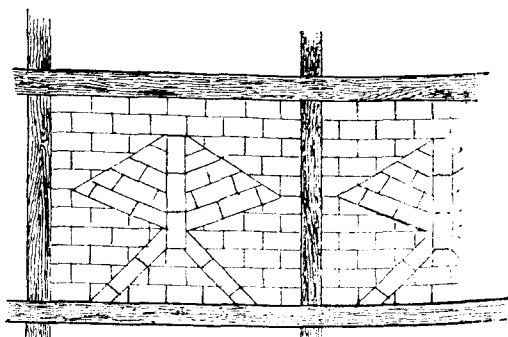
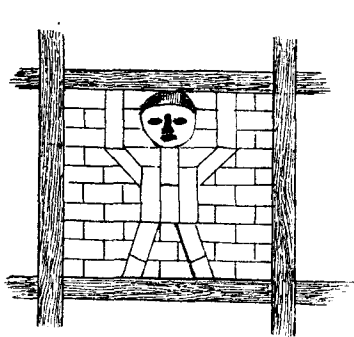


Fig. 71. Barnsteinsezung, Rötgesbüttel. Fig. 72. Barnsteinsezung, Rötgesbüttel.

gedeckt und ohne Schornstein. Häuser von 60 bis 70 Fuß Länge werden vielfach in diesem Dorfe angeführt. In Querenhorst berichtet die Dorfbeschreibung von 1756 vom Hause des Halbspäners Blanke: „Es hat 11 Verbind, ist

<sup>1)</sup> Ähnliche Typen bei Henning a. a. O., Fig. 19 (Leinegau und an der Diemel).

86<sup>1.2</sup> Fuß lang (24,2 m), 41 Fuß breit, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt.“

Der Giebel. Fast alle die erhaltenen alten sächsischen Häuser im Braunschweigischen stammen aus dem 17. und 18. Jahrhundert; die meisten derselben sind an der Stelle von Gebäuden errichtet worden, die der Dreißigjährige Krieg zerstörte. Beim Aufbauen konnte der verarmte Landmann nicht daran denken, sein Heim künstlerisch auszugestalten, ganz abgesehen von der Frage, ob er hierzu den Sinn besessen hätte. Nüchterne Zweckmäßigkeit, einzig Sinn für das Praktische kennzeichnen daher den Bau, und nur an der Giebelseite sind schüchterne Versuche zu einer künstlerischen Verzierung gemacht. Zunächst bei den Barnsteinen, die nicht immer einfach horizontal gelegt sind, sondern zuweilen Muster bilden, die sich zu geometrischen Figuren ausbilden. Öfter finden wir sie in der Form von Bäumen (Fig. 72), öfter als Windmühlen (Fig. 70), auch sind menschliche Figuren versucht worden (Fig. 71).

Die Überlieferung schweigt über diese Figuren, wenigstens habe ich stets nur die Auskunft erhalten, daß es sich um Zierat handle. Nur an den älteren Häusern finden sich diese Backsteinsetzungen, am häufigsten in den Büttels. Am meisten ist die baumartige oder als Strauch mit einem Stiel erscheinende Figur vertreten und diese stimmt ziemlich genau überein mit derjenigen, die anderweitig (bei Hamburg, Lübeck, Holstein, Lauenburg, angrenzende Teile von Hannover, Mecklenburg) als Donnerbesen bezeichnet wird. Die verzigten, besenartigen Gebilde, die sich bei Kiefern und Fichten finden, werden vom Volke als Donner- oder Hegenbesen bezeichnet. Man steckte diese eigentümlich gestalteten Zweige auf den Giebel des Hauses, um es gegen Blitz- und Feuergefahr zu schützen und ahmte sie im Rohziegelbau der Giebelfelder der bezeichneten Gegenden nach. Die braunschweigischen Gebilde dieser Art (z. B. in Waggum) stimmen mit den aus dem nördlicheren Gebiete sehr überein, nur sind letztere aus einem Stiele hervorgegangen, während unsere meistens auf einem Paar Stelzen stehen. An der Aller aber schon finden sich Figuren aus Barnsteinsetzungen, die wir wohl für echte Donnerbesen ansehen dürfen, wenn auch der

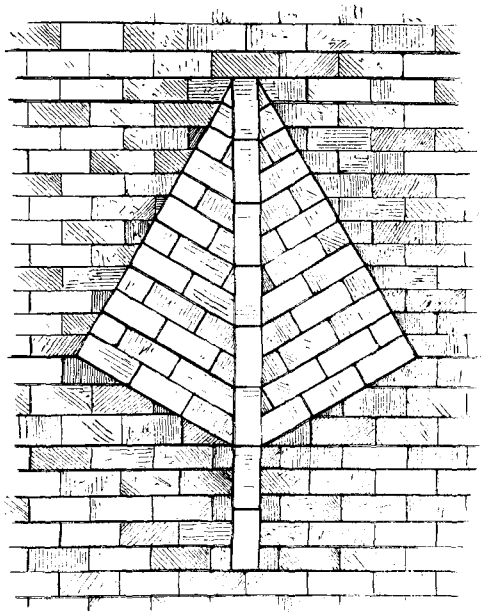


Fig. 73. Donnerbesen in Backsteinsetzung.  
Vom Hause Nr. 1 in Kästorf bei Vorsfelde. 1713.

Sinn derselben schon verloren ist. Fig. 73 habe ich am Hause Nr. 1 in Rästorf von 1713 gefunden<sup>1)</sup>.

Am meisten Sorgfalt ist auf die Querbalken der Giebelseite verwendet. Der über dem Thore liegende Hauptbalken trägt gewöhnlich den Hauspruch, Namen des Erbauers und Jahreszahl der Erbauung. Bei einem Hause in Vortfeld von 1724 (Fig. 81) zeichnen sich die Verschalungen im Giebel durch eine fortlaufende Reihe aufgemalter Figuren von Tannenbäumen, Pflanzen u. dergl. aus. Profilierungen und Korbchnitte an den Balken und Thüren sind nicht häufig, wie denn die kräftigen geschwärzten Eichenständer und Kiegel flach, so, wie sie aus der Hand des Zimmermanns kamen, geblieben sind. Hier und da zeigen die Thürstände ein wenig Schnitzerei und bei dem erwähnten Hause in Glentorf (Tafel VI), welches aber in vieler Beziehung eine Ausnahme unter den sächsischen Häusern Braunschweigs bildet, tritt der obere Teil des Giebels unter dem Halbwalmdache über den unteren hervor und ruht auf den vortragenden Balken, welche von hübsch profilierten Konsolen getragen werden — ähnlich wie bei den Holzhäusern der Stadt Braunschweig, die hier wohl nicht ohne Einfluß geblieben sind. Die Galerie vor dem ersten Stocke des Kammerfaches und die von der Däle aus zu dieser hinaufführende Treppe zeigen auch oft gering verziertes Geländer, wie dieses aus der Abbildung der Däle in Velpke (Fig. 57, S. 157) ersichtlich ist. Weiter nördlich, namentlich im Kreise Isenhagen, beginnt man neuerdings die Balken der Häuser ultramarinblau zu übermalen und darauf lange, das ganze Haus umschließende Bibel- und Gesangbuchsverze mit Weiß und Rot aufzuschreiben, dazu Blumen im Geschmack des Tünchers; das Ganze wirkt schreiend.

Die Pferdeköpfe. Der wesentlichste, oft der einzige Schmuck unserer alten nieder-sächsischen Häuser, sofern sie noch Strohdächer besitzen, sind die charakteristischen gekreuzten Pferdeköpfe am Giebel, sowohl hinten wie vorn, welche aber nicht bloß Schmuck sind, sondern konstruktiv zum Bau gehören<sup>2)</sup>. An den Giebeln der steilen Dächer tritt die Lage der Strohbindel (schüwen, docken), aus welchen das Dach besteht, zu Tage und steht meistens noch 30 bis 40 cm vor der Giebelwand ins Freie. Diese äußersten Ranten der Strohbedachung nun sind, da sie leicht vom Winde gefaßt werden, einer baldigen Zerstörung ausgesetzt. Man bringt daher vor den vortretenden Ranten der Strohlagen an der Giebelspitze Schutzbretter an, welche so breit sein müssen, als die Strohbedachung dick ist, etwa 30 cm. Diese Schutzbretter heißen bei uns windbrä'er, auch windberge, weil sie vor dem Winde und seinen Einwirkungen schützen, vor ihm bergen — gerade so wie in der Altmark<sup>3)</sup>. Außer

<sup>1)</sup> Von den architektonischen Donnerbesen handelt E. Friedel in „Möller und Tüll Gedenkblätter“ (in der Berliner Zeitschrift „Der Bär“ 1894) und im Monatsblatte der „Brandenburgia“ (Januar 1896).

<sup>2)</sup> Vergl. hierüber Simon, Die Pferdeköpfe an den Giebeln der niederdeutschen Bauernhäuser. Zeitschr. d. histor. Ver. für Niedersachsen, 1880, S. 201.

<sup>3)</sup> Danneil, Altmark. Wörterbuch, S. 280.



diesen Namen tritt in den Dörfern nördlich von der Stadt Braunschweig und dann weiterhin in den Büttels der Ausdruck kraienstaul, Krähenstuhl, für die Pferdeköpfe auf, weil die Krähen dort gern sich niedersetzen. Die Befestigung der Windbretter in die Lagen des Strohes wird entweder durch lange durchgesteckte Holznägel bewirkt, oder sie haben kleine Ausschnitte, welche in die vortretenden Dachlatten eingepaßt sind. Damit nun diese Windbretter, welche durchlocht sind, nicht aufspalten, ließ man sie am First kreuzweise übereinander vorstehen und in diese vorstehenden Enden sind nun durch sehr einfache Arbeit mit der Säge die Pferdeköpfe silhouettenartig eingeschnitten. Dabei hielt man sich, wie die Figur 74 zeigt, an die Breite des Brettes. So findet sich das



Fig. 74. Silhouette des Pferdekopfes.

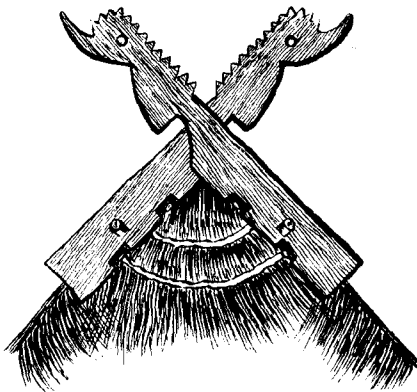


Fig. 78. Aus Elper Nr. 59 (Miermar).

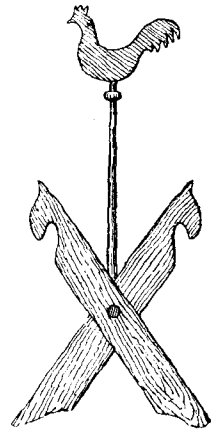


Fig. 76. Aus Voittlingen.

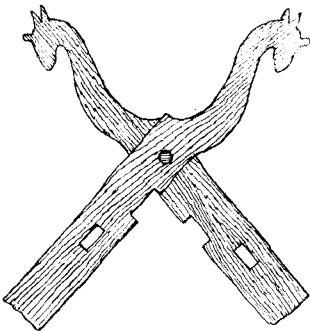


Fig. 75. Aus Parjan.

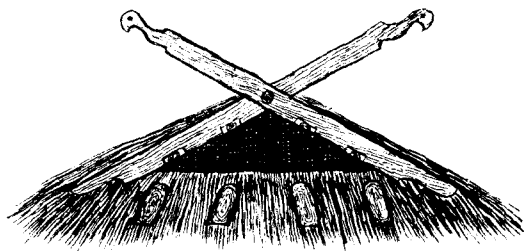


Fig. 77. Aus Dandorf Nr. 55 (c. 1700).

Ornament nur bei den alten Strohdächern, niemals aber bei den Ziegeldächern, die an deren Stelle traten, da bei letzteren das konstruktive Bedürfnis fortfiel.

Die Formen der Pferdeköpfe wechseln. Im allgemeinen aber sollen sie stets einen richtigen Pferdekopf vorstellen. Es kommen aber nicht bloß bei uns,

sondern auch in anderen niedersächsischen Landschaften, abweichende Formen vor, die man eifrig gesammelt und abgebildet hat. Ich glaube nicht, daß diesen abweichenden Formen eine allzu große und tiefe Bedeutung beizumessen und daraus womöglich ethnographische Schlüsse, z. B. fremde Abkunft der Bewohner, die unter diesen Pferdeköpfen wohnen, abgeleitet werden dürfen; ich bin vielmehr der Ansicht, daß der individuelle Geschmack des Zimmermanns hier das meiste gethan hat. Oft ist auch ein solcher Giebelschmuck migriert und es sind da sonderbare Gebilde entstanden, deren zoologische Deutung schwer fällt. Selbst in ein und demselben Dorfe kommen verschieden gestaltete „Pferdeköpfe“ vor. Das zeigt sogar unser kleines Gebiet. Der normale Pferdekopf ist bald ohne, bald mit Zügel dargestellt; letzteres z. B. in den Dörfern Warmenau, Rästorf, Tiddische, oder er hat als Schmuck noch einen Strauß (oder Hörner) aufgesetzt erhalten, wie in Parsau (Fig. 75 a. v. S.); bei einem jetzt im Städtischen Museum befindlichen Giebelschmuck aus Höttingen (Fig. 76 a. v. S.) fand ich über den Pferdeköpfen noch einen Hahn auf einer Stange angebracht, der wohl als christliches Symbol aufzufassen ist und nach Analogie der Hähne auf den Kirchtürmen dorthin gestellt wurde<sup>1)</sup>. In Dannorf, dessen Nachbardörfer die normalen Pferdeköpfe am Giebel führen, besaßen die Häuser früher alle Vogelköpfe als Schmuck; im Jahre 1895 war aber nur noch ein einziges Giebelzeichen dieser Art vorhanden (Fig. 77 a. v. S.). Wunderbare Gebilde endlich zeigt der Giebelschmuck des letzten strohgedeckten Brinkfischerhäuschens in Ölper (Fig. 78 a. v. S.). Zimmermanns- oder Tischlerlaune spricht aus vielen dieser Gebilde, die doch nur 200 Jahre oder wenig mehr alt sind. Damals aber, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, als sie aus den Brettern ausgeschnitten wurden, war sicher eine etwaige Tradition von der ursprünglichen Bedeutung der Pferdeköpfe schon verloren, so daß man sich an eine solche nicht zu halten brauchte und leicht Abweichungen von dem Herkömmlichen erjann. Das aber ist ständig bei den Pferdeköpfen in unserem Lande, daß sie nach außen schauend aufgesetzt sind, niemals nach innen, wie im Lüneburgischen. Bekannt ist, wie weiter nach Norden zu durch die Heide bis nach Hamburg hin sich zu den Pferdeköpfen und diese öfter ersetzend, ein einfacher Pfahl gesellt, der senkrecht am Giebel emporsteht und öfter auch verziert erscheint. Solche Pfähle beginnen schon nördlich von Vorsfelde und werden in den Kreisen Iphenhagen und Ülzen immer häufiger. Fig. 79 zeigt einen solchen aus Teschen-dorf, der nach oben in einen Morgenstern übergeht, darüber eine Vlie — alles aus Eichenholz geschnitzt. Oft steht der Pfahl an dem einen Giebel, während die Pferdeköpfe den anderen einnehmen. In Borchop, Kreis Gifhorn, hörte ich den Pfahl hänkenspär und höschkenspär nennen; weiter nördlich wird er als „Wendentrüppel“ bezeichnet.

<sup>1)</sup> Der Hahn auf den Kirchen soll den Heiland andeuten (Wolfgang Menzel, Christliche Symbolik I, S. 366). Zu erinnern ist auch daran, daß Höttingen zu den wendischen Dörfern gehört und daß man im benachbarten hannoverschen Wendlande früher sogenannte Kronenbäume errichtete mit dem Kreuze und dem Hahne darüber. (Henning, Das hannoversche Wendland, S. 74.)

Deutung der Pferdeköpfe. Wo der sächsische Stamm das Haus nach seiner Art gebaut hat, vom Rhein bis an die Elbe und darüber hinaus in der Mark, Mecklenburg, Holstein, Pommern, tritt der Pferdekopf als Siebelschmuck auf und er ist auch zu den benachbarten Wenden und Litauern übergegangen <sup>1)</sup>. Er fehlt aber bei den nördlich angrenzenden Friesen und Dänen.

In einem geschlossenen Gebiete, das von einem Stamme, dem sächsischen, bewohnt wird, auftretend, ist dieser Siebelschmuck auch als ein Stammeszeichen aufzufassen und wenn er ähnlich hier und da an der Wolga oder in den Alpen, bei ganz anderen Völkern und mit einer ganz abweichenden Bauart verknüpft vereinzelt vorkommt, so ist doch ein innerer Zusammenhang und eine Verwechselung mit unseren Pferdeköpfen ausgeschlossen.

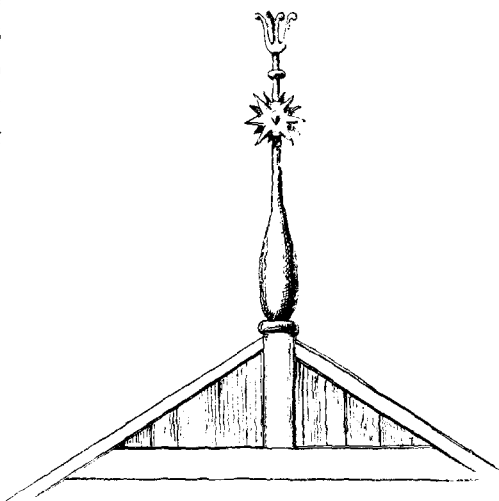


Fig. 79. Hänkenspër. (Wendentnippel.)

Der Sachsenstamm in seinem alten Gebiete, sein Einheitshaus und der Siebelschmuck der Pferdeköpfe, sie gehören untrennbar zusammen, und da erscheint denn die oft wiederholte Ansicht, daß die Pferdeköpfe auf ein heiliges Roß der Sachsen hindeuten, nicht ohne Begründung und annehmbar, wenn auch ein strenger Beweis dafür nicht erbracht werden kann. *Equi candidi et nullo mortali contacti* waren (Tac. Germ. X) den alten Germanen heilig. Berühmter Männer Roß wurde mit diesen auf dem Scheiterhaufen verbrannt (Tac. Germ. XXVII). Pferdeopfer waren im germanischen Altertum ein häufiger Brauch. Worauf deuten die vielen Hingstbarge, Roßberge, Schimmelberge in der von der Pflugsschar unberührten Lüneburger Heide? Auf den Kultus des Pferdes bei Sachsen und Varden? <sup>2)</sup>. Das Roß ist seit den ältesten geschichtlichen Zeiten unvergänglich mit dem Sachsenstamme verquickt und es findet als Abbild desselben noch heute seine Verwendung in und an vielerlei Gerät. Einen vorzüglichen Überblick gewährte 1898 die Niedersächsische Heraldische Ausstellung zu Hannover, in welcher dem Sachsenroß eine besondere Abteilung gewidmet war. Wie hoch das Volkssymbol hinaufgeht und sich nachweisen läßt, zeigt die Fahne der angelsächsischen Grafschaft Kent in England, das weiße Pferd im roten Felde, völlig unserem Wappen entsprechend. Hengist, der 455 das Königreich

<sup>1)</sup> Die Pferdeköpfe finden sich auch im nördlichen Nassau und im Siegenschen, also in einem südlich an die Sachsen angrenzenden Gebiete. A. Peez, *Erlebt und Erwandert*. Wien 1899, S. 7.

<sup>2)</sup> v. Hammerstein-Loxten, *Vardengau*, S. 564.

Kent gründete, ist es selbst, der bei Besitznahme Englands diese Fahne mit dem Roß hinübergetragen haben muß. Das wird überraschend bestätigt durch altenglische Münzen des 8. und 9. Jahrhunderts mit dem Pferde. Auch das in den fast senkrechten Kalkfelsen bei Uffington in Berkshire eingegrabene Riesenpferd, welches hellleuchtend aus der grünen Rasenfläche hervortritt, gilt als uralte und auf die Angelsachsen zurückführend. Es ist 107 m lang, vom Kopfe bis zu den Vorderhufen 37 m hoch, und barbarisch in der Form. Hier sollen Alfred d. Gr. und Ethelred die Dänen aufs Haupt geschlagen, ihnen Odins Rabenflagge abgenommen und ihre Krieger beauftragt haben, das Riesenpferd in den Abhang zu schneiden<sup>1)</sup> (Fig. 80). Privilegien schützten den Fortbestand



Fig. 80. **1** Das weiße Roß von Uffington in Berkshire.  
Nach Pearsons Magazine 1897.

dieses Denkmals und die Tage seiner Reinigung von Gras und Gestrüpp waren alte Festtage.

Vielfach ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß die Giebelzier der Pferdeköpfe mit diesem altsächsischen Stammeswappen, dem Pferde, zusammenhänge, wie es im Wappen von Braunschweig, Hannover und Westfalen geführt wird und das wohl einen Nachklang des alten Sachsenrosses darstellt<sup>2)</sup>.

In den älteren in Siegeln vorhandenen Wappen des

sächsischen Hauses erscheinen der Löwe und die Leoparden. Erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts tritt plötzlich in allen Linien des alten Hauses Braunschweig völlig unaufgeklärt das Pferd in der Helmszier auf und daneben zeitweilig auch im Schilde. Das Pferd ist erst im 17. Jahrhundert unter Herzog Rudolf August (1666 bis 1704) zum Hauptwappenbilde des welfischen Hauses und damit zum Wappen von Braunschweig und Hannover geworden<sup>3)</sup>. Auf älteren Münzen kommt das Pferd nicht vor<sup>4)</sup>. Von 1649 an erscheint es auf den Münzen der Lüneburger, von 1690 auf denen der Wolfenbüttler Linie, auf den eisernen

<sup>1)</sup> Pearsons Magazine, Oktober 1897, S. 417 (Turf Monuments by J. R. Creed).

<sup>2)</sup> In den ältesten Zeiten sollen die Sachsen allerdings ein anderes Wappen, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist, geführt haben. Widukind von Corvey, der im 10. Jahrhundert schrieb, berichtet nämlich (I, 11), daß die Sachsen, welche 531 den Franken gegen die Thüringer zu Hülfe kamen, „heilige Feldzeichen“ geführt hätten, „mit der Figur eines Löwen und Drachen und darüber ein fliegender Adler“.

<sup>3)</sup> H. Grote, Geschichte der welfischen Stammwappen. Leipzig 1863, S. 49 ff.

<sup>4)</sup> Eine Ausnahme bildet der Brillenthaler des Herzogs Julius von 1588.

Ofenplatten unseres Landes seit 1650. Wo aber kommt dieses heraldische Pferd her? Dürfen wir nicht vermuten, daß es, eine Erinnerung aus uralter Zeit, das Sachsenroß wieder auffrischte? Wie sehr aber das niedersächsische Volk sich im Zusammenhang mit seinem alten Symbole fühlte und noch fühlt, geht daraus hervor, daß es einen großen Teil seiner Geräte in Haus und Hof mit demselben schmückte. Am Herdrähmen erscheinen mächtig hervortretend aus den alten Eichenstämmen die Pferdeköpfe, das Schwingebrett für den Flachs und das Mangelbrett für die Wäsche, die Ofenplatten, die Bierkrüge, die Schüsseln und die Wirtshauschilder zeigen das Sachsenroß.

Neben der Ansicht, daß wir es mit einem Stammes- oder Wappenzeichen der Sachsen bei den Pferdeköpfen zu thun haben, läßt sich aber eine zweite hören. Durch das germanische Altertum geht die Sitte, den Kopf geopferter Pferde als sogenannte Reidsstange zu errichten, d. h. man steckte das Roßhaupt auf einen Pfahl, richtete ihn nach der Gegend, von wo man Feinde erwartete und wählte diese dadurch abzuhalten<sup>1)</sup>. Derartige Vorstellungen haben sich bis über die Reformationszeit hinaus erhalten, wie noch 1584 der Schädel einer Stute auf eine Stange gesteckt als Mittel, um Ratten und Raupen zu vertreiben, in Deutschland angewendet wurde<sup>2)</sup>. Der Gedanke lag nun nahe, die abwehrende Eigenschaft, die dem Roßhaupte innewohnte, gegenüber Feinden, menschlicher oder dämonischer Art, zu verwenden, indem man die natürlichen Häupter der geopferten Pferde am eigenen Hause anbrachte. Noch im Jahre 1898 fand ich über den Balken der großen Thür des niedersächsischen Hauses Nr. 18 in Mühlen einen versteckten Pferdeschädel, den der Besitzer zur Abwehr von Pferdekrankheiten dort befestigt hatte. An die Stelle der natürlichen Schädel traten dann künstliche Nachbildungen, die am Giebel, dem hervorragendsten Teile des Hauses, aufgesteckt, allmählich bloß als Hauszschmuck angesehen wurden, da der tiefere, innere Sinn mit der Länge der Zeit verloren ging. So entstanden nach dieser Ansicht unsere Pferdeköpfe auf den sächsischen Bauernhäusern. Warum aber sollten nur die Sachsen und nicht andere Germanen sie so benutzt haben?

Endlich wollen wir bei der Deutung noch dem nüchtern denkenden Architekten das Wort lassen. Simon<sup>3)</sup> begnügt sich mit der Erklärung, daß unsere Pferdeköpfe einfach als Verzierungen der Windbretter aufzufassen seien, die nach oben hin nicht stumpf und unfertig bleiben konnten, sondern weiter ausgestaltet werden mußten, wobei der Landmann auf das bei ihm beliebteste Tier, das Pferd, verfiel. Damit ist aber keineswegs das Vorkommen der Pferdeköpfe in so auffallender Weise im ganzen Gebiete des Sachsenstammes erklärt, und was den Sachsen in diesem Falle recht ist, ist anderen billig. Andere Stämme kennen aber diese Art der Windbretteraus schmückung nicht in der ausgedehnten, das ganze

<sup>1)</sup> Grimm, D. M. 379.

<sup>2)</sup> R. Andree, Ethnographische Parallelen, Stuttgart, 1878, S. 128, wo die gleiche Vorstellung von der alles Übel abwendenden Macht der Pferde- und anderen Tiereschädel bei Südslaven, Letten und verschiedenen Naturvölkern nachgewiesen ist.

<sup>3)</sup> Zeitschr. d. histor. Vereins für Niedersachsen 1880, S. 213.

Gebiet durchziehenden Weise. Jedenfalls haben die ersten beiden Deutungen, als Stammeszeichen der Sachsen und als schützendes, Unheil wehrendes Symbol für die Pferdeköpfe mehr Wahrscheinlichkeit<sup>1)</sup>.

Das Ulenlock. Noch sind zwei mit dem Giebel zusammenhängende Dinge zu erwähnen. Bei den meisten alten Häusern mit Strohdächern zeigt sich nämlich zwischen Walm und First unter den Windbrettern ein kleines, nicht geschlossenes, sondern offenes Dreieck, das wohl ursprünglich dadurch entstanden ist, daß in dieser scharfen Spitze die Strohbgedachung des Walms und der Dachflächen nicht leicht gut aneinandergesügt werden konnten. Diese Öffnung nun führt bei uns die Bezeichnung *ülenlock*, anderwärts *ülentlucht*. Sie dient dazu, den weiten Banjerraum etwas zu erhellen und führte auch in früheren schornsteinlosen Zeiten wohl Rauch ab. Da hier die Hauseulen verkehrten, so erklärt sich der Name.

Zweitens. Die vier Bretter, welche ich unter dem Dandorfer Giebelschmuck (Fig. 77) abgebildet habe und die nach ihrem Zwecke einfache Befestigungsmittel der Strohbindel sind und häufiger bei uns vorkommen, z. B. in Glentorf am Hause des Vorstehers Franke, erscheinen von besonderem Belange für die Zeitbestimmung dieser Art von Befestigung. Das Verdienst, dieses nachgewiesen zu haben, gebührt R. Virchow, der die ganz gleiche Vorrichtung bei den italienischen Hausurnen gezeigt hat<sup>2)</sup>. Bei letzteren findet sich nicht nur das Rauchloch, sondern auch das Walmdach und an der Spitze desselben ein dreieckiger Ausschnitt, über welchem in der Regel drei, zuweilen mehr senkrecht oder etwas schräg gestellte Klöße herabhängen. „Diese an den Hausurnen selbst nicht ganz leicht zu deutende Anordnung erweist sich an unseren wirklichen Häusern als eine sehr praktische Einrichtung; es sind hölzerne Klöße, gelegentlich auch nur Strohwiepen, welche zum Festhalten des Strohes oder Rohres unter dem Rauchloch bestimmt sind. In den Hausurnen haben wir demnach die ältesten Zeugnisse für diese primitive Einrichtung gefunden, und da sie, wie ich in meinem akademischen Vortrag über die Zeitbestimmung der italienischen und deutschen Hausurnen nachgewiesen habe, bis in die protoetruskische Zeit zurückreichen, ist zugleich der Beweis für ein sehr hohes Alter und für eine sehr weite Verbreitung gewonnen.“

An eine Entlehnung von den Protoetruskern bei unseren sächsischen Bauernhäusern braucht bei dieser Feststellung Virchows selbstverständlich nicht gedacht zu werden; man ist hier wie da auf die gleich praktische Einrichtung verfallen. Bei den deutschen Hausurnen finden sich übrigens diese Schutzbretter nicht, und es ist niemals ein unmittelbarer Zusammenhang der italienischen und deutschen Hausurnen erwiesen worden, letztere gehören auch nicht so alter Zeit wie die italienischen an, sondern stammen, wie M. Weigel nachgewiesen hat, aus der Zeit vom sechsten bis ersten Jahrhundert vor Christus<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Es giebt noch weitgehende mythologische Deutungen der Pferdeköpfe, die mir als unnützer Ballast erscheinen und hier ganz übergangen werden.

<sup>2)</sup> Verhandlungen der Berliner Anthropol. Ges. 1886, S. 428 und 1890, S. 556.

<sup>3)</sup> Weigel, Die Zeitbestimmung der deutschen Hausurnen. Globus, Band 61, S. 113 (1892).

Der Untergang des sächsischen Hauses. Schon im vorstehenden sind einige Ursachen angeführt worden, welche den Untergang des sächsischen Hauses bedingen, der in der Gegenwart sich nicht mehr aufhalten läßt. Freilich bietet es auch viele Vorzüge vor anderen Bauarten, die wir nicht verkennen wollen, welche aber nicht genügen, um dem fortschreitenden Untergange Einhalt zu gebieten. Justus Möser († 1794 zu Osnabrück) hat sie in seinen patriotischen Phantasieen alle aufgeführt und namentlich hervorgehoben, wie die Hausfrau von der Herdstelle aus das ganze Haus, Vieh und Gefinde mit einem Blicke zu übersehen vermag, was bei getrennten Räumlichkeiten nicht möglich. Auch unser gelehrter und geistreicher Landsmann Karl Rhamm hat dieses nicht ohne Glück, wenn auch mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande gethan<sup>1)</sup>. Während nun Möser das begeisterte Loblied des sächsischen Hauses gesungen hat, gab es schon früh Männer, welche auf die Nachteile desselben hinwiesen und namentlich die mangelhafte Reinlichkeit infolge des Zusammenseins von Vieh und Menschen unter einem Dache betonten. Im Jahre 1786 schrieb sogar die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen eine Preisfrage aus: „Welches sind die besten Mittel, wodurch auf den Dörfern in Niedersachsen eine der Lebensart der Landleute gemäße Reinlichkeit eingeführt werden kann?“ Nikolaus Beckmann wurde der Preis zuerkannt und seine Schrift<sup>2)</sup>, welche meist auf die Behausungen unserer Heidebauern Rücksicht nimmt, enthält Schilderungen, welche eine ziemlich rückständige und unsaubere Lebensweise in den alten Sachsenhäusern vor hundert Jahren greifbar vor Augen führen. Er verlangt damals schon andere Bauweise. „Man betrachte die Häuser nur so inwendig als auswendig. Mehr fürs Vieh als für die Menschen darin ist ihre Einrichtung; auch steht der Landmann, besonders in Niedersachsen, dem Vieh bei jeder Gelegenheit gar zu gerne nach. Nicht Frau noch Kind, nicht Land noch Sand nennt er Hab und Gut, wohl aber sein Vieh. Und dieses, sein sogenanntes ‚Gut‘ verloren, alles verloren.“ Jetzt nähme noch der Bauer Kälber, Schweine, Ferkel und Federvieh „sogar mit hinter seinen Ofen“, das Haus sei vom Miste „wie eingedeicht“, keinen Fuß vermöge der Landmann vor die Thür zu thun, ohne nicht in Sumpf und Mist zu geraten, es sei dunkel in den alten Häusern, denn die Fenster seien sehr klein, der Milchvorrat werde den ganzen Winter hindurch in den unsauberen, warmen Stuben gehalten, wo die übelsten Gerüche herrschen. Regne es stark, so fließe der Regen in die Lehmdiele herein und weiche diese zu einem Sumpfe auf, ja dieser Sumpf dringe in die Wohnung hinter die Diele, da auch dort der Fuß-

1) In seiner ausgezeichneten Schrift: Dorf und Bauernhof im altdeutschen Lande, wie sie sind und wie sie sein werden. Leipzig 1890. Es ist dieses eine der vorzüglichsten Schriften, die wir über deutsche Dörfer und Bauernhöfe besitzen, der Niederschlag einer großen Belesenheit und fleißiger Forschung. Tief zu bedauern ist es, daß der Verfasser infolge eines Augenleidens bisher verhindert war, sein großes Wissen in einem gelehrten Specialwerke niederzulegen.

2) Abgedruckt in den Gelehrten Beiträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen, 23. September 1786 ff.

boden oft genug aus Lehm bestehe. Abtritte seien nicht vorhanden. Schornsteine fehlen auch fast überall und der Rauch zieht durch das ganze Haus. „Nächst dem Schornsteinfegerdreck vom Brande des Rienholzes im Kellern, besonders in der sogenannten Heidmark, wobei die Einwohner als Gyllophen selbst erscheinen, ist wohl nicht leicht etwas, das die Unsauberkeit unserer Bauern, wenigstens bei winterlangen Abenden, mehr mit unterhält als das Brennen des bisher gewöhnlichen Thranes in einem von Menschen, auch Vieh vollgepfropften kleinen und niedrigen Lofe, das sie Stube nennen, und dessen stinkendem Ofen sich alles mit Händen und Füßen zudrängt. Krankheitsdrohende Wolken vom schlechtesten Tabak, Branntwein, allen möglichen, so alten als neuen Nahrungsmitteln und übrigen Gerüchen und ins Unendliche wiederholten Ausdünstungen von Menschen und Vieh ziehen bis zum Ersticken in einem solchen allenthalben sorgjam verammelten Gefängnisse umher und suchen vergeblich anderswo unterzukommen als in den Lungen der Menschen und Tiere.“ Was Bedmann vor mehr als einem Jahrhundert hervorhob, das konnte — ohne von ihm etwas zu wissen — noch neuerdings Dr. A. Wallbaum bestätigen, welcher die hygienischen Nachteile unserer Sachsenhäuser klarlegte<sup>1)</sup>.

Heute hat das sächsische Haus schon umfangreiche Gebietsverluste zu beklagen, seine Grenze ist stark aufgelodert und in Dörfern, wo es früher allein herrschte, findet man oft nur ein einziges Haus noch, das davon Kunde giebt, wie hier einst das urtümlichste der deutschen Gebäude sich ausbreitete. Aber nicht nur an der Grenze, sondern auch im Innern des ganzen Gebietes, welches das sächsische Haus einnimmt, vom Rhein bis in den deutschen Osten, geht der zersetzende Prozeß vor sich, namentlich in der Nachbarschaft der größeren Orte und an den Eisenbahnen, wo oft städtische Bauformen an die Stelle der alten Bauernhäuser treten. Und diese Umwandlung schreitet unter unseren Augen mit außerordentlicher Schnelligkeit vor, so daß in absehbarer Zeit typische sächsische Bauernhäuser bei uns eine Seltenheit werden müssen. Es wird nicht allzu lange mehr dauern, bis das jetzt noch zusammenhängende Gebiet des sächsischen Hauses kein geographisch geschlossenes Ganzes mehr bildet, sondern nur eine Anzahl Inselbrocken — in Westfalen, Oldenburg, dem Lüneburgischen zc. — als seine Reste verblieben sind, während Bauten im städtischen oder oberdeutschen Stile an die Stelle des Verlorenen treten.

Fragen wir nach den Ursachen, welche diese Verluste bedingen, so zeigt sich klar, daß das alte sächsische Haus den heutigen Bedürfnissen der Insassen und der Landwirtschaft nicht mehr entspricht. Die durch die Separation wesentlich mit beförderte Einführung der Stallfütterung hat auf die Steigerung der Kornerträge mit eingewirkt, so daß die bisherigen Räume für Unterbringung der ganzen Ernte nicht mehr ausreichen. Daher An- und Umbauten, um mehr

<sup>1)</sup> Dr. A. Wallbaum, Das niedersächsische Bauernhaus und seine Gefahren in gesundheitlicher Beziehung. Marburger Dissertation 1897. Mit Ansichten der Häuser zwischen Weser und Elbe.



Raum für das Vieh und für die Ernte zu erhalten (Fig. 81). Der Bauer von heute ist ein anderer, ein wohlhabenderer, mit den Bedürfnissen der Kultur und des Luxus vertrauter geworden. Da mag er nicht mehr mit dem Vieh unter einem Dache leben, in den paar engen Stübchen, die hinter dem Flet abgetrennt worden sind. Er braucht schon eine „gute Stube“, womöglich mit einem Piano; er trennt sich vom Gesinde, das auch bessere Räume verlangt, als sie das sächsische Haus bieten kann. Mehr und mehr übernehmen Maschinen in der Landwirtschaft die Arbeit und dreschen vielfach schon auf dem Felde das Korn; da wird die weite Däle, die den größten Teil des sächsischen Hauses umfaßt, unnötig. Ohnehin war schon immer an den alten Häusern geflickt und abgeändert worden. Die Baupolizei verbietet die Strohdächer; ist daher am Dache eine Ausbesserung nötig, dann kommen Ziegel in Anwendung; man findet jetzt Dächer, die halb noch mit dem alten Stroh, halb mit Ziegeln gedeckt sind; betrifft die Ausbesserung mit Ziegeln den Giebel, so fallen die alten, konstruktiv zum Strohdache gehörigen Windbretter mit den Pferdeköpfen weg. Immer weiter gehen die Änderungen an dem alten Einheitskörper. Stuben und Küche hinten am Flet waren schon lange abgetrennt oder „abgebaut“, wie man bei uns sagt; die Ställe zu beiden Seiten an der Däle, von der aus man das Vieh fütterte, waren durch Scheidewände von jener gesondert worden. Jede Änderung zog eine andere nach sich; die Haupteingänge liegen dann hinten auf der Langseite, nicht mehr vorn am Giebel; Stuben und Ställchen werden angebaut und das Ganze, nun eine Mischform, war nichts Rechtes, entsprach nicht mehr den Bedürfnissen. So drängte sich von selbst der oberdeutsche Bau, als der praktischere, auf, wenn man nicht gleich vorzog, ein Haus im städtischen Stile, nach dem Vorbilde der Gutsbesitzer zu bauen, neben dem sich große Wirtschaftsgebäude erheben. Da, wo der Kampf zwischen den verschiedenen Häusertypen stattfindet, zeigen sich jetzt dreierlei Formen oft dicht nebeneinander: 1. das alte, mehr und mehr verschwindende sächsische Haus; 2. eine Mischform aus diesem und dem oberdeutschen Hause, die dadurch gekennzeichnet ist, daß die Giebelseite nicht mehr Hauptseite bleibt, sondern die Längsseite an deren Stelle tritt; die große Einfahrtstür unter dem Giebel wird für die Bewohner entbehrlich, die Nebenthüren der Langseite werden Hauptthüren und tragen jetzt die sonst an der Giebelseite stehende Hausnummer; das Flet wird zur Flur, von der aus man einerseits zur Wohnung gelangt, die aus dem vergrößerten „Kammerfach“ sich herausbildete, anderseits zu den Ställen und der zusammengeschrunpften Däle; 3. das siegreich vordringende oberdeutsche Haus mit seinen gesonderten Wohnräumen, Ställen etc. und daneben die städtische Villa und das Arbeiterhaus.

So erfolgt die Auflösung der Grenze des sächsischen Hauses durch Vordringen der oberdeutschen und städtischen Bauten.

Die Grenze zwischen dem sächsischen und oberdeutschen Hause im Braunschweigischen. Es ist in volkstümlicher und auch geschichtlicher Beziehung von Wichtigkeit, die genaue Grenze kennen zu lernen, bis zu der das alte Sachsenhaus sich verbreitet hat. Sie fällt im Norden mit der Abgrenzung

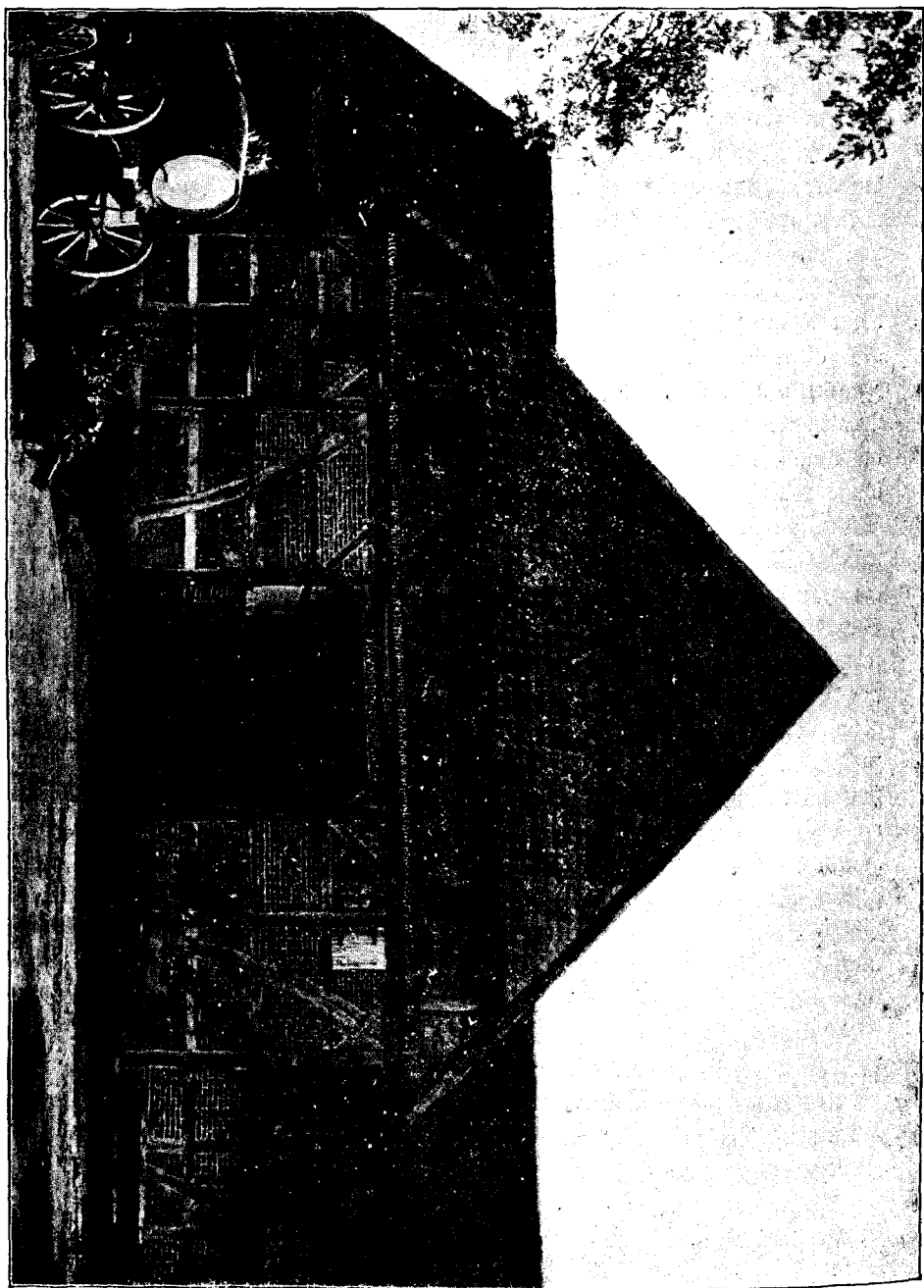


Fig. 81. Umgebautes sächsisches Haus in Dorffeld von 1724.  
(Ziegelbad statt des alten Strohdaches, Fenster nach vorn, Erweiterung der Ställe durch seitliche Anbauten.)

gegen die Friesen und Sachsen, im Süden mit der Grenze gegen mitteldeutsche Stämme zusammen, in deren Gebiet der Sachse teilweise (wie im nördlichen Thüringen) erobernd eingriff. Sein ursprüngliches Gebiet aber hörte mit jener Grenze auf, die bis zu unseren Tagen von der Südgrenze des sächsischen Hauses bezeichnet wird; wo er erobernd darüber hinausging, auf althüringischen Boden gelangte, da tritt uns auch heute noch eine andere Bauart entgegen. Leider aber ist, wenngleich wir die Ausdehnung des Sachsenhauses in großen Umrissen kennen, eine schärfere Grenzbestimmung desselben noch nicht allenthalben durchgeführt, wiewohl es dazu höchste Zeit ist, da die alten Häuser hinwegschmelzen. Diese Bestimmung aber ist von Wichtigkeit, weil, wie schon Bichow hervorgehoben<sup>1)</sup>, „das sächsische Haus als ein brauchbares Zeichen der Stammesangehörigkeit sich immer weiter in die östlichen Koloniegebiete des nördlichen Deutschlands hat nachweisen lassen“.

In den zusammenfassenden Werken über das deutsche Haus stehen nur ziemlich unbestimmte Mitteilungen über Ausdehnung und Begrenzung des Sachsenhauses. August Meitzen<sup>2)</sup> giebt die Abgrenzung nur in großen allgemeinen Zügen, Rudolf Henning<sup>3)</sup> desgleichen und mit fast denselben Worten wie Meitzen. Bei neueren finden sich oft noch weniger eingehende und irreführende Angaben<sup>4)</sup>. Außer in manchen Einzelschriften, die bei Henning angeführt sind, läßt sich vieles über die Grenzen bei Landau zusammenstellen<sup>5)</sup>. Für seine Ausdehnung im östlichen Pommern bei Greifenberg und Köslin sind neuerdings Zeugnisse gewonnen worden<sup>6)</sup>. Für die Mark Brandenburg haben wir eine Arbeit von Rob. Mielke<sup>7)</sup>, aus welcher hervorgeht, daß sich das eigentliche echte Sachsenhaus nur noch im nordwestlichen Teile derselben, in der Priegnitz, rein erhalten hat, während der größere Teil der Mark schon mit Mischformen erfüllt ist.

Solche Angaben genügen nicht und die Einzelforschung hat nun Platz zu greifen, um heute, solange es möglich ist, das vorhandene Inventar des sächsischen Hauses festzustellen.

Mit der Grenze der niederdeutschen Sprache fällt die sächsische Hausgrenze

<sup>1)</sup> Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1890, S. 564.

<sup>2)</sup> Das deutsche Haus. Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages 1881, S. 67.

<sup>3)</sup> Das deutsche Haus. Straßburg 1882, S. 9.

<sup>4)</sup> Melbahl und Boestion, Über die historischen Formen der Holzbaukunst und die geographische Verbreitung derselben. Sitzungsberichte der Wiener anthropologischen Gesellschaft 1892, S. 53. Dort heißt es, der sächsische Typus sei verbreitet „von Mecklenburg gegen Süden und nördlich vom Harz gegen den östlichen Lauf des Rheines hin und etwas hinauf nach Holstein“. Daraus kann sich niemand ein Bild machen.

<sup>5)</sup> Dr. G. Landau, Zweite Ausführung über den nationalen Hausbau. Beilage zum Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine, Nr. 12, September 1859.

<sup>6)</sup> Meyer in Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 614 und Jahn in der Zeitschr. des Ver. für Volkskunde I (1891), S. 81.

<sup>7)</sup> Die Bauernhäuser in der Mark. Berlin 1899.



lung, wie das letztere vordringt und der alte Charakter der Dörfer dadurch verändert wird, ist daher noch eine zu lösende Aufgabe.

Da nun die Südgrenze des sächsischen Hauses quer durch das Hauptstück des Herzogtums Braunschweig von West nach Ost verläuft, so bot sich mir die dankbare Aufgabe, dieselbe nach den noch vorhandenen Resten des Sachsenhauses festzustellen<sup>1)</sup>. Ich habe sie im Jahre 1894, auf welches sich die Angaben beziehen, von Dorf zu Dorf verfolgt und auf der beigegebenen Karte niedergelegt (Fig. 82). Im ganzen ist sie richtig, einzelnes mag übersehen sein, namentlich bin ich bezüglich mancher Grenzdörfer nach Süden zu wegen mangelnder Nachrichten nicht ganz sicher, ob sie ursprünglich zum Gebiete des Sachsenhauses oder zur thüringischen Bauart gehörten. Die Grenze zwischen beiden verläuft noch jetzt ziemlich scharf, wiewohl sich deutlich erkennen läßt, daß schon ein schmaler Gebietsstreifen an das oberdeutsche Haus verloren gegangen ist und daß, wenn auch in geringem Maße, schon im achtzehnten Jahrhundert ein Vorkommen beider Hausformen nebeneinander in den Grenzgebieten stattgefunden hat.

Daß das sächsische Haus im Braunschweigischen (dessen um die Stadt Braunschweig herumliegendes Hauptstück hier allein in Betracht gezogen wird) einst etwas weiter nach Süden reichte, als es heute der Fall ist, kann ich für einige Dörfer, wo es jetzt ganz verschwunden ist, aus meiner Jugenderinnerung bezeugen; für andere wird sein ehemaliges Vorhandensein durch die Überlieferung der Bewohner bestätigt, und endlich spricht es für eine früher südlicher reichende Verbreitung, daß in manchen, heute ganz oberdeutsch gebauten Dörfern noch vereinzelt an alten Nebengebäuden, Koten, Spiekern und derartigen untergeordneten kleinen Baulichkeiten sich mit den alten Strohdächern noch die alten sächsischen Pferdeköpfe als Giebelschmuck erhalten haben. Wo der Bau der Häuser von Anfang an oberdeutsch war, da fehlen die Pferdeköpfe vollständig, waren sie auch nie vorhanden, wenigstens nicht in unserm Gebiete. Es zieht sich also im Süden der Dörfer, welche heute noch sächsische Häuser aufweisen, ein schmaler Streifen solcher hin, in denen alte Koten und Spieker mit Strohdächern, Mischformen von sächsischen und thüringischen Häusern, beide noch hier und da mit dem Giebelschmuck der Pferdeköpfe, auf den Gebietsverlust des sächsischen Hauses hinweisen. Solche Dörfer sind z. B. Broitzem, Schapen, Eßehof, Groß-Gleidingen<sup>2)</sup>. Von dem in Rede stehenden Hauptstück des Herzogtums gehört heute noch etwa das nördliche Drittel, also Teile der Kreise Braunschweig und Helmstedt, dem

<sup>1)</sup> Zuerst Zeitschr. f. Ethnologie 1895, S. 25. Die ersten, welche auf die Verschiedenartigkeit des Hausbaues bei uns aufmerksam machten und zwischen ober-sächsischer und lüneburgischer Bauart unterschieden, waren Hassel und Bege, Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg (1802), I, 116, 117.

<sup>2)</sup> Dirre (Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 19) macht wenigstens kurz auf die Grenze des sächsischen Hauses aufmerksam. Ich glaube aber, daß er irrt, wenn er Leiferde und Rüningen noch unter die Dörfer mit sächsischen Häusern rechnete. Die handschriftliche Dorfbeschreibung von Rüningen aus dem Jahre 1773 erwähnt die Scheunen als neben dem Wohnhause stehend.

drei alte Häuser (Nr. 30, 35, 48) dicht bei einander. Nr. 30 trägt über dem Thorbalken die Inschrift „Henny Besen, Anno 1664“, und hat noch die Einrichtung, daß das Vieh von der Däle aus gefüttert wird (Fig. 65). — Groß-Brunzrode, wenige sächsische Häuser, ebenso in Flechtorf, wo Nr. 15 nach der Überlieferung des Besitzers aus dem Jahre 1646 stammen soll und noch ein halbes Strohdach besitzt.

Die Hausgrenze geht von hier ab südlich und südöstlich und umfaßt beide Seiten der Schunter, sowohl die braunschweigische wie die hannoversche Seite (Hasenwinkel). Betrachten wir zunächst die Dörfer im braunschweigischen Gebiete.

Beyenrode ist 1829 zum größten Teil abgebrannt und mit Häusern mitteldeutscher Bauart wieder aufgebaut, doch stehen noch einige sächsische Häuser. Nr. 10 (Besitzer Jorns), ein ganz verwahrloster Bau aus dem 17. Jahrhundert mit zerlegtem Strohdache; Nr. 8 (Spierling) und Nr. 6 (Wahlbich) von 1732, letzteres besitzt seit 1868 Ziegeldach. Weiter aufwärts an der Schunter hat Glentorf noch sehr schöne und verhältnismäßig zahlreiche alte sächsische Häuser. Nr. 5 (Fröhlich), Nr. 37 (Frank) von 1687, Nr. 21 (Schuster Zelpfe) von 1708, vor allem aber Nr. 27 (Besitzer Warneke), nicht datiert, aber offenbar aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammend und oben (Fig. 69) näher geschildert. Auch Boimstorf, südwestlich vom vorigen Dorfe, hat noch genug sächsische Häuser. Nr. 8 (Altenbach) von 1734 befindet sich in einem grauenvoll verwahrlosten Zustande. Die ganze First des Strohdaches ist vom Winde fortgerissen und es regnet hinein. Hier wird das Vieh noch von der Däle aus gefüttert, ebenso bei Nr. 15 (Lippel) von 1732, das noch ganz in der alten Weise dasteht. Rotenkamp besitzt noch drei sächsische Häuser, unter denen Nr. 5 (Zennrich) mit Strohdach aus dem 17. Jahrhundert stammt. Im benachbarten Nieseberg ist kein sächsisches Haus mehr vorhanden. Scheppau ist das nächste und für diese Gegend letzte Dorf mit sächsischer Bauart. Es besitzt noch zwei Häuser dieser Art. Nr. 15 (Gotsmann) und Nr. 11 (Welfertling). Der letztere alte Bau wird aber nur noch als Stall und Scheune benutzt, er ist nicht mehr bewohnt, denn der Besitzer hat sich vor demselben ein villenartiges Haus an der Straße errichtet.

Parallel laufen mit den oben angeführten Dörfern die an der rechten Seite der Schunter gelegenen sächsisch gebauten Ortschaften. Sie beginnen mit Hattorf, wo wir den zum hannoverschen Kreise Gifhorn gehörigen „Hasenwinkel“ betreten, welcher in das braunschweigische Gebiet einschneidet. Der ganze Hasenwinkel gehört noch dem sächsischen Hause an, ausgenommen wenige Dörfer, wo es erst kürzlich verschwand. Nr. 16 in Hattorf ist aus dem Jahre 1692, Nr. 19 von 1716. — Es folgt Heiligendorf mit noch zahlreichen sächsischen Häusern, Nr. 8a von 1755, noch ohne Schornstein (Besitzer Koch), welche aber alle in einem äußerst verwahrlosten und unsauberen Zustande sich befinden und meist von kleinen Leuten bewohnt werden. Ein großer Teil des Dorfes ist in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch Brand zerstört worden; damals schon begann man die Neubauten nach thüringischem Typus aufzuführen, der auch in den übrigen Dörfern des Hasenwinkels seit dem Jahre 1820 wiederkehrt. Klein-Steinke hat in Nr. 1 (Besitzer Stute) ein schönes und geräumiges sächsisches

Haus von 1805; auch Nr. 9 (Warncke) ist noch sächsisch, während Nr. 7 (Hecker) „abgebaut“ ist. Däle und Ställe verblieben dem Sachsenhause, das Kammerfach hat sich zu einer feinen Wohnung ausgestaltet. Diese trägt jetzt die Hausnummer und liegt der Straße zu, während der sächsische Teil des Hauses für Stall und Scheune geblieben ist. Ochsendorf mit einer schönen alten romanischen Kirche ist noch reich an sächsischen Häusern: Nr. 5 (Evers) von 1822 ist der jüngste sächsische Bau dieser Gegend und hat an der Giebelseite das Windmühlenornament in der Ausmauerung der Fächer, Nr. 9 (Schulze) von 1671 ist das älteste Haus des Dorfes, noch in ganzer Ursprünglichkeit, Nr. 22 (Sölter) von 1798, Nr. 19 (Lehnert) von 1725 u. a.

Für die benachbarten Orte Rhode, Uhrv, Beienrode (nicht zu verwechseln mit dem schon früher genannten gleichnamigen Dorfe) lagen die Verhältnisse ganz gleich; alle haben noch einzelne sächsische Häuser. Wie sehr dieses letztere im allgemeinen herabgekommen ist, mag man am benachbarten Ahmsdorf erkennen, wo noch einige sächsische Häuser aus dem 18. Jahrhundert stehen, von denen eins aber gar nicht mehr bewohnt ist und wohl des Abbruchs harret. Es erinnerte mich dasselbe mit dem zerfetzten und zerzausten Strohdache, aus dem die Dachsparren hervorstanden, an das ergreifende Bild von W. Schucht im Provinzialmuseum zu Hannover, das unter dem Titel „Verlassen“ ein solches sächsisches Haus in der Kiefernheide darstellt. Rennau ist 1846 abgebrannt und zeigt neue Bauten. Nur Nr. 2 (Besitzer Bürig) ist noch sächsisch und stammt, wie die Inschrift bezeugt, aus dem Jahre 1817. Es brannte am 26. Oktober 1816 nieder und wurde damals noch sächsisch, wiewohl gleich mit Ziegeldach und ohne Pferdeköpfe, wieder aufgebaut. Es ist das letzte hier sächsisch erbaute Haus. Rottorf, das letzte Dorf im Hasenwinkel, brannte 1842 ab und wurde mitteldeutsch aufgebaut; das nächste Dorf nach Süden zu, wieder im Braunschweigischen, Barmke, einst sächsisch und ehemals „Kundling“, ist ganz nach neuer Art umgebaut.

In dem von hier aus nach Norden zu vorspringenden Teile Braunschweigs, der noch zum Kreise Helmstedt gehört, herrscht im allgemeinen das sächsische Haus. Von Grenzdörfern desselben kommen in Betracht: Querenhorst, wo heute nur noch ein einziges sächsisches Haus steht, Nr. 8 (Besitzer Wolf), aber dieses ist schon „abgebaut“. Däle und Viehställe sind noch in alter Weise erhalten, das Kammerfach ist zu einem neuen stattlichen Hause herausgewachsen. Rickensdorf hat noch drei sächsische Häuser: Nr. 4 (Bohndiek) von 1790; Nr. 3 (Fickenden) von 1806 und Nr. 5 (Süpfke) von 1819. Alle drei schon mit Ziegeldächern. Das letzte gehört zu den jüngsten von mir im Bereiche der Grenzdörfer angetroffenen sächsischen Häusern, es ist nur zwei Jahre jünger als das oben bei Rennau erwähnte und drei Jahre jünger als jenes in Ochsendorf. Auch in diesen Dörfern zeigt sich, gerade so wie beim Hasenwinkel schon erwähnt, vom Jahre 1820 ab etwa das Eindringen der oberdeutschen Bauart. In Madendorf steht schon kein sächsisches Haus mehr; nach Aussage älterer Einwohner sollen sie aber früher hier gestanden haben; dieses ist für Saalsdorf, das letzte Dorf an der braunschweigischen Grenze, nicht sicher. Heute zeigt es nur oberdeutsche Bauten und

daselbe ist der Fall beim ersten Dorfe auf altmärkischem Boden, Seggerde, Kreis Gardelegen, wo die wenigen vorhandenen älteren Bauernhäuser oberdeutschen Typus zeigen. Hier, mit dem Betreten der Provinz Sachsen, endigte meine Aufgabe.

Nördlich von den zuletzt genannten braunschweigischen Dörfern wird das sächsische Haus im Amte Borsfelde häufiger und noch völlig den Baucharakter bestimmend.

Kurz zusammengefaßt, ergab sich folgendes aus meiner Untersuchung: Das Gebiet des sächsischen Hauses ist in der Auflösung begriffen, namentlich an seiner Südgrenze, wo Bauten im oberdeutschen Stil siegreich vordringen, weil diese praktischer als der alte Einheitsbau sind, der den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entspricht. Die noch heute vorhandene Grenze des sächsischen Hauses fällt nicht zusammen mit jener der niederdeutschen Sprache und des Sachsenstammes, sondern liegt durchschnittlich nördlicher.

Im Braunschweigischen verläuft die Grenze noch ziemlich scharf, zeigt aber nach Süden zu schon Gebietsverlust. Sie umfaßt, von West nach Ost ziehend und dabei die Hauptstadt schneidend, heute noch das nördliche Drittel der Kreise Braunschweig und Helmstedt. In allen Dörfern aber sind die alten sächsischen Häuser gegenüber den oberdeutschen schon in der Minderzahl. Das älteste von mir in den bereißen Grenzgebieten angetroffene sächsische Haus datiert von 1621; das 17. Jahrhundert ist noch leidlich vertreten, die meisten noch vorhandenen entstammen dem 18. Jahrhundert; das jüngste im Grenzgebiete gefundene Haus ist von 1822. Schon im 18. Jahrhundert erfolgte das Vordringen des oberdeutschen Hauses; es wurde dieses Vordringen besonders stark seit etwa 1820, und heute wird kein Haus nach sächsischer Art im Braunschweigischen mehr gebaut. Es ist dem Untergange geweiht und wird in absehbarer Zeit nur noch in Abbildungen und Beschreibungen existieren<sup>1)</sup>.

Die Wohnräume im Sachsenhause. Es ist schon hervorgehoben worden, daß alle sächsisch gebauten Häuser innerhalb der Grenzen Braunschweigs seit langem „abgebaut“, d. h. an der Rückseite mit einem „Kammerfach“ versehen worden sind, welches jetzt die Wohnräume umfaßt. Eine Mauer zieht sich quer über das ehemalige Flet und scheidet die Stuben und die Küche von der Däle. Der alte Herd ist verschwunden, statt seiner dient die gewöhnlich inmitten der Wohnräume liegende mit einem Schornstein versehene Küche, von der rechts und links gewöhnlich je eine Stube liegt (vergl. die Pläne Fig. 54 und 68); dieses ist die einfachste Form, aus welcher sich dann, je nach der Wohlhabenheit des Besitzers, noch mehr Wohnräume mit Flur und besonderem Eingange von

<sup>1)</sup> In Bergfeld, Amt Borsfelde, soll nach einer mir gewordenen Nachricht noch 1864 ein strohgedecktes Haus nach sächsischer Art gebaut worden sein. Mehr nach Norden zu, wo das sächsische Haus sich auch länger erhalten wird, kommen auch bei kleinem landwirtschaftlichen Betriebe noch Neubauten im sächsischen Stile vor. In Wense, dicht an der Nordgrenze Braunschweigs, ist das sächsische Haus Nr. 17 erst 1850 erbaut worden, natürlich gleich mit Ziegeldach. — Es dürfte kaum noch ein sächsisches Haus aus dem 16. Jahrhundert in Braunschweig vorhanden sein. 1882 wurde in Bortfeld das Haus des Kothaffen H. Fricke abgerissen, welches die Inschrift trug: Anno Domini 1575 den 1. Julii am dage Marie Visitationis.



der Längsseite des Hauses aus entwickeln. Durchschnittlich aber zeigen •die Wohnräume nur zwei Stuben und die Küche, zu denen sich dann noch öfter kleine Kammern auf dem Raume der Ställe, oder in die Däle vorgeschoben entwickeln. Alle Wohnräume sind sehr niedrig und nehmen meistens nur das Erdgeschoß ein; aber auch ein Stockwerk liegt häufig darüber, die böne, Bühne, zu welcher dann der Treppenaufgang von der Däle aus erfolgt (Fig. 57).

Die Stuben dieses Stockwerks werden meistens als Vorratskammern benutzt für Waschränke, Kisten, Truhen, trockene Früchte zc. Der Ausdruck dönse oder dörnse für die Wohnstube, der im Lüneburgischen noch allgemein ist, scheint im Braunschweigischen schon ziemlich verschwunden zu sein, wiewohler einst sehr verbreitet war. Es handelt sich hier um ein slavisches Lehnwort, das in der Sprache des hannoverschen

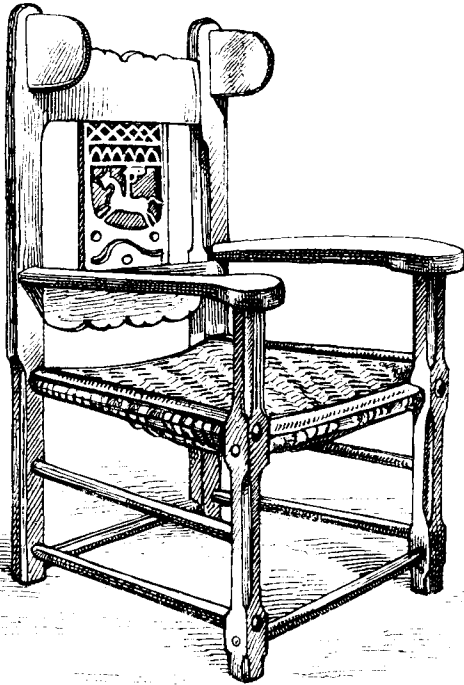


Fig. 83. Schüttelstaul (kärstaul) aus Bahlberg. Bauernarbeit um 1800. Städt. Museum.

Wendlandes dvornáica, im Altslavischen dvornica = aula, lautet. Man gebrauchte dörnse auch im Mittelalter in der Stadt Braunschweig für die größere Stube.

Die größere Stube dient zum täglichen Aufenthalt der Familie. Wir finden in ihr zunächst den Ofen; sehr oft ist es noch ein alter eiserner, von außen (von der Däle) her heizbarer mit thönernem Aufsatz. Der eiserne Heizraum ist dann noch aus gegossenen Ofenplatten <sup>1)</sup> des 17. und 18. Jahrhunderts

<sup>1)</sup> Eine sehr reiche Sammlung dieser Ofenplatten besitzt das städtische Museum. Die ältesten sind von 1576 und zeigen biblische Geschichten, einzelne auch Familienwappen. Sie wurden auf dem Harze (Gittelde zc.) gegossen. Jene mit dem springenden Sachseurosse gehen nur bis 1650 zurück. Besonders häufig sind sie unter Herzog August Wilhelm (1714—1731) hergestellt worden, wie dessen oft auf ihnen vorkommender Wahlspruch Parta tueri beweist, was der Bauer traditionell übersezt hölt wisse, wat de hast.

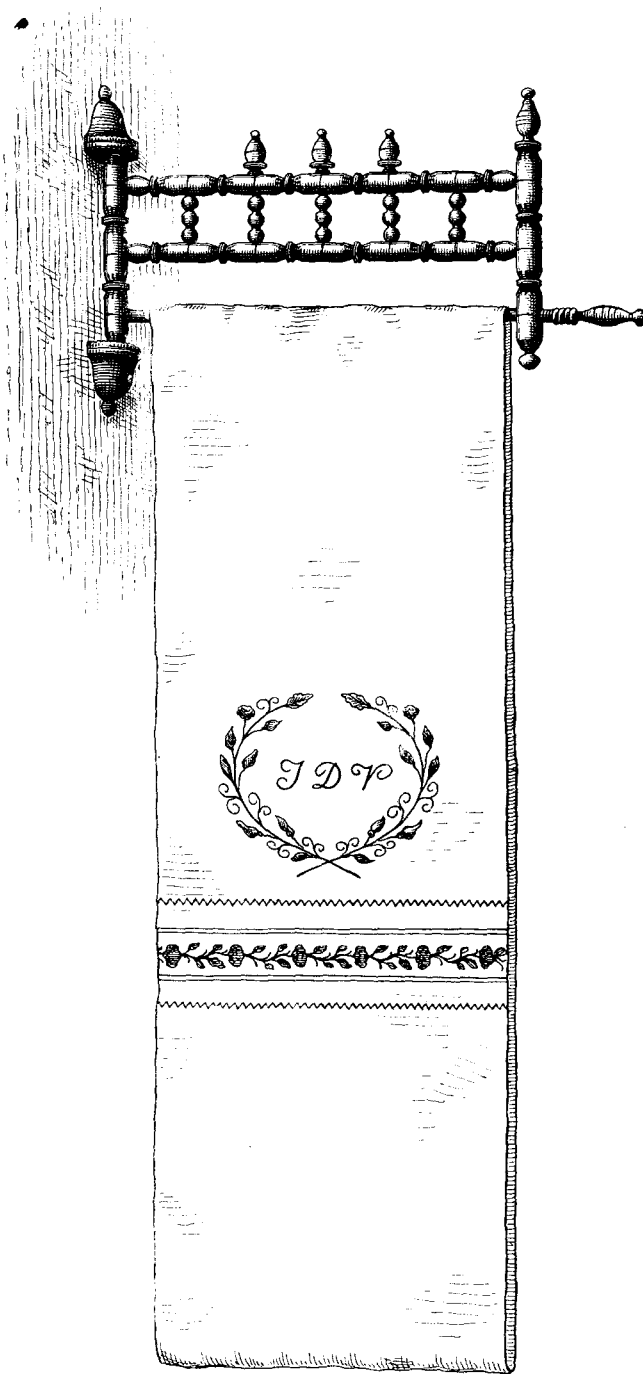


Fig. 84. Rack für Handtücher aus Wense. Städt. Museum. Füße unten durch Querleisten verbunden. An den zwei Wandseiten verläuft um den Tisch eine Bank. Über dem Tische an der Wand findet man noch kleine Leder-

zusammengesetzt, welche Städteansichten (Braunschweig) und oft das Pferd, auch einen herzoglichen Wahlspruch zeigen. Ältere Fliesenöfen mit bemalten Kacheln sind auch hier und da bei Wohlhabenderen vorhanden gewesen, jetzt aber verschwunden. Neben dem Ofen steht der vom Familienhaupte benutzte alte, hohe, oft gepolsterte Lehnstuhl, der kärstaul oder auch schüttelstaul, ersteres Wort mehr in den nördlichen Gegenden, letzteres an der Aße im Gebrauch. Die ganz alten Lehnstühle sind auf den Dörfern selbst verfertigt und zuweilen auch mit einfacher Schnitzerei versehen worden (Fig. 83 a. v. S.). In der äußersten Ecke der Stube steht der Tisch, viereckig, fest aus Eichenholz gezimmert, die senkrechten, einfachen

behälter, in welchen Messer und Gabeln stecken. Einfache Holzstühle. Zuweilen haben sich noch die alten Handtuchhalter erhalten, ein drehbares in zwei Holzblöcken an der Wand befindliches, manchmal zierlich geschnitztes Holzgestell (rick), von dem das Handtuch herabhängt. Da dieses durch die wiederholte Benutzung schnell unsauber wird, so ist darüber ein besseres oft mit Blumenranken und Anfangsbuchstaben gesticktes „Übertuch“ gehängt (Fig. 84). An den Wänden verschiedene Borte, worauf Bibel und Gesangbuch, Krüge, Lampen und allerlei Hausrat stehen. Dazu ein Schrank (schap), eine Wiege — wie der Platz reicht. Ferner einige bunte Lithographien oder Photographien von Familienangehörigen (meist Soldaten), ein Bild des Kaisers und des letzten Herzogs. Auf den Bänken der sehr niedrigen, nach dem Garten hinausgehenden Fenster hier und da einige Blumen. Der Dielenboden ist mit Sand bestreut. Geschmack sucht man vergebens in diesen bei enggeschlossenen Fenstern mit dumpfer Luft erfüllten Räumen; Reinlichkeit und Ordnung lassen sehr zu wünschen übrig und im Winter findet man gar neben der Kinderschar noch Hühner in diesen Stuben, in welchen gegessen und alle häuslichen Verrichtungen gemacht werden. Es ist dieses ein Durchschnittsbild, welches nach oben und unten hin sich bessert oder verschlechtert.

Als Schlafgemach diente gewöhnlich die zweite Stube oder öfter die kleinen Kammern, in welchen die großen (oft „mehrschläfrigen“) Betten stehen mit einer dicken Last von Federbetten und bunten Leinwandüberzügen. Daher stammt die Redensart in de feddern krüpen für zu Bette gehen. Zuweilen trifft man noch als eine Art Alkoven von den Stuben abgezweigt und dann in die Däle hinausreichend die butze, die früher weit allgemeiner war. Der enge, etwa 2 m lange, 70 cm über dem Boden liegende Raum genügt gerade, um ein großes Bett aufzunehmen; er ist nach der Stube zu durch breite Kattunvorhänge oder durch Schiebethüren abgeschlossen. Es ist ein luft- und lichtleerer Raum, in welchem, selbst am Tage, die unordentliche Fülle der nicht geordneten, auf Stroh aufgelagerten Federbetten sichtbar wird. Er dient mehreren Personen zum Schlafen und ist weder reinlich noch gesund. Im Kreiße Gishorn sind die butzen noch häufiger als im Braunschweigischen, wo sie allmählich ganz verschwinden (Fig. 85 a. f. S.).

Was die Küche betrifft, so zeigt sich ihre Entstehung aus dem alten Herde meistens schon dadurch, daß sie zumeist in der Mitte des abgebauten Teiles der Wohnung, unmittelbar an oder hinter der alten Herdstelle liegt. In manchen Häusern findet man noch ein Übergangsstadium zwischen dem alten Herd und der Küche. Das ist der Schwibbogen, ein gemauerter mit bogenartigem Gewölbe überspannter laminartiger Herd, der schon einen Schornstein hat und nach der Däle zu frei liegt. Er sitzt unmittelbar an der hinteren Wand der Däle an, steht nicht frei, wie der alte Herd, und beginnt schon bei Gishorn, von wo er sich durch das Hannoversche bis nach Mecklenburg hinzieht<sup>1)</sup>.

Die neuentstandene, meist dem 18. Jahrhundert angehörige Küche zeigt

<sup>1)</sup> R. Mielke, Die Bauernhäuser in der Mark. Berlin 1899, S. 6.

nicht viel Besonderes; den alten Kesselhaken hat man noch oft mit in dieselbe hinüber genommen; auch die blänke, der Geschirrständer, welcher ursprünglich auf der Däle neben dem freistehenden Herde ihren Platz hatte, ist jetzt in die

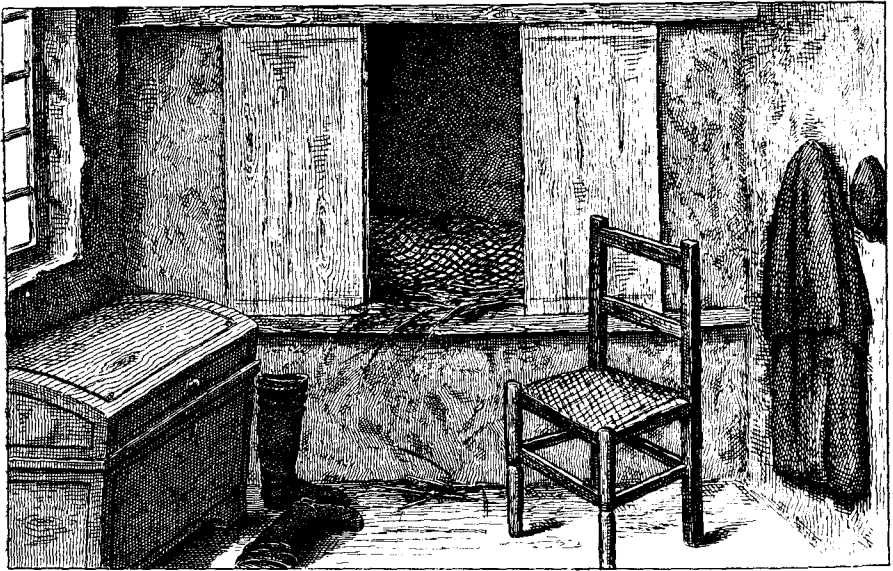


Fig. 85. Buze (aus Barwedel).

Küche gerückt, aber der ehemalige Reichtum an Zinngerät und bemalten Schüsseln ist davon so gut wie verschwunden und durch moderne Porzellan- und Irden- geschirraware ersetzt. Daß einst hier mehr Farbenfreudigkeit und Wohlhabenheit



herrschte, davon geben die wenigen erhaltenen Reste Auskunft<sup>1)</sup>. Die Schüsseln, Napfe, Töpfe bestanden aus gebranntem und glasiertem, im Geschmacke des 18. Jahrhunderts bemaltem Thon und stammten meist aus Marburg in Hessen, von wo aus Händler sie zu uns brachten. Blumen, Häuser, Tiere, Wappen füllen den Grund, hochdeutsche Inschriften (Gesangbuchverse) zieren den Rand. Die Grundfarbe ist meist gelblich weiß, die Bemalung in Rotbraun, Dunkelbraun und Grün. Eine andere Art zeigt blaue Bemalung auf gelblich-weißem Grunde. Irdene Teller haben sich kaum erhalten und man benutzte sie überhaupt nicht, da aus den Schüsseln beim Essen gemeinschaftlich unmittelbar zugelangt wird. Häufiger erhalten haben sich die irdenen „Willkommkrüge“ aus grauem Thon mit zinnerne- frug. Städt. Museum. Deckel, oft blau bemalt und nicht zum wenigsten mit dem springenden Roß (Fig. 86). Mehr Einzelheiten sind in dem Abschnitte über die Geräte enthalten.

<sup>1)</sup> A. Basel, Alte Bauernschüsseln im Braunschweigischen. Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten. Heft 4, S. 142. Mit Abbildungen. Berlin 1899.

### 3. Die thüringischen Häuser und Höfe.

Der größere, südlichere Teil des Herzogtums ist von der oberdeutschen Hausbauart und Hofanlage eingenommen, die in mannigfachen Formen, doch auf einer Grundlage beruhend, von Süddeutschland aus zur Grenze des niedersächsischen Hauses reicht und oft auch, nach dem Haupttypus zusammenfassend, als „fränkisch“ bezeichnet worden ist. Spezieller kommt bei uns jene Form in Betracht, welche als „thüringisch“ ausgeschieden wurde. Sie steht auch auf altthüringischem Boden, namentlich im Nordthüringgau, welcher im frühen Mittelalter von den Sachsen den Thüringern abgenommen wurde.

Während das sächsische Haus alles unter einem Dache zusammenfaßt, und der recht eigentliche Einheitsbau ist, tritt beim oberdeutschen Hause die Sonderung hervor. Das Wohngebäude, die Scheune, die Ställe sind von allem Anfang an getrennt gewesen, wenn sie auch zunächst unter einem Dache, in einer Flucht, mit allen Eingängen von der Längsseite her, nebeneinander lagen. Erst später trat, wenigstens in unserem Lande, eine Sonderung der verschiedenen Hauptabteilungen (Wohnhaus, Scheune und Stall) zu drei verschiedenen, voneinander getrennten Gebäuden ein, welche gewöhnlich die drei Seiten des Hofes umgeben, dessen vierte, meist nach der Straße zu gelegene Seite offen war und nur mit einem Zaune oder gemauerten Thore abgeschlossen wurde.

Auch das oberdeutsche Wohnhaus hat sich allmählich aus kleineren Anfängen heraus entwickelt. Stets waren aber, im Gegensatz zu dem sächsischen Hause, bei ihm zwei Feuerstellen vorhanden: der Kachelofen für den Wohnraum und der Herd, der anfangs wohl frei auf der Flur stand (wie dieses in kleinen alten Bauten noch zu erkennen) und der später den Mittelpunkt der Küche bildete, welche sich von der Flur abtrennte. Flur, Küche, Stube bildeten die Grundlage des oberdeutschen ländlichen Wohnhauses. Durch Weiterentwicklung wurden einige Kammern an- oder von der Flur abgebaut und damit stand der Wohnraum fertig da, wie er heute noch im ganzen Gebiete des Herzogtums südlich von der Grenze des sächsischen Hauses bis zum Harz zu finden ist.

Schon der ganze Hofraum ist beim thüringischen Hause verschieden von dem des sächsischen Hauses: bei diesem ist er gewöhnlich ungepflastert und führt so bis zum großen Giebelthor, während das thüringische Haus an der Längsseite gewöhnlich eine Pflasterung hat und ein paar Stufen zur Hausthür führen, was bei den sächsischen Thüren nie der Fall ist und auch nicht sein kann.

Das thüringische Haus ist gewöhnlich zweistöckig, besteht aus Erd- und Obergeschoß und ist stets im Riegelbau aufgeführt, selten ganz verputzt. Gewöhnlich stechen die schwarzen Ständer und Riegel von dem weißgetünchten Mauerwerk grell ab. Nach den Beobachtungen von Karl Rhamm<sup>1)</sup> haben die ältesten Häuser dieser Art die Ständer bis zum Dache durchgeführt, so daß die Unterzüge und Schwellen des Oberstockes nur eingelassen sind und die Außen-

1) K. Rhamm, Dorf und Bauerndorf im altdeutschen Lande, Leipzig 1890, S. 17.

seite des Hauses glatt verläuft. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wird dieses anders: die Trennung des oberen Stockwerks wird mit besonderem Ständerwerk vollständig und äußerlich sichtbar durchgeführt, der obere Stock über dem unteren etwas vorgeschoben und es erscheinen die ersten Anfänge einer künstlerischen Behandlung in der Abrundung der vortretenden Balkenköpfe und Rahmschwellen und dem Auftreten einer Kerblinie auf den Füllhölzern. Diese Manier, die in der ganzen Gegend nördlich vom Harz bis zur Grenze des niederländischen Hauses mit unfehlbarer Gleichmäßigkeit auftritt, gelangt etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts zur Herrschaft. (Typisch hierfür das Haus aus Klein-Schöppenstedt Fig. 87.) Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts weicht dann dieses Haus auch den modernen Bauten.

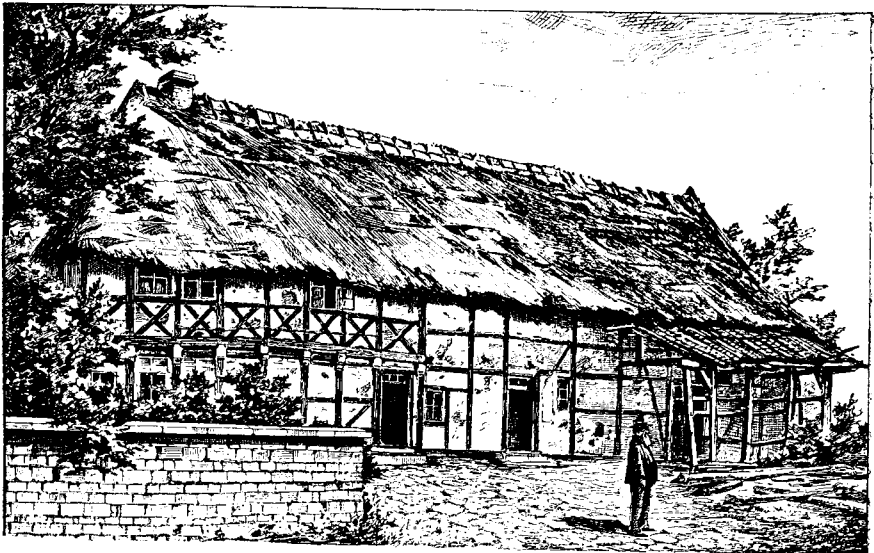


Fig. 87. Altes Haus nach thüringer Bauart. Nr. 2 in Klein-Schöppenstedt (Vinde).

An das Wohnhaus nun find, in derselben Flucht wie dieses verlaufend, und unter dem gleichen Dache, die Ställe angebaut, welche durch die Flur des Wohnhauses zugänglich sind, ihren Eingang für das Vieh aber von der Langseite haben. Endlich macht, am entgegengesetzten Ende wie der Wohnraum, die Däle mit dem darüberliegenden Banseraum den Beschluß<sup>1)</sup>. Eine Abart des thüringischen Hauses in Braunschweig hat P. J. Meier als „Erkeroder Typus“ aufgestellt. Sie unterscheidet sich dadurch von dem gewöhnlichen Typus, welcher in einer Flucht längs der Straße verläuft, daß die Wohnräume gegenüber dem im Oberstock etwas ausstragen, so daß schon von der Straße her sich das eigentliche Wohnhaus von den angebauten Wirtschaftsräumen unterscheidet.

<sup>1)</sup> Dorfbeschreibung von Klein-Schöppenstedt von 1751: „Kotzasse Hennig Ahrens. Wohnhaus, daran Scheune und Ställe.“

Dieser Typus ist von Meier nicht nur in den thüringisch gebauten Dörfern am Elm, sondern auch im Westen unseres Gebietes, im Amte Bechelde vielfach nachgewiesen worden<sup>1)</sup>.

Dieses dreigeteilte thüringische Haus, welches in etwa 200 Jahre alten Exemplaren sich noch häufig erhalten hat (schöne Beispiele in Woltwiesche<sup>2)</sup>, Schulenrode, Klein=Schöppenstedt), ist derjenige Typus gewesen, welcher zunächst erobernd in das alte Gebiet des sächsischen Hauses vordrang, schon einzeln im 18. Jahrhundert, sicher aber mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, wo allmählich der Bau der Häuser nach sächsischem Typus aufgegeben wurde, als man erkannte, daß alles Fliesen und Bessern an demselben nicht mehr die für die Menschen und die Landwirtschaft genügenden Räume darbot. Die Pläne (Fig. 88 u. 89) aus Klein=Schöppenstedt und Schulenrode zeigen dieses fränkisch-thüringische Haus.

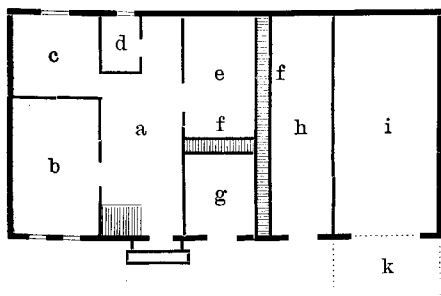


Fig. 88. KL.=Schöppenstedt Nr. 2 (Linde) von 1727.

a Flur. b Küche. c Kasse. d Kammer.  
e Futterraum. f Ställe. g Pferde. h Küche.  
i Neue Scheune darüber. k Unterfahrt.

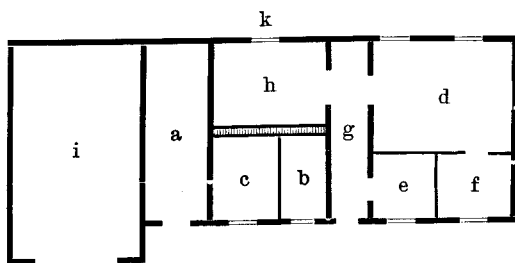


Fig. 89. Schulenrode Nr. 7 von 1769 (Gifflo), typisch für viele Schulenroder Häuser.

a Alte Dreischäule. b Pferdestall. c Kuhstall. d Stube.  
e Küche. f Kammer. g Flur. h Futterraum. i Neu angebaute  
Scheune. k Garten.

Dieses Haus nun, wie es eben dargestellt wurde, das vorn einen offenen Hofraum nach der Straße zu hat, auf dem der Dünger liegt, und nach hinten

<sup>1)</sup> B. J. Meier, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig. II. S. IX. 29.

<sup>2)</sup> Nach der handschriftlichen Dorfbeschreibung von Woltwiesche vom Jahre 1749 schien es, als ob dieser Ort noch im Gebiete des sächsischen Hauses gelegen sei, da folgende Hausbeschreibungen vorkommen: Nr. 1 Großkötter Harm Völling. „Ein Haus, worin zugleich Scheuer und Stallung. Ist baufällig.“ Nr. 2 Großkötter Sieverling. Das Haus ist baufällig, Scheuer und Stallung sind mit darin begriffen, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt. Nr. 3 Halbspänner Everling. Das Wohnhaus ist alt, ohne Schornstein und mit Stroh gedeckt. Scheuer ist mit im Hause, wie auch die Ställe. Nr. 4 Halbspänner Wartjenstedt. Das Haus ist eingefallen. Scheuer und Ställe sind mit dem Hause eingefallen und ist nur das Feuerspann stehen geblieben. — Es handelt sich aber hier, wie die Besichtigung an Ort und Stelle ergibt, nur um Gebäude unter einem Dache, bei denen, wie bei den noch vorhandenen alten Woltwiescher Häusern, Wohnraum, Ställe und Däle nebeneinander gebaut waren. Und so bei den übrigen Dörfern des Amtes Salder, wo es in den Dorfbeschreibungen heißt, daß Wohnhaus, Ställe und Scheuer in eins gebaut seien. Auch die Schilderungen der Häuser bei Hallendorf in der Dorfbeschreibung von 1753 können leicht irre führen: „Das Wohnhaus hält zehn Spann und zugleich Kuh- und Pferdestall in sich.“

in den Garten schaut, ist der Kern des thüringischen Hofes gewesen, wie er sich aus diesem einzelnen Gebäude bei uns herausentwickelt hat. Wenigstens läßt sich dieses noch vielfach erkennen, denn das alte Haus ist oft noch erhalten, nur ist das Vieh und die Scheune aus ihm herausverwiesen worden, es sind aus den Ställen und der Däle Wohnräume entstanden oder die Däle, auf der sonst gedroschen wurde, ist zur geräumigen Flur geworden. Die Grundzüge der alten Einrichtung sind noch erkenntlich.

Für Scheune und Ställe wurden nun, je nach Maßgabe des verfügbaren Raumes, Nebengebäude errichtet, die mehr oder minder regelmäßig den Hof umgeben. Ein Beispiel dieser Art ist der Hof Nr. 10 in Kneitlingen, der im 18. Jahrhundert sich allmählich entwickelt hat (Fig. 90 u. 91).

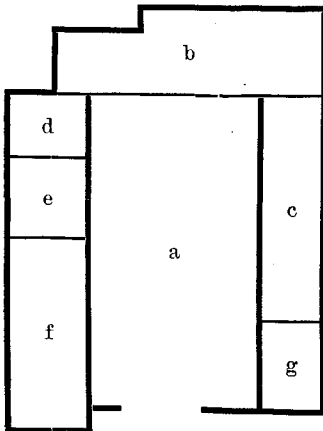


Fig. 90.

Hof Nr. 10. Kneitlingen.  
(Behrens.)

a Hofraum mit Düngerstätte.  
b Wohnhaus. c Kuhstall. d Schweine-  
stall. e Pferdestall. f Scheune.  
g Wagenkuppen.

Es kann dieses auch in Mascherode bei Nr. 21 gut verfolgt werden, wo namentlich das Wohnhaus schön entwickelt ist und die geschnittenen Balkentöpfe des Stockwerks von verzierten Konsolen getragen werden.

Die Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts lassen die Höfe mit den getrennten Wohnhäusern, Ställen und Scheunen teilweise gut erkennen. Mascherode von 1769: „Adlerhof Nr. 4. Das Wohnhaus ist mit einem Schornstein versehen und gleich den neugebauten Kuh- und Schafställen mit Stroh und der gegenüberstehenden Scheune und Pferdeställen mit Stroh gedeckt.“ Beierstedt von 1755: Wohnhäuser mit Ziegeln gedeckt mit Schornstein und mehreren Stuben und Kammern; an den Seiten des Hofes Ställe und Scheuern. Genau so in Dobbeln 1757.

Erwähnenswert bleibt, daß die fachlichen Ausdrücke beim thüringischen Hause in unserer Gegend sich mit den für das sächsische Haus gebrauchten decken, soweit die betreffenden Dinge vorhanden sind. Aus seinem altererbten Gebiete, dessen Grenze mit dem Sachsenhause zusammenfällt, hat der Sachse seine Sprache weiter nach Süden getragen; er muß die Grundform des Thüringbaues vorgefunden und auf diesen, als er ihn beibehielt, seine eigenen Fachausdrücke angewendet haben. Dafür, daß in dem von den Sachsen im sechsten Jahrhundert eroberten Teile des alten Thüringerreiches aber schon vor dem Eindringen jener der thüringische Bau herrschte, und nicht etwa der sächsische später aus dem hier in Betracht kommenden Nordthüringgau und dem südlichen Darlinggau verdrängt wurde, dafür spricht eine Stelle der Glosse zum Sachsenspiegel (III, Art. 44, § 3), welche Rhamm<sup>1)</sup> zu diesem Zwecke angezogen hat. Hier wird die Scheune als der regelmäßige Bergeplatz des

<sup>1)</sup> N. a. D. S. 67.



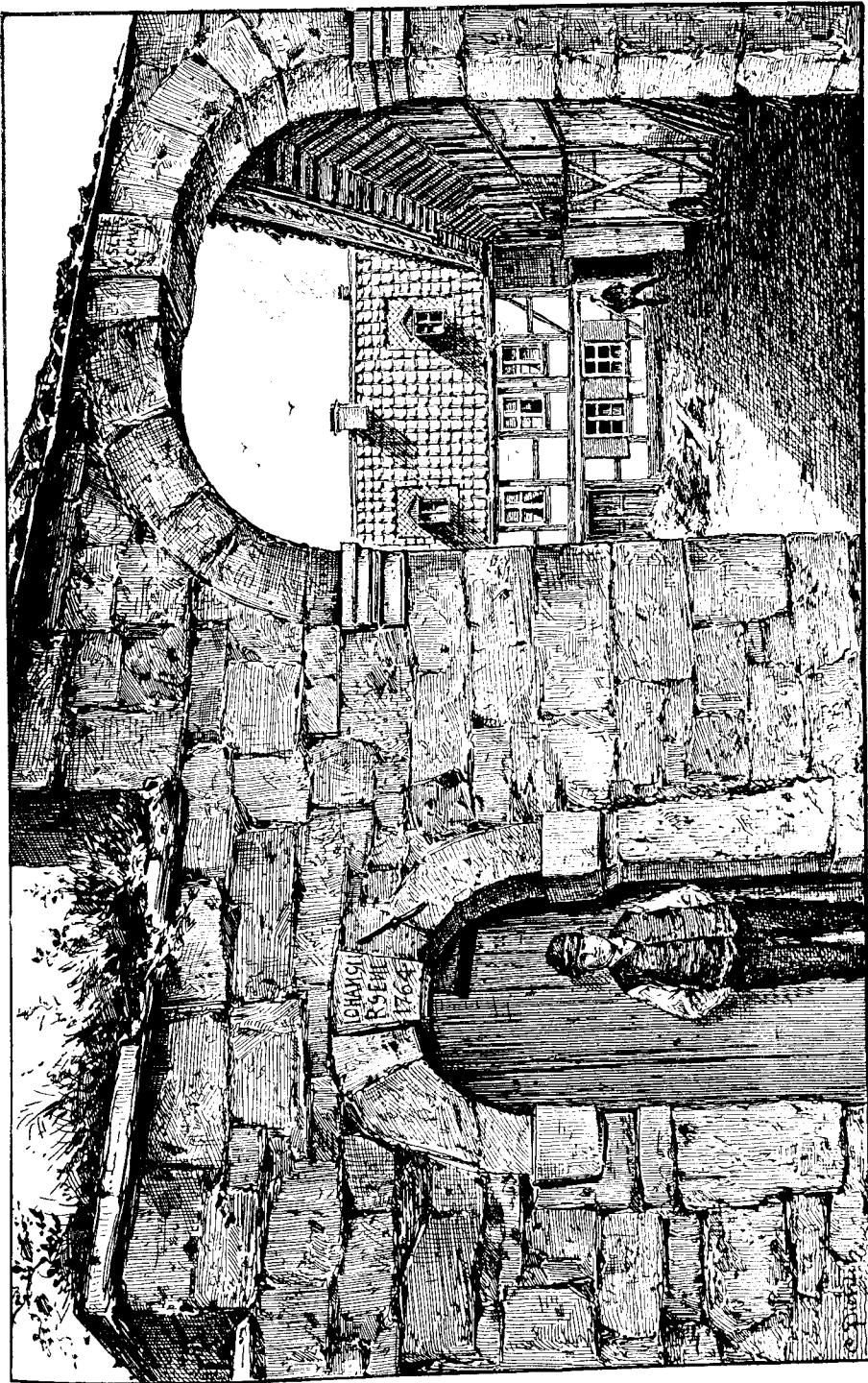


Fig. 91. Einblick in einen Hof nach thüringischer Anlage. Knettingen Nr. 10 (Behrens).

Getreides für den Bauer im südöstlichen Sachsenlande erwähnt, während im sächsischen Hause die gesamte Ernte auf dem Bodenraume geborgen wird und Nebenscheunen früher so gut wie gar nicht vorkamen. Da die Glosse aus dem 14. Jahrhundert stammt und ihr Verfasser in der Gegend von Tangermünde angefahren war, an der heutigen Grenze des sächsischen Baues, so kann füglich seit jener Zeit (und dasselbe darf auch von der älteren Zeit gelten) von einem Zurückweichen des Einbaues und von einem Vordringen des oberdeutschen Hofbaues in den hier in Betracht kommenden Gegenden nicht die Rede sein. Umgekehrt aber ist er seit dem 18. Jahrhundert in die bis dahin feststehende Grenze des Sachsenhauses erobernd eingedrungen, wie oben gezeigt wurde <sup>1)</sup>.

Das hölzerne Schloß. Zum Hause gehört ein Schloß. An den großen und kleinen Thüren des Sachsenhauses habe ich nur in seltenen Fällen und dann offenbar aus sehr neuer Zeit stammend, einfache eiserne Schlösser oder Riegel gefunden. Gewöhnlich behilft man sich mit einem hölzernen Stäker, einem einfachen Holzriegel, der in einen Haken eingelegt wird und von außen an einem Bindfaden aufgehoben werden kann. Oft sind, namentlich zur Erntezeit, die alten Häuser ganz menschenleer, nur vom Hunde bewacht. Ob die alten Holzschlösser, die ich hier erwähnen will, im Gebiete des Sachsenhauses vertreten waren? Gefunden habe ich sie daselbst nicht, wohl aber ist dieses uralte Rasten- und Riegelschloß noch hier und da im Gebiete des thüringischen Hauses an Scheunen, Ställen und Schweinekoben zu finden, selbst in der Stadt Braunschweig entdeckte ich noch ein solches (jetzt im Städtischen Museum). Das hier in Rede stehende Holzschloß war schon bei den Provinzialrömern im Gebrauche, wie sein Vorkommen in der Saalburg bei Homburg beweist <sup>2)</sup>; es hat sich noch in manchen deutschen Gegenden, noch mehr aber im halbkultivierten Osten Europas, in den Karpathen, Rumänien, Rußland erhalten, <sup>3)</sup> geht auch in den Orient <sup>4)</sup> und ist mit den Spaniern nach Amerika gelangt, wo es in Peru und Mexiko gebraucht wird.

Das Konstruktionsprinzip ist bei diesen Schlössern im allgemeinen das folgende: Der Holzriegel, welcher die Thür verschließt, hat am oberen Rand mehrere rechtwinklige Kerbe. Unbeweglich festgehalten wird der Riegel an seiner Stelle

<sup>1)</sup> Es ist nicht nötig, auf das fränkisch-thüringische Haus hier näher einzugehen, da wir eine reiche Litteratur über dasselbe bereits besitzen. Außer den schon angeführten Werken von Meitzen und Henning mögen noch angeführt werden: Meringer, Das deutsche Bauernhaus (Mitt. d. Wiener Anthropol. Ges. XXII, 1892). Gustav Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus (im Ausland 1890, 1891 und 1893). Derselbe, Das jüddentische Wohnhaus fränkischer Form und thüringische Haustypen (Globeus, Band 67, S. 201 u. 350) u. a.

<sup>2)</sup> Jacobi, Das Römerkastell Saalburg, S. 467.

<sup>3)</sup> Peetz, Erlebt und Erwandert, Wien 1899, I, S. 125. In den bayerischen Alpen: Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1888, S. 473. In Cypern: daselbst 1891, S. 43. Im Harze: daselbst 1891, S. 726. Auf der Insel Runö im Rigaschen Busen: Globeus, Band 71, S. 104.

<sup>4)</sup> In Bagdad. Abbildung bei v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golfe, II, 250.

dadurch, daß hölzerne bewegliche Klöbchen in die Kerbe des Riegels von oben hineinfallen. Soll der Riegel und die Thür geöffnet werden, so dient ein hölzernes messerartiges Instrument, welches von der Seite durch einen senkrechten Spalt in das Kastenschloß gesteckt wird, zum Aufheben der in den Riegel ge-

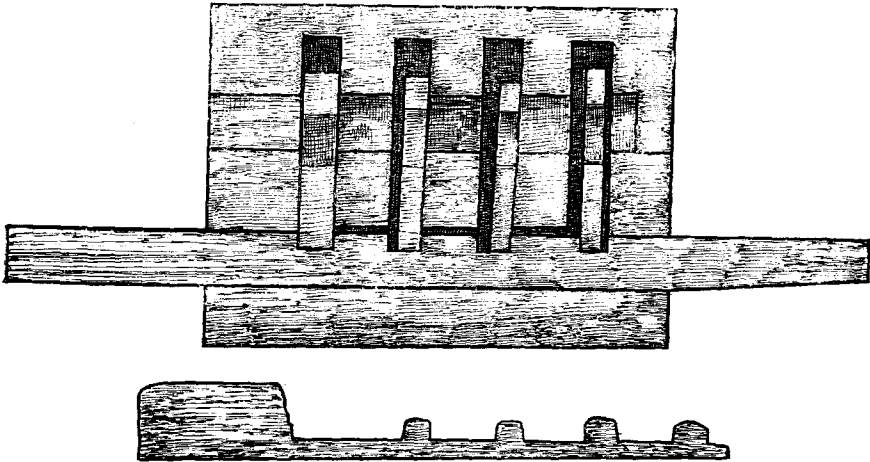


Fig. 92. Hölzernes Schloß samt Holzschlüssel aus Siedte. Städt. Museum.

fallenen Klöbchen, worauf die andere Hand den Riegel loszieht und die Thür sich öffnet. Dieses das allgemeine, im einzelnen öfter abgeänderte Princip (Fig. 92).

#### 4. Hausprüche.

Auch sie, die früher kaum an einem Hause in Stadt und Land fehlten, gehen mit den Neubauten und der neuen Zeit verloren. Selten, daß ein Bauer diese Sprüche bei einem Neubau wieder über seiner Thür anbringt — und doch, wie anheimelnd und schön waren sie und erscheinen uns heute noch die übrig gebliebenen Reste! Sie berichten von dem Sinne der Bewohner und erzählen uns ein Stück Baugeschichte, nennen das Jahr der Errichtung des Hauses und den Namen des Ehepaares, das hier zuerst Einzug hielt. Auch der Baumeister ist zuweilen genannt. War das Haus nach einem Brande entstanden, so ist oft auch ein Bericht über den Brand hinzugefügt. Meistens sind es fromme Sprüche, der Bibel und dem Gesangbuche entlehnt und daher in hochdeutscher Sprache; zuweilen, aber seltener zeigen sich dichterische Versuche, die wohl dem Pastor oder Lehrer des Dorfes ihre Entstehung verdanken. Ausdrücklich nennt sich z. B. bei einem Hause in Papenrode, das 1813 nach seinem Brande neu errichtet wurde, der Lehrer Joh. Hennig Brandt als Verfasser eines Hauspruchs. Ein Spruch schneidet sich leichter in das Holz ein, als daß er sich in den Stein meißelt, daher sind die Hausprüche auch meist an die Gegenden mit Holzbau geknüpft und in Niedersachsens Städten reich

vertreten. Gewöhnlich ist auf unseren Dörfern die lateinische Schrift dabei angewendet, ja zuweilen muß auch die lateinische Sprache brockenweise erhalten. Seltener ist Frakturschrift; hier und da ist die Schrift erhaben aus dem Balken herausgearbeitet, gewöhnlich aber vertieft angebracht.

Manchmal findet man die alten Sprüche aufgeschrift, z. B. mit Kalk eingerieben, so daß sie von den geschwärzten alten Eichenhorbalken bei den Sachsenhäusern sich gut abheben; meist aber sind sie verwittert und nur bei besonders guter Beleuchtung noch lesbar, teilweise auch durch übergenagelte Schilder der Versicherungsgesellschaften u. verdeckt. Oft kehrt bei ihnen der Gedanke wieder, daß das Haus in Gottes Hand stehe und daß er es in Zukunft schützen möge. „Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut“ oder „An Gottes Segen ist alles gelegen“ sind regelmäßig wiederkehrende Hausprüche. Ich gebe hier eine Auswahl, die sich vermehren läßt.

Alles, was mein Thun und Anjaugen ist,  
Das geschehe im Namen Jesu Christ,  
Der steh mir bei früh und spät,  
Bis all mein Thun ein Ende hat.

Bortfelder Haus 1724.

\* \* \*

Der Segen des Herrn machet reich ohne Mühe und Arbeit.  
Item: ora, labora! Soli deo gloria. Anno 1744.

Grimmes Haus in Klein-Schöppensfeldt.

\* \* \*

Gott gebe allen, die mich kennen, was sie mir gönnen.

Haberlands Haus in Klein-Schöppensfeldt.

\* \* \*

Gott bewahre dieses Haus und alle, die da gehen ein und aus.

Schapen.

\* \* \*

Mit Gott ist dieser Bau vollendet,  
Preis sei ihm, der uns Kraft gesendet.  
Er möge ferner gnädig walten  
Und diesen neuen Bau erhalten  
Und Schutz und Schirm sein, immerdar.

Achilles Haus in Rauthheim. Jetzt abgebrochen.

\* \* \*

Gott der Vater wohn bei uns  
Und laß uns nicht verderben  
Mach uns von allen Sünden frei  
Und hilf uns selig sterben.  
Für den Teufel uns bewahr,  
Halt uns bei festem Glauben  
Und auf dich laß mich bauen  
Aus Herzensgrund vertrauen.

Boimstorf Nr. 10.

\* \* \*

Gottes Segen groß und klein, fahr auch in diese Scheuer ein.

Proißfeldt.

\* \* \*

Ich achte meine Gasser  
Gleich wie das Regenwasser,  
Das von den Dächern fließt.  
Allen, die mich kennen,  
Gebe Gott, was sie mir gönnen.

Gr. Steinum. Haus von 1796.

\* \* \*

Ein jeder baut, wie's ihm gefällt,  
Wer hier muß bauen auf der Welt.  
Und ich baue nach meinem Wohlgefallen  
Und lasse Gott als Vater walten.

Geiteldc.

\* \* \*

So der Herr nicht das Haus bauet, so bauen alle, die daran  
bauen, vergeblich.

Lindes Haus, Klein-Schöppensfeldt 1727, und  
Meiners Haus, Schulenrode (Nr. 5).

\* \* \*

Wo Gott nicht selber baut das Haus,  
Da richtet keine Müß was aus.

Rickensdorf Nr. 4.

\* \* \*

An der Scheune des Eulenspiegelhofes in Kneittlingen:

Gott schütze die verliehenen Güter,  
Laß uns die Gaben wohl gedeihn,  
Laß Feuersglut und Ungewitter  
Entfernt von unsern Grenzen sein.  
Wir bauen nicht aus Stolz und Pracht,  
Sondern die Feuersglut hat  
Uns am 29. November 1821 dazu gebracht.

Errichtet am 20. Juni 1822. Friedrich Friede.  
Frau Anna Elisabeth Frieden, geborene Stieheln.

Und am Stallgebäude daselbst:

Bleibt hier viel Böses unbefragt,  
Viel Gutes unbelohnt,  
So kommt ein Tag der Rechenchaft,  
Der keinen Sünder schont.  
Dann stellst du, Gott, den vors Gericht,  
Durch den diese Feuersbrunst  
Am 29. November 1821 des Morgens um 6 Uhr geworden ist.

Gott jegne den Verbrecher, daß er bereuen mag,  
Der dies verschuldet hat.

Ach Gott, vergieb doch dem die Sünde,  
Laß doch ihn bei dir Gnade finden,  
Der diesen Brand hat ausgeübt.  
Auf allen seinen Wegen,  
Gieb doch ihm Heil und Segen  
Durch Christum unsern Herrn!

Errichtet den 14. September Anno 1822.

\* \* \*

Hier bann wir alle feste  
Und sein nur fremde Gäste.

Frellstedt Nr. 33.

\* \* \*

Die mir nichts gönnen und nichts geben  
 Die müssen sehen, daß ich lebe.  
 Seid mäßig, die Welt ist spitzig  
 Seid fürchtig, sie sind alle nicht aufrichtig.

Freßstedt Nr. 33.

\* \* \*

Gott bewahre dieses Haus und meinen Nachbarn und Nächsten auch.  
 Bergmanns Haus, Schulenrode (18. Jahrh.).

\* \* \*

Die mir nichts gönnen und nichts geben,  
 Die müssen sehen, daß ich lebe.

Joachim Dierich Scharenberg 1784. Dannndorf.

\* \* \*

Ich baue nicht aus Lust und Pracht,  
 Die Not hat mich dazu gebracht.

Witwe W. J. S. C. Schrader geb. Müller 1848.

Dannndorf, errichtet nach einem Brande.

\* \* \*

Böse Niemand. Das Gute dir und mir. Gott allein die  
 Ehr und niemand mehr.

Harvesse, Haus von 1728.

\* \* \*

Vertraue keinem Menschen nicht,  
 Sie sind wie eine Wiege,  
 Wer heute Hosianna spricht,  
 Ruft morgen crucifixe.

Esbeck 1708.

\* \* \*

Wenn der Reider noch so viel,  
 Es geschieht doch, was Gott haben will.  
 Wer bauet an der Straßen,  
 Muß die Narren reden lassen.

Groß-Brunskrode, Haus von 1723.

\* \* \*

Gott, unsre Herzen bluten  
 Von deinen schweren Ruten,  
 Es ist um uns geschehn.  
 Dein Feuer schlug die Flammen  
 Schnell über uns zusammen,  
 Daß niemand konnte widerstehn.  
 Wir sehen nun die neue Hütte  
 Und loben Gott.

Brackstedt 1816 nach einem Brande.

\* \* \*

In Gottes Namen sang ich an,  
 Was mir zu thun gebühret.  
 Mit Gott ist alles wohlgethan  
 Und glücklich ausgeführt.  
 Was man in Gottes Namen thut  
 Mit glaubensvollem Sinn und Mut,  
 Das muß uns wohl gedeihen.

Bevenrode Nr. 4 von 1856.

An die Vielseitigkeit der oft von Humor gewürzten Hausinschriften Oberdeutschlands, namentlich in den Alpen, reichen unsere braunschweigischen Hausprüche bei weitem nicht heran. Auch jene auf den alten Holzhäusern der Stadt Braunschweig haben ähnlichen Charakter, wie die auf dem Lande, auch sie zeigen meistens nur Erbauungsjahr, Namen des Besitzers und einen frommen Spruch <sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Sie sind gesammelt von C. Steinmann, Braunschweigische Anzeigen 1879, Nr. 125, 126.

## Der Bauer, die Hirten und das Gesinde.

---

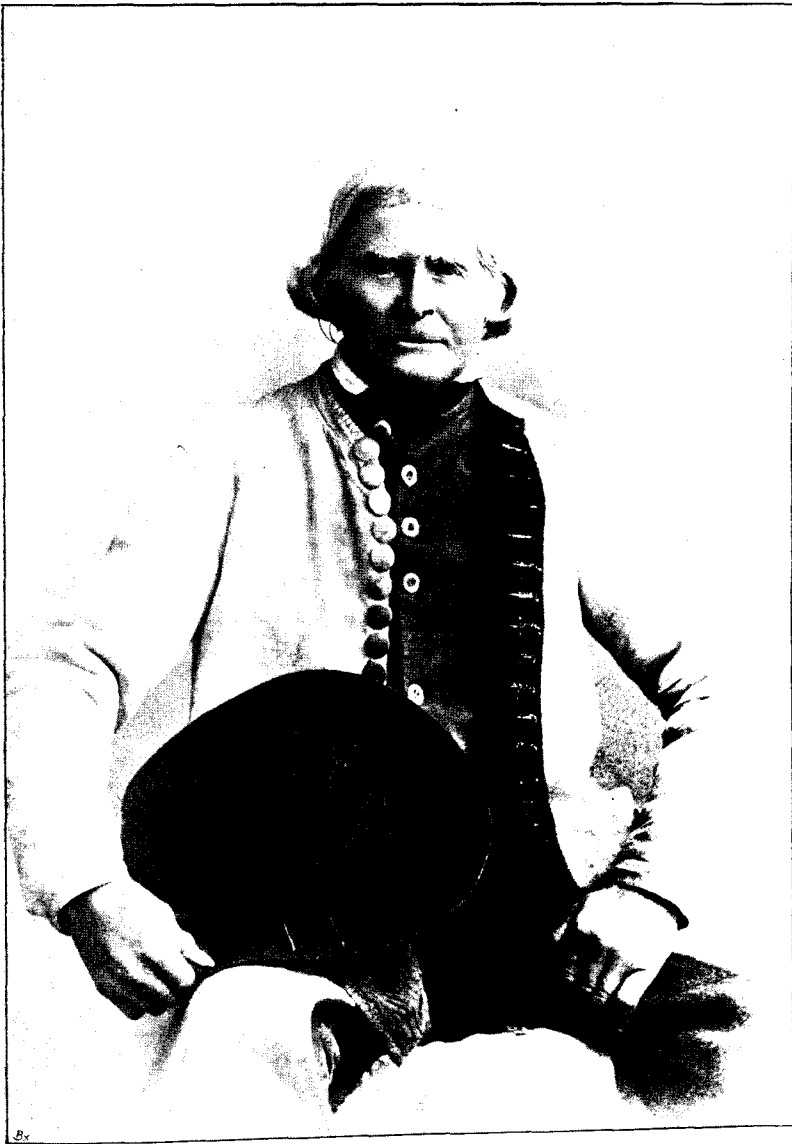
**Der Bauer.** Wie fast überall in Deutschland ist auch bei uns der Bauer bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein ein Unfreier, Höriger gewesen, doch mag Braunschweig sich rühmen, daß hier eher als in irgend einem anderen deutschen Lande dem Bauern seine persönliche Freiheit verliehen worden ist. Die Abgaben und Lasten, welche in dem krieg- und pestverheerten Lande auf den Bauern ruhten, waren so unerschwinglich geworden, daß diese massenhaft in die Städte entliefen und viele Höfe wüst liegen ließen. Es war ihnen einfach unmöglich geworden, neben den drückenden Abgaben noch so viel zu erübrigen, daß sie und die Ihrigen nothdürftig leben konnten. Zu den schlimmsten Abgaben gehörten die *bäwdelinge* und *bäwlenynghe* (Baudeling und Baulehnung), welche der Leibeigene an die Herrschaft dafür zu zahlen hatte, daß ihm der Hof, welcher an seinen Vater nur auf dessen Lebenszeit ausgethan war, nach dessen Tode wieder aufs neue zur Bewirtschaftung verliehen wurde<sup>1)</sup>. Der Unfreie hatte weder Eigentum an dem Hofe, den er bebaute, noch an dem Inventar beides gehörte dem Herrn (Landesherrschaft, Kloster, Adlige), welcher bei der ersten Besetzung des Hofes auch die Aussaat hergegeben und dem beides bis zum Tode des Bauern verblieb. Auch dessen Verwandte und Kinder hatten kein Erbrecht, kein Recht auf die Nachfolge im Hofe; nur auf das Vermögen hatten sie Erbananspruch, welches der Unfreie sich etwa auf dem Hofe nach Abtragung seiner jährlichen Lasten erworben hatte. Ließ nun der Hofherr den Sohn des verstorbenen Bauern fortwirtschaften, so wurde ihm, abgesehen von der Zahlung der Baudeling oder Baulehnung, noch das *besthoved*, das *Besthaupt*, genommen; d. h. der Gutsherr holte ihm das beste Stück Vieh weg, damit der Bauer sich ja nicht einbilde, er sei Herr auf dem Hofe. Anfangs waren die Söhne froh, wenn sie um diesen Preis dem Vater auf dem Hofe folgen durften, später aber, als der Ursprung dieses Rechts sich zu verdunkeln anfang, empfanden sie die Abgabe des besten Stückes Vieh beim Tode des Vaters als eine drückende Last. Selbst die Ehe eines Unfreien hing von der Zustimmung des Gutsherrn ab; denn er stand nicht unter dem allgemeinen Volksrechte,

---

<sup>1)</sup> mudd. *budelen*, den beweglichen Nachlaß mit dem Herrn teilen. *buleninge*, der Anteil, welcher dem Grundherrschaft an dem Nachlasse seines Hörigen zusteht.



Tafel VII.



Vorkfelder Bauer.

Joh. Heinr. Rischbieter, geb. 1822, fotogr. 1894.



sondern unter dem Hofrechte. Wurde ihm vom Herrn die Erlaubnis zur Ehe erteilt, so hatte er dafür die bei uns bedemund genannte Abgabe zu leisten. (Näheres darüber im Kapitel „Hochzeit“.)

Die Lasten und Abgaben (niederd. *beden*, Bitten, die ursprünglich den Charakter der Freiwilligkeit trugen und um deren Bewilligung man zu „bitten“ hatte) hatten sich allmählich so gesteigert, daß der Bauer thatsächlich nicht für sich, sondern nur für den Gutsherrn arbeitete. Daß dieses nur widerwillig geschehen konnte, lag auf der Hand, und Zustände herrschten, die wir mit verwandten, wie sie jetzt noch in der Türkei bestehen, vergleichen können. Nicht eine Revolution von unten hat aber solchen unleidlichen und unnatürlichen Zustand in unserem Lande beseitigt, sondern die Landesherrschaft war es, die reformierend eingriff. Kaum war Herzog Heinrich der Friedsame 1432 zur Alleinregierung gelangt, als er die traurigen Zustände der ländlichen Bevölkerung aufbesserte. Auf dem Landtage vom 17. Mai 1433<sup>1)</sup>, auf dem die hohe Geistlichkeit, der hohe Adel, der Rat der Stadt Braunschweig und auch bäuren erschienen, wurden Baudelinge und Baulehnung abgeschafft, statt des Veshauptes wurde das zweitbeste Stück eingeführt<sup>2)</sup> und zahlreiche andere Bestimmungen zur Erleichterung des Bauernstandes geschaffen. So wurde zuerst unter allen Ländern des heiligen römischen Reiches in Braunschweig das wohlthätige Gesetz geltend, welches die drückendsten Fesseln der Leibeigenschaft zerbrach und den alten, zur Ausnahme gewordenen Grundsatz „frei Mann, frei Gut“ auch bei unserem Bauernstande wieder zur Geltung zu bringen suchte. Natürlich entwickelte sich die völlige Befreiung nur allmählich und eine ausdrückliche Aufhebung der Leibeigenschaft ist in Braunschweig niemals erfolgt. Seit der großen That Herzog Heinrichs des Friedsamten haben nachfolgende Landesherren die Rechtszustände der Bauernhöfe durch Begrenzung und Beschränkung der gutherrlichen Rechte, namentlich des sogenannten Meierrechtes, mehr und mehr geordnet. Doch immer saßen die Bauern noch als Kolonen (Meier, Erbpächter etc.) auf dem ihnen noch nicht eigentümlichen Boden, mußten sie Fronen und Zehnten an die Kammer, die Kirchen, Klöster und Städte, die adligen Gutsherrschaften geben, gegen welche der Bauer aber einen fortgesetzten Kampf führte, der ihn schließlich zum freien Eigentümer des von ihm bebauten Grund und Bodens machte.

Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Abgaben und Dienstleistungen sehr drückend, wenn sie auch gegen früher schon wesentlich abgenommen hatten. Dabei war die Form der Dienstleistungen eine solche, daß

<sup>1)</sup> Der Vertrag mit der Landschaft vom Sonntag Vocem Jucunditatis (17. Mai) 1433 steht abgedruckt bei Gesenius, Meierrecht I, 397.

<sup>2)</sup> 1688 wurde das zweitbeste Haupt dann in eine Geldabgabe verwandelt und als Reallast auf das Grundeigentum gelegt. Während der westfälischen Zeit, die ja manches freisinnige Gesetz schuf, wurde diese Geldabgabe aufgehoben, 1816 aber in neubraunschweigischer Zeit wieder hergestellt. (Steinacker, Privatrecht des Herzogtums Braunschweig, S. 94.)

der Bauer nicht zur Ruhe kommen konnte und stets zuletzt an sich, zunächst aber an die Herrschaft denken mußte. Ich will das an dem Falle eines Obergischen Meiers zu Eßinghausen hier näher beleuchten<sup>1)</sup>. Der Halbspänner Hermann Langeheine im Hofe Nr. 14, der ein schornsteinloses, strohgedecktes Haus besaß, 52 Morgen Meierland und 3 Morgen einhauige Wiesen bestellte, 4 Pferde, 4 Kühe, 1 Rind und 2 Schweine hielt, hatte folgendes an Diensten zu leisten: Zwei Tage wöchentlich mit dem Gespann dem adligen Hofe in Duttonstedt; jährlich zum burgvesten und Bedemundstage mit dem Spanne den Flachs des adligen Hofes aus den Rotten einfahren; dessen Heu hatte er gleichfalls mit den anderen Verpflichteten einzuführen, er mußte helfen, den Roggen des adligen Hofes mähen und nebst einem Binder aufbinden; einen Tag hatte er Flachs zu braten, einen Tag mußte er Schafe scheren, einen Tag Rüben roden, einen Tag Hopfen pflücken, einen Tag Hafer und Gerste aufharken und zwei Hadelöppe spinnen, die beim Leseholzjammeln gebraucht wurden. Er hatte außer den eben genannten persönlichen Diensten an „herrschaftlichen Gefällen“ zu leisten: monatlich an Kontribution einschließlich Fouragegeld 31 Mariengroschen; an Landschaz jährlich 1½ monatliche Kontributionen. Dazu wurde von ihm Probiantforngeld und Hafer „je nach dem Fuß der Kontribution“ gesammelt. Den Kornzehnten von 52 Morgen empfing der Herr von Oberg in Duttonstedt, der auch den Fleischzehnten erhielt. Letzterer bestand jährlich in einem Huhn, von jedem Kalbe und Füllen je 3 Pfennig, jedes zehnte Lamm und in einer Gans, wenn Langeheine über drei Stück hielt. Dazu kamen die „gutherrlichen Gefälle“, weil der adlige Hof Gutsherr war, mit 30 Himpten Roggen und einem Rauchhuhn (rökhaun).

In manchen Orten (z. B. Lehre) war statt des lebenden Rauchhuhnes das „Hühnergeld“ damals schon eingeführt; gewöhnlich 4 Gutegroschen pro Stück. Wurde das Huhn lebend gegeben, so mußte es groß und so stark sein, daß es aus einem Scheffel herauspringen konnte. Es ist dieser tinshän eine der ältesten Abgaben (pullus de areis der Urkunden). Widerwillig wurden alle solche Abgaben und Dienste geleistet. Die Bauern des Pfahldorfs Elper, welche dem Räte zu Braunschweig „burgvesten“ mußten, sollen nur schimpfend in die Stadt eingezogen sein, wo sie den Altstadtmarkt von Schmutz zu reinigen hatten. Ärgerlich war der Bauer, wenn er die Sperlingsköpfe zu liefern hatte, miewohl dieses nach der landesherrlichen Verordnung vom 11. Dezember 1749 nur zum Nutzen der Landwirtschaft geschah. In jedem Dorfe hatte ein Ackermann jährlich 120, ein Halbspänner 80, ein Kotsasse 60 Sperlingsköpfe bei Strafe von 4 Pfennig für jedes fehlende Stück abzuliefern; dabei durfte bei 2 Gutegroschen Strafe kein „auswärtiger“ sein; auch waren die Köpfe anderer Vögel nicht gültig.

<sup>1)</sup> Handschriftliche Dorfbeschreibung von Eßinghausen 1777. Belangreiche Einblicke in die Abgaben der Bauern von Eßum und Kücklingen an das adlige Gut in Schliestedt sind mitgeteilt Braunschw. Magazin 1896, Nr. 25.

Neben den persönlichen Lasten erschien unter den Abgaben den Bauern am drückendsten der Zehnten (teged), dessen Ablösung auch erst das 19. Jahrhundert sah. Er ist ursprünglich eine geistliche Einrichtung, dringend gefordert schon 585 auf der Synode zu Magon von den Bischöfen zum Unterhalt der Kirche und für die Armen. Lange noch bohrte die Geistlichkeit in dieser Richtung, bis Karl der Große, nachdem das Land der Sachsen unter seine Herrschaft gekommen war, 803 das Princip des Zehntens als göttlichen Befehl aussprach, ohne aber den weltlichen Arm dem geistlichen Gebote zu leihen. Der Unwille der Sachsen und anderer deutscher Stämme gegen die geistliche Neuverurteilung war groß und hat bis zur letzten Garbe, die bei uns gezehntet wurde, angehalten. Das Princip des freiwilligen religiösen Opfers, das anfangs dem Zehnten noch anhaftete, wurde seit dem Sturze Heinrichs des Löwen bei uns aufgegeben und aus einer kirchlich-religiösen wurde eine geistlich-weltliche Abgabe, ein Tribut; denn die geistliche Aristokratie vertrat sich mit der weltlichen über die Beute. Was die Pfarrer, die Armen und Dürftigen als Almosen erhalten sollten, das wurde von der geistlich-weltlichen Aristokratie an sich gerissen.

Der Zehnten wurde entweder von den Feldfrüchten gegeben (Fruchtzehnten) oder von den landwirtschaftlichen Tieren (Fleisch- oder Blutzehnten). Er gehörte zu den auf dem Bauerngute ruhenden, jetzt abgelösten Reallasten, welche entweder bei der Überlassung des Gutes vorbehalten oder seit ältester Zeit auferlegt waren. Verboten wurde die neue Auferlegung von Zehnten erst durch die Ablösungsordnung von 1834. Man hatte verschiedene Arten des Zehnten. Da gab es den Rott-, Kobal- oder Neubruchzehnten, welcher von früher unkultivierten und erst später urbar gemachten Äckern zu entrichten war; den Bruchzehnten, der von jeder Art der in der Brache bestellten Gewächse und Früchte (von Flachs, Rüben, Kohl, Futterkräutern) zu zahlen war. In der Dorfbeschreibung von Aderse (1749) werden folgende Arten von Zehnten aufgeführt: „Der große Zehnt gehört dem Domkapitel in Hildesheim, der Westfalenzehnt wird der kleine Zehnt (genannt <sup>1)</sup>). Der Zehnt, so die Pfarre in Aderse im Bergfelde von 20 Morgen hat, der Jakobszehnt.“

Das Auszehnten geschah durch beeidigte Zehntmaler, die vom Zehntherrn gestellt und gelohnt wurden und für den Schaden verantwortlich waren, der durch Verzögerung beim Aussetzen des Zehntens entstand. Es durften auf dem zehntpflichtigen Lande nur solche Haufen gesetzt werden, die zehn oder zwanzig Garben (=  $\frac{1}{2}$  oder 1 Stiege) hielten. Vor der allgemeinen Landesvermessung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mußte das gesamte Korn von einerlei Art in der ganzen Feldmark gemäht und in Stiegen gesetzt sein, bevor der Zehntherr verpflichtet war, mit dem Zehntzuge zu verfahren. Wegen der Unbilligkeit und vielen Anzutraglichkeiten, die hierdurch dem Bauer entstanden, wurde nach der Vermessung verordnet, daß der Zehntherr schon dann den

<sup>1)</sup> Weil ihn die Herren von Westfal zum größten Teil bezogen. Havemann II, S. 229.

Zehnten ziehen lassen mußte, wenn der Zehntpflichtige ihm anzeigte, daß das gesamte Korn derselben Art in einer Wanne abgemäht und in Stiegen gekehrt sei. Das Abzehnten des Roggens hatte am folgenden Tage nach der Anzeige zu beginnen; Weizen, Gerste, Hafer mußten binnen 24 Stunden abgezehntet sein. War die Zehntung nicht in der vorgeschriebenen Zeit erfolgt, so durfte der Zehntpflichtige selbst den Zehnten aussäen. Erbsen, Linjen, Wicken, denen der Regen leicht schadet, mußte der Zehntherr acht Stunden nach der Anmeldung abgezehnten lassen. (Vergl. auch S. 122 unter Teggedkamp.)

Erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die letzten, dem Bauernstande bei uns anhaftenden Beschränkungen zu beseitigen. Nicht früher als 1832 wurden die Bauern in Bezug auf Militär- und Civilbeamtenstellungen, sowie Gerichtsbarkeit den übrigen Bürgern des Landes gleichgestellt. Im Jahre 1834 wurden alle Dienste und Zehnten für ablösbar erklärt und bestimmt, daß nach erfolgter Ablösung jedes Bauerngut frei vom gützherrlichen Verbande werde. Die Ablösungen sind heute wohl alle durchgeführt. Endlich wurde 1874 die Unteilbarkeit (Geschlossenheit) des bäuerlichen Grundbesitzes aufgehoben, so daß der Bauer fortan frei über sein Eigentum verfügen konnte<sup>1)</sup>.

Saß so der freie Bauer auf dem freien Boden, so erfolgte gleichzeitig mit der Wegschaffung der letzten Spuren der ehemaligen Hörigkeit eine andere Maßregel, welche in der Landwirtschaft großartige Umwälzungen herbeiführte und in ihren Folgen nicht wenig dazu beitrug, den Bauer zu einem wohlhabenderen, zu einem ganz anderen zu machen, als er bisher war. Es war dieses die Separation, die mit dem Jahre 1835 beginnt und anfangs bei den Bauern auf harten Widerstand stieß. Die vom Vater auf den Sohn seit Jahren übergegangenen, mit Liebe gepflegten Grundstücke sollten durch andere, langgewohnte Verhältnisse durch neue, dem Bauern unsicher erscheinende ersetzt werden, so daß nach monatelangem Arbeiten der Feldmesser und nach zahllosen Schreibereien der Behörden der mißtrauische Bauer, wenn es an das Unterschriften der Reccesse ging, oft noch erklärte, ik underschriwe nich, biß gelinder Zwang auf ihn ausgeübt wurde. Erst mit der Zeit freilich haben viele eingesehen, wie die Separation ihnen zum Nutzen gereichte. Gründlich und weitgehend waren die Veränderungen, die mit derselben sich verknüpften. Da verschwand der dem ganzen Dorf gemeinsame Besitz an Bruch und Heidefeld, Ängern und Triften, Wiesen und Weiden, welcher an die einzelnen Bauern verteilt und zu deren Ländereien hinzuge schlagen wurde. Die Felder, sonst meistens zerteilt in kleine Stücke, in den einzelnen Wannen liegend, so daß an einer einzigen Wanne oft 20 oder 30 Besitzer teilnahmen, wurden zusammengelegt und statt vieler kleiner Landstücke erhielt der Bauer nun eins oder mehrere große. Damit mußte die

<sup>1)</sup> Über die bäuerlichen Rechtsverhältnisse und deren Entwicklung in Braunschweig vergleiche A. Steinacker, Partikulares Privatrecht des Herzogtums Braunschweig, Wolfenbüttel 1843, und A. Hampe, Das partikulare braunschweigische Privatrecht, Braunschweig 1896.

alte Dreifelderwirtschaft fallen, die dem Bauer die genaue Fruchtfolge von Winter- und Sommergetreide und Brache vorschrieb. Jetzt konnte er sich frei bewegen und nach Belieben bauen, während er früher sich nur an eine bestimmte Fruchtfolge halten mußte. Durchgreifend waren auch die Änderungen bezüglich der Viehzucht. Die gemeinsame Weide war verteilt, Koppelhütung und Weidefütterung fielen weg, die Hirten nach alter Art, welche des ganzen Dorfes Herden austrieben, wurden entbehrlich; die Stallfütterung wurde eingeführt und damit vermehrter Anbau von Futterkräutern. Gut, nützlich und notwendig waren diese Änderungen, aber mit ihnen verschwand viel Poesie vom Lande, trat größere Nüchternheit ein und wurde sogar der Charakter der Landschaft verändert, da die krummen Linien und mit ihnen die Abwechslung verschwanden und geometrische Formen die Herrschaft erlangten. Statt der Raine, Büsche, Ager zwischen den mannigfachen Feldern, die ein buntes Bild gaben, erblickt nun das Auge endlose, langweilige Spargel-, Rüben-, Kartoffel-, Kornfelder, rauchende Schloten von Zuckerfabriken, statt des säenden und mähenden Landmannes — Maschinen.

Mit der durchgeführten Separation ist auch der Bauer nach altem Schlage bei uns verschwunden, um so mehr, als die Mitte des 19. Jahrhunderts auch alle die großen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen anbahnte, die bis in unsere Tage fortwirken. Was in diesen Blättern festgehalten werden soll, das ist der Bauer, der noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts lebte. Was an Sitten, Gebräuchen, Meinungen von ihm sich noch erforschen ließ oder in Überresten vorhanden, davon soll hier Kunde gegeben werden. Ihn zu kennzeichnen oder gar als „braunschweigischen“ Bauer loszuschälen aus der Masse seiner niederländischen oder deutschen Genossen, dürfte schwer halten; er zeigt den allgemeinen Bauerncharakter, namentlich mit Eigentümlichkeiten. Und selbst in einem so kleinen Lande, wie dem unserigen, zeigen sich noch Verschiedenheiten, die in letzter Linie auf einem geologischen Grunde beruhen: auf dem fruchtbaren Aueboden des südlichen Teiles und dem ärmeren Sandboden des Nordens. Dadurch ist Wohlhabenheit und Fortschritt in verschiedenem Maße bedingt. Mehr noch nach alter Art lebt und denkt der Bauer des Nordens; teilweise schon im modernen Leben aufgegangen ist jener des Südens, wo Erziehung und Hauswirtschaft nach städtischer Art Platz gegriffen haben und die Landwirtschaft am höchsten entwickelt ist.

Nehmen wir den Braunschweiger Bauer nach alter Art, so stellt er sich als ein phlegmatischer Mensch mit wenig ausdrucksvollen Zügen dar. Glatt rasiert ist noch das ältere Geschlecht, während bei dem jüngeren der Bart herrscht. Er ist kraftvoll, durchschnittlich von guter Gesundheit, vor allem ungemein fleißig in Haus und Hof. Mit geistiger Arbeit giebt er sich nicht gern ab; die mit der Hand geleistete Arbeit ist ihm die eigentliche. Was er durch seinen unermüdlischen Fleiß erworben, hält er durch seine Sparsamkeit zusammen. Im allgemeinen lebt er mäßig; prozend und verschwenderisch wird er bei Festlichkeiten, bei Hochzeiten und Taufen, da muß was draufgehen. Nicht selten artet

bei ihm die Sparsamkeit in Geiz aus. Der materielle Besitz, sein Hof, sein Feld, sein Vieh, geht ihm über alles, und nach seinem Besitze regelt er seine Familienbeziehungen und Bekanntschaften. Reich zu reich. Die Tochter eines Wohlhabenden darf keinen Armen heiraten. Scharf besteht der Bauer auf dem, was er für recht hält; Gegengründen ist er, bei einmal gefaßter Ansicht, kaum zugänglich. Er ist, wie man sagt, „dickköpfig“ und zu Prozessen geneigt, die er unbeschadet der Kosten bis zum äußersten durchführt. Schlaueit und Pfliffigkeit fehlen dem Bauern so wenig wie ein stetes Mißtrauen, zumal Fremden gegenüber, bei denen er leicht Hintergedanken wittert. Gegen seinesgleichen ist er aber offen und frei, gerade bis zur Grobheit. Untereinander empfinden die Bauern diese Grobheit nicht; sie wird mehr fühlbar dem Städter, der abgeschliffene Manieren gewohnt ist. Freilich, das jüngere Geschlecht, das Reserveoffiziere (Söhne der Ackerleute) und in Schweizer Pensionen erzogene Töchter unter sich zählt, steht auf der Höhe städtischen äußerlichen Schlicfes.

Zur Kirche hält die Landbevölkerung treu; der Besuch derselben ist ein regelmäßiger und der Einfluß des Geistlichen beim Bauern ein weit tiefergreifender als beim Städter. Unsere Landleute sind fromm ohne Frömmerei. Der politischen Gesinnung nach sind sie konservativ und monarchisch. Überall hängt das Bildnis des Kaisers und des letzten Herzogs in den Bauernstuben und gern erfüllen die Bauernsöhne ihre Militärpflicht. Lobend wird erwähnt, wie vortrefflich bei Manövern die einquartierten Soldaten in unseren Dörfern aufgenommen werden. Es mag wenig Bauernhäuser im Braunschweigischen geben, in welche keine Zeitung kommt, und das Politisieren ist dem flachen Lande nicht mehr fremd. Frei, offen und mit Geschick vertritt der Bauer seine Sache im Landtage, wo sein Einfluß maßgebend, aber auch sein Klasseninteresse stark hervortritt, so daß der Blick auf das allen Gemeinsame oft getrübt erscheint.

Schattenseiten mangeln nicht. Daß es mit der Keinlichkeit nicht so bestellt ist, wie es sein sollte, erkennt man leicht; selbstverständlich herrschen hier Abstufungen, aber auch schwer reiche Bauern stehen hinter Städtern von geringem Einkommen in allen die Keinlichkeit und Lebensführung betreffenden Dingen zurück. Ästhetisches Gefühl sucht man vergebens und mit dem Einzuge städtischer Einrichtung, mit dem modernen billigen Land in Kleidung und Gerät ist eine bedenkliche Geschmacklosigkeit ans Licht getreten. Sie kam nicht zur Geltung, als die Sitte noch rein bäuerlich war, als die Stuben und Kleider Zuschnitt nach der Väter Weise zeigten. Bauernmädchen in grellbunten Kleidern, mit einem Hute voll Kunstblumen und dabei eine Kiepe auf dem Rücken sind keine seltene Erscheinung in den Straßen der Städte. Der Bauer, so glaubte man früher, könne sich überhaupt nicht civilisieren. Das wird im Sprichworte so ausgedrückt: De büre is 'n beist un wenn hei slöppet bet middag. De büre is 'n beist; zwei büren sin drei beister.

Das sechste Gebot soll nicht in der Achtung stehen, wie es der Fall sein müßte. Die Frau nimmt es heiliger mit der Ehe als der Mann. Spottlieder,



die des Bauern Verhältnis zur Magd geißeln, laufen um<sup>1)</sup>. Das Mißtrauen, das schon als Zug des Bauern gegenüber Unbekannten angeführt wurde, befeelte ihn früher auch gegenüber allen Neuerungen. Er hielt fest an alten Einrichtungen und war schwer zu Änderungen in der Landwirtschaft oder zu einer guten Anlage seines erworbenen Barvermögens zu bewegen. Die Zeit ist allerdings lange vorüber und das „Geld im Strumpfe“ ist zur Sage geworden. Mit großem Verständnis und glänzendem Erfolge hat der braunschweigische Bauer sich die Verbesserungen und Fortschritte der Landwirtschaft zu eigen gemacht, so daß er unter allen seinen Genossen im Reiche als einer der wohlhabendsten und gebildetsten dasteht.

Noch gelten amtlich die alten Benennungen der verschiedenen Abstufungen der Bauern, ohne daß ihnen ein besonderer Wert zukäme, denn auch hier haben sich die Verhältnisse so verschoben, daß nach Maßgabe des Besitzes ein Kotsasse in einem Dorfe weit über einem Ackermanne in einem anderen steht. Darum sind die Ansassen eines Dorfes aber keineswegs gleich und sie scheiden sich fast in so viel Stände wie die Einwohner einer Stadt. Wir finden im Dorfe verpachtete staatliche Domänen und Rittergüter, denen fast der gesamte Grund und Boden zugehört, so daß eigentliche Bauern dort nicht vorhanden sind und die Dorfbewohner nur die Stellung von Arbeitern und Tagelöhnern einnehmen. Diese Dörfer machen aber die Minderzahl aus, da der eigentliche freie Bauernstand bei weitem überwiegt. Dieser gliedert sich folgendermaßen (in der hier behandelten Gegend, andere Bezeichnungen herrschen in anderen Teilen des Herzogtums):

Ackerleute	mit ursprünglich	120 Morgen (= 4 Hufen)	und 4 Pferden
Halbspänner	"	60 "	(= 2 " ) " 2 "
Kotsassen	"	30 "	(= 1 " ) " 2 "

Die beiden ersteren Stände sind die eigentlichen und ursprünglichen Bauern mit den ersten Ansprüchen an das Gemeinderecht und bevorzugt vor den übrigen<sup>2)</sup>. Wie die Kotsassen hinzukamen, mußten sie sich mit dem Genüge sein lassen, was jene beiden ihnen abtraten, oder neues Land roden (vergl. S. 105 unter Rötterkamp). Die unterste Stufe nahmen die Brinkfiker ein, deren Häuschen am Rande (brink) des Dorfes lagen und die keinen oder geringen Grundbesitz hatten. Schafe durften sie nicht auf die Weide treiben, nur eine Kuh, Schweine und Gänse zu dem Weidevieh stellen und nach Verhältnis für

1) Vieles von dem, was Pastor C. Wagner in seinem Vortrage über die Sittlichkeit auf dem Lande (Berlin, Verlag des deutschen Sittlichkeitsvereins 1894), die sich auf Niederdeutschland bezieht, rügt, trifft bei uns zu. Manches derartige tritt in den folgenden Kapiteln zu Tage.

2) Beispielsweise: Bei der Teilung des Brennholzes aus dem Gemeindewalde von Klein-Stöckheim erhielt ein Ackerhof doppelt so viel wie ein Halbspänner (handschriftliche Dorfbeschreibung von 1767). In Denstorf bekam ein Ackermann 1 Maßer Holz und 1 Schock Wafen nach der forstmäßigen Regulierung; ein Groß- und Kleinköter halb so viel, ein Brinkfiker nichts (Dorfbeschreibung von 1771).

diese zum Hirtenlohne beitragen. Am niedrigsten stehen die Anbauer, die letzten Ankömmlinge im Dorfe, ohne Grund und Boden, nur auf ein Häuschen angewiesen.

Erwähnenswert mag noch sein, daß der Name der alten, ursprünglichen Hofbesitzer, die längst dahingegangen sind, an den jetzigen ganz anders heißenden Besitzern in einigen Dörfern noch haftet. In Waggum hieß 1754 der Besitzer von Nr. 1 Rade und so wird noch jetzt der gegenwärtige Eigentümer Lehrmann gerufen. Nr. 13 damals Gödecke, heute Gils, der Gödecken=Gils genannt wird; Nr. 19 im Jahre 1754 Kurt Bente, jetzt Mellien, der Bente gerufen wird. In Bortfeld ist es ähnlich; der jetzige Besitzer des alten Wolterschen Hofes wird Wolters=Behmer gerufen; ja, bei Gremmel fügt man dort die Namen von drei früheren Besitzern seines Hofes gelegentlich hinzu und nennt ihn Behmen=Meiers=Sauers=Gremmel. Der Name der früheren Hofbesitzer wird dabei im Genetiv gebraucht.

**Die Hirten.** Auch dem alten Hirtenstande hat die Separation den Untergang gebracht. Früher, zur Zeit der Dreifeldwirtschaft, wurde das Brachfeld regelmäßig beweidet und auch die großen Gemeindeanger dienten der gemeinschaftlichen Weide der Dorfsassen. Wie genau hier alles geordnet und bestimmt war, erkennen wir z. B. bei Abbenrode (handschriftliche Dorfbeschreibung von 1775): „Im Winterfelde wird mit Hornvieh, aber nicht mit Schweinen, bis alten Bartolomäi (12. August), im Sommerfelde bis alten Medardus gehütet, im Elme mit den Schafen und Schweinekoppel mit dem Hause Destedt. Auf dem Die Privatweide, hinter der Lahe ein Gehölz für Kälber, auf dem Veerwalde ist mit Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen Koppel mit den Grenzdörfern Unger.“ Unger finden wir aber heute kaum noch, denn sie sind zu Ackerland gemacht, die Stallfütterung und der Anbau von Futterkräutern ist allgemein und vom alten Hirten sind nur noch hier und da Spuren vorhanden. Mit ihnen ist auch ein Stück Poesie verschwunden.

Neben seinen Ackern, die er regelmäßig besucht, achtet der Bauer am meisten auf sein Vieh und dieses ist ihm oft mehr ans Herz gewachsen als Angehörige seiner Familie, wie das auch in einigen häßlichen Sprichwörtern zu Tage tritt. Für die Wartung des Viehes geschieht alles; die Pferde genießen ihre Sonntagsruhe. Es bereitet dem Bauer mehr Sorge, wenn ein Pferd oder eine Kuh nicht fressen will, als wenn Frau und Kind kränkeln. Er unterhält sich freundschaftlich mit den Pferden und behauptet, diese verständen genau, was er sage. Sind sie doch seine Gehülfen, die seinen Wohlstand durch ihre Arbeit mit begründen oder von denen er unmittelbaren Nutzen zieht. Wie genau der Bauer mit dem Vieh vertraut ist, ersieht man auch aus dem Reichtum der Bezeichnungen, welchen er für seine Haustiere hat, während die Bezeichnungen für die wilden Tiere meist genereller Natur sind, namentlich bei den unteren Tierklassen, bei denen nur die Schädlinge in der Land- und Forstwirtschaft für ihn von Belang und daher mit besonderen Namen belegt sind. Bei den Haustieren aber sind nach Alter und Geschlecht oft feinere Bezeichnungen und Unterschiede benannt als im Hochdeutschen. Die Bezeichnungen sind:

Pferde. pãrd, hingest, wallake, stãte, fõlen.

Rindvieh. kauvei, bulle, osse, kau, rind, kalf. Man zãhlt das Rindvieh nach Hãuptern, hõwet.

Schafe. schãp, bock, hãmel, snucke, jãrig, lamm, snittjen, elbische.

Schweine. swin, kempe, stangenswin, sõge, bãrswin, farken oder fickeln, vãselswin, mastswin.

Kãzen. kater, katte.

Ziegen. zicke, bock, zickenhãmel, zibbe, lamm oder hittjen, ãterbock (Zwitter).

Hunde. hund, tẽwe, tache, tiffe.

Hühner. hãne, kapũne, haun, kũken. fõrthãne, der junge Hahn, der dazu bestimmt ist, einst der Zuchthahn des Hofes zu werden. Die kũken rechnet man nach schõrten, Bruten, und sagt erste, zweite, dridde schõrten kũken. rõkhaun, das aus dem Bereiche des Hausherdes stammende Zinshuhn.

Gãnse. gander, gaus, gõssel.

Enten. arpel oder drãke, ãnte, ãntje.

Tauben. dõbber, dũwe.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte jedes Dorf sein besonderes Hirtenhaus, das auf dem Gemeindeboden errichtet war; bei den Rundlingsdõrfern lag es meist auf dem freien Dorfplãze in der Mitte, bei den anderen am Rande. In Dibbesdorf z. B. berichtet die handschriftliche Dorfbeschreibung von 1754: „Der Schulmeister, Kuh-, Schweine-, Ochsen- und Gãnsehirt wohnen in einem Hause, so vor dem Dorfe liegt.“ Diese Hãuser sind dann vielfach die Wohnungen des Feldhãuters, Pannemanns, und schlieÙlich zu Armenhãusern der Gemeinde geworden, oft aber haftet noch an ihnen der Ausdruck pannelhãs. Die Gemeinden mieteten alljãhrlich ihre Hirten durch Darreichung des Mietpfennigs um Fastnacht, „wobei gewõhnlich groÙer Streit um die Personen, ob der alte beizubehalten oder ob ein neuer zu mieten sei“; Stimmenmehrheit entschied.

Wie die Hirten gestellt waren, erkennen wir wieder aus der Dibbesdorfer Dorfbeschreibung, welche als Durchschnitt gelten mag. „Der Kuhhirt hat einen kleinen Garten, 4 Morgen Wiesen und pro Stũck Vieh vierteljãhrlich 2 Mariengroschen. Der Schweinehirt hat einen kleinen Garten, eine kleine Wiese und 25 Himpten Roggen von den Bauern, an Geld 15 Mariengulden jãhrlich. Der Ochsenhirt erhãlt 20 Himpten Roggen und Futter fũr eine Kuh. Der Kãlberhirt 7 Himpten Roggen und an Geld 7 Mariengulden. Es giebt zwei Nachthirten, einen fũr die Ackerleute, den anderen fũr die Kõter. Der Nachthirt der Kõter erhãlt jãhrlich 6 Thaler 20 gute Groschen. Der Gãnsehirt bekommt tãglich etwas zu essen und jãhrlich 4 Mariengulden Geld“ (1754). Danach besaÙ das kleine Dibbesdorf allein sieben verschiedene Hirten! Es war ein armes, schlecht bezahltes Geschlecht<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die in vieler Beziehung merkwũrdigen rechtlichen Verhãltnisse der alten Braunschweiger Hirten behandelt Scholz der Dritte ausfũhrlich in der Zeitschrift fũr Landwirtschaftsrecht, Braunschweig 1840, Band II, S. 187 ff.

Eine ganz besondere Stellung nahmen die Ohehirten ein, deren Spuren ich aber nur im Amte Salder gefunden habe. Es ist wohl dasselbe, was Schambach in seinem Wörterbuche von Göttingen-Grubenhagen unter *auhêre* verzeichnet und als Unterhirte, Hirtenjunge, Hütjunge, Handbube erklärt. „In manchen Gemeinden stellt ein Haus nach dem anderen jedesmal auf einen Tag einen Mann oder einen schon ziemlich erwachsenen Jungen, der dem Gemeindegirten helfen muß.“ Im Braunschweigischen scheint das Wort ausgestorben zu sein; es lautete hochdeutsch Ohehirt, wie aus einem Zeugenverhör in Sachen der Gemeinde Heerte wider Georg Lappen daselbst 1592 hervorgeht<sup>1)</sup>. Die Fragen daselbst lauteten: „Ob stets zu Heerte das Ohe- oder Nebenhirtengehen gebräuchlich gewesen? Ob jeder Einwohner, wenn er an die Reihe gekommen, so viel mal er zwei Rûhe gehabt, so viel Tage einen Ohe- oder Nebenhirten habe halten müssen?“ Das Ohehirtgehen mußte von Nachbar zu Nachbar angefragt werden; jener Lappe aber, wiewohl er 20 Rûhe gehabt, weigerte sich dessen. Die Helmstedter Juristenfakultät entschied aber, er müsse einen Ohehirten stellen. Die Hirtenjungen, auch Ochsenjungen, Burschen im Alter von 14 bis 17 Jahren, die später zu Kleinknechten aufrückten, bildeten eine besondere Zunft, wenigstens im Vorsfeldischen, im angrenzenden Voldeckerland *zc.*, wo ich Nachrichten darüber einsammeln konnte<sup>2)</sup>. Im Frühjahr, wenn sie austrieben, besonders aber einige Wochen vor Pfingsten, stellten die Ochsenjungen ein Wettringen an; wer alle übrigen dabei besiegte, wurde *hêrjunge*, *Herrjunge*; der nächstbeste zweiter *hêrjunge*. Diese beiden waren nun für die nächste Weideperiode die Herren, die sich nötigenfalls bei den übrigen handgreiflich in Achtung zu setzen mußten. Auf die alten überlieferten Ordnungen und Bräuche wurde bei den Ochsenjungen mit aller Strenge geachtet und wer sich gegen irgend eine Vorschrift verging, wurde dafür auf dem Lagerplatze öffentlich abgestraft. Der Lagerplatz war unter schattigen Bäumen, womöglich bei einer Quelle. Dort verzehrten auch die Ochsenjungen ihr in Ranzeln mitgenommenes Essen. Betrug sich dabei einer der Jungen unanständig, so wurde er von den übrigen *eknôwert*, d. h. mit Häufen geschlagen, wobei man (in *Ehra*) den Reim sang:

Knôwer, knôwer, holla!  
 Wer darmidde angeit (sich so benimmt),  
 Den et eben sau geit  
 As düssen schettermann.  
 Wi wilt em boitschen, wilt em brellen,  
 Dat arslock schall'n dick upswellen.  
 Nêgen schall'n jeder gewesen,  
 Teine schall'n schuldig we'n.  
 Wut'r mit taufrêd'n wesen?

Antwortete der Junge „ja“, so erhält er nur seine neun Schläge, und damit war seine Ungebührlichkeit bestraft; wenn nicht, so begann das *knôwer*n von neuem, bis jener „ja“ sagte.

<sup>1)</sup> Mitgeteilt in den Braunschweiger Anzeigen von 1750, Nr. 42.

<sup>2)</sup> R. Andree, Volkskundliches aus dem Voldeckerlande. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, 1896, S. 362.

Jetzt sieht man noch hier und da (z. B. in den Büttels) den Schweinehirt, swên, bei seinem Vorstenvieh mit dem langen Horn, auf dem er drülütjet oder tätet. Die Blasinstrumente der Hirten waren verschieden; der Schäfer besaß gar keins, sondern behalf sich mit „fingerfloijtjen“. Das Blasen des Ruchhirten ahmte man durch folgendes Verschen nach:



Lo - wise, Lo - wise, wo hast de denn den Kaffeepot? In de rō - re.

Oder man legt seinem Tuten folgenden Text unter:

Du fûle brût, du fûle brût,  
Stâ up un lân de kâue rût.  
Du kannst ja nu wol uppestân,  
Et hat all klokke fiwe slân!

Der Denstorf'er Ruhhirt bliez: Mine leiwe beste Dortjen, kumm, slâp disse nacht bi mik, und der Schweinehirt von Lanume:

Erût, erût, erût,  
De swên, de het etût't!

Die häufigste Erscheinung ist noch der Schäfer, schäper, da große Güter noch Schafe halten und auf die Weide bringen. Sie haben ihre Kollegen überlebt, wiewohl gerade sie die am wenigsten angesehenen unter allen Hirten waren. Die landesherrliche Verordnung vom 6. Juli 1747 besagt: „Die Schäfer sollen ihrer Hantierung wegen (weil sie nämlich den bei Seuchen gefallenen Schafen das Fell abziehen) nicht für unehrlich gehalten und bei ihrem Tode nach christlichem Gebrauche beerdigt werden. Wer ihnen Schäfereselnamen, als Dollfisser, beilegt, soll mit dem kāk (Schandpfahl) oder Gefängnis, oder Karrenschieben bestraft werden.“ Etwas ist von den alten Anschauungen noch geblieben; man hält die Schäfer für faul und übelriechend und die Jugend ruft ihnen zu:

Schâper Lûlei, stinket as en fûl ei.

Der:

Langesläper, drifft de schâpe,  
Drifft de fûlen gäuse na!

Man kennzeichnet die Schäferfaulheit auch durch folgende Geschichte. Ein Schäfer lag weinend unter einem Baume, an welchem sein brotgefüllter Kautzen hing. Auf die Frage Vorübergehender, was ihm fehle, antwortete er, ihn hungere. „Komm her, hier hast du Brod“, sagten die. Worauf der Schäfer erwiderte: Ja, wenn ik upstån wulle, dann brüke ik man na min'n holster tau langen, da is brot enang inne.

Eine allgemein bekannte Ansprache an die Schäfer lautet:

Schäper, wo haste din mâken?  
 „In der kâre verstâken.“  
 Schäper, wo haste dinen bunten bock?  
 „Hei geit vorup un treckt en tropp<sup>1)</sup>.“  
 Schäper, wo haste din schinkenstücke?  
 „In der linken kittelficke.“

1) D. h. geht als Leithammel dem tropp, Trupp, der Herde voran.

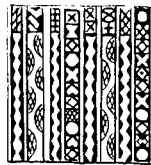
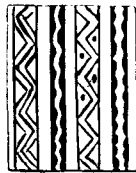
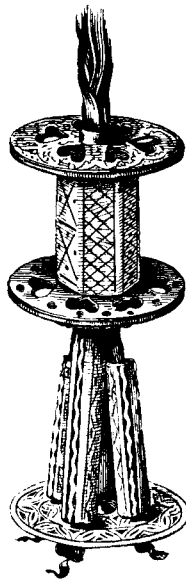
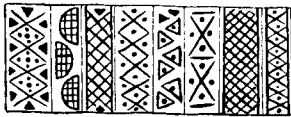
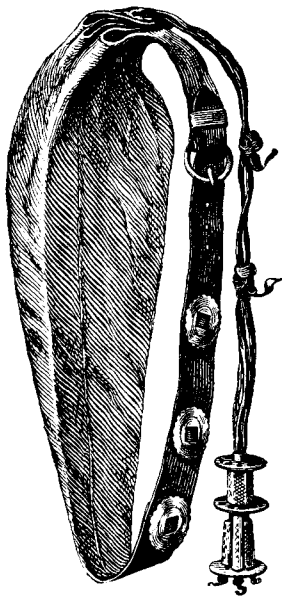


Fig. 93.

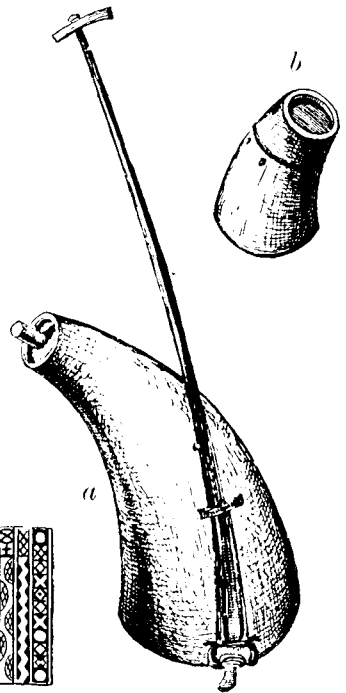


Fig. 95.

Fig. 93. Schäperholster aus Riddagshausen. Städt. Museum. Dabei die aus Knochen geschnitzte Troddel und die Verzierungen der Knochenteile.

Fig. 95. a Schäfertrinkhorn, 20 cm lang. b Salbenbüchje, 8 cm lang. Beides aus Kuhhorn. Sammlung Basel.

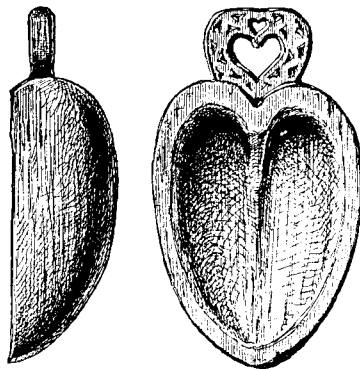


Fig. 94. Hölzerne geschnitzte Schöpfelle der Schäfer. Sammlung Basel.

Mit ihrer alten Ausrüstung und dem schönen Hunde<sup>1)</sup> an der Seite sind die Schäfer der letzte, auch mehr und mehr schwindende Rest des Hirtenwesens in unserem Lande.

Die Ausrüstung der Schäfer war eine eigentümliche und auf hohes Alter deutende; hier und da findet man sie noch. Ein Hauptstück war der schäper-  
ranzen oder holster, ein rucksackartiger Beutel aus derbem Leder, in welchem der Schäfer Brot, Medikamente u. dergl. bei sich führte. Er wird an der Seite an einem breiten, über Schulter und Brust gehenden Lederriemen getragen, der mit Messingzieraten und Messingringen, die klingend herabhängen, versehen ist. Das Wichtigste am Ranzen aber ist eine Troddel, die aus Röhrenknochen geschnitzt mit dazwischen liegenden Querscheiben geziert ist. In die Knochen sind Ornamente, Gesichter zc. eingeschnitzt und mit farbigem Wachs ausgelegt (Fig. 93). Dann gehört dazu eine hölzerne Füllstelle in Form einer Schaufel, etwa 18 cm lang, die der Schäfer zum Wassererschöpfen benutzte (Fig. 94). Weiter ein Trinkhorn, aus Kuhhorn gefertigt, mit Lederriemen, hölzernem Boden und Stöpsel, dann ein kleines Salbenbüschchen, 8 cm lang, aus dem Ende eines Kuhhornes verfertigt (Fig. 95 a und b). An diesem manchmal Schnitzereien ursprünglicher Art. Es enthielt eine Salbe gegen den Grind der Schafe<sup>2)</sup>. Der Schäfer verfertigte auf dem Felde beim Hüten seiner Schafe diese Gegenstände selbst; auch die früher in den Bauernwirtschaften üblichen „schöttelkränse“ zum Aufsetzen der heißen Schüsseln, die geschnitzten Ellen, die Bindesplocke (zum Garbenbinden), die „krüselketten“ aus einem Stück Holz und dergleichen waren Arbeiten der Schäfer. Seine Schafe kommandierte er mit dem schäperhaken, einem lanzenartigen Instrument, dessen eiserne Spitze eine kleine Schaufel bildet, an welcher seitlich ein Haken sitzt (Fig. 96). Mit der Schaufel wirft

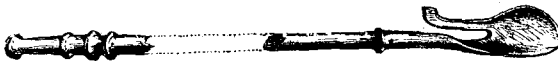


Fig. 96. Schäferhaken.

der Schäfer Erde nach den sich verlaufenden Schafen, mit dem Haken zieht er sie zu sich am Beine heran. Der Stab des Hakens endigt unten in einer messingenen Zwinge, dem Band (bend). Wie die Bauern trug der Schäfer einen großen, runden, schwarzen Filzhut, mit breiter, gerade absteigender Krempe, die gegen den Regen schützte, bei gutem Wetter aber an zwei Seiten mit Hülfe

<sup>1)</sup> Die Hunde der Schäfer und überhaupt der Hirten mußten früher große, fünfviertel Ellen lange, starke Schleif- oder Zwerg-(Quer-)Knüttel am Halse tragen, damit sie das Wild nicht verfolgen konnten; auch der Bauer mußte seinen Hund „knütteln“ und durfte ihn nicht mit ins Feld nehmen. Wer sich dagegen verging, zahlte 15 Thaler Strafe. Landesherrliche Verordnungen vom 8. Januar 1638 und 11. Juni 1717. Die Schäferhunde führen eigentümliche Namen wie wäter oder ström. Der Lockruf für sie ist kum bi! oder bi mik!

<sup>2)</sup> Diese Gegenstände sind näher beschrieben und abgebildet von A. Basel in „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs“, 1898, S. 140 und Tafel X, Fig. 1–3.

von durchgezogenen Schnüren aufgeklappt werden konnte, so daß dann der Hut einen Dreimaster bildete, dessen eine Spitze nach hinten zeigte, während vorn die Krempe heruntergelassen wurde, um das Gesicht gegen die Sonne zu schützen.

Zu den Obliegenheiten der Schäfer gehörte auch das örmalen ihrer Tiere. Die in einer Herde vereinigten Schafe der verschiedenen Besitzer wurden nämlich zur Unterscheidung voneinander durch besondere Einschnitte in die Ohren gekennzeichnet. Bei dem einen wurden die Spitzen der Ohren abgeschnitten; ein Dreieck aus dem Rande geschnitten beim zweiten; ein rundes Loch angebracht bei den Schafen des dritten, oder man schligte die Ohren der Länge nach auf zc. und schuf so eine große Anzahl Male<sup>1)</sup>.

Wie überall in Deutschland war der Schäfer auch bei uns Philosoph. Er hatte Zeit, in der Einsamkeit über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis kamen, nachzudenken. Er beobachtete das Wetter und weißsagte dasselbe, er kannte die Volksüberlieferung und die Heilkräuter. Ich habe noch manches von den wenigen Schäfern, die heute die Fluren beziehen, mitgeteilt erhalten.

Das **Gefinde** auf dem Hofe wird zusammengefaßt unter der Bezeichnung die **deinste**. Die Stellung des Bauern ihm gegenüber war früher eine ganz patriarchalische. Seine Familie aß mit den Diensthöten an demselben Tische, aus derselben Schüssel, was dadurch um so weniger auffällig war, als nur ein geringer Bildungsunterschied zwischen Herr und Knecht, Frau und Magd bestand und nur die Besitzverhältnisse einen Unterschied bedingten. Bei kleinen Bauern findet man dieses Zusammenessen noch jetzt.

Das Ackergefinde zog nach erhaltenem „Miet- oder Gottespfennig“ stets zu Martini an und verpflichtete sich für ein ganzes Jahr, daher die noch vorkommende Redensart, hei mäket martinich, für einen, der zu früh den Dienst verläßt. Der mit regelrechter Kündigung Abziehende aber sagt:

Martin Luther —  
Dann gift de büre et letzte futter.

Martini war im Deutschen Reiche ein allgemeiner Termin, wie denn auch die Reichsstädte zu Martini dem Kaiser steuerten (Erlaß Kaiser Ruprechts 1402). Schon früh<sup>2)</sup> wurde bestimmt, daß das Gefinde nur in Geld, nicht aber in Naturalien zu entlohnen sei, auch sollte ihm kein Feld, statt Lohnes, zur Bebauung überwiesen werden. Allein hier war die Macht der Gewohnheit und der verhältnismäßige Mangel an barem Gelde auf dem Lande stärker als das Gesetz. Es wurde, noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, viel mit Zeug und Flachs gelohnt.

<sup>1)</sup> Solche Malzeichen am Vieh kommen schon in der Offenbarung Johannis vor (13, 17), sind bei den alten Indiern bekannt, finden sich bei den Renttieren der Lappen und anderer Nomaden, bei dem Vieh in der Schweiz, das auf die Almten getrieben wird, bei den Enten und Gänsen an der Nordsee zc. (Andree, Ethnographische Parallelen. Neue Folge, S. 75, wo diese Eigentumszeichen ausführlich behandelt sind.)

<sup>2)</sup> Landesherrliche Verordnung vom 27. Oktober 1740.



Ein Knecht erhielt (in den Dörfern nach dem Elbe zu) außer Schuhzeug auch einen Himpten Lein zum Säen, ebenso der Enke. Eine Magd erhielt zwei Stiege Leinen und zwei Paar Schuhe, ein Paar Pantoffel und eine Jacke; außerdem einen Himpten Lein zum Säen. Der Flachs für das Gefinde stand in einer Fläche und wurde nur durch frädeln, kleine Hörste einer beliebigen anderen Frucht, geschieden<sup>1)</sup>. Zu einem Himpten Lein für das Gefinde gehörten 40 Ruten Land. Der Flachs des Knechtes oder Enken kam gewöhnlich deren Eltern zu gute, welche jenen dafür die Wäsche besorgten. Waren Eltern nicht vorhanden, so nahmen diejenigen den Flachs in Empfang, welche die Wäsche des Knechtes wuschen. Die Mägde dagegen behielten ihren Flachs für sich doch war die Herrschaft verpflichtet, alle Arbeit an der Zubereitung desselben machen zu lassen. Auch Wolle (zwei Pfund im Jahre) wurde den Dienstboten geliefert; dazu kamen die für Weihnachten versprochenen Geschenke und bei der Ernte wurden an jeden affräper, Mägde und Enken, Schürzen und Ärmel geliefert.

In anderen Gegenden herrschten etwas andere Verhältnisse. So bekam in Eischott in den sechziger Jahren eine Magd ein Paar gewebte Röcke, zwei Paar Strümpfe, Schuhe und Lederpantoffel, zehn Thaler bar, dazu eine Stiege Leinen, auch wurden für sie zwei Viertelfaß Lein ausgesäet. In den handschriftlichen Sammlungen der landständischen Bibliothek zu Braunschweig, die sich auf landwirtschaftliche Verhältnisse beziehen (bezeichnet C. X), sind die Löhne für Watenstedt bei Jerxheim angegeben für das Jahr 1775. Es heißt da, daß ein Ackerknecht empfängt Lohn = 20 Thaler; er darf einen Himpten Lein auf des Herrn Kohlfacker säen = 2 Thaler; erhält ein Paar Schuhe = 1 Thaler; ein Paar Strümpfe = 20 Mariengroschen; ein Hemd = 1 Thaler 6 gute Groschen; einen Hut = 18 Mariengroschen; Weihnachtsgeschenk = 12 Mariengroschen. Eine Viehmagd daselbst: 5 bis 6 Thaler bar; 2 Stiege Leinwand à 3 Thaler 16 gute Groschen; ein Halshemd und Schürze = 1 Thaler; ein Vierfaß Lein = 8 gute Groschen; zwei Paar Schuhe und ein Paar Pantoffel = 2 Thaler 4 gute Groschen; zwei Pfund Wolle = 12 gute Groschen; 14 Tage freie Zeit, um für sich zu spinnen bei freier Kost = 16 gute Groschen; Weihnachtsgeld = 8 gute Groschen; Jahrmarktsgeld = 12 gute Groschen. In demselben Watenstedt erhielt in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Magd acht bis zehn Gulden, eine, auch zwei Stiegen Leinen und einige Voten Flachs; auch säete der Herr für sie einen halben oder einen ganzen Himpten Lein<sup>2)</sup>. Das Vorkommen des Flaches bei der Wohnung des Gefindeß führte (wenigstens im Amte Salder) dazu, daß Knechte und Mägde von ihrem Herrn als min lîn-hêre (mein Leinherr) sprachen.

Die Stellung der Knechte und Mägde auf einem Hofe, ebenso die Bestimmung der Arbeiten, die ein jeder zu leisten hat, war und ist streng geordnet.

<sup>1)</sup> frädeln, vergl. mndd. wratte für Warze.

<sup>2)</sup> Letzteres nach Geschichte der Spinnerei in Braunschweig. Harzeitschrift 1886.

Folgendes bezieht sich auf einen großen Hof der Dörfer zwischen Braunschweig und dem Elme.

1. Der Großknecht, grôtspanner, hat für sämtliche Pferde Futter zu schneiden und führt beim Ausziehen zur Feldarbeit das erste Pferddepaar. Auf dem Felde hat er das Land zu befurchen (besören), bei der Ernte mäht er vor. Bei Tische saß er neben dem Herrn, er folgte auch beim Zugreifen aus der Schüssel nach diesem und der Frau.

2. Der erste Hofknecht ist nur für die Arbeit auf dem Hofe und hat mit den Pferden nichts zu thun, oder nur im Ersatzfalle. Er besorgt das Säen und das Dreschen steht unter ihm. Beim Dreschen spielte die tälarbeit ihre Rolle, die jetzt mehr und mehr abkommt. Man rechnete nämlich auf jeden Drescher am Vormittage drei Stiegen Korn, die geleistet werden mußten. Am Nachmittage wurde Häcksel für das Vieh geschnitten und wenn, um Fastnacht herum, das Dreschen zu Ende war, schnitt man Ernährungsfutter für die Pferde, eine Arbeit, die aber meistens dem Großknecht zufiel. Er hatte vier Stiegen Garben täglich zu schneiden; die übrigen Knechte hatten dann Seile zu binden für das Sommerkorn in der Ernte (durchschnittlich 24 Schock Seile der Mann). Auch mußten sie wäsholt haben; verlangt wurde das Haden eines halben Schockes am Tage. Der erste Hofknecht sowie der Großknecht müssen vier Himpten Korn tragen können. Bei Tische hat er den Platz nach dem Großknecht.

3. Es folgt der Schäfer dem Range nach, wo ein solcher vorhanden.

4. Der Sechsteknecht, sesstenknecht, führt das fünfte und sechste Pferd (dritte Pferddepaar), woher der Name. Beim Auszuge zur Feldarbeit folgt er mit seinem Gespanne an dritter Stelle.

5. Der Junge oder enke; er ist der Lehrling auf dem Hofe und hat sein Pferddepaar, sowie das des Großknechtes zu versorgen, der sein besonderer Lehrmeister und Gebieter ist, während der Sechsteknecht ihm nichts zu befehlen hat. Beim Auszuge zur Arbeit folgt er mit seinen Pferden an zweiter Stelle, hinter dem Großknecht. Bei Tische ist er der letzte.

6. Die Großmagd, dat grôte mächen, hat gewöhnlich das Rindvieh zu versorgen, das Haus in Ordnung zu halten, das bessere Schuhzeug sowie die Kleider des Herrn und der Bäuerin zu reinigen und bei Tische die Speisen aufzutragen. Auf dem Felde hat sie beim Mähen hinter dem Großknecht zu rāpen, wobei ihr der Junge hilft. Beim Wintergetreide pflegen zwei Frauenzimmer (rāper und binner) der „seifse“ zu folgen, welche, wenn mehrere Mäher arbeiten, sich so in die Arbeit teilen, daß von den Hinterleuten des ersten Mähers die erste das Seil macht (krüzseil, strützseil, krackseil) und dieses hinlegt, die zweite „rāpt“ und ihren Armboll in das Seil legt, die erste des zweiten Mähers ebenfalls „rāpt“ und einen zweiten Armboll darauf legt, die zweite mit dem „binneplock“ zubindet.

7. Die Kleinmagd oder dat lütje mächen hat die Schweine zu füttern und das grobe Schuhzeug zu schmieren. Beim Mähen hat sie hinter dem ersten Hofknecht zu rāpen. Im Winter trat für sie, wie für die Großmagd, das

Spinnen statt der Feldarbeiten ein; in einigen Gegenden helfen auch die Mägde beim Dreschen. Nach dem Essen hat die Kleinmagd den Tisch aufzuräumen.

Die Kost auf dem Lande ist einfach, kräftig und vor allem sehr reichlich. Wenn, wie früher allgemein üblich, Bauer und Bäuerin samt ihren Kindern mit dem Gesinde an einem Tische speisten, so versammelte man sich pünktlich um 12 Uhr, Sonntags gleich nach der Kirche. Die Tischordnung war folgende: Bauer, Bäuerin, Großknecht, Hofknecht, Schäfer, Sechstentknecht, Junge, Großmagd, Kleinmagd, Kinder. Die gewöhnlichen Speisen sind Suppe, Rindfleisch, Pöfelsfleisch, Sauerkraut mit Kartoffelklößen, Braunkohl, Braten bei besonderen Gelegenheiten oder Sonntags, Erbsen, Linsen, Bohnen, Mohrrüben, im Herbst Gans mit Mehlklößen. Abends werden viel Pellkartoffeln gegessen (pülers oder släe-kartuffeln im Amte Salder), wobei es Sitte ist, daß die Mägde nicht am Tische sitzen, sondern stehend ihre Mahlzeit einnehmen. Zu diesen Kartoffeln wird ausgelassener Speck mit Zwiebeln (stippelse mit zipollen) gereicht. Im Sommer aß (oder ißt) man oft Salat in Buttermilch gekocht, ein Gericht, das ütschenlennen (Froschlenden) heißt. Andere derartige Ausdrücke sind „Stroh-lehm“ für Sauerkraut mit Kartoffeln, während Mohrrüben „Galgennägel“ oder „Polizeifinger“ und Stedrüben flintensteine genannt werden. Am Sonnabend giebt es gewöhnlich Kartoffelbri, daher: kartuffelbri, woche vorbi. Sonntag, Dienstag und Donnerstag waren Fleischtage, an denen selbst der kleine Bauer seinem Gesinde Fleisch vorsezen mußte. Auch die Kost schwankte nach der Gegend und war in Einzelheiten verschieden. Nördlich der Linie Braunschweig—Helmstedt wird das Blut aller Schlachtthiere (Rind, Schwein, Schaf, Ziege) genossen und Pottwurst bereitet, eine Wurst aus Blut und Buchweizengrüße. Dieses geschieht nie südlich der genannten Linie, wo nur Schweineblut in der Gestalt von Rotwurst verzehrt wird.

Da örtlich die Sitten beim Essen etwas voneinander abweichen, gebe ich hier die Schilderung derselben in Büddenstedt bei Helmstedt, sie bezieht sich auf das erste Drittel des 19. Jahrhunderts<sup>1)</sup>.

Der Bauer und seine Frau aßen an einem besonderen Tische, das Gesinde, einschließlich der als Knechte thätigen Söhne, an einem anderen mit Bänken umgebenen, mit blauem Leinenlaken gedeckten Tische. Die Knechte tauchten ihre Holzlöffel der Reihe nach in die Schüssel, Gabeln waren nicht gebräuchlich; das Fleisch aß man mit dem aus der Ficke (Tasche) genommenen Einschlammesser; die Knochen wurden unter den Tisch geworfen. Die Mägde standen vor der freien Tischseite, zwei Schritt entfernt und traten zu dem Tische heran mit dem Vössel in der Hand, um diesen, nachdem sie geschöpft, beim Zurücktreten zum Munde zu führen. Das wurde wiederholt, bis die Schüssel geleert war. Da das Gemüse meistens steif und mit Mehlklößen darauf gekocht war, so aß man dasselbe (wie auch das Sonntags und zweimal in der Woche im Gemüse gekochte Fleisch) von randlosen Holztellern; dabei durften die Mägde sich setzen

<sup>1)</sup> Nach Mitteilungen des Herrn Forstmeisters a. D. Ziegenmeyer.

und ihre Teller auf den Schoß nehmen. Auf dem der Stubenthür zunächst liegenden Ende der Tischbank stand die große mit kofent (Dümbier) gefüllte Holzkanne zur freien Benutzung. Zur Erntezeit wurde die Kost verbessert, besonders beim Frühstück und vèremäl (Vesperbrot). Es wurde dem Gesinde Speck und Wurst gereicht, namentlich Rotwurst, deren Speckstückchen sönndag hießen. Am Sonnabend mittags schickte die Bauerfrau den Erntebraten, den pottklump, in das Feld, eine in der Form gebratene sehr fette Mehlspeise mit Rosinen darin. Kaffee erhielt damals das Gesinde nicht; es setzte sich um den Tisch zur Suppe von Mehl, Brot oder Erbsen. Kurz vor der Ernte wurde das in Helmstedt gebraute obergärige schwarze Erntebier durch Biergeßpann eingeholt, dessen Pferde am Kopfe mit Blumen geschmückt waren. Man trank es aus dem willkômen, einem Steintruge mit Zinndeckel, der vorne das Sachsenroß zeigte (Fig. 85).

Die Einladung zum Beginne des Essens erfolgt mit der Lebensart: kômet, willt en hómänn anbiten (wollen einen Happen anbeißen).

Geringer und einfacher als die hier aufgeführte Nahrungsweise der Bauern in den Dörfern der Umgegend der Stadt Braunschweig war dieselbe bei den dürftigeren und rückständigen „Heidjern“. Der Pastor Benede zu Nienhagen, welcher eine Zeitschrift „Der Philosoph in der Lüneburger Heide“ herausgab, schildert die Küche der Heidebauern in wenig verlockender Weise folgendermaßen, wobei es sich um den Anfang des 19. Jahrhunderts handelt: „Da keine besondere Küche vorhanden, der Feuer- und Kochherd aber tiefliegend und schrankenlos ist, auch unmittelbar die Viehdiele berührt, so machen sich nicht selten Haustiere an den Grüß- und Kohlkeßel und halten eine Vormahlzeit, bevor die schmierige Hausfrau mit großem hölzernen Löffel (schlêf) in breite umfangreiche irdene Schalen für die Familie das Überbleibsel ausfüllt. Der braune Kohl wird, um ihn recht kräftig zu machen, an der Decke in den Schafställen aufgehängt und in Gefäßen zerkleinert, woraus zuvor die Schweine gefressen. Die Kohlsuppe, von ungefähr zwei Eimern Kesselgehalt, ist größtenteils warmes Wasser mit ein paar Händen voll Roggenmehl gemischt, worin ein halbes Pfund geräucherter Speck umher schwimmt. Selten werden die Geräte gewaschen, bevor sie gebraucht werden. Buchweizengrütze wird reichlich mit Wasser verdünnt, gekocht und dazu saure Milch gegessen. Butter kommt selten auf den Tisch und Fleisch wird überhaupt wenig genossen, weil der Bauer außer einem Schweinchen nichts mästen kann. Doch zu Weihnachten, Neujahr, auch wohl zu Ostern werden magere Schafe und Hammel geschlachtet und zu gedörrtem Schwarzbrot verzehrt <sup>1)</sup>.“

<sup>1)</sup> H. Schulze, Geschichtliches aus dem Lüneburgischen <sup>3</sup>, Gifhorn 1877, S. 147.

## Der Flachs und die Spinnstube.

In großer Anzahl findet man bei uns auf den Feldern noch alte Spinnwirtel und im Städtischen Museum ist eine bedeutende Sammlung derselben vereinigt. Alle sind ziemlich roh mit der Hand geformt und die vorgeschichtlichen lassen sich von den mittelalterlichen kaum unterscheiden, höchstens deutet die Art des Fundes darauf hin, ob wir es mit früheren oder jüngeren Erzeugnissen zu thun haben. Auf dem Lande kommen die Wirtel als „Schlüsselsteine“ vor; man bindet sie an Schlüssel, um diese vor dem Verlieren zu bewahren. Die zu den Wirteln gehörigen Spindelstäbe, gewöhnlich aus Holz, haben sich natürlich nicht erhalten. Sie waren in früher Zeit mit einer Kerbe zum Festhalten des Fadens versehen. Antike römische Spindeln von Knochen zeigen auch diese Kerbe, an deren Stelle später ein eiserner Haken trat, wie er bei den heute noch im vollen Gebrauch befindlichen Spindeln in Italien, Griechenland und dem Orient sich findet.

Wann bei uns das Spinnen mit der Spindel ganz abgekommen ist, läßt sich nicht sagen. Sicher hat es noch längere Zeit sich neben dem Spinnrade erhalten und ist durch dieses nur allmählich verdrängt worden, ja, in einigen Gegenden Deutschlands wird jetzt noch mit der Spindel gesponnen<sup>1)</sup>. Diese Verdrängung begann mit der Erfindung des Spinnrades in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Braunschweig rühmt sich, wenn auch mit Unrecht, den Erfinder zu seinen Bürgern gezählt zu haben. Über ihn und die Erfindung bringt Rehtmeier<sup>2)</sup> das Nachstehende: „Eben dazumal (1530) sollen auch die Spinnräder, deren sich jezo das Frauenvolk bedient, von einem Bürger und kunstreichen Steinmeyer und Bildschnitzer mit Namen Meister Jürgen erdacht und hierher gebracht seyn, welcher Meister in einem Krüge jenseits Elber damals gewohnt, wovon derselbe Krug noch jezo den Namen hat, daß er zum Spinnrade genannt wird. Dieser Meister hat auch das Epitaphium des alten berühmten Patricii Gerhardi Pauls in der St. Martinikirchen gegen der Kanzel über gemacht und sein eigen Bildniß darunter eingehauen<sup>3)</sup>.“

<sup>1)</sup> Bei Muskau in der wendischen Lausitz (Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1882, S. 36 nebst Abbildung), in der Gegend von Tübingen und im Remsthal (daselbst 1883, S. 31), Trebichow bei Grossen (daselbst 1896, S. 473).

<sup>2)</sup> Braunschweigische Chronik 1722, II, S. 879.

<sup>3)</sup> Vergl. darüber auch Schmidt, Die St. Martinikirche. Braunschweig 1846, S. 104.

„Der Krug jenseit Elper“, den der Chronist erwähnt und an dem damals die Überlieferung haftete wie heute noch, liegt im Dorfe Watenbüttel und führt das Schild „Zum Spinnrade“.

Man beachte nun, daß der Chronist bloß davon redet, daß das Spinnrad von Jürgen erfunden sein „soll“, zweihundert Jahre vor dem er schrieb. Eine Quelle führt er nicht an und ob das Jahr 1530 richtig sei, hat schon Görge<sup>1)</sup> mit Hinweis auf eine Miniatur von Niklas Glockendon in einem mit 1524 datierten handschriftlichen neuen Testamente der Wolfenbüttler Bibliothek angezweifelt. Voges in seiner Abhandlung „Zur Geschichte der Spinnerei im braunschweigischen Lande“<sup>2)</sup> geht dann noch näher auf die Sache ein, schildert namentlich auch die bei uns ehemals gebräuchlichen Spinnradtypen, kommt aber auch nicht über Rehtmeiers Nachricht hinaus.

Bei Erfindungen muß man sich vergegenwärtigen, daß dieselben, wie zahlreiche Beispiele lehren, oft unabhängig voneinander, gleichzeitig an verschiedenen Orten gemacht werden, wenn sie gleichsam in der Luft liegen. Seit Urzeiten war die Spindel gebraucht worden und in jener fruchtbaren und großen Zeit, die in die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts fällt, mag auch das Spinnrad hier und da unabhängig erfunden sein, da bereits Übergänge von der Spindel zu ihm vorhanden waren. Jürgen mag ein selbständiger Erfinder gewesen sein, aber eine gleichzeitige Nachricht bestätigt dies nicht. Aus einer Schrift des Prof. v. Rettich<sup>3)</sup> aber geht hervor, daß bereits vor unserem Landsmann Spinnräder vorhanden waren. In England war vor dem getretenen Spinnrade ein ihm in allen Teilen sonst ähnliches, aber mit der Hand gedrehtes im Gebrauche und es ist auch ganz gut denkbar, daß dieses der Vorläufer des später vervollkommenen Spinnrades ist. Nach den Abbildungen gleicht es etwa unseren „Langschwänzen“. Das Spinnen mit dem Handrade ging aber sehr langsam von statten und deshalb wurde es durch das Trittrad verdrängt, das auch nach Rettich frühzeitig in England bekannt war. Jedenfalls hat aber Jürgen einen Nebenbuhler an niemand geringerem als an dem großen italienischen Maler Leonardo da Vinci, der nicht nur ein Künstler, sondern auch Techniker war. Unter seinen 1874 herausgegebenen Handzeichnungen befindet sich auch ein Spinnapparat mit Spindel und Spule, und diese Zeichnung ist aus dem Jahre 1500. Das war also 30 Jahre vor Jürgen und 24 vor der Abbildung Glockendons. Das Spinnrad ist bei Niklas Glockendon 1524 nach der älteren Form gebildet, die bei uns als „Langschwanz“ bekannt und bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts noch vielfach im Gebrauch war, bis diese Art durch die hohen Wocken verdrängt wurde. Bei den Langschwänzen sitzt das Rad unten rechts seitwärts von der Dieße, während es sich beim hohen Wocken unter der

<sup>1)</sup> Vaterländische Geschichten 1843, I, 269.

<sup>2)</sup> Harzzeitung 1886.

<sup>3)</sup> Spinnradtypen. Eine Sammlung von Handspinnradgeräten. Mit 144 Abbildungen. Wien 1895.

Dieße befindet<sup>1)</sup>. Alte wie neue Form des Spinnrades ist aber jetzt in dem Teile Braunschweigs, von dem wir hier reden, im Verschwinden, nur wenige alte Frauen spinnen noch etwa vorhandene Flachsorräte ab, denn der Flachsbaun ist so gut wie eingegangen. Im Amte Bechelde waren in der letzten Zeit noch wenige Hektaren mit Flachs bestanden. Im Weserdistrikte steht es damit aber besser.

Einst war aber der Flachsbaun weit bei uns verbreitet und wogende blaue Flachsfelder erfreuten das Auge. Heute ist ein Flachsfeld eine Ausnahmeerscheinung, die freudig inmitten der Spargel-, Rüben- und Kornfelder überascht. Verfallen sind die Flachsrotten, die als unbenutzte Gruben daliegen und vom jüngeren Geschlecht nicht mehr gedeutet werden können; sehr selten noch hört man den Webstuhl auf den Dörfern klappern. Die mit Dampf betriebenen Spinnmaschinen und das Überhandnehmen der Baumwolle haben den Flachs verdrängt und nur als Sage vernimmt man, daß die hoch im „schap“ aufgestapelte „selbstgesponnene Leinwand“ die beste von allen sei.

Noch im Anfange des 19. Jahrhunderts konnte gesagt werden, der Flachs mache den „Hauptgegenstand der Nationalindustrie“ aus und in keiner Gegend Niedersachsens wurde so viel Fleiß und Mühe auf dieses Erzeugnis verwendet wie im Braunschweigischen. „Bei dem Tagelöhner und Handarbeiter ist der Flachs das erste Requisit seiner Nahrung; bei dem Diensthoten besteht ein Teil seines Lohnes darin und der wirkliche Ackerbauer lebt in einigen Gegenden fast ganz von der Flachskultur<sup>2)</sup>.“ Infolgedessen beschäftigte sich auch alt und jung, „selbst angesehene Frauenzimmer“, mit dem Spinnen. „Man staunt über die Summen, die dadurch im Lande gewonnen werden: Garn erhält nicht allein die ganze Industrie, Garn deckt auch die meisten Einfuhrartikel und ohne Garn würde ein Nationalbankerott unvermeidlich sein<sup>3)</sup>.“

Namentlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Flachsbaun von der Regierung eifrig gefördert; es erschienen volkstümliche Belehrungen über denselben, Verordnungen gegen die Verfälschung des guten, aus Riga bezogenen Leinsamens, und in den Dorfbeschreibungen mußte vermerkt werden, wie es um den Flachsbaun stehe und ob Leinweber im Dorfe ansässig seien<sup>4)</sup>. Diese hatten bisher, gleich Schindern und Latern, zu den „unehrlichen“ Leuten gehört, wie das auch noch in dem bekannten Liede „Die Leinweber haben eine saubere Zunft“ durchklingt. In der Stadt Braunschweig waren die Kinder von Leinwebern von der Aufnahme in die Goldschmiedezunft ausgeschlossen<sup>5)</sup>. Aber von ihrer Nützlichkeit überzeugt, erschien am 14. Mai 1729 eine landesherrliche

<sup>1)</sup> Die allmählichen Veränderungen des Wockens sind von Th. Voges geschildert „Zur Geschichte der Spinnerei im braunschweigischen Lande“ (Harzzeitung 1886).

<sup>2)</sup> Hassel und Wege, Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel u. I, 139 (1802).

<sup>3)</sup> Dasselbst I, 189.

<sup>4)</sup> B. B. Denstorf 1771: „Die Leute applizieren sich auf Flachsbaun.“ Groß-Gleidingen betrieb 1771 „vornehmlich Spinnerei“, wozu viel Flachs gebaut wurde.

<sup>5)</sup> Braunschw. Urkundenbuch, S. 518.

nicht gerade gut stilisierte Verordnung, welche besagt: „Die Leinweber sollen für ehrliche Leute gehalten werden und soll dieselben niemand wegen ihres Handwerks zu schmähen, zu schimpfen und ihnen dergleichen Injurioses, als daß sie die Leiter zum Galgen bei der Exekution tragen müßten, vorzureden, bei 50 Thaler fiskalischer Strafe, sich zu unterfangen.“

Die Weberei stand in hoher Blüte und viele Weber auf dem Lande hatten es zu großer Kunstfertigkeit gebracht. Noch haben sich in Schränken und Museen die alten Taseltücher, Handtücher, Kissenbüren erhalten, in die sehr oft schöne Muster, Figuren und Sprüche eingewebt sind. Jeder Weber hatte sein eigenes Musterbuch, zeichnete und komponierte sich seine Vorlagen. Sehr schöne fand ich in einem Musterbuche aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, das ich in Klein-Schöppenstedt für das Städtische Museum erwarb und das gleichzeitig als eine Art Familienchronik zu Einschreibungen benutzt wurde.

Eng hing der Flachs mit dem Fühlen und Denken unseres Volkes zusammen und im Aberglauben wie in den Sprichwörtern spielte er seine Rolle. Genau achtete man auf die Saatzeit des Leins, für die es verschiedene Regeln gab:

Up Medar ward dat flas sin as'n här.

Dagegen war das Säen am Vitustage schädlich:

Wer lin seit up Sankt Vit,  
Geit de sät quitt.

Sollte der Flachs recht hoch wachsen, so hatte der Säemann den Sack mit der Leinfaat zunächst hoch in die Luft zu werfen, ehe er ihn in das Saatlaten ausschüttete. Daß der Flachs gut und reich gedeihe, gingen Frauen am Johannis-tage zwischen 11 und 12 Uhr um das Flachs-feld herum und faßten immer stillschweigend den Flachs an. Hatten Frauen und Mädchen den Flachs gejäet (ewaiet), so mußten sie einen Purzelbaum machen (koppôwerslä'en), sonst gedieh der Flachs nicht<sup>1)</sup>.

Wie erklären sich diese Berührungen des wachsenden Flaches durch die Frauen? Ich greife auf die Naturvölker zurück, bei denen wir den Schlüssel finden, der längst bei uns verloren ist. Bei vielen Amerikanern war der Feldbau dem Weibe überlassen und als Pater Gumilla einen Stamm am Orinoco nach der Ursache fragte, weshalb dabei die Männer nicht hülften, erhielt er zur Antwort: „Weil die Weiber fruchtbar sind und es dem Korn mitteilen können — das verstehen wir aber nicht und können es dem Korn nicht lehren.“ Die Weiber der Siouginianer umschritten nächtlicherweise ganz entkleidet die Felder, um so diesen auf magische Weise ihre eigene Fruchtbarkeit mitzuteilen<sup>2)</sup>. Ähnlich mag ursprünglich bei unseren Vorfahren die Vorstellung bezüglich des Wachstums des Flaches durch weibliche Berührung gewesen sein. An ein Flachs-feld durfte man nicht pissen, denn sonst blieb der Flachs kurz. Lange

<sup>1)</sup> Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift von Th. Reiche, Braunschweig 1888, Band I, S. 4.

<sup>2)</sup> D. G. Brinton, The Myths of the New World, 3. edition, p. 174.



Eiszapfen (isschöckeln)<sup>1)</sup> am Dache deuten auf langen Flachs im kommenden Jahre; der Flachs gedeiht gut, wenn der Braut auf dem Kirchgange heimlich Leinsamen in die Schuhe gelegt wird (in Nordsteinfte). In Groß-Winnigstedt läuteten die Mädchen an den Glockenseilen am zweiten Osterfeiertage und je länger sie läuteten, desto länger wuchs der Flachs. Nachts durfte kein Garn auf dem Haspel bleiben, weil sonst das Vieh kreperte, die Kühe verkalteten, auch entfernte man (Groß-Denkfe) das Garn vom Haspel, wenn die Kuh kalben wollte<sup>2)</sup>.

Auch einige Rätsel beziehen sich auf das Spinnen. Die zehn Finger am Weben werden darin folgendermaßen geschildert:

Et gingen tein Tatern  
Um einen bôm un snâtern.  
Wat snâtern dei Tatern,  
Wat flôgen dei klâtern,  
Wo wackelt dei bûk!

in anderer Form (Sizum) heißt das Rätsel: Et flâtern tein Tatern um einen bôm, se tattern un tattern bet se den bôm alle harren.

Auf die Speichen am Spinnrade bezieht sich folgendes: Et slâpet acht junfern in einen bedde, keine li't vorne und keine li't hinten.

Von dem Loche (spill-lock), durch welches der Faden auf die Spindel geht, heißt das Rätsel: Wer hat de lüttjeste gârendôr?

Die langen Winterabende, an denen das junge Volk auf dem Lande nicht recht weiß, was es anfangen soll, begünstigten die Zusammenkünfte in den Spinnstuben. Was dem Städter Theater, Konzert, Klub oder Wirtshaus war, das gewährte der Dorjugend die Spinnstube: Unterhaltung. Dabei arbeiteten die Mädchen meist fleißig und es war ein großer Ruhm, die tüchtigste und fleißigste Spinnerin zu sein. Dieser Fleiß muß überhaupt als die Grundlage der Spinnstubengesellschaften anerkannt werden, neben dem die zu erwähnenden Allotria, wenn auch vom volksthümlichen Standpunkte aus belangreich, doch von untergeordneter Bedeutung waren. Oft genug hörte man in den Spinnstuben nur das Schnurren der Räder und die Spinnerinnen waren davon wie hypnotisiert. H. Vedt erzählt darüber aus Nordsteinfte: „Man hörte nichts als das Schnurren der Räder, ein eintöniges Geräusch, das die Gedanken aus der Stube hinauszuführte und die Gemüter beängstigte. Dann glaubten die Spinner vor den Fenstern ein seltsames Rumoren zu hören und mit ihren inneren Augen zu sehen, wie ein großes schwarzes Tier in die Küche ging und mit den Tassen klamperte“. Die ängstliche Spannung löste sich nicht eher, als bis die Zungen auch in schnelle Bewegung gerieten, indem das Schweigen dadurch gebrochen wurde, daß z. B. jemand sagte: „Ik wolle, ik wârre in 'n hêwen un hârre 'ne melkte zicke“, oder das Gespräch auf folgende Weise eingeleitet wurde: „Ik wolle, ik hârre sau vël lûtje hunne ar stêren an 'n hêwen.“ „Wat

<sup>1)</sup> Mundd. isjokel, agf. isgicel.

<sup>2)</sup> Diese letzteren Formen des Aberglaubens nach Boges in Harzzeitchrift 1886.

wost 'n da midde?'. „Ik wolle se 'n swans hoch heben un du . . . .“ Die erzwungene Unterhaltung beschäftigte sich bald mit dem Spektakel, den etliche draußen genau zu vernehmen gewöhnt hatten, und es dauerte nicht lange, so wurden Spukgeschichten erzählt<sup>1)</sup>.“ Da aber die männliche Jugend in den Spinnstuben erschien, so wurde der Verkehr unter beiden Geschlechtern oft ein sehr freier und die Behörden begannen einzuschreiten. Ein Erlass des Herzogs Karl I. vom 2. November 1767 wendet sich gegen die Ungebührlichkeiten in den Winterspinnstuben, wo „von denen dahin zusammenkommenden Knechten und Mägden viele Ungezogenheiten begangen, unziemliche Lieder gesungen und schandbare Handlungen vorgenommen werden“. Man weiß, wie es mit der Befolgung solcher Verbote geht; die Sitte oder Unsitte ist stärker als sie. Darum heißt es wieder in einer 1821 von den fürstlichen Kreisgerichten ausgegebenen „Anweisung für Ortsvorsteher“: § 33. Unerlaubte Zusammenkünfte von Personen beiderlei Geschlechts, vorzüglich in Spinnstuben, sind nicht zu dulden und diejenigen zur gerichtlichen Anzeige zu bringen zc. Trotzdem hat sich das Spinnstubenuntwesen erhalten, solange es diese überhaupt gab, und wo die Spinnstuben in unserer Nachbarschaft noch gebräuchlich sind, wie im Solling, da sind die Hausväter zusammengetreten und haben sich gegenseitig verpflichtet, unbeaufsichtigte Spinnstuben bei sich nicht mehr zu dulden<sup>2)</sup>.

Die Spinnstuben hatten ihre bestimmten ungeschriebenen Regeln und Gebräuche, die allerdings von Gegend zu Gegend verschieden waren. Aus eigener Anschauung vermag ich sie nicht mehr zu schildern, und was hier gegeben wird, ist nach den Erzählungen von solchen, die als Spinnerinnen oder männliche Besucher daran teilnahmen, und nach wenigen anderen Quellen wiedergegeben. Jetzt sind an die Stelle der Spinnstuben in einigen Dörfern (z. B. Wendeburg) Strickstuben getreten, in welchen die Mädchen zum „knüthen“ zusammenkommen; man sagt aber immer noch „zum Spinnen gehen“. Dabei werden Allotria getrieben.

Die Spinnstuben begannen mit dem Herannahen des Winters, wenn die Arbeiten auf dem Felde beendet waren, in vielen Dörfern um Martini, und dauerten bis Fastnacht, spätestens bis zum Palmsonntag, da um diese Zeit andere Arbeiten gemacht werden mußten. Die abendlichen Versammlungen gingen reihum, waren bald in diesem, bald in jenem Hause der Angehörigen einer bestimmten Spinngesellschaft. Zu einer solchen, die je nach der Gegend tropp, klump (in Wendeburg) oder rott hieß, gehörten vier, höchstens acht Mädchen, die unter sich befreundet oder verwandt waren. Die Mägde bildeten den Grundstock, doch gesellten sich ihnen die Bauerntöchter zu. Eine jede besaß ihr Spinnrad und womöglich auch einen eigenen Spinnstuhl, auf den oft viel Sorgfalt in der Herstellung verwendet wurde; derselbe war entweder ganz ohne Seitenlehnen, oder es fehlte die rechte Lehne, um dem rechten Arme freie

<sup>1)</sup> Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1898, S. 215.

<sup>2)</sup> So im November 1894 im Solling zu Volpriehausen, Delliehausen, Gierswalde, Schlarpe, Offensen zc.

Bewegung zu lassen. In Fig. 97 ist ein Spinnstuhl aus Volkmarzdorf vom Jahre 1810 abgebildet, den der ehemalige Besitzer selbst geschnitten hat. Er besteht aus Buchenholz, der Sitz ist aus doppeltem Flechtwerke von Bindsfaden, zwischen dem Heide als Polster dient. Die Lehne ist mit Schnitzwerk, Blattranken und Hirschen, von einem Hunde verfolgt, verziert<sup>1)</sup>. Die Alten spannen für sich. Anfangs war das weibliche Geschlecht allein und erst später, etwa um 8 Uhr, erschienen die männlichen Besucher, die bis dahin ihre Arbeit gethan hatten und nun anfangs bescheiden, dann aber immer dreister in die Gesellschaft eingriffen.



Die Grundlage der Spinnstuben war ein rühmlicher Fleiß der Mädchen. Auf großen Höfen, wo zwei und mehr Mägde waren, mußten die Mädchen tal oft mit zwei Händen spinnen, das heißt eine gewisse Anzahl von löppen Garn vom Freitag bis zum Freitag fertig bringen, gewöhnlich zehn bis zwölf und mehr.

Fig. 97. Spinnstuhl a. Volkmarzdorf v. 1810. Bauernarbeit. Städt. Museum.

Freitags spann man tief in die Nacht hinein, um fertig zu werden, denn was man, gegen die Regel, am Sonnabende spann, was vor 'n düwel. In der räumwoke, der Raumwoche, der ersten nach Neujahr, fand zuweilen ein Wettspinnen statt, dessen Ergebnis die räumtäl war. Hatte ein Mädchen seinen Flachs am Freitag Abend nicht abgesponnen und die vorgeschriebene Anzahl Löpfe nicht geliefert, so hieß es von ihm, et mot up'n bullen rien, und in früherer Zeit sollen die Mädchen denn auch thatsächlich in solchem Falle auf den Dorfbullen gesetzt worden sein. Der Sonnabend war gewöhnlich frei, dann wurde nicht gesponnen, aber die Paare fanden sich doch zu freier Einzelunterhaltung abends zusammen, „denn Sonnabend ist Kommabend“.

Ganz leicht wurde den Mädchen übrigens die Vollendung ihrer Arbeit nicht immer, da fortwährend Störungen der eingedrungenen männlichen Jugend stattfanden. Anfangs benahm sich alles in dem wenig durch den lichter (Lampe mit hölzernem Ständer) oder kleine Ölkrügel erleuchteten Gemache noch sittsam und manierlich, bis ein fecker Knecht einem Mädchen die Dieße vom Woden

<sup>1)</sup> Ich mache hier aufmerksam auf einen Aufsatz von D. Schwindrazheim über deutsche Bauernstühle in der Hamburger Kunstzeitschrift Mäcen vom 16. Dezember 1899, wo das Hervortreten der Stühle in der deutschen bäuerlichen Kunst behandelt wird. Bauernstühle mit Drachen und Schlangenornamenten an den Rückenlehnen habe ich in Lüneburgischen wiederholt getroffen.

wegnahm, die alsdann mit einem Kusse eingelöst werden mußte. Sollte ein Mädchen auf diese Weise ihre Diebe nicht einlösen, so kam es vor, daß der Knecht wegen der Abweisung den Flachs in Brand setzte. Auch beim Abreißen des Fadens wurden den Mädchen von den Knechten die Dieben weggenommen. Es folgten Erzählungen, deren Inhalt fast durchweg ein stark erotischer war; sie gehören unter die *κρυπτάδια* und können hier nicht mitgeteilt werden.

Neben den erotischen Erzählungen, welche allerdings vorherrschten, sind auch solche ernsteren Inhalts zu verzeichnen, und da ist keine schöner als die von den slickern. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man die Fäden, welche beim Spinnen, etwa wegen eines Knotens, abgerissen werden. Sparsame Spinnerinnen benutzen sie wieder und spinnen sie an; aber die riwe (verschwenderische) Spinnerin wirft sie fort. Nun wird erzählt, daß ein armes Mädchen sich die slickern, welche ein reiches fortgeworfen, gesammelt und daraus ein Kleid habe weben lassen. In diesem erschien sie auf der Hochzeit der Reichen, die ihr verächtlich zurief: Was willst du hier in meinen slickern? Der Bräutigam aber, welcher erfuhr, um was es sich handle, verstieß sofort die reiche, verschwenderische Braut und freiete das arme und sparsame Mädchen<sup>1)</sup>.

Die Erzählungen in der Spinnstube wechselten ab mit Liedern, die in hochdeutscher Sprache gesungen wurden und auch nicht immer die feinsten waren. Reste von Spinnliedern in niederdeutscher Sprache, meistens verstümmelte Verse, sind noch bekannt, so die folgenden aus Götting:

I du gröte webestücke,  
Spinn den faden nich tau dicke,  
Meinste denn, meinste denn,  
Dat dat flas von'n himmel fäll?

Mine mudder seggt ik spinne nich —  
Snurre geit de wocke.  
Sitt't de flô in'n himme nich,  
Sitt't se doch in'n roeke.

In manchen Dörfern herrschte bei vieler Freiheit doch auch eine gewisse Selbstzucht in den Spinnstuben und es erfolgte unter Umständen Ausschließung anstößiger Personen. Ein Knecht, der ein Mädchen verführt hatte, hieß, wenn die Folgen sichtbar wurden, ein „Ungebrannter“ und durfte nicht mehr in der Spinnstube erscheinen. Über das Mädchen hielt man aber eine Art Gericht, indem man ihr in der Spinnstube das folgende Lied sang, worauf sie wegblieb:

Schätz, sag an, warum so traurig,  
Und du sprichst kein Wort mit mir.  
Ja, ich seh's an deinen Augen,  
Daß du viel geweinet hast.

Und wenn ich auch geweinet hab',  
Was geht denn dich das an?  
Denn ich trag unter meinem Herzen  
Ein kleines Kindelein.

<sup>1)</sup> Diese Geschichte steht schon in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm Nr. 156. Sie haben dieselbe aus Mecklenburg erhalten.

Darum brauchst du nicht zu weinen  
Und brauchst auch nicht traurig sein.  
Denn ich will's dir schon ernähren  
Und will auch sein Vater sein.

Was hilft mir dein Ernähren?  
Meine Ehre ist doch dahin,  
Lieber wär' ich schon gestorben  
Und läg' im Grabe drin.

Und wärst du auch gestorben  
Und lägst im kühlen Grab,  
So thät mein Herz sich kränken  
Bis an den jüngsten Tag.

(Klein=Schöppenstedt.)

Es ist aber in anderen benachbarten Gegenden mindestens ebenso frei hergegangen wie im Braunschweigschen<sup>1)</sup>.

Besonders ausgeprägte Spinnstubenspiele und =sitten herrschten in den Drömlingsdörfern, Amt Vorsfelde, wo viel Altertümliches sich bis auf die neuere Zeit erhalten hat<sup>2)</sup>. Zu Anfang und Ende der Spinnstube fand das krüselan- und abtrinken statt, wenn der von der Decke der Spinnstube herabhängende Krüsel zuerst angezündet und zuletzt wieder verlöscht wurde. Man trank Bier und Branntwein und speiste Milchsuppe, Eier, Wurst u. dergl. Ein Hauptscherz war die Veranstaltung eines niphanns, Rischuhns, welches wahrzagen mußte. Ein Mädchen wurde zwischen Stöcken eingeklemmt und mit weißen Laken so verhummt, daß es nur den Kopf frei bewegen und mit ihm nicken konnte. Dann wurden ihm allerlei Fragen vorgelegt, zumal wurde nach den Schätzen der anwesenden Mädchen gefragt, wobei es, wurde der richtige Name genannt, nickte.

In der Adventzeit erschien der Schimmelreiter in den Spinnstuben, während er in anderen Gegenden bei anderen Gelegenheiten auftrat. In dem Abschnitte über die Hochzeit teile ich Näheres über ihn mit.

Auch der Erbgander, der Gänserich, der auf einem ererbten Hofe groß geworden war, spielte eine Rolle in jenen Spinnstuben. Er erschien am Tage Petri (24. März) schön mit bunten Bändern gepußt, wurde mit Branntwein dünne gemacht und in diesem Zustande als Orakel benutzt. Mit den Flügeln schlagend und aufgereggt wandte das betrunkene Tier zwischen den Spinnerinnen umher, welche brennende Lichter in der Hand hielten. Verlöschte eines durch den Flügelschlag des Ganders, so mußte die betreffende Spinnerin im Laufe des Jahres sterben; die aber, deren Kerzen brennen blieben, wurden Bräute.

Allzu viel Zeit durfte übrigens auf die Spiele und Thorheiten nicht verwendet werden, denn die Mädchen hatten ihr bestimmtes Maß Garn abzuliefern. Der Tanz, der manchmal die Arbeit unterbrach und der auf der Döle stattfand, dauerte nur kurze Zeit. Gegen ihn, der in den Grenzen der Sittsamkeit blieb,

<sup>1)</sup> Pastor Röver in Wernigerode berichtete 1739 an den Grafen Christian Ernst v. Stolberg über die Zusammenkünfte in den Spinnstuben, die oft bis spät in die Nacht dauerten. Erst wurde eine kurze Zeit gesponnen und dabei ein Lied aus dem Gesangbuche gesungen, bald folgten aber die „Schelmenlieder“ und allerlei Spiel und Heiratswahrzagelei.

<sup>2)</sup> Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 247.

ließ sich nicht viel einwenden; aber schlimmer war die blüsterstunne, dann wurden die Lichter ausgeblasen. Es wird manches, wahrscheinlich übertrieben, von dieser Blüsterstunde erzählt; nimmt man aber nur einen kleinen Teil des Erzählten für wahr, so waren die Vorgänge vom Standpunkte der Sittlichkeit schlimm genug. Bei dem „stille Hochzeit“ genannten Spiele wurden die Namen von einem draußen stehenden Burschen genannt und ihm unter den Mädchen in der Stube eine „Braut“ zugewiesen. Kam der Bursche herein, so hatte er das Mädchen zu erraten und nun durfte er sich auf dessen Schoß setzen.

In den Hoyerer Spinnstuben wurde die Frage aufgeworfen: Wollen wir Blüsterstunde oder slêpenschau spielen? Beides nicht ohne Bedenken. Bei letzterem kam es darauf an, daß die Mädchen sich, umgekehrt wie bei der stillen Hochzeit, auf den Schoß der Burschen setzten und daß hierbei die Paare so lange wechselten, bis die zu einander passenden zusammengekommen waren. Das wurde durch das Weiterschieben oder „Schleifen“ eines holschen (Holzschuhs) angedeutet, mit dem einer der Knechte im Kreise der Spielenden stand, wobei er fragte:

Slêpenschau  
Weme tau?  
User ôlen bunten kau.  
Slêp wê'er Krischan Snêe.

wobei der Holzschuh diesem Christian zugeschoben wurde und dessen Schöne nun das Recht hatte, sich auf seinen Schoß zu setzen. In anderen Gegenden wurde Slêpenschau noch etwas anders gespielt, worüber D. Schütte Auskunft giebt<sup>1)</sup>. Auf die Frage weme tau? bezeichnete jedes Mädchen drei Burschen in folgender Weise: Ik slêpe dik einen mit'n snurrbare tau oder mit glûen ôgen oder mit'n vosschâre. Dann fragte sie weiter:

Wat wutte mit dinen ersten daun?  
Will ik gewen swetschen,  
Sall he weren min schâtschen.

Wat wutte mit dinen zweiten daun?  
Will ik gewen witten un swarten twêren,  
Sall min allerleiweste weren.

Wat wutte mit dinen dritten daun?  
Den will ik setten up 'n staul,  
Sall he fallen in 'n paul.

Oder: Den will ik setten up de tôrenspitze,  
Sall sik de ganze lenne upritzen.

Oder: Den will ik gewen strô up 'n nacken,  
Hei sall sik ut 'n dörpe packen.

Besonders stolz waren die Mädchen auf ihre Spinnräder, die sie schön upflieten, herauspuzten. Das um den Flach gewickelte bunte Pappblatt, das Wockenblatt<sup>2)</sup>, heißt auch wockenbreif, wenn darauf ein Spruch in Goldschrift steht. Diese Sprüche sind teils allgemeiner Natur oder bringen Widmungen von Freunden oder Freundinnen, teils aber beziehen sie sich auf das Spinnen

<sup>1)</sup> Braunschw. Magazin 1899, S. 76.

<sup>2)</sup> In der Gegend von Seesen (z. B. Kl.-Rhüden) führt das Wockenblatt den auffallenden Namen arf.

selbst und hier ist die niederdeutsche Sprache noch oft in ihrem Rechte. Ich habe folgende gesammelt:

Top, top, top,  
Alle stunne en lop.

Spinne, liebe Kleine,  
Was du spinnst, ist deine.

Wut du nich spinnen,  
Kriste nein linnen.

Spinne fein,  
Das Garn ist dein.

Die Spinnerin ist ein fleißiges Mädchen,  
Drum ist auch schön ihr Wodenblättchen.

Tocke flitig immer dulle,  
Von 'r disse hen nar rulle.

Fleißig mußt du sein,  
Liebes Mädelein.

Mädchen, spinne flink und fein,  
Es soll zu deiner Aussteuer sein.

Spinnen is man lütjes gewinnen.  
Wer et nich deit, mot seien, wo et geit.

Tock üt, tock üt,  
So warst du brüt.

Mâken, most nich schrien,  
Ik will dik ja frien.

Gelegenheit macht Diebe,  
Das sieht man bei der Liebe.

Stoht an, ruht laut:  
Es lebe die Braut. (Auf einem Brautwodenblatt.)

Gesucht hab ich dies Herz für dich.



Ich bitte dich, vergiß es nicht.

Friisch heran, tummelt euch,  
Spinnen macht uns ja alle reich.

Mein Spinnrad hat drei Beine,  
Mein Schatz liebt mich alleine.

Zu obigen, von mir gesammelten Wodenblattsprüchen füge ich noch folgende hinzu, welche D. Schütte aufgezeichnet hat <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Braunschw. Magazin 1899, S. 85.

Måken, spinn hille,  
Denn krigste wat op de tülle.

\* \* \*  
Vivat! wer en lop vull hat!  
\* \* \*

Spinne, måken, spinne,  
Dat himme, dat is dünne,  
Un de rock krigt ôk en lock,  
Spinne, måken, spinne doch.  
\* \* \*

Spinnt, måken, spinnt,  
Alle dâge en bind,  
Alle dâge en dicken lop,  
Dat gift wat in 'n Kaffeepott.  
\* \* \*

Zum Schmucke der Spinnräder, namentlich des Brautwodens, gehörten auch die wockenplöcke, kleine zierliche Schnitzwerke; sie waren mit Kettchen, Händen oder dergleichen versehen, meist aus hellem Holz und mit Kerbschnitten oder Blumenranken verziert, die mit farbigem Wachs ausgelegt waren (Fig. 98).

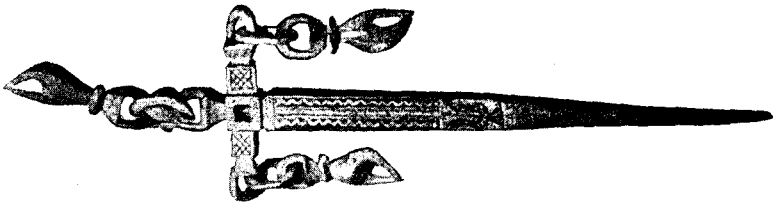


Fig. 98. Hölzerner Wockenplock (Sammlung Basel).  $\frac{1}{2}$ .

Diese Pflöcke waren auf beiden Seiten des Rades angebracht, um die durch den Schwengel in Bewegung gesetzte Achse vor dem Herauspringen aus den Ausschnitten zu bewahren; für den täglichen Gebrauch begnügte man sich jedoch mit einfacheren Stäbchen. Selbst der wockenhaken wurde verziert mit bunten

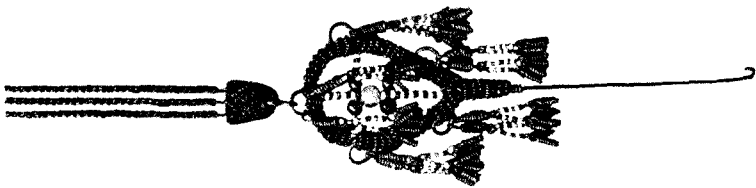


Fig. 99. Spinnhaken aus Messingdraht, Bauernarbeit aus Teschendorf (Kr. Jfenhagen).  
Städt. Museum.

Glasperlen, auch wohl einem kleinen Spiegel. Der Haken diente dazu, das Ende eines abgerissenen Fadens von der Rolle durch das spill-lock, die Tülle, zu ziehen. Ein besonders schönes Exemplar, das der Vollkötter Pejel in Teschendorf (Kreis Jfenhagen) selbst angefertigt hat, ist in Fig. 99 abgebildet. Der Haken hängt an einer aus drei Strängen bestehenden Messingkette, der Griff ist eisförmig, mit Messingdraht umspunnen und mit Messingspiralen und Glasperlen behängt. In der Mitte des Griffes kreuzartige Verzierung aus Glasperlen.



Die verschiedenen Thätigkeiten und Handgriffe, welche beim Flasse, von der Ernte bis zu seiner Ablieferung an den Weinweber, vorkamen oder noch vorkommen, in vielen Gegenden aber heute schon der Vergangenheit angehören, sind sprachlich von Belang. Ich führe sie hier der Reihe nach auf.

Sie beginnen mit dem trocknen, dem Ausziehen der Flassestengel (harlen), die nicht gemäht werden. Nachdem diese in Bündel gebunden sind, werden sie zunächst auf dem reppelbôm ereppelt, d. h. sie werden durch eiserne Zähne, die senkrecht auf einem Balken (bôm) sitzen, durchgezogen, damit die knutten, die Samentapseln, abgehen. Letztere, welche den Leinsamen enthalten, werden gedroschen und durch das knuttensêw gesiebt. Man benützt sie zur Schweine-mast, zur Olfabrikation und als Abführmittel.

Der so gereppelte Flasse wird in faustdicke Bündel (bôten) gebunden, von denen wieder je zehn gemeinschaftlich zusammengebunden werden.

Es folgt alsdann das Rotten (rôten, rauten) in flachen Gruben mit Wasser<sup>1)</sup>. Der faulende Flasse lag hier ungefähr eine Woche, damit die Epidermis sich zersetzte und löste; er wurde dann auf dem Stoppelfelde ausgebreitet und getrocknet, edrôget. Alsdann lag er in der Scheune bis zum Frühjahr, worauf er an sonnigen Tagen an der Luft ausgebreitet wurde.

Jetzt begann eine neue Folge von Thätigkeiten. Zunächst das treiten, die Auslöcherung durch Aufschlagen mit der treite; diese ist ein schwerer, unten vielfach eingelebter Holzhammer an einem gekrümmten meterlangen Stiele, mit dem der Flasse geklöpelt und geschlagen wird, wodurch die Epidermis sich schon lockert. Auf die Entfernung dieser, die holziger Natur ist, kommt alles an, um die reiche, glänzende Flassefaser frei zu legen. Dazu dient das Brechen, brâken, wobei die schêwe, die Rinde, abfällt. Hierzu braucht man ein Gerät, die brâke, ein Holzbock, in den sâcherenartig ein Hebel eingreift, der, in fortgesetzte klappende Bewegung gebracht, so lange den Flasse bricht, bis die erste Geschmeidigkeit des sichtbar werdenden Flassees eintritt. Während die Brâke oben zwei Leisten hat, die unten in drei dergleichen eingreifen, hat die kawe, welche den Flasse gleichsam kaut, deren oben drei und unten vier; sie ist somit eine verfeinerte oder gesteigerte Brâke, die noch mehr Schewe entfernt. Die weitere Auslöcherung erfolgt durch das swingen auf dem swingebrett (Fig. 100 a. f. S.), dessen Hauptteil ein 90 cm hohes Buchenbrett mit einem Einschnitte ist, über dem sinnend ein ausgechnittener Pferdekopf herabschaut. Über den Einschnitt wird mit der linken Hand eine Handvoll gebrakter Flasse gelegt, während die mit der schaufel-

<sup>1)</sup> Flasse rotten durften bei 20 Mariengulden Strafe oder entsprechendem Gefängnis nicht in Strömen, Bächen oder Teichen angelegt werden, sondern nur in besonderen Gruben, so daß der Inhalt (das rôtwater) das fließende Wasser nicht verunreinigen konnte. Landesherrl. Verordnungen vom 29. April 1692 und 24. Juli 1721. Auch die Städter bauten Flasse. Die Stadtordnung von Braunschweig aus dem Jahre 1573 verordnet § 89: Es soll niemand in der Oker zwischen der Stadt und Rüningen, auch nicht im Bruche (damals unbebaut) oder in den Stadt- und Neustadt-Marschgräben Flasse rotten (bei Festungsstrafe).

artigen swinge (45 cm lang, 18 cm breit) bewaffnete Rechte den Flachß bearbeitet, so daß die letzten Teile der Epidermis als swingeschêwe fortfliegen. Der Pferdekopf dient dabei zur Regulierung der senkrecht herabfallenden Schläge der swinge, damit diese gleichmäßig und nicht zu weit nach links hin erfolgen. Der übrige Teil des Schwingebretts dient als Ständer und Fußbank für die Schwingerin, die unter dem bei ihrer Arbeit entstehenden Staub nicht wenig zu leiden hatte.

Die nächste Thätigkeit umfaßte das rippen. Was beim bräken und swingen noch nicht vom Flachße losgegangen war, wurde auf dem rippebock (Fig. 101) mit dem rippisen abgeschabt. Der Bock ist ein 42 cm hoher Ständer,

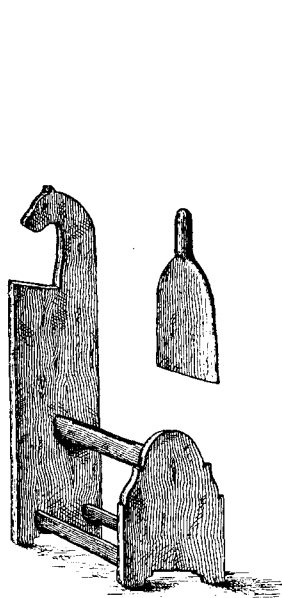


Fig. 100. Schwingebock  
und Schwingebrett. Städt.  
Museum.

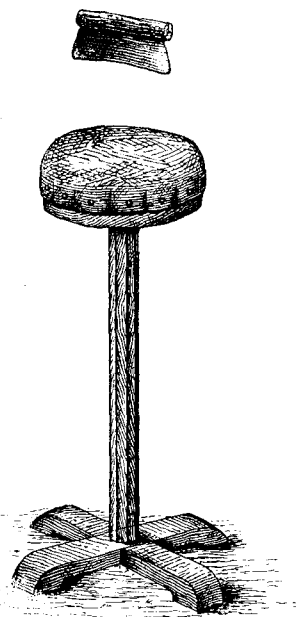


Fig. 101.  
Rippebock und rippisen.  
Städt. Museum.

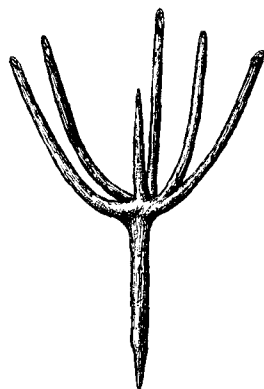


Fig. 102.  
Spräte zum Fiedespinnen.  
Städt. Museum.

welcher oben ein 23 cm im Durchmesser haltendes Lederkissen trägt. Das nach Art eines Gerbermessers gestaltete rippisen ist stumpf; endlich kam der Flachß durch die heckele, ein fahmartiges, aus engen Eisenstacheln bestehendes Gerät, welches auf dem heckelstaul aufsaß und wobei die letzte Fede abfiel. Nun war er fertig zum Verspinnen und wurde in Bündel zu zehn risten knotenartig zusammengebunden, welche knoecke hießen.

Wie schon im Eingange erwähnt wurde, waren bei uns zwei Arten von Spinnrädern im Gebrauche; eine ältere Form, der langswans, und eine jüngere, der hohe Wocken. Bei den ersteren, die auf einem längeren Boden sich aufbauen, sitzt das Rad rechts seitwärts von der Dieße; bei den erst nach 1800 aufgetommenen, mehr Raum ersparenden und zusammengedrückteren hohen Wocken

figt das Rad unter der Dieße. Die Wocken wurden handwerksmäßig von Drechslern hergestellt und für reichere Leute schön mit Schnitzereien oder Elfenbeinknöpfen verziert, mit beweglichen Ringen versehen oder auch bunt bemalt. Besonders schön verzierte und schmückte man die zur Mitgift gehörenden Brautwocken, zu deren Herstellung gewöhnlich rotes Pflaumbaumholz gehörte. Eine besondere Abart der Wocken waren die weispänner, welche mit zwei Spulen versehen waren und bei deren Benutzung die geübte Spinnerin mit beiden Händen spann.

Die Ausdrücke für die Bestandteile am Spinnrade sind die folgenden: Das ganze Gerät heißt der wocken. Der auf dem dilsenstock, auch öwerwöckels (oberer Wocken) genannt, aufgewickelte Flachß bildet die dilse; er wird daran festgehalten durch ein umgeschlagenes Pappblatt, das wockenblatt, welches mit dem bunten wockenbend zusammengebunden ist. Unter der dilse figt eine kleine Blechschale mit Wasser, in welcher die Finger beim Spinnen angefeuchtet werden; sie heißt stippering. Handelt es sich um das Spinnen von Berg (hêde), so nimmt man statt der einfachen, stabförmigen dilse eine solche mit ausgepreizten Nebenarmen. Das ist die hêdilse oder sprûte, die man einfach aus den quirlig abstehenden Ästen einer jungen Fichte herstellte (Fig. 102).

Aus der Dieße wird der Spinnfaden gezogen; er läuft von der Hand durch die tülle zur hufeisenförmigen, mit Haken versehenen spille (Spule). Auf der spille figt die rulle und hinter dießer der radförmige werbel. Über rulle und werbel kommt von unten her die treibende snaur, die über das Rad oder die drift geht. Durch trê'er (Trittbrett) und swengel wird das Rad in Bewegung gesetzt<sup>1)</sup>.

Verschiedene landesherrliche Verordnungen von 1697 bis 1767 beschäftigten sich mit der Beschaffenheit des Haspels, der genau 4 braunschweigische Ellen, später  $3\frac{3}{4}$  Ellen im Umfang haben mußte. Auf jedes lop Garn, es sei grob oder fein, mußten zehn Bind, auf jedes Bind 100 Faden kommen, so daß ein ganzes lop eintausend Faden enthielt. Die Bauermeister mußten in jedem Hause die Spinner kontrollieren, ob diese Verordnung auch eingehalten wurde, und unrichtig gehaspeltes Garn wurde weggenommen. Der Haspel mußte, um seine Richtigkeit zu beweisen, einen amtlichen Brand tragen. Man besaß auch falsche Haspel, sogenannte krucken, welche, sofern man sie (landesherrliche Verordnung vom 20. November 1734) noch irgendwo antraf, sofort zerschlagen werden sollten. Diese kruck war eine lose Stange (Speiche) mit Knie, welche willkürlich in den Haspel eingesetzt oder herausgenommen werden konnte, wodurch Fälschungen verursacht wurden. Wer dreimal beim Haspeln mit der kruck betroffen wurde, kam an den kâk oder Schandpfahl<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Die entsprechenden, größtenteils übereinstimmenden Ausdrücke der Bestandteile des Spinnrades im Lüneburgischen und Göttingenschen sind verzeichnet im Korrespondenzblatt für niederb. Sprache I, S. 77 und II, S. 29.

<sup>2)</sup> Braunschv. Anzeigen von 1776, Stück 76.

Der Hoppel ist mit einem klöppel versehen, der durch eine einfache Vorrichtung an ein kleines Brett (wohl auch Metallglocke) anschlug, um anzuzeigen, daß ein Iop voll sei. Man verzierte die Hoppel ähnlich wie die Spinnräder.

Von den Leinwebern und ihrer Stellung ist oben S. 225 schon die Rede gewesen. Heute ist die Handweberei im Braunschweigischen mit dem Flachsbau fast ganz verschwunden und nur in sehr seltenen Fällen wird man einen alten Hauswebstuhl, etwa im Vorsfeldischen, noch in Thätigkeit finden. Der große, massive Webstuhl, welcher oft ein kleines Zimmer allein einnahm, wurde auseinandergelegt und seine Balken liegen in der Ecke eines Speichers, um bald ganz zu verschwinden. Weiter nördlich, z. B. im Kreise Hsenhagen, aber wird in den Häusern noch gewebt, wiewohl mehr und mehr abnehmend.

Von Belang, zumal in ethnographischer Beziehung, ist dagegen ein noch mühsam fortlebendes kleines Webegerät, das gördelta. Taw, ta, tau, n., ist der niederdeutsche Ausdruck für einen Webeapparat; der Webstuhl schlechtthin heißt auch so. Mit dem gördelta webt man schmale Bänder und Gürtel in verschiedenen Mustern, die für Schürzen zc. dienen und sehr fest sind. Ich wurde zuerst 1898 in Teschendorf (Kr. Hsenhagen) auf noch vorhandene Reste dieses Gerätes aufmerksam, als ich dort zwei dazu gehörige aus hartem Holze gefertigte und aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts stammende Webebrettchen fand, die den wichtigsten Teil des Gerätes darstellen und sich jetzt im Städtischen Museum befinden<sup>1)</sup>.

Ein Jahr später fand ich dann das vollständige Webegerät, das gördelta, zu Müden, wo die Oker in die Aller mündet, in mehreren Stücken noch in Thätigkeit.

Ich kann auf die technischen Einzelheiten des kleinen, sinnreichen Gerätes hier nicht näher eingehen und bemerke nur, daß es bei uns den Überrest eines uralten, einst weit verbreiteten und bei niedriger stehenden Völkern noch heute benutzten Apparates darstellt, der neuerdings vielfach die Aufmerksamkeit erregte und beschrieben wurde<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Von mir mitgeteilt in den Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1899, S. 295.

<sup>2)</sup> Für Finnland und Nordamerika Globus, Band 69, S. 12 (1896), für den Kaukasus und anderwärts Berl. Anthropol. Ges. 1898, S. 34, 329, 332, wo auch das prähistorische Vorkommen (Insel Björkö, Schweden, 8. bis 10. Jahrh.) erörtert wird. — Für Island Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1899, S. 24.

## Gerät in Hof und Haus.

---

Wenn ich hier auf die landwirtschaftlichen Geräte eingehe, so kann es nicht meine Absicht sein, dieselben nach der technischen und landwirtschaftlichen Seite zu behandeln. Aber das kulturgeschichtliche und sprachliche Interesse, welches denselben anhaftet, muß ich hervorheben. Auch sie sind in einer Umänderung begriffen und im Verlaufe eines Menschenalters ganz andere, weit vollkommenere geworden. Die alten Geräte, bei denen das Holz eine große Rolle spielte, beginnen zu verschwinden, oder haben, da man sie zerhackte und in den Ofen schob, schon als Brennstoff Verwendung gefunden, so daß sie nicht leicht noch in ihrer Urmüchsigkeit aufzutreiben sind. In den nördlichen Gegenden des Herzogtums mit ärmerem Boden, wo die Fortschritte der Landwirtschaft langamer Platz greifen, sind die alten Geräte am ehesten zu finden und bei kleinen Bauern teilweise noch im Gebrauch. Die alten Geräte, welche der Landmann in Haus und Hof benutzte, bestanden vorwiegend aus Holz und es hat ursprünglich solche gegeben, an welchen auch nicht ein Stückchen Eisen zur Verwendung kam, bei denen auch die zusammenhaltenden Nägel aus Holz waren; eine förmliche „Holzzeit“. Und diese Geräte wurden auch zum großen Teil auf dem Lande von den Bauern selbst gefertigt, wie dieses oben S. 229 bei den Stühlen schon gezeigt wurde. Es war viel mehr Geschicklichkeit und Handfertigkeit in diesen Dingen bei ihnen vorhanden, als das heute der Fall ist. Auch gab es auf den Dörfern immer einzelne, die sich besonders gern mit der Herstellung von hölzernen Geräten abgaben und eine Art Ubergang zu den Handwerkern darstellten. Diese Leute sind nun so gut wie verschwunden. Doch habe ich, in den Jahren 1898 und 1899, noch einen solchen „klüterer“ in voller Thätigkeit beobachten können. In dem stillen Heidedorf Teschendorf bei Wittingen (Kreis Hagen) sah ich den 80jährigen Bauern Wesel noch frisch bei seiner Holzarbeit, die er mit einfachen Instrumenten von früh bis zum Abend fleißig betrieb. Er fertigte Rechen, Löffel und Schaufeln, kleine Wagenteile, Haken, Trübe für Jinnen und Kagen und war fertig und gewandt in allerlei Arbeit. Mit ihm geht aber auch in jenem Dorfe der letzte dahin, welcher derartige Dinge selbst fertigt. Fabrikware tritt an deren Stelle. Auch bei den Schäfern ist die Schnitzerei verschwunden und damit die ursprüngliche Verzierungskunst, auf welche oben S. 217 hingewiesen wurde.

Neben dem Steine war das Holz der älteste Stoff, der sich zur Anfertigung der Geräte unseren Vorfahren darbot, ehe die Metalle bekannt wurden. Die feste und schwere Hainbuche, die an den Waldrändern gedeiht, die knorrige Steineiche, die Dorf und Haus umschattet, die gleichfalls am Hause wachsende Esche, seltener die Buche, lieferten zu größeren und schwereren Geräten oder zum Bau das Holz. Für kleinere und feinere Gegenstände benutzte man gern das Holz der Obstbäume und Erle. Alles wurde mit dem Messer und wenigen Instrumenten bearbeitet. Überall traf man auf die Holzkultur. Wie wenig Eisen befand sich an den alten Feldgeräten; am Pfluge außer der Schar und den Ketten fast nichts, selbst die Achsen der Wagen waren in alter Zeit noch aus Holz, das zähe auf holperigen Wegen widerstand.

Der Pflug. Das gilt zunächst von dem wichtigsten zur Bodenlockerung benutzten Ackerwerkzeuge, dem Pfluge, dessen Erfindung sich in der Urzeit verliert und der durch die Jahrhunderte hindurch sich, wiewohl in manchen Spielarten, unverändert erhielt. Schon die römischen Schriftsteller über Landwirt-

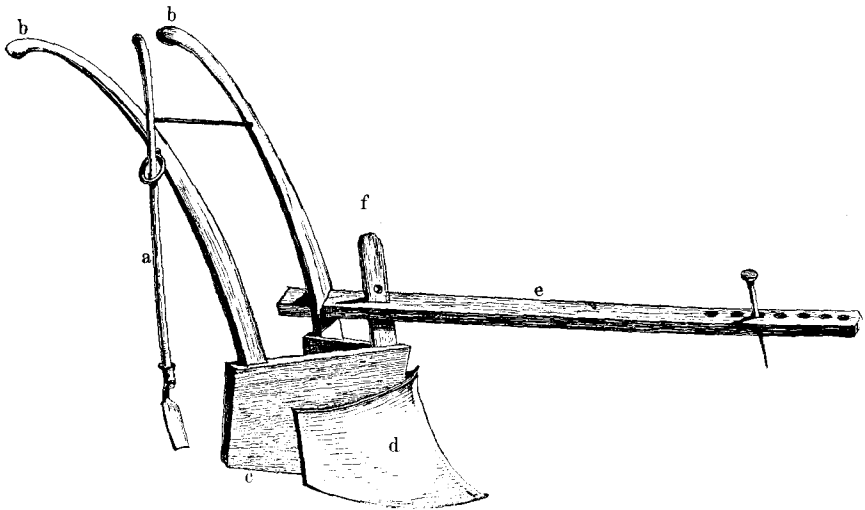


Fig. 103. Hölzerner Pflug älterer Art.

a rüel. b b stören. c strike, dahinter polterbrett. d plaugsisen. e sichtbom. f Die plaugsäule, ein verticales Holz, welches den sichtbom mit strike und polterbrett verbindet.

schaft warnten eindringlich davor, am Pfluge Veränderungen vorzunehmen, und diese Lehre ist bis ins vorige Jahrhundert beherzigt worden <sup>1)</sup>. Unser deutscher Pflug, von dem der niedersächsishe nur eine Abart bildet, ist über 1000 Jahre alt, was sich durch eine angelsächsische Abbildung desselben aus dem 8. Jahrhundert beweisen läßt.

Der Pflug, wie er bis vor kurzem allgemein benutzt wurde, besteht aus zwei Hauptteilen: dem eigentlichen arbeitenden, die Bodenlockerung besorgenden

<sup>1)</sup> Vergleiche L. v. Rau, Die Geschichte des Pfluges. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1882, S. 134.

Hinterteil, mit dem das Erdreich durchwühlenden und zerschneidenden Eisen, der Pflugsschar, und dem Vordertheil, welcher zum Anspannen der Zugtiere dient und außerdem die Einrichtungen zum Stellen des Pfluges trägt, je nachdem mit diesem tief oder flach (flöte) breit oder schmal geackert werden soll. Ein Sech fehlt bei diesen Pflügen älterer Art.

Die einzelnen Teile des Holzpfluges älterer Art sind aus den Abbildungen ersichtlich. Ich habe sie nach einem Exemplar in Harze gezeichnet (Fig. 103 und 104). Der rüel ist eine kleine eiserne Schaufel, mit welcher der Pflügende die am Pfluge sich anhängende Erde abstößt; er hängt, wenn nicht benutzt, in einem Ringe, welcher an einer der störten sitzt. Die strike oder das strikbrett ist von Holz. Sie ist, vom Pflügenden aus betrachtet, das rechte Brett (*c* in der Abbildung), an welches in spitzen Winkel (hinten in der Abbildung) das polterbrett, auch muldbrett genannt, anstößt; es dient dazu, zu verhindern, daß von dem noch ungepflügten Lande Erde in die Furche „pollert“. Nach vorn, der Spitze zu, sitzt einseitig die Pflugsschar, kurzweg isen oder plaugisen genannt. Zur Verbindung des Pflugs mit dem fahrenden Teile desselben dient der sichtbóm.

Der fahrende Teil, an den die Zugtiere gespannt werden, heißt dat vortüg oder stell. Von letzterem Ausdruck kommt die Be-

zeichnung stellwanne, d. h. jener Landstreifen, auf dem das linke Rad des stells geht, was sich auch der Nachbar beim Pflügen gefallen lassen muß. Die Befestigung des vortügs am sichtbóm geschieht durch eine eiserne Kette, plaugkette, die durch einen vorgesteckten Nagel oder Pflock am sichtbóm festgehalten wird. Hauptteil des vortügs ist der plaugrump oder das asseholt. Er trägt oben das zum

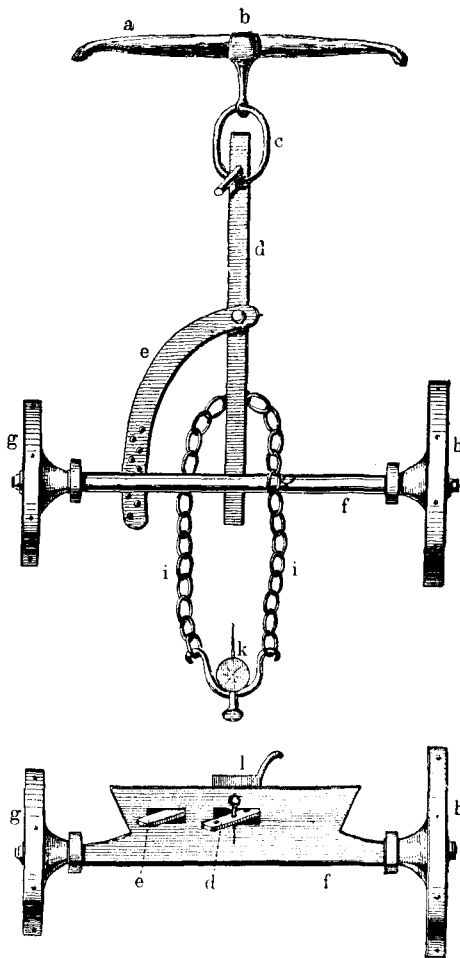


Fig. 104. Hölzerner Pflug älterer Art.  
Dat vortüg oder dat stell, Ansicht von oben  
und von hinten.

a swengel oder scherr, verbunden durch die kappe b mit der welle c. d plaugtung oder jügelung. e plaugschickelmann (zum Stellen des Pfluges). f asse, asseholt oder plaugrump. g sä'rad, das linke, es ist kleiner als das rechte in der Furche gehende handrad h. i plaugkette. k Querschnitt des sichtbóms. l gerisen.

Stellen benutzte gërisen und hat zwei ungleich große Räder. Das linke oder sâ'lrâd (Sattelrad) ist kleiner als das rechte oder handrad, welches letztere in der tiefen Furche geht. Wenn das sâ'lrâd beim Auseinanderpflügen in der Furche geht, so heißt der Landrest, welcher zwischen ihm und dem handrad liegt, balken. Im plaugrump sind zwei Einschnitte, durch welche die plaug-tunge und der plaugschickelmann durchgreifen. Der letztere ist ein gekrümmtes Holz, welches zum Stellen des Pfluges dient, die tunge ist eine kleine Deichsel, an ihr hängt vorn der swengel, befestigt am scherr oder scherrholt, an welchen unmittelbar das oder die Tiere angespannt werden. Die Verbindung des swengels mit der tunge wird durch einen eisernen Ring bewerkstelligt, welcher wê'e heißt, was darauf deutet, daß er ursprünglich aus Weidenruten bestand<sup>1)</sup>. Für den plaugschickelmann gilt auch der Ausdruck lërisen; mit ihm wird hotte un hû elêrt, d. h. der Pflug so gestellt, daß er einen schmaleren oder breiteren Streifen bearbeitet. Das Verkürzen des Abstandes zwischen Pflug und Vorderzeug durch Rückwärtsstecken des Nagels im sichtbôm (Fig. 103) heißt upspannen, das Verlängern dieses Abstandes taulâten. Durch ersteres wird die Furche flacher, durch letzteres tiefer.

Die alte Holzegge besteht aus den balken und tacken; die Stricke, welche sie mit dem swengel verbanden (an dem das Zugtier angespannt ist), heißen heitstricke. Um Quecken und anderes Unkraut, welches sich in die Râden der Egge setzt, zu entfernen, wird der lichtehâke benutzt. Einmal eggen heißt ein tind, je öfter geeggt wird, desto mehr tind. Nach dem Eggen wird das Land mit einer von einem Pferde gezogenen hölzernen Walze, wolte, festgewalzt. Übrig bleibende Erdklumpen, klûten, zer schlägt man dabei mit dem hölzernen klûthâmer. Das schon umgepflügte, aber noch nicht von der Egge bestrichene Land bezeichnet man als die falje.

Die Form des vierräderigen Ackerwagens (Leiterwagen, Mistwagen, Kastenwagen) ist im allgemeinen dieselbe wie früher geblieben; nur sehr selten noch findet man bei einem außer Gebrauch gestellten Wagen eine hölzerne Achse, die im Anfange des 19. Jahrhunderts noch vielfach bekannt war; überall sind eiserne im Gebrauche. An niederdeutschen Ausdrücken beim Wagen sind folgende zu bemerken: Der vordere Teil des Wagens heißt afsschemel; auf ihm sitzt der wenneschemel, welcher das Ummenden des Wagens ermöglicht. Die Deichsel heißt dîsle, sie ist mit der vorderen Achse durch die beiden waugarme verbunden. Eine Redensart für anhalten heißt de dîsle nedderleggen. Die hintere eiserne Achse geht durch ein Holzgehäuse, das emm. Von den Hinterachsen gehen zwei starke Hölzer senkrecht aufwärts, die rungen, welche beim Kastenwagen die Seitenbretter desselben, oder beim Leiterwagen die hôte (Hürde) halten. Soll der Wagen verbreitert werden, so dienen statt der rungen die nach

<sup>1)</sup> Es sind natürlich schon früher auch andere, abweichende Pflugarten im Braunschweigischen, je nach den Bodenverhältnissen, im Gebrauche gewesen als der hier geschilderte Pflug. Vergl. darüber die Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte, Braunschweig 1858, S. 7.



auswärts gekrümmten nissen. Die älteren Aderwagen hatten meist nur vorn rungen, hinten nissen (auch lissen in der Oscherslebener Gegend genannt). Die nisse ruht auf der kapselle, diese wieder ist durch den lünz am schinkel befestigt, nämlich am Achschenkell. Der Kastenwagen ist hinten mit einem Querbrette, dem schütt, abgeschlossen. Das große Lafen (oder die Plane), welches man über den Wagen zieht, heißt slachläken, der lange Strick, den man über den beladenen Heuwagen zieht, heureip. Dieser Strick wird durch winne oder winnehölder festgeschnürt. Das Rad besteht aus näbe, spiken und felgen. In der Nabe steckt die eiserne hüsse.

Die Pferde sind mit den koppelketten an der Deichsel befestigt. Ihr Geschirr heißt selenzüg (Sielenzug, auch Blattsiel, im Gegensatz zum Rummelgeschirr). Es besteht aus bostblatt (Brustblatt), lanken (den langen, an den Seiten der Tiere verlaufenden Lederriemen, vergl. englisch link, Ketten-glied), dem selenkissen auf dem Rücken und dem swansreimen. Das eiserne Gebiß heißt bêt oder beddel, mit ihm sind verbunden koppreimen samt schäklappen (Scheuklappen), toggel und leite (Zügel).

Unter den Mähwerkzeugen tritt die seilze oder Sense in den Vordergrund. Die einzelnen niederdeutschen Ausdrücke, welche bei derselben im Gebrauche sind,

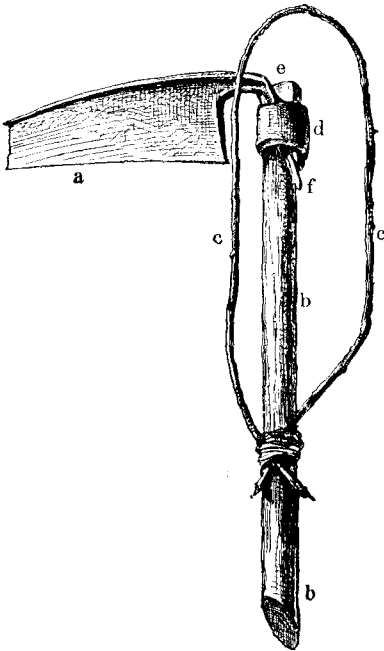


Fig. 105. Die Sense.

a seilze. b bóm. c grashoggel. d bend aus Eisen. e pöen oder kíl zur Befestigung des Senzenblattes im bend. f angede der seilze.

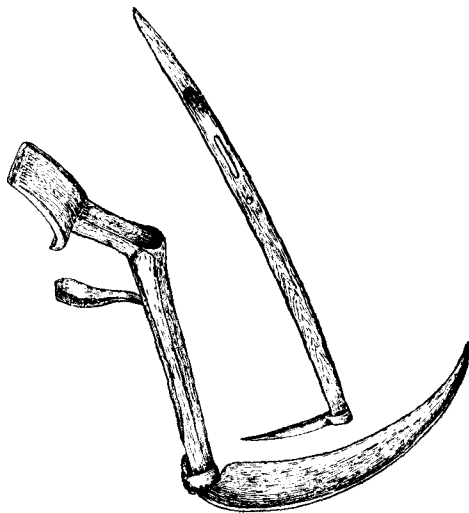


Fig. 106.

Sie (Knieense) und máthake aus Rohmachterjen. Städt. Museum.

können aus der Erklärung der Abbildung ersehen werden (Fig. 105). Das Wintergetreide, der Klee, der Rapz, die Hülsenfrüchte werden mit der großen

Senſe, das Sommergetreide mit der Geſtellſenſe abgebracht. Bei der letzteren ſieht das haberſtell mit ſeinen langen Holzſinken am Senſenbaum. Das Dengeln der Senſe heißt ſeilſe kloppen; man benutzt dazu hämer und ſtäwel. Zum Schärſen der Senſe dient die ſtröke, das Streichbrett, ein flaches, mit Bech und ſcharfem Sande überzogenes Holz.

Noch vor dreißig und vierzig Jahren war ein altertümliches Mähwerkzeug bei uns im Gebrauche, wenn auch nicht allgemein; im Unte Salder hat es ſich noch länger erhalten und mag hier und da noch zur Anwendung gelangen. Es iſt dieſes die ſie, gewöhnlich arktenſie genannt, eine kurze Knieſenſe, welche zum Schneiden der Hülſenfrüchte, des ſogenannten Rauhzugs, benutzt wurde (Fig. 106 a. v. S.). Ein von mir in Lobmachterſen noch aufgefundenes Exemplar befindet ſich im Städtiſchen Muſeum. Dieſe ſie hat einen 50 cm langen Stiel, welcher snée und nicht bóm, wie bei der Senſe, heißt; im ſtumpfen Winkel ſteht von ihm das 25 cm lange Knieſtück ab, welches mit einer Höhlung an dem Arme des Mähenden anliegt. Das Senſenblatt iſt kürzer als bei der eigentlichen Senſe und nur 60 cm lang. Während nun die ſie in der Rechten geführt wird, faßt die Linke den mähthaken (Mähhaken), einen 15 cm langen eiſernen Haken, der an einem 85 cm langen Stiele ſitzt und zum Zusammenraffen der Erbsen, Linſen ꝛ. dient. Dieſes eigentümliche, überall im Verſchwinden begriffene Mähwerkzeug (bei Einbeck ſoll es als ſidhåke noch vorkommen) hat ſich in der letzten Zeit der beſonderen Aufmerkſamkeit der Volkſkundigen zu erfreuen gehabt, ſeit Birchow es in den Vierlanden bei Hamburg beobachtete<sup>1)</sup>. Nach den ſich daran knüpfenden Erläuterungen von Dr. L. v. Rau<sup>2)</sup> ſtammt dieſes Doppel-mähwerkzeug aus Flandern; er bezeichnete es als Sichte; es iſt auf alten Häuſern Hildesheims abgebildet (an dem reichen Bilderschnuck des Roland-hospitals von 1611, Ekedemkerſtraße Nr. 36), bei den Siebenbürger Sachſen bekannt, nach England, Frankreich und Nordamerika mit den Belgiern eingewandert, und außer den angeführten Gegenden noch hier und da an der Moſel, im Elſaß und in Norddeutſchland verbreitet<sup>3)</sup>.

Was die beim Dreſchſlegel vorkommenden Bezeichnungen betrifft, ſo erheſſen ſie gleichfalls aus der Zeichnung (Fig. 107). In manchen Gegenden (nach dem Harze zu) iſt die Kappe (b in der Zeichnung) feſt mit der Handhabe verbunden, ſo daß der Dreſcher ſich die Handhabe bei jedem Hube in der Hand drehen laſſen muß. In anderen Gegenden läuft die Kappe beweglich um die Handhabe, ſo daß die letztere beim Dreſchen feſt in der Hand gehalten werden kann, während ſich der Knüppel bei jedem Hube um 180° dreht. Zum Mittel-bend (c) wendet man gern die abgezogene Haut eines Maſes an, welche unverwüſtlich iſt. Man braucht beim Dreſchen noch einen Rechen, ne harke, um

<sup>1)</sup> Verhandl. d. Berl. Anthropol. Geſ. 1888, S. 485.

<sup>2)</sup> Rau greift gewaltig fehl, wenn er den Namen des Mathakens vom Völkerſtamme der Mattiaſen ableitet! Es iſt einfach der Mähhaken, was ihm ſchon Beets (Internat. Archiv für Ethnographie III, S. 155) nachweist.

<sup>3)</sup> Verhandl. d. Berl. Anthropol. Geſ. 1890, S. 315, 318, 396.

dat korttüg aftoharken, einen Gänseflügel mit Holzstiel zum affitjen, eine worpschuffel und ein sêw, Sieb. Von Rechen giebt es verschiedene Arten; ich erwähne nur die große smacht-harke, mit der man die beim Binden auf dem Felde zurückbleibenden Halme (naharkelse) zusammenbringt. Um Elme heißt sie sâstarwe.

Ohne irgendwie erschöpfend sein zu können, nenne ich von den landwirtschaftlichen Geräten noch die grêpe, messgrêpe, die dreizackige Mistgabel, die forke oder zweizackige Heugabel, die schüttgaffele, eine dreizinkige Holzgabel zum Ummenden des gedroschenen Strohs<sup>1)</sup>, die plaggenkwickle, eine Hacke mit sehr breitem, schaufelartigem, rückwärts stehendem Eisen, benutzt zum Lösösen der Heidestücke (plaggen), die als Streu im Stalle dienen.

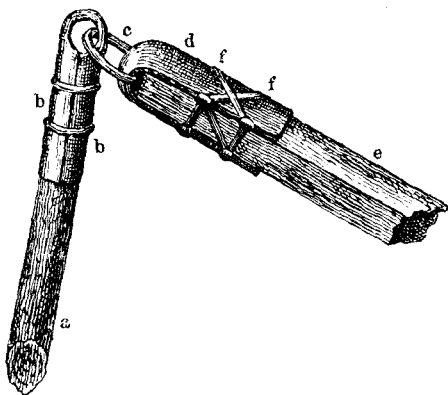


Fig. 107. Der Dreizackel.

a handhabe. b die zweiteilige holzkappe. c mittelbend. d ledderkappe. e stârknüppel. f neirêmen.

Das Butterfaß. Zu den Geräten, welche der neuen Zeit zum Opfer fallen, gehören auch die alten Butterfässer, die in den Hauswirtschaften, wo noch gebuttert wird, allmählich durch weit vollkommenere Apparate ersetzt werden und außer Gebrauch kommen. Noch mehr aber zum Untergange der alten Butterfässer tragen die auch schon vielfach auf den Dörfern verbreiteten Molkereigenossenschaften bei, welchen die Milch eingeliefert wird und die ganz fabrikmäßig betrieben werden. Auf diese Weise werden nicht nur die alten Geräte hinfällig, sondern auch die sprachlichen Ausdrücke, welche mit der Milchwirtschaft verknüpft sind, gehen verloren, desgleichen mancher Brauch und Aberglauben, der sich an das alte Buttern knüpfte.

Nur Europa und Asien sind die Heimat der Butterbereitung; in Afrika, Australien und Amerika ist sie unbekannt gewesen. Freilich läßt sich auch eine besondere Heimat der Buttererfindung schwerlich annehmen oder nachweisen; die Butterbereitung ist selbständig hier und da, wo man Milchvieh hielt, erfunden, oder besser von selbst gefunden worden, aber den nordgermanischen Stämmen kommt jedenfalls die größte Ausbildung der Eßbutter zu, wie die sprachlichen Ausdrücke beim Buttern beweisen<sup>2)</sup>.

Es giebt ältere Methoden zur Bereitung der Butter als jene mit dem Stoßbutterfaß, das nun auch verschwindet, aber über dieses hinaus vermögen wir andere Verfahrensarten bei uns nicht nachzuweisen. Das Stoßbutterfaß

<sup>1)</sup> Von ihr heißt es: alles hat 'n enne, de wost hat twei un de gaffele drei.

<sup>2)</sup> Vergl. das Werk von Benno Martin, Kirne und Girbe, ein Beitrag zur Geschichte der Milchwirtschaft, Berlin 1894.

hat den Zweck, durch die auf und ab gehende Bewegung eines Stempels in der Milch oder dem Rahm das in der Flüssigkeit verteilte Fett zu Butter zu vereinigen. In den Dörfern, wo noch selbständig gebuttert wird und die Molkereigenossenschaft mit ihren Maschinen noch nicht Einzug gehalten hat, finden wir das alte Butterfaß noch im Gebrauche. Gewöhnlich besorgen die Frauen das Buttern und nur selten wird der Stößer durch ein an der Wand angebrachtes, die Arbeit erleichterndes Wippgerät unterstützt.

Die sprachlichen Ausdrücke, die bei der Butterbereitung noch vorkommen und Gefahr laufen, verloren zu gehen, sind im Braunschweigischen folgende. Die melk wird in thönernen Schüsseln, satten, so lange hingestellt, bis der Rahm, flot, sich oben abgeschieden hat. Unter ihm bleibt die „dicke Milch“, aus welcher der Käse bereitet wird. Das von der dicken Milch ablaufende Wasser mit den Milchsalzen, die Molken, heißt waddeke oder warke; es dient gewöhnlich als Schweinefutter. Der Rahm wird abgenommen, afeßlötet, und (15 bis 20 Liter) in das botterfatt gebracht, wo er sich durch Stoßen in botter, die feste Fettmasse, und die übrig bleibende Flüssigkeit, bottermelk, scheidet. Die ersten kleinen sich sammelnden, krausen Fettklumpen beim Buttern heißen krösseln. Zum Abnehmen des Rahmes und Herausnehmen der frischen Butter aus dem Fasse dient eine kleine Holzschaufel, flöte. Eine besondere Art Milch, die erste der Kuh nach dem Kalben, ist die heistmelk (colostrum); man bringt sie an einem warmen Orte zum Gerinnen und genießt den so erhaltenen heist mit Zimmet und Zucker.

Das Butterfaß ist meist von Holz. Es ist nach oben zu etwas kegelförmig, etwa 60 cm hoch und hat eine ungefähr 20 cm breite Öffnung; auf dieser sitzt das swëw oder der lütje tubben, ein kleines Gefäß, welches in der Mitte eine wagerechte durchlochte Scheidewand hat, durch die der Stößer hindurchgeht. Es dient dazu, die beim Buttern herausspringende Milch aufzufangen. Der Stößer heißt stël; er endigt nach unten in eine durchlochte Holzscheibe, die trampe (Fig. 108). Kleine thönerne Butterfässer kommen auch noch auf den Dörfern vor; sie dienen aber nur in ganz kleinen Wirtschaften und Häusern, wo man etwa eine Ziege hält. Ein solches aus Röhme sieht aus wie ein großer braunglasierter Thontrug, ist 26 cm hoch, unten 13, am Einguß 16 cm breit, mit einem Blechdeckel geschlossen, durch den der Stiel mit der Trampe geht, und hat zwei Henkel (Fig. 109).

Mit dem Buttern ist allerlei Aberglauben verknüpft. Ein gabelförmiger Haselzweig, der im Frühjahr abgeschnitten und am nächsten Sonntage unter dem hostdauke verborgen mit zur Kirche genommen ward, beschleunigte das Buttern, wenn er in den Rahm gesteckt wurde.

Ein Rätsel vom Buttern besagt: Slapp geit et erin, stif kummt et herut. Wenn die Butter sich nicht von der Milch scheiden will, so heißt es: wenn't nich bottern will, so bottert et nich un wenn 'n 'rinschitt.

Die Figur im Monde ist ein Mädchen, das zur Strafe dorthin versetzt worden ist, weil es am Sonntage gebuttert hat.

Kerbhölzer (karfstöcke). Bis ins Ende des 18. Jahrhunderts hinein galt im täglichen Gebrauche bei Aufschreibungen und Abrechnungen das Kerbholz; der kleine Mann in der Stadt und der Bauer auf dem Lande bediente sich desselben mit Vorliebe; dem Bauern wurden seine Leistungen an Zehnten, Führen und Arbeitstagen auf Kerbhölzern bezeugt; in der Stadt und beim Wirt nahm man Bier und Waren mittels des Kerbholzes auf Borg. Noch im Jahre 1840 benutzte der Bäcker in Büddenstedt das Kerbholz bei der Abgabe seiner Backwaren. Erst mit den Fortschritten im Schreiben und der zunehmenden Schulbildung ist das Kerbholz bei uns verschwunden, während es, wiewohl in beschränktem Maße, sich hier und da in Deutschland und den Nachbarstaaten bis auf unseren Tag erhalten hat<sup>1)</sup>. Einstmals aber hat das Kerbholz eine große Rolle in unserm Volksleben gespielt, bei uns

in Braunschweig wie anderswo. Wir sind in der glücklichen Lage, aus den erhaltenen Resten uns gut über den ehemaligen Brauch unterrichten zu können.

Das Städtische Museum in Braunschweig besitzt etwa ein Duzend alter Kerbhölzer, die als Rechnungsbelege hinterlegt waren, und aus dem Städtischen Archiv an das Museum abgeliefert wurden. Da sie meist mit Aufschriften in Tinte versehen und datiert sind, so können wir uns ein sehr gutes Bild ihres Gebrauches machen; das älteste ist von 1582, das jüngste von 1741, so daß

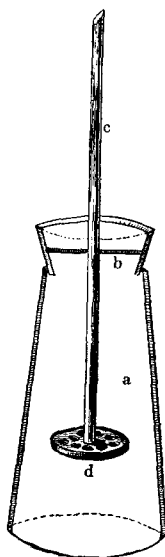


Fig. 108. Das alte  
hölzerne Butterfaß.  
a butterfatt. b swëw.  
c, stël. d trampe.

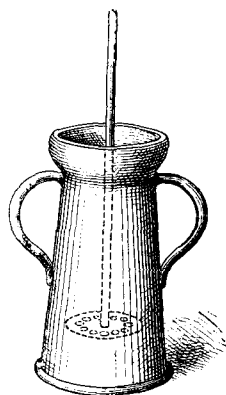


Fig. 109.  
Thönerne Butterfaß.  
Städt. Museum.

<sup>1)</sup> So zu Neuendorf bei Suhl in Thüringen (nach Kunze in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II, S. 50), bei der Molkerei der Schweizer Sennern, wo es „Alpscheit“ heißt (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel heidnischer Vorzeit II, S. 179). Das heute noch gebrauchte Zigeunerkerbholz ist geschildert in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn III, S. 157 (1893); in Bosnien ist es noch immer im Schwange (Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina I, S. 424, Wien 1893); es sieht genau so aus wie die erhaltenen alten Braunschweiger Kerbhölzer. In Seedorf in der Priegnitz wird das Kerbholz jetzt noch bei Fischlieferungen benutzt (Verhandl. d. Berliner Anthropol. Ges. 1889, S. 763) und im Januar 1895 fand es Verwendung bei der Abrechnung der Schneeschaufler in Wien (Zeitschrift für österr. Volkskunde 1895, S. 54). Auch Tschuwatschen und Tscheremissen in Rußland gebrauchen jetzt noch Kerbhölzer, worüber schon G. F. Müller berichtet (Sammlung russischer Geschichte. St. Petersburg 1758, III, S. 364). Über die weite Verbreitung des Kerbholzes bei afrikanischen und asiatischen Völkern habe ich berichtet in meinen Ethnographischen Parallelen, Stuttgart 1878, S. 187.

sie, kaum in der Form und Art des Gebrauches voneinander abweichend, über einen Zeitraum von 160 Jahren sich erstrecken. Die Länge dieser Kerbhölzer wechselt zwischen 12 und 25 cm, alle halten in der Stärke etwa 1 cm, sind quadratisch und der Länge nach gespalten, wie aus der Figur ersichtlich, so daß sie aus zwei, genau ineinander passenden Hälften bestehen. Die eine Hälfte behielt der Kreditgeber, die andere empfing der Schuldner; die Kerben gingen über beide Hälften hinweg und paßten genau aneinander.

Das abgebildete, von 1613 stammende Kerbholz (Fig. 110) diente offenbar zur Kontrolle von Fuhren, die für den Rat nach dem nahen Eisenbüttel geleistet



Fig. 110. Kerbholz von 1613, natürliche Größe. Städt. Museum.

wurden, denn auf der einen Seite steht mit Tinte: Nach Eisenbüttel 1613; auf der zweiten ist eingeschnitten mit kräftigen Kerben XXAII, auf der dritten steht mit Tinte die Abrechnung: 27 forn jhe 4  $\text{ß}$  — 1  $\text{fl}$  24  $\text{ß}$ . Auf einem andern Kerbholze, von welchem nur die eine Hälfte, der Einsatz, erhalten ist, steht: win und most taum schotellag 1 stobichen 82, das ist: Wein und Most zum Steuergelage ein Stübchen, 1582. Das Kerbholz ist voll und beiderseits mit Kerben, im ganzen 49, versehen, was auf guten Durst deutet. Wieder ein anderes bezeugt die Abrechnung mit einem Hufschmied vom Jahre 1629 durch die alte Aufschrift mit Tinte „Hof Slach“. Wahrscheinlich handelt es sich um das Beschlagen der Pferde des Rats; 37 Kerbe auf der einen, 39 auf der anderen des nicht ganz vollständigen Holzes bezeugen die Thätigkeit des Hufschmieds. Um dieses Kerbholz ist erläuternd und gleichsam zu den Rechnungen gehörig ein Zettel gewickelt mit der Bemerkung: „Was dem Rahrferdt aufgeschlagen ist 37 neuw Hufeisen für daß neuw 2 gute Großen, 39 alte Hufeisen für das alte 1 gute Großen, thut ihn alles 8 fl. 9 gr. 3  $\text{ß}$ .“ Übermals ein anderes Kerbholz trägt die Bezeichnung „Smehr Stock auf der Kamer“ und auf einer anderen Seite „Smehr geholledt“, sowie 20 Kerbe, woraus hervorgeht, daß zwanzigmal Schmer oder Fett für die Kämmererei geholt wurde, wenn es nicht Wagenschmiere war.

Auf dem Lande fand das Kerbholz seine Anwendung bei den Leistungen der Bauern an die Herrschaft und die Kirche, wo ihnen Fuhren, Arbeitstage u. dergl. darauf bestätigt wurden. Die Bauermeister, welche die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde zu führen hatten, mußten, wie die Allgemeine Landesordnung ihnen vorschrieb, über das bei den Krügern eingehende Bier mit Kerbhölzern Rechnung halten und diese Kerbhölzer wurden dann bei Amt oder Gericht eingetragen <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Fredericksdorff, Promptuarium der Landesverordnungen, Blankenburg 1775, I, S. 63.

Herzog Julius (1568 bis 1589) verordnete, daß seine Handwerker und Diener Wein, Bier, Rotdurst zu Kindtaufen zc. auf ein Kerbholz bekommen konnten. Die drei römischen Zahlbuchstaben I V X, welche am leichtesten einzuschneiden waren, wurden allgemein dabei angewendet <sup>1)</sup>.

Wir wissen, daß in Kriegszeiten der „Gehrstock“, nämlich die Kirchenlade, samt dem darin befindlichen Gelde und den Kerbhölzern aus Woltorf nach der Stadt Braunschweig gebracht wurde, wo er sich sicher befand <sup>2)</sup>. Die Kerbhölzer wurden also als Beläge aufbewahrt, wie jetzt quittierte Rechnungen.

Signalgeräte. Zu den Gemeindeversammlungen wird heute durch eine schriftliche Aufforderung des Gemeindevorstandes geladen, die manchmal an ein Brett befestigt ist. Sie ist an die Stelle des Knüppels getreten, der in der analphabetischen Zeit eine größere Rolle spielte, aber heute noch nicht ganz ausgestorben ist. Es ist das uralte, weit in deutschen und slavischen Landen verbreitete Gebotzeichen. In Ehra, wo ich Näheres darüber erkundigen konnte, war der Knüppel noch bis 1868 im Gebrauche, ein langer geschnitzter Stab, auf welchem stand: „Alle Herren selber.“ Er ging von Nachbar zu Nachbar und der letzte Bauer, der ihn erhielt, hatte ihn wieder zur Versammlung mitzubringen. Wurde die Versammlung nur mündlich von Haus zu Haus angefangen, so konnte der Bauer sich vertreten lassen; ging aber der Knüppel um, so hatte jeder Hofbesitzer selbst zu erscheinen. So wie in Ehra ist es auch in den benachbarten voräfeldischen Dörfern Tiddische, Bergfeld zc. gewesen. In Volkmarode und Waggum z. B. wird noch der Knüppel durch den Pannemann oder Gemeindediener umhergetragen. Auch in den Drömlingdörfern wandert der Knüppel noch von Haus zu Haus <sup>3)</sup>, er besteht aus einem gedrechselten Holze, an welches die Ladung befestigt ist. Wer den umgehenden Knüppel nicht rechtzeitig weiter befördert und liegen läßt, muß eine Strafe zahlen <sup>4)</sup>.

Im Wirtshause zu Bortfeld werden noch zwei alte „Steuernüppel“ vom Ende des 18. Jahrhunderts aufbewahrt, auf denen für jeden Gemeindeangehörigen die zu zahlenden Geldbeträge mit Tinte aufgeschrieben sind, auch sie wurden, wenn die Beträge fällig waren, von Haus zu Haus gesendet.

Das Klapperbrett oder die Hillebille. Seit ich in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 103 das uralte Signalinstrument der Harzer Köhler, die „Hillebille“, beschrieben habe, ist darüber eine ganze Litteratur entstanden. Das Gerät diente auch in unseren Dörfern zum Zusammenrufen

<sup>1)</sup> Braunschw. Magazin 1823, S. 519.

<sup>2)</sup> Nach dem Woltorfer Kirchenbuche. Braunschw. Magazin 1848, Nr. 14.

<sup>3)</sup> Ebeling, Blicke in vergessene Winkel I, 62.

<sup>4)</sup> Das Umherfenden eines Stockes zum Berufen der Gemeinde ist eine sehr alte, weit verbreitete Sitte. Bei Scandinaviern und Griechen (Wurstock, Thingwall) ist sie wohlbekannt; für die wendische Lausitz und das Königreich Sachsen und Böhmen habe ich früher schon Beläge beigebracht (Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, S. 67). Für andere Gegenden (Pomerellen, Littauen) vergl. Verhandlungen der Berl. Anthropol. Ges. XIV, S. 11 und XVI, S. 74, 76.

der Gemeinde und es hat sich, wenn auch nicht im Gebrauche, doch noch bis jetzt erhalten. In den wenige Stunden nördlich von der Stadt Braunschweig gelegenen Dörfern Groß-Schwülper und Walle (das alte Scheverlingenburg)

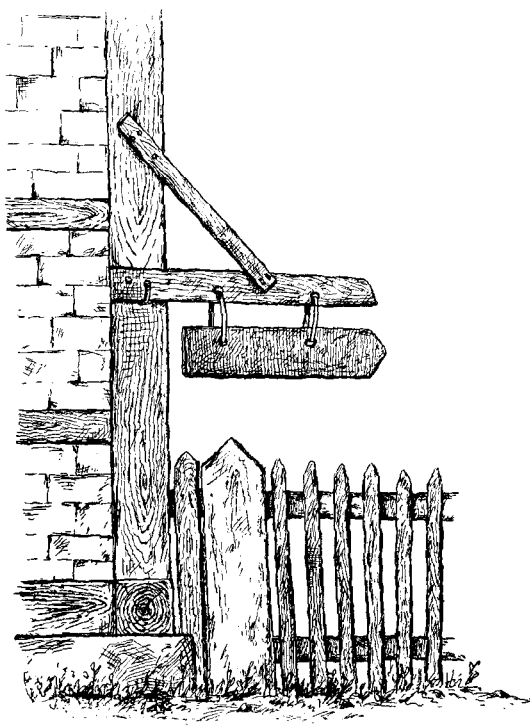


Fig. 111. Das Klapperbrett in Walle.

benutzte man das Klapperbrett noch bis vor kurzem. Dort sendete man, wenn die Gemeinde zusammenkommen sollte, einen hölzernen Hammer von Haus zu Haus. War dieses geschehen, so schlug der Bauermeister mit zweien solcher Hämmer an das Schallbrett, dessen Getöse dann die Bauern zusammenrief.

Noch im Sommer 1899 hing zu Walle das Klapperbrett am freien Dorfplaze an der Scheune des Kotsassen Wehmann (Nr. 6); die dazu gehörigen Klöppel lagen beim Gemeindevorstand. Das Brett ist 80 cm lang und 20 cm breit. Hier die Abbildung (Fig. 111). Bis zum Jahre 1894 ist in Walle das Klapperbrett stets zur Zusammenrufung der Gemeinde benutzt worden. Dann hörte dieses auf, und nur wenn die Fastnacht beginnt, geht

der Bauermeister früh noch jetzt zu dem alten Klapperbrette und schlägt es mit den zwei Hämmern. Dann werden erst nach alter Sitte die Gemeindeangelegenheiten (Rechnungen etc.) erledigt und darauf beginnt die Fröhlichkeit des Fasslawend.

Dieses der letzte Rest des Schallbrettes, welchen ich in unserer Gegend aufzufinden wußte. Der Gebrauch ist aber früher weit allgemeiner gewesen und auf dem Harze bei den Köhlern erst vor einem Menschenalter eingegangen. Von dem Dorfe Rhode im Hasenwinkel bei Königslutter erfahren wir, daß es 1627 von kaiserlichen Soldaten ausgeplündert wurde; die Kirchenglocken zerstückte man und führte das Metall hinweg. Da schrieb der Geistliche in das Kirchenbuch: „Weil nun keine Glocke mehr vorhanden gewesen, damit man die Leute zum Gottesdienst rufen konnte, hat man aus Not ein Brett für die Kirchthür hängen müssen, an welchem der Küster mit zwei Hämmern anschlagt und zum Gottesdienst klappern müssen, welches man dann zwei Jahrelang also kontinuiert<sup>1)</sup>.“ Unzweifelhaft dasselbe Schallgerät, das heute noch in Walle hängt.

<sup>1)</sup> Vaterländ. Archiv des Königreichs Hannover, Hannover 1820, II, 360.



Da die Sache von Belang ist und das Klapperbrett eine sehr weite Verbreitung hat, die seit 1895 angewachsene Litteratur aber sehr zerstreut ist, so will ich kurz hier zusammenfassen, was sich bisher über dieses Gerät ermitteln ließ.

Ich ging aus von dem Berge Hillebille bei Lauterberg am Südrande des Harzes, welcher nach dem gleichnamigen Schallgerät der Harzer Köhler den Namen trägt, das aber nun seit einem Menschenalter verstummt ist<sup>1)</sup>. Heute ist es schwer, noch ein altes Exemplar aufzutreiben; eines aus dem Dorfe Wolfshagen bei Goslar befindet sich im Städtischen Museum. Nach mündlichen Berichten von alten Förstern und Köhlern stelle ich aber folgendes zusammen. Die Hillebille verschwand mit der Köhlerei aus dem Harze, denn heute giebt es dort keine herrschaftlichen Köhler mehr wie früher, sondern nur noch kleine Privatköhler, welche hier und da Holz aufkaufen und es zu Schmiedekohlen verkohlen. Als die Hochöfen noch mit Holzkohlen gespeist wurden, statt wie jetzt mit Steinkohlen, da blühte die Köhlerei. Das Holz läßt sich als solches jetzt besser verwerten, es wird auf guten Wegen und Eisenbahnen schnell weggeführt und braucht nicht mehr erst in die leicht verfrachtungsfähigen Kohlen verwandelt zu werden. Noch erinnern aber außer den leicht kenntlichen kreisförmigen Meilerstätten die kegelförmigen, aus Fichtenstämmen errichteten „Röten“ an die Köhlerei, und wo der Köhler seine Röte erbaute, da stellte er auch die Hillebille, die älteste Form eines Signalgerätes, daneben auf.

Die Hillebille besteht aus einem fingerdicken, etwa 75 bis 80 cm langen und 20 bis 25 cm breiten glatten Brette aus hartem Buchenholz, das an zwei Schnüren oder Lederriemen aufgehängt wird. Sie wird mit einem oder zwei Klöppeln aus Hainbuchenholz geschlagen und giebt dann einen hellen Ton, der mindestens auf eine halbe Stunde weit, bei gutem Wind und Wetter noch weiter, gehört wird.

Die verschiedenen Meiler, die von einer Röte aus überwacht und regiert wurden, oft fünf oder sechs an der Zahl, lagen in mehr oder weniger großen Entfernungen zerstreut in den Bergen und Wäldern. Alle zusammen bildeten den „Kohlhai“ (hai von hauen). Sollten nun die an entfernten Meilern mit ihren „Hulpen“ (Gehülfen) beschäftigten Köhler zusammenkommen, so wurde mit der weithin schallenden Hillebille dazu das Zeichen gegeben. Nach einer Mitteilung des Oberförsters Bärenroth († 1897), der lange Förster am Harze war, wurden mit der Hillebille folgende Signale gegeben.

1. Gefahrsignal. Zuweilen gerieten die Meiler aus ihrem ruhigen, schwelenden Glimmen in völligen Brand, der durch Dämpfen erstickt werden mußte. Dann erschallten schnell hintereinander die Schläge der Hillebille, etwa in dem Takte der Sturmglocken.

2. Die Hülfssignale ertönten in langsamen Schlägen hintereinander, wenn der Köhler bei der Meilerarbeit mit seinen Hülpen allein nicht auskam und die Unterstützung der benachbarten Genossen brauchte.

---

<sup>1)</sup> Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1895, S. 103.

3. Der Ruf zum Essen: Dreimal drei Schläge, wenn der „Köhlerpuff“ aus Brotscheiben fertig war und die Köhler bei der Käte zu diesem spartanischen Gerichte sich versammelten.

4. Der Jägerruf, ein zwischen dem Förster des Reviers und dem Köhler verabredetes Zeichen, welches den ersteren herbeirief, falls der Köhler ihm über Wild oder sonstige Dinge eine Mitteilung zu machen hatte. Gewöhnlich bestand dieses Zeichen in zwei kurzen Schlägen, die nach Bedarf wiederholt wurden.

Nur zu den angegebenen Signalen durfte die Hillebille benutzt werden und es war streng unterjagt, sie grundlos zu schlagen. So galt sie als ein Palladium der Köhler und die Köhlerjungen widmeten ihr besondere Liebe und Aufmerksamkeit, indem sie das Gerät mit Sprüchen und Schnitzereien in ihren freien Stunden zierten. Gewöhnlich wurden darauf ein Tannenbaum und die Harzer Hirschhörner eingesnitzt; oder der Harzpruch: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz. Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz.“

Was den Namen betrifft, so sucht ihn Schambach in seinem Wörterbuche der niederdeutschen Mundart von Göttingen und Grubenhagen durch niederdeutsch hille, schnell, eilig und mittelhochdeutsch billen, klopfen, zu erklären. Zu erinnern wäre auch an das englische bell, Glocke. Eine ältere, in Sachsen gebräuchliche Form ist, wie wir sehen werden, hellebylle und in dieser Form ist bylle jedenfalls das alte Wort für Art, während der erste Teil unser Adjektiv hell, helle ist, danach ist Hillebille oder Hellebille eine tönende Art, Signalart. Man schlug auf eine hölzerne Art<sup>1)</sup>. Ob diese Etymologie stichhaltig ist, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist die Form hellebille die ältere und ich habe sie schon in der Geschichte des sächsischen Prinzenraubes 1445 nachzuweisen vermocht; die Köhler, welche dem Kunz von Kauffungen die von ihm geraubten sächsischen Prinzen Ernst und Albrecht bei Geyer im Erzgebirge wieder abjagten, gaben sich Zeichen mit der hellebille. „Do ergreif alsbald der Köler Curthen (statt Kunzen) von Kauffungen Pferde bei dem Zeune und sein Weib schlugk an die hellebylle, das ihme die andern Koeler zu Hilfe kamen<sup>2)</sup>.“

So viel über das Klapperbrett oder die Hillebille in unserer Gegend. Der letztere Name scheint aber vom Erzgebirge nach dem Harze eingewandert zu sein, denn von dorthier stammt ein Teil der Oberharzer Bevölkerung, namentlich jene der sogenannten Bergstädte, von denen aus Bergbau und Köhlerei in Schwung gebracht wurden. Die anderweitige Verbreitung derartiger Signale stelle ich des Vergleichs wegen in der Anmerkung zusammen<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Dieses die Etymologie von Prof. Johannes Hoops in Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1895, S. 329.

<sup>2)</sup> Ursinus, Chronicon Thuringic. bei Mencke, Script. rer. German. III, 1333.

<sup>3)</sup> Ältere Beläge für derartige Schallbretter giebt Prof. R. Weinhold (Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1895, S. 327). Er weist sie, wenn auch teilweise aus Metall, als aus dem früheren Holz bestehend, bei dem altfranzösischen Dichter Chrestiens de Troies, um 1170, nach, dem Hartmann von der Aue in seinem Zwein nachdichtete.

Verwandt mit dem Signalbrette und ähnlichen Zwecken dienend ist eine hölzerne Klapper, die allerdings auch zur Vertreibung der Sperlinge aus den

Nach in den Klöstern des Mittelalters bediente man sich derartiger Schallbretter, wofür Weinhold verschiedene Beläge beibringt. Ich kann hinzufügen, daß noch gegenwärtig das Schallbrett, Simandra, in den griechischen Klöstern im Gebrauche ist, weil (nach Angaben der Mönche) die Türken früher die Benutzung von Glocken nicht gestatteten. Aber das einfache, uralte Schallbrett ist auch als Vorläufer der Glocken aufzufassen und kann sich noch aus einer Zeit, die vor der Einführung der Glocken liegt, erhalten haben. Die Simandra im Kloster Stiris am Parnas bildet ab und beschreibt H. Velle (Globus, Band 32, S. 68).

Für die weitere Verbreitung in Deutschland und benachbarten Landschaften sind allmählich folgende Feststellungen eingegangen: Im Ravensbergischen (Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung XVIII, S. 31); auf dem Gute Brandel zwischen Ulzen und Lüchow im Lüneburgischen werden noch jetzt die Dienstboten mit dem Schallbrette zum Essen gerufen (Korrespondenzblatt XX, Nr. 2, S. 28). Nach R. Sprenger ist in Bayern die Bezeichnung „Tafel“ für das Schallbrett üblich; er verweist auf Schmeller-Fronmanns Bayr. Wörterbuch I, 587, dazu das Verbum täfern, läuten mit der hölzernen Tafel. Daß die Zusammenberufung der Gemeinde auch in den Städten ursprünglich nicht durch Glockengeläute, sondern durch Schläge auf Schallbretter üblich gewesen ist, davon zeugten noch im 18. Jahrhundert in Lübeck und Rostock altergebrachte Gebräuche, die C. Walther (Korrespondenzblatt XX, Nr. 1, S. 10) aufgedeckt hat. In Lübeck schlug man bei der Ablegung der Bursprake im Rathause mit einer hölzernen Keule eilichemale hintereinander auf ein Brett zum Zeichen der Ankunft der Beteiligten und in Rostock wurde bei der Ratsherrenwahl noch 1794 und vielleicht auch später vom Scharfrichter das an einem Rathauspfeiler aufgehängte sehr alte Schallbrett neunmal geschlagen. Das Brett war mit Eisen beschlagen, hatte die Form der Hillebille und ist abgebildet in einem plattdeutschen Rostocker Scherzgedichte. Im Wörterbuche der Mecklenburgisch-vorpommerschen Mundart, Leipzig 1876, ist auch das Klapperbrett verzeichnet, womit die Leute auf dem Lande zum Essen gerufen wurden. Eine Warte bei der Stadt Simbeck, der Klapperturm, erbaut 1446, erhielt seinen Namen daher, weil von dort aus mit einem Schallbrette das Herannahen der Feinde angezeigt wurde (Korrespondenzblatt, Heft XX, Nr. 3, S. 37). Ähnliche Geräte aus Ungarn und Steiermark, „Klopf“ genannt, wurden in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde I, S. 217 (1895) geschildert.

Schon in meiner ersten Mitteilung hatte ich darauf hingewiesen, wie unser Gerät sich ganz enge an ähnliche Apparate anschließt, die noch heute bei verschiedenen Naturvölkern im Gebrauche sind; ich führte nur beispielsweise die hierher gehörige Trommel-sprache von Kamerun, den Signalkloß von Neu-Guinea und Melanesien, das chinesische Gong (wo schon das Metall das ursprüngliche Holz ersetzte), die steinernen Klangplatten aus Venezuela an — lauter nahe Verwandte der Hillebille und Beweise für deren hohes Alter. Sie ist als ein Überbleibsel aus Urzeiten auf uns gekommen, ein Fernsprecher einfachster Art und Vorläufer der Glocken. Weiter bei den Naturvölkern hat unser Gerät alsdann, an meine Mitteilung anknüpfend, verfolgt Schmeltz in Leiden (Internationales Archiv für Ethnographie VIII, S. 121). Er führt an den Holzblock (kentongan) bei den Wachtürmen auf Java, die Apparate (garantung) in den Reisfeldern Borneos, welche nach der Schilderung genau der Hillebille entsprechen u. a. Ich füge noch hinzu, daß in den Paks (Festungen) der Maori auf Neuzeeland ein langes Holzstück hing, welches mit Klöppeln geschlagen wurde und durch seinen weithin schallenden dumpfen Ton die Ankunft von Feinden anzeigte (Dieffenbach, Travels in New Zealand II, 132).

Feldern dient, aber gleichfalls zum Zusammenrufen der Gemeinde und auf größeren Höfen früher zum Zusammenrufen des Gefindes zum Essen. In

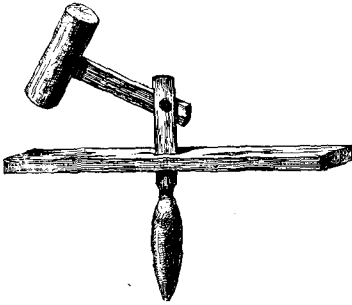


Fig. 112. Klapper.

Rästorf z. B. werden die Gläubigen dadurch zur Betstunde aufgefordert, weil dort Glocken fehlen. Und so mag es in den übrigen Dörfern im Werder sein. In Eikum benutzte von 1854 bis 1895 der Gemeindediener Andreas Schliephake eine solche Klapper beim Ausrufen von Gemeindeankündigungen; seit 1895 ist sie abgekauft und in das Städtische Museum in Braunschweig gewandert (Fig. 112).

Das Entzünden des Feuers und die Beleuchtung verlangten auch besondere Geräte, die nach und nach sich ablösten, bis das schwedische Streichholz und das amerikanische Petroleum am Ende des 19. Jahrhunderts die Alleinherrschaft selbst in der ärmsten Hütte sich erobert hatten. Ursprünglich wurde die Flamme, die zur Erwärmung und zur Erleuchtung diente, schülend in der Asche des Herdes erhalten und von dort aus geholt. Daneben verschaffte man sich durch Reiben von zwei Hölzern das Feuer, genau wie bei den Naturvölkern, und bis in das 19. Jahrhundert hinein ist wenigstens zu abergläubischen Zwecken diese Art der Feuerbereitung bei uns bekannt gewesen, wie weiter unten bei der Entzündung des „Notfeuers“ erörtert werden soll. Dann kommen Feuerstein und Stahl auf. Man pinkte das Feuer durch Stahl und Stein und fing den Funken durch Zunder (Schwamm) auf, eine uralte Art, da sie sich sicher schon in der Steinzeit nachweisen läßt und die alten Griechen sie schon im 5. Jahrhundert vor Christus kannten, selbstverständlich auch die Römer<sup>1)</sup>. Im Städtischen Museum befinden sich noch mehrere solcher alten Pinf Feuerzeuge, deren hakenförmiger Stahl etwa 10 cm lang ist. Außer dem Schwamm benutzte man „Zunderbüchsen“, in denen verkohlte Leinwand lag, die den Funken auffing und an der glimmenden Leinwand entzündete man wiederum Schwefelfäden. Der Name für diese aus Blech oder Holz hergestellten Zunderbüchsen war össelbüsse, tunderlade oder tunderdose. Dann kommen die verschiedenen swewelsticken auf, die durch das Reibzündholz verdrängt wurden. Wie das Feuermachen seine Entwicklung hat, so auch die Beleuchtung und hier hat lange die Herrschaft behauptet der Krüfel. Die Beleuchtung auf dem Lande, bis in die niedrigste Hütte hinein, wird jetzt durch Petroleum bewerkstelligt und in jedem Dorfe kann man Lampen und Cylinder kaufen; Öllampen sind ganz außer Gebrauch gekommen. Sie standen auf einem Luchter, einem hölzernen Lampenständer, der als Fuß ein hölzernes, plumpes, auf dem Fußboden stehendes Kreuz hatte, aus dem ein runder Stab emporragte, welcher in

<sup>1)</sup> Sophokles, Philoktet 295—297; Lucretius, De natura rerum VI, 161—162 (angeführt nach D. Olshausen).

Tischhöhe eine runde oder viereckige Platte trug, die von einer Holzgalerie umgeben war. Darauf befand sich die Öllampe. Der Vorläufer des Krüfels und der Öllampe war die Kienspanleuchte, die einst auch im Braunschweigischen benutzt wurde, von der aber, meines Wissens, sich kein Exemplar erhalten hat. Man muß schon in die abgelegensten Gegenden der Lüneburger Heide vordringen, um diese Stücke des alten Hausrates noch zu finden. Solche Exemplare wurden an der Moorkante, zwischen dem Teufelsmoor und dem Kreise Bremervörde gefunden<sup>1)</sup> und dort soll diese primitive Leuchte in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch benutzt worden sein. Das Gerät stand neben dem Herde auf dem Flet und hieß lüchterpāl, war ein 1,20 m hoher Pfahl mit dreibeinigem groben Fußgestell, oben trug er eine runde oder viereckige Pfanne aus Eisenblech, 20 bis 25 cm Durchmesser, mit einer oder zwei gegabelten Haltestangen; in diese wurde der leuchtende und qualmende, stets frisch zu ersetzende Kienspan hineingeklemmt (Fig. 113). Der das Gerät bediente und das Abgebrannte abputzte (afnösselte), hieß der lüchternvogt, wenigstens in jener Gegend<sup>2)</sup>. Verdrängt wurde der Kienspan durch den blechernen Thran=krüsel<sup>3)</sup>.

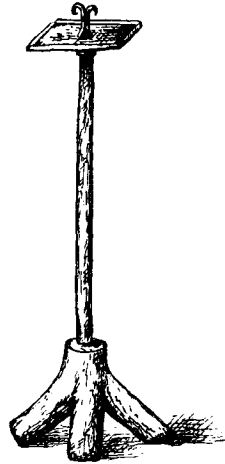


Fig. 113.

Alter Kienspanleuchter  
(lüchterpāl).

Einen alten krüsel zu finden, das kleine blecherne Thran- oder Öllämpchen, welches neben der lüchte, der Laterne mit Hornscheiben, die Beleuchtung in der Stube und auf der Däle besorgte, ist heute schon schwierig. Der Krüsel hing herab von einer an der Decke des Zimmers verlaufenden langen Stange, dem krüselwocken, an welcher er verschoben werden konnte. Statt des Bindfadens oder Drahtes, der hierzu diente, hatte man auch kunstreich von

<sup>1)</sup> Zeitschrift „Niederjachsen“. Bremen, 15. Nov. 1898.

<sup>2)</sup> Ich betone hierbei wiederholt, daß, wie die meisten dieser hier abgehandelten Geräte, dieselben eine sehr weite Verbreitung durch Europa hatten und in ganz ähnlichen oder verwandten Formen auftraten. So z. B. die Kienspanhalter aus Brannan am Inn in der Zeitschrift für österr. Volkskunde 1897, S. 355.

<sup>3)</sup> Die Etymologie des Wortes krüsel ist dunkel. In Schiller-Liubbens mittelniederdeutschem Wörterbuch wird erklärt: Lampe von gekraustem Metalle — was aber nur selten zutrifft. Breusing (Jahrbuch für niederdeutsche Sprachforschung 1879, S. 1) behauptet, Wort und Sache seien von den baskischen Thranerjägern über See nach Niederdeutschland gelangt. Im Baskischen heiße eine solche Lampe *crisuela*. Letzteres ist jedoch unrichtig, denn die baskische Thranlampe heißt *quisalue* (R. Karuz im Globus, Band 74, S. 355 mit Abbild.). Daraus kann aber nie „Krüsel“ entstanden sein. In Schottland treffen wir aber das verwandte Wort *the crusie*; diese Lampe, ähnlich dem „Lichte“ der Bergleute, war dort, mit Thran gefüllt, noch bis 1840 im Gebrauche (J. Colville in Blackwood's Magazine, Oktob. 1892, S. 487 und Mercer, Light and Fire Making, Philadelphia 1898, S. 7). Am einfachsten ist die Ableitung des kleinen frugförmigen Gerätes vom niederdeutschen *kraus*, *krös*, *krüs*, *kruz* — sie ist ein kleiner Ölkrug.

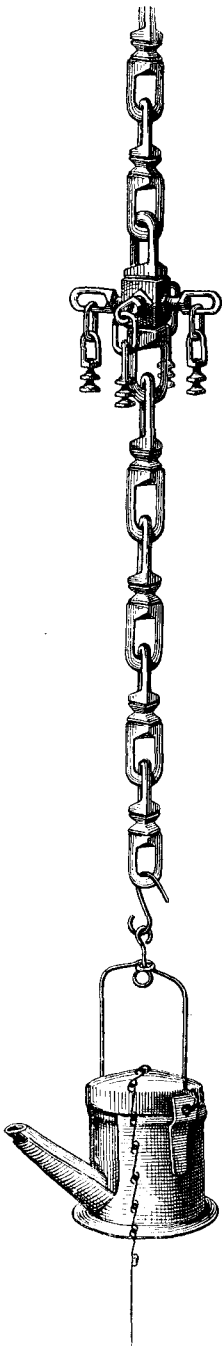


Fig. 114.  
Hölzerne Krüselfette mit  
Blechkrüsel aus Reiss-  
lingen. Städt. Museum.

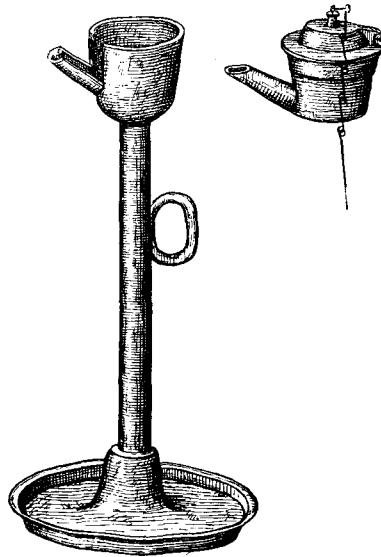


Fig. 115. Krüsellampe aus Zinn.  
Städt. Museum.

den Schäfern geschnitzte Krüselfetten, wie ich solche noch aus Danndorf und Reisslingen erhalten und dem Städtischen Museum übergeben habe. Sie sind aus einem einzigen Holzstabe geschnitzt und bestehen aus länglichen Gliedern verschiedener Form, mit Zwischenstücken in Gestalt kleiner Laternen, in denen bewegliche Kugeln (gleichfalls aus dem Ganzen geschnitzt) liegen, ähnlich, wie dieses bei chinesischen Spielzeugen der Fall ist. An einem Exemplar befinden sich auch noch seitwärts abstehende kettenartige Anhängsel, die dem Ganzen ein gefälliges Ansehen verleihen<sup>1)</sup> (Fig. 114). Der Krüsel gab nur ein kleines trübes Licht, er qualmte oft und an seinem Dochte setzte sich, das Licht noch mehr verhindernd, verkohlte Masse an, der nössel, mit dem abergläubige Vorstellungen verknüpft waren. So z. B. kündigte der Nössel die Ankunft eines Briefes an. Die kleinen blechernen Krüsel wurden bei Wohlhabenderen dann durch solche aus Zinn ersetzt; man versah dieselben mit Stiel und Fuß, so war der Übergang zu einer Tischlampe gemacht. Solche sind noch vielfach vorhanden, wenn auch nicht mehr im Gebrauche (Fig. 115), gewöhnlich 25 cm hoch. An einem Kettchen hängt an diesen Krüseln ein Drahtstift, der prökel, der zur Regelung und zum Herausziehen des Dochtes benutzt wurde. Den Docht bereitet man sich in früherer Zeit selbst aus Watte oder Baumwolllumpen. Alle diese Beleuchtungsapparate, bei denen der Thran allmählich durch Rüböl ersetzt wurde, qualmten und brannten sehr trübe; sie wichen den

<sup>1)</sup> Auch diese „Ketten“ waren nicht bloß auf Braunschweig beschränkt. Julie Schlemm (Mitt. d. Mus. deutscher Volkstrachten, Berlin, Heft 3, 1898, S. 23, Fig. 34) beschreibt ein Exemplar aus der Schwalm in Hessen als „Kienspanhalter“.

## Die Elle.

Öllampen mit Glaszylinder und endlich dem Petroleum. Talglichter waren auf dem Lande kaum im Gebrauche.

Die Elle. In einem jeden Haushalt mußte eine Elle sein, die eine um so größere Rolle spielte, als es sich fast in jedem Hause um selbstgespinnene Leinwand handelte, die der Weber abzuliefern hatte und die nachgemessen werden mußte. Eine Elle gehörte daher auch zur Aussteuer eines jeden Mädchens. Die Ellen waren der behördlichen Untersuchung unterworfen und nicht geachtete wurden entfernt. Gültig war (wie bei Maß und Gewicht) die braunschweigische (Stadt-) Elle nach der Taxordnung vom 29. November 1645, Tit. I (etwa 57 cm lang). Wer unrechtes Maß oder Gewicht führte, wurde nach der allgemeinen Landesordnung Art. 95 willkürlich bestraft.

Die Ellen verzierete man und schmückte sie mit Bildern und Inschriften. Am oberen Ende ist häufig Schnitzwerk angebracht, auch hängen daran, aus einem Stücke mit der Elle selbst geschnitz, Ringe, Hände, Kugeln u. dergl. Die Ranken und Blumen, sowie die Inschriften und Kerbschnitte waren mit rotem, grünem oder schwarzem Wachs ausgelegt (Fig. 116 bis 119). Fabrikmäßig wurden sie nicht gemacht, sondern sie waren meist Arbeit der Schäfer. So die Ellen, die bis etwa 1800 hergestellt wurden. Dann kamen solche aus poliertem Holze auf,

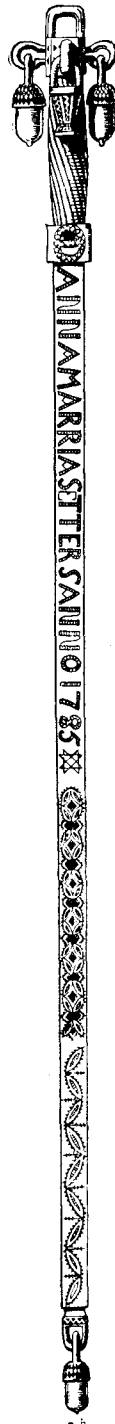
1680



1709



1785



1807



Fig. 116. Fig. 117. Fig. 118. Fig. 119.  
Ellen aus dem Städt. und Vaterl. Museum.

eingelegt mit anderem Holze, Perlmutter oder Elfenbein. Damit neben ihrem Zwecke die Ellen auch lehrreich wirkten, enthielten sie in einer Zeit, als Analphabeten noch häufig waren, oft das ABC. Alle vier Seiten waren mit eingeritzten Inschriften versehen, die, wenn es sich um Sinnsprüche oder Sprichwörter handelte, manchmal bunt, kreuz und quer durcheinander liefen, so daß man die einzelnen Teile sich erst zusammensuchen mußte, um den Sinn zu verstehen. Ellen dienten auch als Brautgeschenk und Liebesgabe, wie die Inschriften zeigen. Nachstehende entstammen der Sammlung des Herrn Basel in Beierstedt<sup>1)</sup>.

1817. Diese Elle gehöret mein und wer mich sie nimmt, das ist ein Dip.

\* \* \*

Diese L habe ich gemacht mit allen Fleis und die geb ich ir selber hin und sie wird von ihr halten so groß als wenn ich sitze auf iren schoß. Anna Maria Brinkmanns. Christof Eichmund Richard. 1800.

\* \* \*

Treue, Liebe, Glaube, Recht, die 4 haben sich schlafen gelegt, wenn die wieder erwachen werden, so wirds besser auf der Erden 1776.

\* \* \*

Als ich kam ins fremde Land ging mir dies Mädchen an die Hand. Heinrich Julius Schliephake. Elisabeth Meyers.

\* \* \*

Diese Elle ist mir lieb,  
Wer sie stilt der ist ein Dieb,  
Wird ehr nicht gefangen,  
So fressen ihm die Schlangen,  
Wird er nicht begraben,  
So fressen ihn die Raben.

\* \* \*

Margreta Engels bin ich genannt.  
Im Himmel ist mein Vaterlant.  
Eine schöne Musit, ein schöner Schal  
Ein schönes Roß in meinem Stal  
Eine schöne Jungfer in meinem Bet  
Das sind 3 Dinge, die ich gern het.  
Anno 1757. C. H. Ich bleibe Dir getreu.

Zu den hölzernen Hausgeräten gehörten auch die Mangelbretter, die zum Glätten der Wäsche dienten und die in der gleichen Form, wie hier (Fig. 120) abgebildet, eine weite Verbreitung durch Norddeutschland hatten.

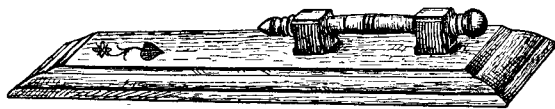


Fig. 120. Mangelbrett. Städt. Museum.

Der Griff ist zuweilen verziert oder in der Gestalt des beliebten Sachsenrosses gehalten gewesen oder mit einfacher Schnitzerei versehen.

In keinem Bauernhause fehlen auch heute noch die Truhen oder lä'en, große, fest gezimmerte Holzkisten, bald sehr einfach mit halbrundem Deckel, bald

<sup>1)</sup> Basel hat über seine Ellen in den Beiträgen zur Anthropologie Braunschweigs 1898, S. 144 ausführliche Mitteilungen gemacht.



bunt bemalt, oder, wenn älter, oft noch mit schöner Schnitzerei verziert, wie die hier abgebildete, in Ehra (Kreis Hsenhagen) für das städtische Museum erworbene Lade. Sie ist 135 cm lang, 62 cm breit und ohne Deckel 50 cm hoch. Die Vorderseite ist oben und an beiden Seiten von einer 7,5 cm breiten Kante mit eingeschnittener Randverzierung eingefasst; das Feld ist vierteilig, jede Abteilung mit einem schön geschnitzten Renaissancebogen. Die übrigen Seiten sind glatt; der 18,5 cm hohe Deckel ist dachartig (Fig. 121). Die Truhen bergen meistens

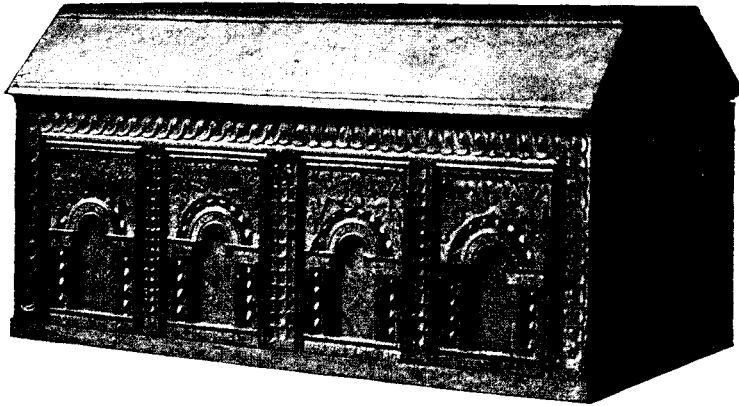


Fig. 121. Bauernlade aus Ehra (Kr. Hsenhagen). 17. Jahrh. Städt. Museum.

Leinwand, Kleider etc. und haben seitlich eine kleine Beilade (bilå'o) zur Aufbewahrung von Geld, Schmuck u. dergl. Statt der gediegenen Truhen sind jetzt meistens Schränke aus Tannenholz im Gebrauche, die gewöhnlich auf der Däle stehen. Überall zeigt sich, durch die moderne Fabrikindustrie begünstigt, ein Rückschritt im Geräte gegenüber den alten selbst hergestellten Einrichtungsstücken haltbarer Art. Es war vor dem Dreißigjährigen Kriege, wie die erhaltenen Reste beweisen, mehr Geschmack und Gediegenheit in der Ausstattung des Bauernhauses vorhanden, als jetzt.

Gniedel- oder Gniwvelsteine. Ein altertümliches Hausgerät, das noch vor 30 oder 40 Jahren allgemein auf dem Lande im Gebrauch war, ist der gnidel-, gniwvel- oder schüerstein. Man findet diese tief dunkelgrünen, fast schwarzen, halbkugelförmigen Glasklumpen noch ziemlich häufig, sie haben einen Durchmesser von 7 bis 8 cm und wiegen  $\frac{1}{2}$  Pfund und darüber. Die kugelige Fläche ist glatt und zeigt die Spuren des Gebrauches durch abgeriebene Stellen. Diese gniwvelsteine, deren Name von gnideln, gniwweln, glatt streichen, kommt, sind gleichsam Vorläufer der Plätt- oder Bügeleisen, denn man gebrauchte sie wie diese zum Glätten der Wäsche, namentlich der faltigen und festeren Teile, z. B. der Queder.

Der Gniwvelstein ist ein nordisches Gerät, das in keiner Haushaltung fehlte und von den Niederlanden bis nach Livland durch ganz Norddeutschland

reicht, im Süden geht er bis Thüringen; er ist ferner durch ganz Skandinavien verbreitet, für sein hohes Alter sprechen die Ausgrabungen in der alten schwedischen Handelsstadt Birka (Mälارينsel Björkö), die im ersten Jahrhundert, noch in der heidnischen Zeit, zu Grunde ging. Auch bei anderweitigen Ausgrabungen, die der Eisenperiode angehören, hat man diese „Steine“ entdeckt. In der Mark Brandenburg, Holstein und Livland sagt man Gniedelstein, nordfriesisch gniðjalstian. In schleswigschen Märchen haben Kobolde „Augen so groß wie ein Gniedelstein“<sup>1)</sup>.

Die alte steinerne Handmühle oder Kwerne, nach der bei uns Orte, wie Querum (Quernheim) und Querenhorst, benannt sind, hat sich bis auf die

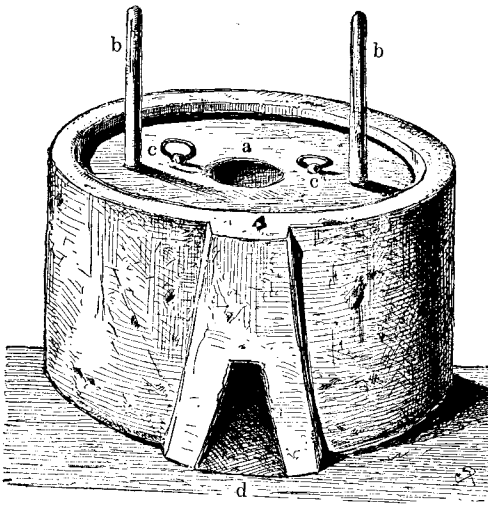


Fig. 122. Steinere Handmühle (sempmôle).  
a Einwurf in den Läufer. b b Hölzerne Stiele zum Drehen.  
c c Eisene Ringe zum Herausheben des Läufers. d Ausfluß.

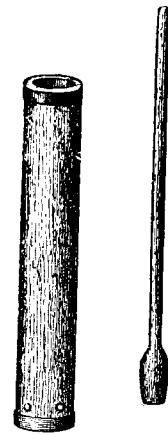


Fig. 123. Hirsestampfe  
(hësepumpe) aus Klein-  
Schwülper. Städt. Museum.

letzte Zeit wenigstens in einem Ableger, der sempmôle, erhalten; sie besteht aus einem runden trogartigen Unterteil von etwa 38 cm Durchmesser, in welchem der oben durchlochte Läufer geht. Ein von mir in Klein-Schwülper gefundenes Exemplar befindet sich im Städtischen Museum. Man benutzte sie früher zum Zerkleinern des Senfs und ähnlicher Gewürze. Nach Bauart und Benutzung ist sie vollständig ein Kind der alten Handmühle. (Fig. 122.)

Zum Haushalte gehörte auch eine hësepumpe, eine Hirsestampfe. Jeder Bauer baute ein kleines Stückchen Land mit Hirse, dessen Ertrag nur für die Küche zur Herstellung der hësegrütte (Hirsegrütze) diente. Jetzt findet man

<sup>1)</sup> Vergl. über die Ausgrabungen in Birka J. Meistorf im Korrespondenzblatt der Anthropol. Ges. 1874, S. 30, und für die Verbreitung Friedel in den Verhandl. der Berliner Anthropol. Ges. 1874, S. 155 u. 200.

schwerlich noch Hirse angebaut. Die hêsepumpe bestand aus einem ausgehöhlten Eichenkloß, in dem eine passende Keule, pümpel (Stempel), auf- und abging. Das uralte Gerât ging im Herbst in den Häusern des Dorfes up'r rige, d. h. reihum. Ein von mir aufgefundenes Exemplar im Städtischen Museum. (Fig. 123.)

Nicht zu vergessen ist die fûerkike oder der huchtelpott, ein viereckiges kupfernes oder messingenes Gefäß, dessen Wände hübsche durchbrochene Muster zeigten. Man stellte ein Kohlenbecken hinein und alte Frauen setzten sich darüber, um sich die Füße zu wärmen <sup>1)</sup>.

Ein schönes und zierliches Hausgerät, das früher nirgends fehlte und seine Entstehung der Kunstfertigkeit der Schärer verdankt, ist der schöttelkranz, der



Fig. 124. Schöttelkranz. Unterlage für heiße Schüsseln.  
Städt. Museum.

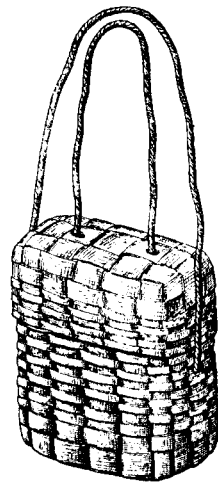


Fig. 125.  
Tobeltiepe.

Schüsselkranz, der als Unterlage für heiße Schüsseln und Töpfe diente, welche so auf den Tisch gestellt werden konnten, wo dann ein jeder, Herr und Knecht, der Reihe nach mit dem Löffel aus der dampfenden Schüssel zugriff. Der schöttelkranz besteht aus 5 cm langen, 1,5 cm breiten Holzpfählen mit der natürlichen Rundung des Zweiges, die auf der einen Seite erhalten, auf der anderen abgeflacht ist. In der Mitte ein Ausschnitt, durch welchen ein

<sup>1)</sup> Der Gebrauch dieses Wärmgeräts ist uralte, denn schon Særo Grammaticus um 1200 erwähnt in seiner Historia danica das Fußwärmen durch ein calidum laterculum cistula crebris foraminibus distincta inclusum.

Pflock in den anderen gesteckt wurde. Der Kranz hat eine Höhe von 5, einen Durchmesser von 23 cm (Fig. 124 a. v. S.). Er hat einst eine weite Verbreitung gehabt, genau so, wie er bei uns vorkommt, einmal bis nach Skandinavien im Norden und dann bis nach Hessen im Süden<sup>1)</sup>.

Aus Holzspänen wird auch die Tobeltiepe geflochten, welche am Arme an ein paar Schnüren getragen wird und in welcher der Landmann seine Geware u. dergl. mit auf das Feld nimmt (Fig. 125 a. v. S.). Zu ihrer Herstellung benutzen die Landleute frische Haselruten, die an einem Ende eingeterbt und zu Splößen auseinandergerissen werden. Mit diesen Splößen stellt man dann das Flechtwerk her.

Holzgefäße und Holzlöffel waren überhaupt sehr verbreitet und oft mit Kerbholzschnitzerei geschmückt oder mit eingegrabenen Inschriften und Namen versehen. Dahin gehören die Butterformen, ferner die hotterswarwe, eine hölzerne

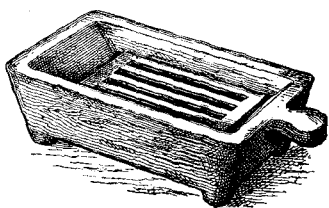


Fig. 126.  
Immentrödel. Städt. Museum.

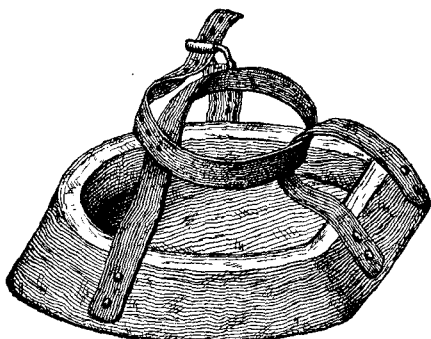


Fig. 127. Pferdeschuh aus dem Westerbeder Moor. Städt. Museum.

Büchse, in welcher die Bauern und Arbeiter die Butter mit aufs Feld nahmen. Sie ist gewöhnlich 4 cm hoch und hat 7 cm Durchmesser. Der katten-trödel, ein kleiner Trog, aus welchem die Kage ihr Futter erhielt, der immentrödel für die Bienen, kleine viereckige Holzschüsseln, in denen ein hölzerner Kof lag. Man that mit Wasser vermischten Honig hinein und setzte ihn unter die Bienenkörbe, wenn Nahrung für die Immen fehlte (Fig. 126). Ganz aus einem Stücke festen Holzes geschnitzt sind auch die Pferdeschuhe, die mit starken Riemen versehen in den moorigen Gegenden bei Gishorn und an der Aller den Pferden über die Hufe gezogen werden und sie vor dem Einsinken in den weichen Boden bewahren (Fig. 127).

Noch ist ein hölzernes Gerät zu erwähnen, das auf dem Lande fortlebt, in den Städten mit Wasserleitung aber ganz verschwunden ist. Das ist die schanne, das über beide Schultern gelegte hölzerne Tragholz, an welchem die

<sup>1)</sup> Aus der Schwalm abgebildet in den Mitt. aus dem Museum für deutsche Volkstrachten in Berlin. Drittes Heft, 1898.

Wassereimer hängend getragen wurden, stets zwei, auf jeder Seite einer, sich die Wage haltend. Das meterlange, in der Mitte ausgehöhlte Holz paßte sich Schultern und Nacken an, lief beiderseits spitz zu und an den Spitzen waren die Ketten zum Tragen der Eimer befestigt<sup>1)</sup>.

In den ländlichen Haushalt gehörten auch die Nähkasten, die sich vielfach erhalten haben. Sie stammen meist aus dem 18. Jahrhundert und haben pultförmige Gestalt. Vielfach sind sie mit verschiedenfarbigen Hölzern eingelegt und mit den Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzerin versehen.

Die Windmühlen. Malerisch die Landschaft belebend findet man bei den meisten Dörfern noch die nach alter Art wesentlich aus Holz erbauten Wind- oder Bodmühlen (mit vier langen Flügeln. Ihre Bauart ist dieselbe von französisch Flandern an bis an die Nordsee durch den ganzen germanischen Norden und die Abbildungen auf den alten Niederländer Gemälden des 16. Jahrhunderts sind in nichts verschieden von den noch heute bei uns stehenden Windmühlen. Der Müller schläft meist darin in einer kleinen Koje, welche feise heißt. Von den technischen Ausdrücken, welche die Bestandteile betreffen, sind als eigentümlich niederdeutsch hier zu erwähnen: Die weunen, mächtige, dicke Eichenholzbalken, welche, über dem Bodgestelle liegend, dem ganzen Mühlenhause zur Grundlage dienen, ferner das schrick, eine Art gabelförmige Stütze aus Holzstangen, die unter den mölenswans gestellt wird. Letzterer dient zur Drehung der ganzen Mühle.

Bei ganz alter Bauart findet man auch noch den klapstock, ein Gefänge, welches das siebende Beuteltuch in Bewegung setzt und der im Sprichwort 'n klapstock is bäter as'n ackerhof auf die Einträglichkeit des Müllergewerbes hindeutet, dem man früher nachsagte, daß man es mit der Ehrlichkeit dabei nicht genau nehme, wie das in dem Verse

De möller stellt de môle klip klap,  
Hei stält üt allen säcken wat

ausgedrückt ist. Ein anderer Vers lautet:

Klip klap in üsen sack,  
De möller kri't dat beste,  
Dat annere for de gäste,

oder noch derber in dem Sprichworte: Wenn'n en möller un en linewewer in'n sack stecket un van'n barge wöltert, dann liggt immer en spitzbuwe bowen.

Aus solchen Gründen enthält denn auch die landesherrliche Verordnung vom 29. Oktober 1698 genaue Vorschriften, wie es beim Mahlen zu halten, damit der Müller nicht betrügen könne. Unverhofft hatten „Landreuter“ die Mühlen zu untersuchen (Landesherrliche Verordnung vom 23. November 1744)

---

<sup>1)</sup> Ein hübsches geschnittes Exemplar bildet H. Basel ab in Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs 1898, Taf. X, Fig. 16.

und die Müller hatten einen besondern Eid zu leisten, daß sie alles redlich betreiben wollten. Früher des Schreibens gewöhnlich unkundig, hatten sie die abgemessenen Getreidemengen zu beglaubigen, wobei ein X für Himpten stand und jeder Strich dabei die Zahl der eingelieferten Himpten bedeutet (Landesherrliche Verordnung vom 17. Dezember 1695), was etwa dem Kerbholze gleichkommt <sup>1)</sup>).

---

<sup>1)</sup> Überall standen die Müller in dem Rufe der Unehrlichkeit. Das vlämische Sprichwort von der diebischen Maus lautet: Als de muis in den meelzack sit denkt zy, dat ze de molenaar zelf is.

## Bauernkleidung und Schmuck.

---

Das Lumpenzug, welches heute der durchschnittliche Städter und Landmann trägt, das meist fertig von Kleiderhändlern kommt, schnell abgelegt wird und dann nochmals als Wolle aufgetraht abermals Lumpenzug liefert, wird schwerlich später einmal in den Museen einen Platz einnehmen. Die Kleidungsstücke unserer Bauern aber, die ich, wenn auch zuweilen mit Mühe und Not, auf den Dörfern noch aufgefunden habe, zeigen alle einen tüchtigen dauerhaften Stoff und werden, entsprechend bewahrt, noch lange in unserem Städtischen Museum davon Kunde geben, wie der Braunschweiger Bauer sich in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kleidete. Freilich alt war diese Tracht auch nicht, 100 Jahre und etwas darüber, denn die Bauerntracht ist allezeit und immer im Flusse gewesen, wenn sie sich auch langsamer änderte als die der Städter. Es war schon vor 400 Jahren so, als Sebastian Brant sein Narrenschiff dichtete, wo es von den Landleuten heißt:

Der Zwick schmeckt ihnen nicht mehr sehr,  
Sie wollen keine Kittel mehr.

Alle gehen sie heute städtisch und wenn sie in die Stadt kommen, suchen sie den Städter möglichst nachzuahmen, oder wie Brant sagt:

Der Bauernnarr tritt auch daher,  
Als ob er ganz was Vornehm's wär'.

Dafür spottet aber der Städter über den „Pisang“. Ich erinnere mich noch, wie beim fünfzigjährigen Regierungsjubiläum Herzog Wilhelms 1881 die verschiedenen Landgemeinden aufzogen; alle städtisch gekleidet, nur nicht die Vortfelder in ihren Kitteln und mit den großen Hüten — und die schossen den Vogel ab. Alles jubelte ihnen zu und freute sich der Tracht.

Trotzdem muß der Prozeß des Unterganges der alten Tracht als ein natürlicher und unaufhaltbarer betrachtet werden und ich verspreche mir auch nicht allzuviel von den an sich lobenswerten Bestrebungen zur Erhaltung der Volkstrachten<sup>1)</sup>. Alle socialen und politischen Verhältnisse der Gegenwart mit gleichmachendem Streben vereinigen sich zum Untergange der Volkstrachten.

---

<sup>1)</sup> Hansjakob, Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung. Dritte Auflage. Freiburg i. B., 1893. Am ehesten wird sich die praktische, den Bedürfnissen angepasste Tracht der Alpenländer erhalten, die ja mit dem Alpenverein erobernd vordringt. Besondere Gesellschaften sind in dieser Richtung thätig.

Früher machte der mehr konservative Bauer nicht die schnellen Umwandlungen mit, die seit der französischen Revolution in der Tracht stattfanden und die äußerst dauerhaften, meist im Hause selbst hergestellten Stoffe, aus denen die Kleider der Männer und Frauen gefertigt waren, trugen neben der herrschenden Sparjamkeit auch dazu bei, das alte Gewand auszunutzen und nicht schnell abzustoßen. Gegenüber der modernen Fabrikware von Tuch und Kattun, die ihren Einzug hielt und durch Billigkeit sich auszeichnete, waren die alten Stoffe kostspielig; man trug sie daher so lange es anging und verlängerte dadurch das Dasein der Bauerntracht einigermaßen, bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die billige Fabrikware den Sieg davontrug und auch andere wirtschaftliche und gesellschaftliche Umwälzungen der Bauerntracht den Todesstoß versetzten. Was die Kostspieligkeit der alten Tracht betrifft, so heißt es schon 1845 von den Bauern in Ingeleben: „Sie gehen im Kittel ins Feld und ihre Frauen im roten Rock nach dem Flachswehen, die sich sonst und aus Sparjamkeit noch städtischer als die Männer tragen. Ihr bloßes mehr braunes als blondes Haar glatt zu binden, macht ihnen viel Mühe, erspart aber das viele Geld für Mühen mit dem langen Geflatzer von Band zum Thaler die Elle, ihre Kattunkleider sind wohlfeiler als die leinenen, wenn die Reichsten dazu auch das Garn auf zwei Rocken spinnen; und ihre seidenen Feierkleider kosten nicht so viel, als die vielfaltigen, bunt behänderten Röcke mit ausgenähten Verzierungen<sup>1)</sup>.“

Zunächst betone ich, daß das, was an Volkstracht noch in das 19. Jahrhundert bei uns herübergerettet wurde, nicht eigentlich alt war, sondern meistens dem 18. Jahrhundert entstammte, höchstens bis zur Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege zurückreicht. Es war die Zeit Lessings, in welcher das meiste sich feststellte, zumal bei der männlichen Bevölkerung: der lange, mit vielen Knöpfen besetzte, fragenlose Rock, die lange, gleichfalls knopfreihe Weste, die Kniehosen, der breitkrämpige, meist aufgeschlagene Hut<sup>2)</sup>.

Manche über das 18. Jahrhundert zurückreichende Stammeseigentümlichkeiten in der Tracht, namentlich in den Kopfbedeckungen der Frauen, mögen sich dabei mit in die neue Zeit hinübergerettet haben; zu staten kam den absonderlichen „Nationaltrachten“ im Deutschen Reiche dessen arge politische Zerrissenheit in verkehrsarmer Zeit, wo sich in kleinen Landschaften derartige Trachten festsetzen, ausbilden und mit der Grenze abschneiden konnten. Auch die religiösen Verhältnisse spielten, wenn auch nicht bei uns, eine Rolle; in vielen süddeutschen Gegenden oder in der wendischen Lausitz kann man heute noch Katholiken und Protestanten an der abweichenden Tracht erkennen. Wie gesagt, ist die Mitte des 18. Jahrhunderts wesentlich bestimmend für die braunschweigische Bauerntracht gewesen, besonders für jene der Männer; auch die Stoffe, die damals tonangebend

<sup>1)</sup> Braunschw. Magazin 1845, S. 278.

<sup>2)</sup> Selbst so originell erscheinende Trachten, wie die der Altenburger Bauern, sind kaum hundert Jahre alt. Für Altenburg können wir den Trachtenwechsel der Bauern seit dem Jahre 1703 genau verfolgen. Geyer, Die Altenburger Bauern. Globus, Band 61, Nr. 11.



waren, Wolle, Leinwand, Seide und Sammet, blieben bis ins 19. Jahrhundert herrschend bei unseren Bauern; einfarbige oder geblünte Stoffe, seltener gestreifte, bildeten die Regel.

Die braunschweiger Tracht, die allgemein, wenigstens was die weibliche anbetrifft, als eine der schmucksten, reichsten und kleidsamsten in ganz Deutschland galt, ist aber nur der Mittelpunkt der mehr oder weniger ihr gleichen allgemein niedersächsischen, welche bei den Männern durch den rot gefütterten, vorherrschend weißen Kittel, bei den Frauen durch roten Faltenrock und Bandmütze gekennzeichnet war. Nach Westen zu bis Schaumburg und Minden, nach Norden hin bis Gifhorn und Gelle, nach Süden bis zum Harze und zur Halberstädter Gegend herrschten nahe verwandte oder fast gleiche Trachten.

Auch innerhalb eines so kleinen Bezirkes, wie das Herzogtum Braunschweig (stets dessen Hauptstück um die Städte Braunschweig, Helmstedt, Wolfenbüttel herum in Betracht gezogen), bestanden noch feine Unterschiede, an denen man die Bewohner einzelner Dörfer erkennen konnte. Dazu kamen noch die Abänderungen, welche die Tracht je nach Alter und Familienstand erlitt. In Bezug auf Schnitt und Form herrschte allerdings in demselben Dorfe ziemliche Einheit und die Unterschiede erstreckten sich vorzugsweise auf die Farben der Kleider: heller bei der Jugend, dunkler beim Alter, während die Güte des Stoffes je nach dem Reichtum wechselte. Dazu der Unterschied der Fest- und Alltagskleidung.

Der Stoff war, wie die erhaltenen Kleidungsstücke beweisen, früher ein weit festerer und soliderer, als jetzt. Wolle, Leinen, Sammet (Sammetmanchester) und Seide waren die hauptsächlichlichen Materialien, zu denen sich dann im 19. Jahrhundert die Baumwolle gesellte, namentlich bei den Schürzen der Weiber. Baumwollene Hemden zu tragen, erachtete man nicht für anständig. Es galt das auch anderwärts in Deutschland verbreitete Wort:

Sülwest espunnen,  
Sülwest emäkt,  
Dat is de beste bauerndracht.

Die reicheren Landbewohner haben es trotzdem von jeher an Luxus und Pracht in der Kleidung nicht fehlen lassen, und es hat den Bauern gegenüber so wenig an Kleiderordnungen gefehlt, wie den Städtern. Die landesherrliche Verordnung vom 27. Oktober 1740 schreibt vor, „daß kein Bauer sich kostbare Tücher, davon die Elle einige Thaler kostet, noch der Bauern Weiber, Töchter und Gesinde keines Goldes oder Silbers, imgleichen keiner Spitzen, bei Strafe der Konfiskation, zu ihrer Kleidung bedienen, sondern jeder nach seinem Stande oder Vermögen sich kleiden solle“. Es sind wohl keine Verordnungen fruchtlos gewesen und weniger befolgt worden, als die gegen den Kleiderluxus gerichteten und so hat auch unter unseren Bauern, solange sie die alte Tracht noch beibehielten, bei jenen, die es vermochten, immer ein gewisser Luxus geherrscht.

Leise Andeutungen einer Trachtänderung beginnen schon um das Jahr 1800, denn damals „fieng der Bauer an, seinen Kittel mit feinen Tuchröcken, jedoch

nach altväterischem Schnitt geformt, zu vertauschen“<sup>1)</sup>). Mit der Mitte des 19. Jahrhunderts und seinen politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen trat das Absterben der Bauertracht im Braunschweigischen ein und die zweite Hälfte jenes Jahrhunderts brachte ihr den völligen Tod. Ein kümmerlicher Rest bei einem kleinen Teile der männlichen Bevölkerung des großen Dorfes Vortfeld (sowie vereinzelt in Wendezelle) hat sich noch erhalten, aber dieser Erhaltung liegt ein praktischer Gesichtspunkt zu Grunde. Nicht mehr der wohlhabende Bauer trägt dort die alte Tracht, sondern kleine Anbauer und derartige Leute, welche, in die Stadt ziehend, mit der wohlsmekenden Vortfelder Rübe handeln. Die Tracht macht sie als Rübenhändler kenntlich und gilt als Gewähr für die Echtheit der von ihnen vertriebenen Feldfrucht. Auch diese Vortfelder werden nicht mehr lange eine bekannte Erscheinung in Braunschweigs Straßen sein. Der letzte Schneider in Vortfeld, der noch die „weißen Kittel“ und was dazu gehört, anzufertigen versteht, Johann Heinrich Wolter, hat das siebzigste Jahr überschritten und mit ihm wird der letzte braunschweigische Bauernschneider zu Grabe gehen<sup>2)</sup>).

Es war ein malerisches und farbiges Bild, dessen ich gern gedenke, wenn auf dem herrlichen Altstadtmarke zu Braunschweig die Bauern mit ihren Erzeugnissen feil hielten. Reihenweise standen in ihrer bunten Tracht die Mädchen vor Kiepen und Körben, überall sah man die stämmigen Figuren der Bauern mit den breiten Hüten, in den weißen oder schwarzen Kitteln, und wer auf den Dörfern Bescheid wußte, unterschied nach feinen Einzelheiten der Tracht, nach der Farbe der Kittel, der Form der Mützen bei den Weibern, aus welchem Dorfe dieses oder jenes stammte. Denn so einheitlich auch im allgemeinen die Landbevölkerung in der Kleidung dem Fremden erscheinen mochte, es gab viele von Gegend zu Gegend wechselnde Unterschiede. Heute sie alle festzustellen, ist nicht mehr möglich; einen allzu großen Wert haben diese feineren Abschattierungen auch nicht und darum möge man hier auch nach dieser Richtung keine Vollständigkeit suchen. Wir können auch die Tracht nicht mehr am Körper des Bauern schildern, sondern müssen Erinnerung, Überlieferung, den Inhalt der Museen und die wenigen erhaltenen Abbildungen und gedruckten Berichte zu Hülfe ziehen. Bezüglich der letzteren beiden ist der vorhandene Stoff aber nicht allzu reich und ich glaube in der Aufzählung des Nachstehenden nichts Wesentliches übersehen zu haben.

<sup>1)</sup> Hassel und Bege, Beschreib. der Fürstent. Wolfenbüttel und Blankenburg (1802) I, S. 64.

<sup>2)</sup> Der Gemeindevorsteher Pinkernelle in Büddenstedt bezieht die alte Tracht bis an sein Lebensende bei und trug sie auch in der Stadt Braunschweig als bauerlicher Landtagsabgeordneter. In dieser Eigenschaft zur Hofstafel eingeladen, wollte ihm ein Hofschanze wegen dieser Bauertracht Vorstellungen machen und bewunderte ironisch die großen Metallknöpfe am Rocke. Pinkernelle aber faßte sich kurz und sagte, er habe solche auch auf der Rückseite, drehte sich um, schlug die langen Rockschöße auseinander und zeigte jenem die Rückseite.

Eine Anzahl Ölgemälde, dann viele Lithographien, welche Scenen aus dem braunschweigischen Bauernleben darstellen, rühren von dem Maler Karl Schröder her, welcher um 1802 in Braunschweig geboren war und daselbst im Mai 1867 starb. Schröder hat zahlreiche Sittenbilder gemalt, die in künstlerischer Beziehung wohl die Kritik herausfordern, aber durch Lebenswahrheit hervorragend sind. Unter seinen Bildern befinden sich auch solche, die in den dreißiger und vierziger Jahren in den um die Hauptstadt herumliegenden Dörfern, namentlich in Lehre, gemalt wurden. Alle sind ausgezeichnet durch die große Treue, mit welcher die nun verschwundene Tracht dargestellt ist; Schröder war hierin, wie seine Zeitgenossen versichern, außerordentlich peinlich und er stellte die Naturwahrheit über das künstlerische Ausgestalten; hierdurch erlangen seine Zeichnungen gerade für die Volkskunde hervorragenden Wert. Er hat Hochzeitscenen, Gevattern, Kirchgang, von der Messe heimkehrende Bauern u. dergleichen dargestellt und einige Tafeln des vorliegenden Buches sind Wiedergaben seiner Werke.

Zu der Ankündigung des Werkes „Deutschland und das deutsche Volk“ von Eduard Duller (Leipzig 1845) sagt der Verleger Georg Wigand, daß drei Künstler im Jahre 1844 ganz Deutschland bereist hätten, „um das, was sich an originellen Trachten im deutschen Volke noch vorfindet, zu sammeln. Es kann daher die Versicherung gegeben werden, daß die Zeichnungen der Volkstrachten sämtlich an Ort und Stelle gemacht worden sind und daß dieselben mit der gewissenhaftesten Treue künstlerischen Wert verbinden“. Ein Auszug aus demselben Werke mit den 50 kolorierten Trachtenbildern erschien 1847 in demselben Verlage unter dem Titel „Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen und Trachten“. Der Text ist eine Kompilation von keinem großen Werte; die Trachtenbilder aber sind das Bleibende an dem Buche, wenn auch bei ihnen die malerische Seite am meisten betont ist und die wünschenswerten Beschreibungen, die Benennungen der Kleidungsstücke, die Angabe der Stoffe u. dergleichen fehlen. Unter den Abbildungen beziehen sich zwei sehr treue, von Meno Mühlitz gezeichnete, auf Braunschweig. Die erste stellt einen Bauernburschen in der kurzen Jacke, roten knopfbefestigten Weste, Kniehosen, blauen Strümpfen und der Otterfellmütze dar, der bei einem Mädchen mit Bandmütze, Freise und kurzem Rocke steht (S. 281). Die zweite bringt einen „Dorfschulzen“ aus dem Braunschweigischen im weißen, rot gefütterten Kittel und mit dem Dreimaster auf dem Kopfe. Zu bemerken ist hier, daß es die Benennung des „Schulze“ bei uns nicht gab, sondern daß nur Bauernmeister und Gemeindevorsteher vorkommen.

Albert Kreischmer. Deutsche Volkstrachten. Original-Zeichnungen mit erklärendem Text. Leipzig, J. G. Bach, 1870. Die Trachten wurden in den Jahren 1864 bis 1870 vom Verfasser gesammelt und unter seiner Mitwirkung ausgeführt. Braunschweig ist in der zweiten, ohne Jahreszahl erschienenen Auflage mit den Tafeln 26 und 27 vertreten; auf ersterer ist ein Bortfelder Bauer dargestellt.

Die „Blätter für Kostümkunde“ (Verlag von Franz Lipperheide in Berlin) enthalten in ihrer „Neuen Folge“ auch vier farbige Abbildungen von Braunschweiger

Bauern. Nr. 23 und 24, gezeichnet von Franz Meyerheim, zeigen eine alte Frau und ein junges Mädchen aus dem Dorfe Groß-Denkte an der Aße. Diese Blätter waren auch der „Illustrierten Frauenzeitung“ vom 5. und 19. Juni 1876 beigegeben und von einem sachkundigen Text begleitet. Die anderen beiden Trachtenbilder der „Blätter für Kostümkunde“, Nr. 63 und 64, rühren von unserem Landsmanne Bernhard Blochhorst her. Sie stellen einen Bauer und eine Bäuerin aus Bortfeld dar.

H. Schattenberg, Die braunschweigische Volkstracht im Dorfe Gihum. Nach den in den Truhen der Bewohner dieses Umdorfes aufbewahrten Stücken schildert der dortige Pastor in sehr eingehender Weise die ehemalige weibliche Tracht im „Braunschweigischen Magazin“ 1896, Nr. 4.

Den erwähnten Abbildungen von Franz Meyerheim in der Illustrierten Frauenzeitung vom 5. und 19. Juni 1876 war ein sachkundiger Text beigelegt von F. S., welcher die Weibertracht in Groß-Denkte schildert und den wir hier zunächst im Auszuge wiedergeben wollen.

Die Töchter der reichen Bauern in Groß-Denkte tragen das meist blonde Haar gescheitelt und zu beiden Seiten glatt hinter die Ohren gekämmt<sup>1)</sup>; die Flechte ist auf dem Hinterkopfe zusammengebunden und wird von der kleinen, spigen, mit schwarzer Seide überzogenen Mütze bedeckt. Diese selbst ist von so geringem Umfange, daß sie eben nur das Haarneß in sich aufnimmt und gleichsam auf demselben hängt, den übrigen Kopf aber frei läßt; ihrer Form wegen, weil sie einer halben Eierschale an Form und Größe ähnelt, wird sie gemeinhin eidop genannt. Von ihr fallen schwere, schwarzseidene Taffet- und Atlasbänder in reicher Zahl über den Rücken bis zur Kniekehle hinab, sind unten mit Fransen benäht und kehren ungeteilt und unaufgeschnitten zur Mütze zurück, so daß der ganze Bandreichtum aus einem einzigen Stücke Band besteht. Daß eine solche Mütze ihres Schmuckes wegen — es werden oft 30 bis 40 Ellen zu einer einzigen Mütze verwendet — einen beträchtlichen Wert hat, läßt sich denken. Zu beiden Seiten des Kopfes fallen vorn gleich breite, schwarze Bänder auf die Brust herab, während die Mütze selbst durch ein schmales, unter dem Kinn hindurchgehendes Band gehalten wird. Das Nieder mit sehr kurzer Taille von schwarzem Tuch mit Seidenstickerei wird durch das schwere, um die Schulter geschlagene Seidentuch von schwarzer oder violetter Farbe mit reicher Seidenstickerei in Blattfisch und langen gelben, oder schwarzen Fransen gänzlich bedeckt; über dieses Tuch legt sich die schneeweiße, vom feinsten Leinen gefertigte und steif gestärkte, gefältelte Halskrause. Ein schmales Halsband von schwarzem Sammet mit ovalen schweren Silberbuckeln von der Größe einer Walnuß (so genannte Bohnen) besetzt und bei hohen Festen und besonderen feierlichen Gelegenheiten ein Halsband von starken Bernsteinperlen umschließt den Hals.

<sup>1)</sup> Das war aber Ausnahme gegenüber der allgemeinen Landesitte; nach dieser wurde das Haar der Frauen und Mädchen von der Stirne nach dem Scheitel hin straff zurückgestrichen und hier zu einem Knoten, knüst oder kip, vereinigt, auf dem die winzige Mütze saß.

Unter dem Tuche sieht das feine, den Oberarm bedeckende, den Unterarm freilassende, mit schmalen Spitzen am Queder (Bändchen) besetzte Hemd hervor. Von dem Nieder herab bis auf die Füße fällt Winter wie Sommer der rote, reich gefältelte Rock von feinstem Flanell unten in zwei Reihen mit handbreitem, grünem Friesletband oder mit schwarzem Sammet besetzt. Eine lange, ebenfalls bis zu den Füßen reichende, gewöhnlich schwarzseidene oder auch kattunene oder bunte, mit Blumen gemusterte Schürze bedeckt diesen Rock. Breite seidene Schürzenbänder, meistens in den Landesfarben blau und gelb und an den Enden mit gelbblauen Franzen benäht, flattern an derselben entlang. Hellblaue, baumwollene Strümpfe mit weißen Zwickeln und ausgeschnittene Schuhe vollenden den malerischen Anzug.

Minder kostspielig und von größerem Stoffe ist der Anzug der Mädchen aus den geringeren ländlichen Klassen. Die Mügenbänder fallen nur auf den Rücken herab; alles ist von derberem Stoffe, die Halskrause legt sich in wenigen schlichten, ungesteiften Falten auf die Schultern; unter dem Halstuche sieht das bunte Nieder von geblütem Kattun hervor. Die Schürze besteht aus gelbem Kattun oder ähnlichem Zeuge, die Schürzenbänder sind schmal und von geringer Beschaffenheit. Der Rock ist von schwarzer oder dunkler Beiderwand (meist selbstgefertigter, halbwoollener Stoff) und die Ärmel der groben Hemden sind am Queder mit blauer Lize eingefast. Das Sammethalsband entbehrt der silbernen Zieraten oft gänzlich und statt der Bernsteinperlen begnügt sich das Landmädchen geringeren Standes mit dicken Perlen von gelbem Glase. Die Mägde trugen am Alltage lennewansche Röcke unten mit grünem Bande besetzt, blaue Leinenschürze und im Sommer blaue, baumwollene, im Winter blaue oder schwarze wollene Strümpfe, alle mit weißem Rande und weißer Fußspitze. Sie gingen in derben Lederschuh, meist aber in Klapppantoffeln.

Bei den alten Frauen in Groß-Deukle waren die hellen lebhaften Farben in der Kleidung der jungen Mädchen verschwunden; der Spiktopf der schwarzseidenen Mütze ist größer geworden, die breiten schwarzseidenen Bänder sind kürzer, gehen nicht bis zu den Kniekehlen, sondern nur über den Rücken hinab und werden auf der Vorderseite unter dem Kinn durch eine Nadel zusammengehalten. Die Haare werden nicht mehr gescheitelt hinter das Ohr gestrichen, sondern glatt von der Stirn zum Wirbel hinaufgekämmt. Die breite, blendendweiße Fraise wird nicht mehr kokett steif gebrannt, sondern fällt ehrbar in Falten auf Schultern, Nacken und Brust. Das Halsband ist zwar stärker und schwerer geworden, wird aber durch ein kleines schwarzes oder violettes Tuch verdeckt. Unter der Halskrause durch ist das schwere, schwarze, mitunter wohl auch violette, mit Plattstich in weißer Seide bestickte Atlastuch um Schultern und Oberarm geschlagen, so daß das feine, mit Sammet besetzte Nieder von schwarzem Tuche nicht sichtbar ist. Den Unterarm bedecken im Sommer beim Kirchgange oder bei Besuchen lange Fingerhandschuhe von feinem Leder, welche bis zum Ellbogen reichen; hier vielfach mit Schleifen von buntem Bande geschmückt. Im Winter werden dieselben mit langen Handschuhen von schwarzem Sammet vertauscht, die mit

weißem Pelzwerk besetzt und verbräunt sind. Eigentümlicherweise wird durch die Winterhandschuhe nur die obere Seite der Hand bedeckt, während die untere Handfläche und die Finger unbeschützt bleiben. Die Schürze, von welcher breite schwarzseidene Bänder vorn bis auf die Knie herabfallen, ist von schwarzer oder dunkelfarbiger Seide und geht bis auf die Füße, welche in Strümpfen, im Sommer von weißer Baumwolle, im Winter von feiner hellblauer Wolle, und in Schuhen stecken, die vorn ausgeschnitten, mit Schleifen von schwarzseidenem Bunde besetzt sind. Der rote Rock hat meistens einem schwarzen Plag gemacht oder wird doch, wenn die rote Farbe beibehalten wird, unten nicht mit zwei Reihen von grünem Bunde, sondern mit einem zwei Hände breiten Streifen von schwarzem Sammet eingefast. Jedes Kleidungsstück der reichen Frauen giebt Zeugnis von der soliden Wohlhabenheit der braunschweigischen Bäuerinnen.

Dieser allgemeinen, auf Groß-Denkte sich beziehenden Schilderung der Weibertracht füge ich Einzelheiten hinzu.

Die Frauenmütze (Fig. 128) wechselte von dem kleinen 7 bis 8 cm hohen eidop, der in der That kaum größer wie ein Ei war, bis zu der spitzen, etwa 12 bis 14 cm hohen röhrenförmigen törnmütze, der Turmmütze, die nament-

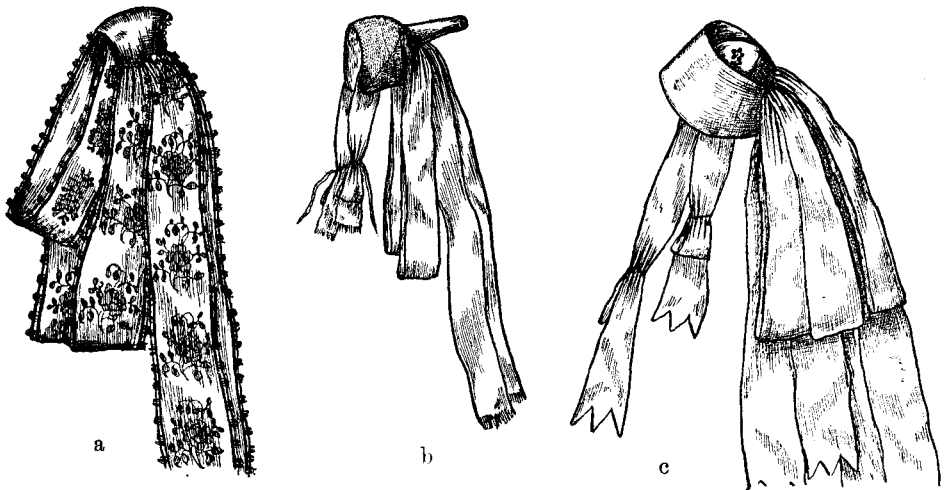


Fig. 128. Formen der Bandmütze.

a bendmütze mit eidop. b törnmütze. c grüne Seidenmütze aus Ballstedt.  
Städt. Museum.

lich im Norden der Stadt Braunschweig, nach den Büttels zu, herrschte. Die Farbe war stets schwarz und nur zuweilen hatte sich ein geringer Rest von bunter Seiden- und Goldstickerei an diesen Mützen erhalten. Meist galt der Name bendmütze mit Rücksicht auf den übermäßigen Reichtum der breiten, mit Fransen besetzten, lang herabhängenden, den Rücken und die Brust deckenden schweren, schwarzen, gemusterten Seidenbänder. Griff die Mütze auf dem Scheitel weiter vor, so nannte man sie spurle; dieses war namentlich bei älteren Frauen der Fall, denen die Haare infolge des straffen Zurückkämmens nach dem Scheitel zu leicht

Tafel VIII.



Tracht der Mädchen in Gelper.

Georgine Claus, geb. 1814, gest. 1900.

Nach einem Ölgemälde von Johannes Henzinger aus dem Jahre 1836.





ausgingen. Auch den eidop trugen ältere Frauen in einigen Gegenden (Zerzheim) etwas größer als die Mädchen, dagegen waren die Bänder kürzer und schmaler. Bei der Feldarbeit trugen die Frauen einen Strohhut, welcher den ganzen Kopf umhüllte und nur das Gesicht frei ließ; man bezeichnet ihn wohl als kipe und er ist jetzt noch im Gebrauche. Während im allgemeinen die Bandmütze schwarz war, wurden in einzelnen Dörfern des Amtes Wechselde auch farbige, von abweichender Form und größer getragen. So in Ballstedt grünseidene mit schweren, breiten, grünen Seidenbändern (Fig. 128 c). Von hinten gesehen, hüllten die Bänder, wenn sie breit auseinander gingen, fast die Hälfte der Figur ein; sie reichten bis auf die Füße hinab und deuteten je nach Stoff und Güte auf Wohlhabenheit oder geringen Besitz der Trägerin, die stolz auf diese Ausstattung war (Fig. 129 a. f. S.).

Die kleine Bandmütze scheint erst um den Schluß des 18. Jahrhunderts aufgetreten zu sein, denn im Laufe desselben finden wir wesentlich anders gestaltete, den Kopf umschließende oder doch den Hinterkopf ausgiebig deckende Hauben, von denen viele sich erhalten haben. Sie sind meist aus kostbaren geblühten Seidenstoffen hergestellt und reich mit Gold und Silberstickerei versehen, offenbar Nachbildungen der Hauben der Städterinnen im 18. Jahrhundert (Fig. 130 a. f. S.). Das Städtische Museum ist ungemein reich an diesen goldgestickten, oft sehr kostbaren und sehr geschmackvoll ausgeführten Hauben, mit und ohne Plissékrause, mit und ohne lange oder kürzere hinten herabfallende Bänder. Ich gebe hier (Fig. 131 a. f. S.) noch die Abbildung einer solchen Mütze aus Eischott, die dort noch 1840 bei einer Hochzeit getragen und seitdem sorgfältig aufbewahrt wurde. Sie besteht aus blauem Sammet und zeigt ein goldgesticktes Blattornament mit Früchten, besetzt mit blauem Glas. Eine Plissékrause umgiebt die Mütze.

Kennzeichnend für die Weibertracht ist das viele Übereinander sich verdeckender Kleidungsstücke; ein Stück wird über das andere gelegt und verhüllt dieses, wobei aber die verhüllten nicht etwa aus minderwertigen Stoffen oder weniger gut ausgeführt sind, als das letzte deckende Schlußstück. Das gilt zunächst vom Oberkörper. Das Nieder mit kurzer Taille (wams) der Weiber war aus schwarzem Tuch, von farbiger, gemusterter Seide oder von gemustertem Sammetmanchester, im Winter mit langen, am Oberarm weiten Ärmeln, im Sommer ärmellos, vorn wurde es mit vielen Knöpfen geschlossen. Statt der Knöpfe verwendete man auch haken un noiseken (Ösen). Am Halse trat das Hemd aus dem Ausschnitte heraus und umhüllte diesen ganz; im Sommer fielen die bauchigen, weiten Ärmel bis zum Ellbogen herab, wo sie mit einem gestickten Queber geschlossen oder auch umgeschlagen waren. Die Gesamtercheinung der Weibertracht wird durch die Tafeln I (Titelbild) und VII, Mädchen aus Olper, vergegenwärtigt.

Über das Nieder legte sich nun zunächst ein besonderes kostbares Stück, das Tuch, Schultern, Rücken und Brust deckend. Die erhaltenen Exemplare, selbst ärmerer Frauen, sind aus schwarzer Seide, seltener schwarzem Sammet, gewöhn-



Fig. 130.  
Goldbrokathaub aus Lidingen mit Seidenbändern  
aus dem 18. Jahrh. Städt. Museum.

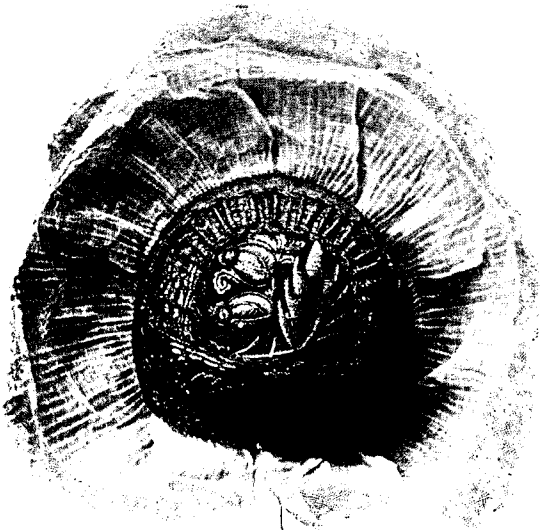


Fig. 131.  
Goldgestickte Sammetmütze einer Bäuerin aus  
Eschott (von hinten gesehen). Städt. Museum.



Fig. 129.  
Bauernmädchen aus Waggum. Rückenansicht, um  
den Vänderreichtum der Mütze zu zeigen.

lich viereckig und bis  $1\frac{1}{2}$  m im Gebierr haltend, bei ärmeren auch kleiner. Auf dem dunkeln Grunde nun war den Rändern entlang besonders schöne Seidenstickerei in Blattstich, Blumen und Ranken darstellend, angebracht. Um den Rand des Tuches zogen sich Fransen hin. Je nachdem das Tuch für den gewöhnlichen Gebrauch oder bei Trauer diente, war es verschieden: schwarz mit Silberstickerei und Silberfransen bei Trauer (Fig. 132), schwarz mit sehr bunten Blumen und Goldstickerei nebst goldenen oder orangegelben Fransen für den gewöhnlichen Gebrauch. Man vereinigte praktisch solche Tücher auch zu einem „Freuden- und Trauertuch“, indem man zwei Kanten bunt, zwei in Silber oder weißer Seide stückte und es im Dreieck einschlug, so daß dann nur die „Freuden-“ oder die „Trauerseite“ beim Tragen zu sehen war. Solche Tücher wurden namentlich in Schöningen und Helmstedt für den Bedarf der Bäuerinnen gefertigt, aber auch, wie erhaltene Musterbücher (Sammlung Basel) beweisen, auf dem Lande

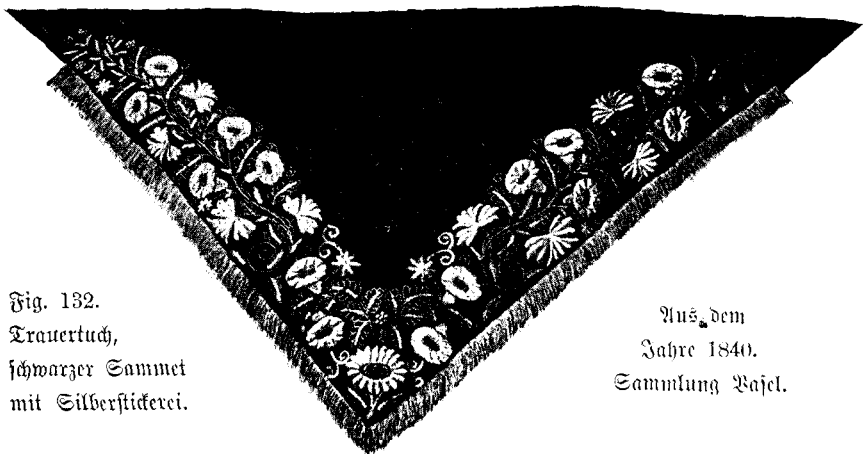


Fig. 132.  
Trauertuch,  
schwarzer Sammet  
mit Silberstickerei.

Aus dem  
Jahre 1840.  
Sammlung Basel.

selbst sehr schön und mit großer Sorgfalt gestickt. Man schlug diese Tücher nicht bloß in einfacher Dreiecksform über den Oberkörper, sondern faltete sie am Rücken in ganz besonderer Weise, so daß nur der untere Dreieckszipfel dort kurz herabhäng, während die Seitenteile sich bauschig über den Oberarm legten und nur den weißen Hemdärmel hervorschauen ließen. Vorn wurde das Tuch auf der Brust durch eine Nadel oder Spange zusammengesteckt, die Enden wurden von der darüber geknüpften Schürze festgehalten.

Über das Tuch legte man die weite, bis auf die Schultern vorstehende, vielfältige weiße Halskrause, die fröse (Fig. 133 a. f. S.), die mit ihrem blendenden Weiß schön von der sonst bunten oder dunkeln Tracht abstach. Sie ist bei Wohlhabenden mit guten Spitzen versehen.

Der Weiberock, bei dem die rote Farbe unten mit grünem Besätze vorherrschte und der die Füße frei ließ, hieß sölenrock. Der Schluß des Rockes, welcher zugehaßt wurde, heißt die glitze. Eine verächtliche Redensart der Weiber

war: dik nê m ik unnern rock un lâte dik ût'r glitze kiken. Falten (fôlen oder fitzeln) waren aber nur hinten und an den Seiten des Weiberrockes vorhanden; vorn war der Rock glatt, weil da die Schürze ihn verdeckte. Zur Herstellung dieser ungemein haltbaren und schönen Röcke gebrauchte man erstens die Wolle von abgelegten Strumpfsöden und zweitens „swingehê'e“, die beim Flachschwingen erhaltene Heede. Beides wurde zu einem sehr dauerhaften Garne versponnen, das die pümpellöppe lieferte, welche nur 5 bind aufs lop (= 500 mal der Haspelumfang) enthielten. Ich habe auch rote Röcke aus ganz feingewebtem Tuch gesehen. Der Rock hing an hosen trägerartigen Gurten über den Schultern, da er einen Schluß über den Hüften nicht besaß. Neben den

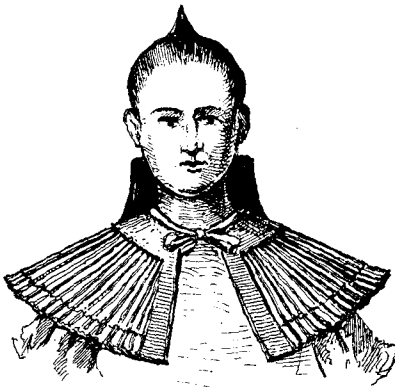
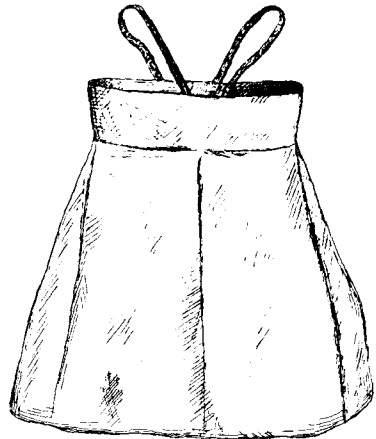


Fig. 133. Die frêse.

Fig. 134. Frauenhemd alter Art.  
Städt. Museum.

roten wurden von älteren Frauen auch schwarze getragen, auch kamen grüne, unten schwarz besetzte vor und in den Büttels rot-grün gestreifte, unten mit breitem, schwarzem Besätze.

Die Schürze deckte den vorderen Teil und die Seiten des Rockes. Sie war je nach dem Gebrauche aus geringerem oder kostbarerem Stoffe, bei älteren Frauen oft dunkel; beim Kirchgange und bei Festen aus geblütem Seidenstoffe. Auch an ihr wurde Luxus entfaltet, durch die besonders schön, ähnlich den Tüchern, gestickten, vorn herabfallenden Schürzenbänder aus Seide oder Sammet oft mit schöner Stickerei in Gold und Silber.

Das Weiberhemd älterer Art (Fig. 134) aus selbstgesponnener Leinwand hatte einen besonderen, aus der Abbildung ersichtlichen Schnitt und wurde mit Bändern über den Achseln getragen.

Die Strümpfe, welche in vorn ausgeschnittenen, schnallenbesetzten Leder-  
schuhen steckten, waren weiße oder blaue, „selbstgeknüttete“ Zwickelstrümpfe aus Wolle (Fig. 135). Die blauen vorn mit weißer Fußspitze. An der Grenze unseres Landes, in Anderbeck (Kreis Oschersleben), hatte die Farbe der Strümpfe Beziehung zu den Menjes bei dem weiblichen Geschlechte. Sie war schwarz während derselben, sonst blau. (Mitteilung des Herrn Rimpau in Anderbeck.)

Von den langen Handschuhen (hanschen) aus Leder ist oben die Rede gewesen. Man strickte aber auch solche aus Wolle und stückte auf den Hand-

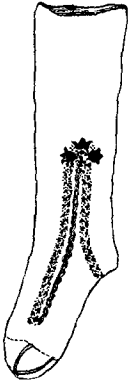


Fig. 135.  
Zwickelstrumpf, blau mit eingestickter  
weißer Verzierung. Städt. Museum.

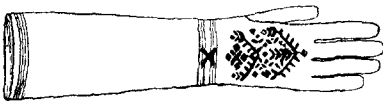


Fig. 136.  
Wollener gestrickter Handschuh, grün, mit  
farbiger Seide gestickt. Städt. Museum.

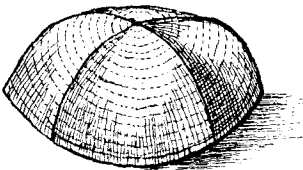


Fig. 138.  
Dips oder peckel aus Bortfeld.  
Städt. Museum.



Fig. 137.  
Abendmahlstracht aus Eischott, von hinten gesehen.  
Figur im Städt. Museum.

rücken einige hunte Verzierungen in Rot, Gelb und Blau ein (Fig. 136). Von ganz besonderer Art waren die Pelzhandschuhe oder man kann sagen, Pelzhalf-ärmel, die pelismauen, welche man zum Staate im Sommer wie im Winter

trug. Sie waren aus weißen Kaninchenfellen, hermelinartig mit schwarzen Tupfen besetzt, ließen die Handflächen frei, reichten bis fast zum Ellbogen und waren am Handgelenk mit bunten langen Seidenbändern zugebunden. Die Braut auf dem Hochzeitsbilde (Tafel XI) trägt diese pelsmauen. (Mhd. mouwe, Ärmel.)

Im Winter trug man über dem ganzen Anzug einen weiten, lang herabgehenden Kragenmantel, die hoike oder heike.

Die Abendmahlstracht der Frauen dürfte besonders zu erwähnen sein. Sie bestand (Gegend von Jerxheim u.) aus einem schwarzen Wandrocke und schwarzem Nieder, weißer Schürze und ebensolchem Tuch, dazu die bendumtse. Bei älteren und ärmeren Frauen waren Schürze und Tuch schlicht, bei wohlhabenderen mit kunstvoller Weißstickerei versehen. Abgebildet ist hier (Fig. 137 a. v. S.) eine im Städtischen Museum befindliche Abendmahlstracht aus Gischott, die jedoch nicht ganz aus diesem Dorfe stammt und in einzelnen Stücken aus anderen Dörfern ergänzt ist. Sie besteht in einer schwarzen Sammetmütze mit 14 cm breiter Plissékrause aus Mull, hinten mit schwarzen Atlasbandstreifen, weißer fräse, weißem Molltuch und ebensolcher Schürze, beides mit reicher weißer Handstickerei. Schwarz sind der Faltenrock und das Ärmelwams (um 1840).

Auch die Männertracht wechselte in Einzelheiten von Gegend zu Gegend, zeigte aber, daß sie der städtischen Tracht des 18. Jahrhunderts entsprossen war und zum niedersächsischen Trachttypus gehörte. Allgemein kennzeichnend war der lange weiße, mit zahlreichen, thalergroßen Metallknöpfen besetzte leinene Kittel, entweder hinten völlig geschlossen (wie z. B. in Bortfeld) oder mit langem, bis zur Taille (wofür unser Bauer knép sagt) durchgehendem Schliß, wo dann an der Stelle, wo man sonst unnütze Knöpfe am Rocke anbringt, ein rot aufgenähtes M sich befand (Rautheim, Gremlingen, Klein-Schöppenstedt u.). Bald hatte der Kittel einen kleinen Stehkragen, bald war er ohne solchen, bald war er ringsum rot eingefast, bald war er ohne Einfassung, bald hatte er Taschen aufgesetzt, bald nicht. Stets aber war er mit rotem Fries gefüttert. An die Stelle des weißen Kittels trat in einigen Gegenden der schwarze oder dunkelblaue, aber auch rot gefütterte, namentlich in den Dörfern nördlich von der Stadt Braunschweig und nach Gifhorn zu. Auch Sonntags legte man, selbst da, wo der weiße Kittel herrschte, schwarze Kirchenröcke von demselben Schnitt an.

Die vielen Metallknöpfe waren bei Wohlhabenderen von Silber, bei Ärmern von Messing, Blei oder Knochen. Sie wurden auf eine sehr praktische Art an den Stoff (auch bei den Jacken der Frauen) befestigt. Die Knöpfe wurden nämlich nicht angenäht, sondern die Öhre derselben durch den Stoff gesteckt, und dann wurde ein langer, dünner Lederriemen an der inneren Seite des Kleidungsstückes durch die Reihe der Öhre gezogen.

Erst seit 1848 und seit die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, beginnt der Bart beim Bauern sich bemerkbar zu machen. Bis dahin ging alles glatt rasiert. Das Haar war in der Mitte gescheitelt und gerade von Ohr zu Ohr





Vorkfelder Bauer.  
Statuette von Aug. Kühne.



abgeschnitten oder man trug auch, noch bis 1830, halbrunde Messingkämme, mit denen die Haare von der Stirn aus zurückgestrichen wurden.

Ich bringe hier (Tafel IX) die Abbildung eines Vortsfelder Bauern, nach einer Statuette, die von dem Bildhauer August Kühne herrührt, welcher 1845 in Königslutter geboren war und 1895 als Professor am österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien starb. Die Statuette befindet sich im Privatbesitz zu Wien und ist hier farbig, nach den im Städtischen Museum vorhandenen Vortsfelder Kleidungsstücken, wiedergegeben. Der Bauer trägt den schwarzen breitkrämpigen Filzhut (Dreispiß, dreitimpenhaut, wenn er auch nicht aufgeträmpft ist), dessen Rand durch Stränge am runden Kopfteile festgehalten wird. Darunter ein abgestepptes Käppchen, dips oder peckel genannt (Fig. 138 a. S. 277). Der lange weiße Zwillichtittel ist in Vierschacht oder Viertamm gewoben, d. h. mit vier Tritt und vier Kamm. Er reicht bis auf die halbe Wade, ist ohne Kragen, mit vielen Messingknöpfen besetzt und mit rotem Fries gefüttert. Unter dem Kittel deckt den Oberkörper das rote „Brusttuch“. Den Hals umgiebt ein schwarzes Seidentuch, über das der weiße Hemdkragen hervorsteht. Man trug diese Halstücher auch höher und dicker; Dorfstuger sogar zwei übereinander. Die fernere Bekleidung machen ein paar gelblederne Kniehosen (büxen) aus, blaue Strümpfe und derbe Schuhe mit Silberschnallen. Ist das Wetter sehr rauh, dann reicht der Kittel nicht mehr und über denselben wird dann der lange graue bälwänner (Weidertwänder) geworfen, halb aus dickem Wollgarn, halb aus Leinwandfäden gewoben<sup>1)</sup>. Dazu kamen im Winter schwarze Wollhandschuhe und statt der Strümpfe hohe Stiefeln.

Bei der Arbeit wurde oft der blaue, drellene krüpkittel, kurzweg krüper genannt, getragen, der nur ein Halsloch besaß, in welches man mit dem Kopfe hineinkroch, daher der Name.

Ein sehr wesentliches und kennzeichnendes Kleidungsstück der Vortsfelder Bauern ist das hostdauk (Brusttuch) älterer Art. Es ist ein weites Unterkleid aus rotem Tuch oder Fries in der Form eines kurzen Hemdes, das bis auf den halben Unterleib reicht und hinten und vorn geschlossen ist; für den rechten Arm ist ein Loch zum Durchstecken vorhanden, an der linken Seite ist das hostdauk aufgeschlitzt; hier wird es mit Knöpfen oder Bändern geschlossen. Um den weit ausgeschnittenen Hals zieht sich grüner Bandbesatz, der auch vorn angebracht ist (Fig. 139 a. f. S.). Die lederne Hose wurde über das hostdauk gezogen, das baufsig darüber herabhing. Abweichend von allen westenartigen Kleidungsstücken, die vorn mit Knöpfen geschlossen sind, ist der seitliche Schluß dieses Unterkleides, das auf höheres Alter, als die übrigen Kleidungsstücke der Männer deutet und (soviel ich beobachtete) ähnlich nur noch und gleichfalls von roter Farbe im südlichen Baden und im Zillertale vorkommt.

<sup>1)</sup> Die balwand, Weilewand oder Weiderwand, bekam ihre dunkelbraune Farbe dadurch, daß man das Gewebe in sogenannten modderkälén färbte, welche Torfbrei enthielten.

Der weiße Kittel kam früher auch bei Knaben vor. Im allgemeinen aber trugen die Burschen in der Taille sehr kurze Jacken aus Tuch, Sammetmanchester, Leinwand, oft sehr bunt geblümt und selbst gestickt, mit vielen Knöpfen aus Metall oder Glasflüssen besetzt (Fig. 140). Im Winter mit Ärmeln, im Sommer ärmellos, so daß die weißen Hemdsärmel frei hervortraten. Bei ihnen waren auch die roten, braunen, grünen, runden Sammetmützen mit Goldschnüren, Quasten und Otterfellbesatz beliebt (Fig. 141). Man nannte sie brägenmützen. Ganz schwarz, in beiderwandenigen Jacken und Hosen, trugen sich die Knechte im Hasenwinkel. In Helmstedt, wo sie auf eigenen jungen Pferden, die einen Teil ihres Lohnes ausmachten, zum Martinimarkt erschienen, nannte man sie swarte jungens.

Der Schmuck, den unsere Bauernfrauen trugen, war ein sehr mannigfaltiger und bestand aus Ohrringen, Halsketten, Fingerringen, Brustschnallen, die sämtlich

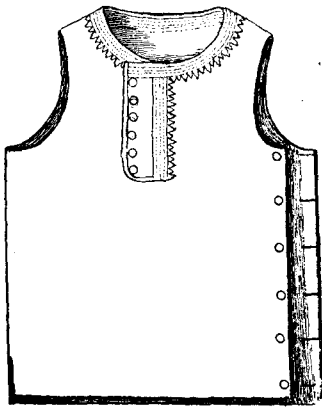


Fig. 139. Bostdauk aus Vortfeld.  
Rotes Tuch, grüner Besatz.  
Städt. Museum.

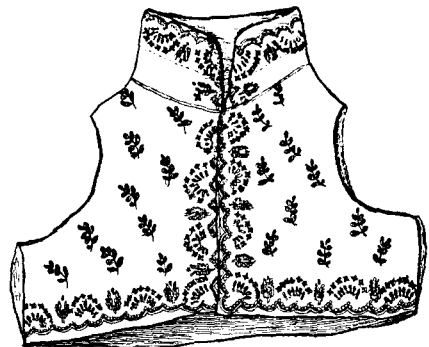


Fig. 140. Knabenwams.  
Blaue Leinwand, weiße Stickerei.  
Sammlung Basel.

in den Städten für den besondern Geschmack der Landbevölkerung meistens unter Anlehnung an ältere Muster gearbeitet wurden. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein hatten die Braunschweiger Goldschmiede Abteilungen in ihren Schaufenstern und Läden, welche Waren enthielten, die für den besondern Geschmack der Bauern berechnet waren. Heute ist der alte Bauernschmuck so gut wie die ländliche Kleidung verschwunden; er findet sich nur noch hier und da in den Truhen und in den Museen. Besonders beliebt waren die massigen Halsketten aus dunkelfarbigem Bernstein, dessen „Perlen“ oft Stücke von Hühnereigröße zeigten, die bis  $1\frac{1}{2}$  Pfund wogen, und sich vielfach erhalten haben. (Fig. 142.) Man nannte sie „krälen“ (Korallen). Als Halsschmuck beliebt waren auch die sogenannten Mondsteinperlen oder Magdalenenthänen (aus Fasergips?). Die noch vorhandenen Fingerringe, von Männern und Frauen getragen, deuten auf kräftige Finger hin. Eine Anzahl von den Dörfern aus der Umgegend der Stadt Braunschweig besitzt das Städtische Museum. Alle sind

aus Silber, in freier Handarbeit getrieben, gefügt und gelötet, mit Mittelstücken aus Glasfluß oder Hirschzähnen (Fig. 151 u. 152). Die Ornamente sind aufgelötet. Bei einem Exemplare finden sich als Anhängsel zwei kleine Schüsselchen zu Seiten des Mittelstückes, die wohl symbolische Bedeutung hatten. Aller dieser



Fig. 141. Braunschweiger Bauernbursche.  
Aus C. Duller, Das deutsche Volk 1845.



Fig. 142. krälen aus Bernstein.  
Städt. Museum.



Fig. 143. Silberner Ohrring.  
Natürl. Größe. Vaterländ.  
Museum.

Schmuck stammt aus der Zeit von etwa 1750 bis 1850. Im allgemeinen trugen die Männer keinen Schmuck; doch waren bei ihnen silberne Filigrantnöpfe zum Zusammenhalten des Hemdes am Halse im Gebrauche und silberne Schuhschnallen.

Die sämtlichen hier (Fig. 144 bis 152) abgebildeten Bauernschmuckstücke sind im Besitze des Städtischen Museums mit Ausnahme des Ohrringes (Fig. 143).

Der weiße Kittel kam früher auch bei Knaben vor. Im allgemeinen aber trugen die Burschen in der Taille sehr kurze Jacken aus Tuch, Sammetmanchester, Leinwand, oft sehr bunt geblümt und selbst gestickt, mit vielen Knöpfen aus Metall oder Glasflüssen besetzt (Fig. 140). Im Winter mit Ärmeln, im Sommer ärmellos, so daß die weißen Hemdsärmel frei hervortraten. Bei ihnen waren auch die roten, braunen, grünen, runden Sammetmützen mit Goldschnüren, Quasten und Otterfellbesatz beliebt (Fig. 141). Man nannte sie brägenmützen. Ganz schwarz, in beiderwandenigen Jacken und Hosen, trugen sich die Knechte im Hasenwinkel. In Helmstedt, wo sie auf eigenen jungen Pferden, die einen Teil ihres Lohnes ausmachten, zum Martinimarkt erschienen, nannte man sie swarte jungens.

Der Schmuck, den unsere Bauernfrauen trugen, war ein sehr mannigfaltiger und bestand aus Ohrringen, Halsketten, Fingerringen, Brustschnallen, die sämtlich

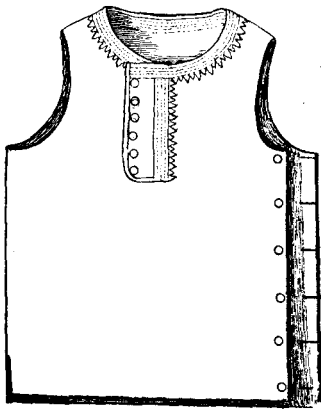


Fig. 139. Bostdauk aus Bortfeld.  
Rotes Tuch, grüner Besatz.  
Stadt. Museum.

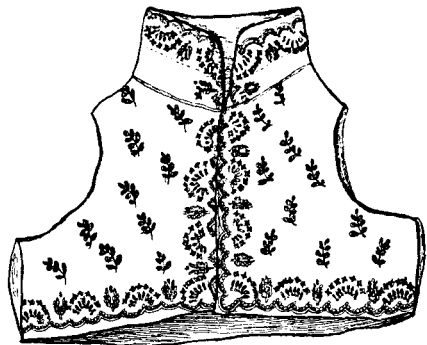


Fig. 140. Knabenwams.  
Blaue Leinwand, weiße Stickerei.  
Sammlung Basel.

in den Städten für den besondern Geschmack der Landbevölkerung meistens unter Anlehnung an ältere Muster gearbeitet wurden. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein hatten die Braunschweiger Goldschmiede Abteilungen in ihren Schaufenstern und Läden, welche Waren enthielten, die für den besondern Geschmack der Bauern berechnet waren. Heute ist der alte Bauernschmuck so gut wie die ländliche Kleidung verschwunden; er findet sich nur noch hier und da in den Truhen und in den Museen. Besonders beliebt waren die massigen Halsketten aus dunkelfarbigem Bernstein, dessen „Perlen“ oft Stücke von Hühnereigröße zeigten, die bis  $1\frac{1}{2}$  Pfund wogen, und sich vielfach erhalten haben. (Fig. 142.) Man nannte sie „krälen“ (Korallen). Als Halschmuck beliebt waren auch die sogenannten Mondsteinperlen oder Magdalenenthänen (aus Gips?). Die noch vorhandenen Fingerringe, von Männern und Frauen getragen, deuten auf kräftige Finger hin. Eine Anzahl von den Dörfern aus der Umgegend der Stadt Braunschweig besitzt das Städtische Museum. Alle sind

aus Silber, in freier Handarbeit getrieben, gesägt und gelötet, mit Mittelstücken aus Glasfluß oder Hirschzähnen (Fig. 151 u. 152). Die Ornamente sind aufgelötet. Bei einem Exemplare finden sich als Anhängsel zwei kleine Schüsseln zu Seiten des Mittelstückes, die wohl symbolische Bedeutung hatten. Aller dieser



Fig. 141. Braunschweiger Bauernbursche.  
Aus E. Duller, Das deutsche Volk 1845.



Fig. 142. krälen aus Bernstein.  
Städt. Museum.



Fig. 143. Silberner Ohrring.  
Natürl. Größe. Vaterländ.  
Museum.

Schmuck stammt aus der Zeit von etwa 1750 bis 1850. Im allgemeinen trugen die Männer keinen Schmuck; doch waren bei ihnen silberne Filigranknöpfe zum Zusammenhalten des Hemdes am Halse im Gebrauche und silberne Schuhschnallen.

Die sämtlichen hier (Fig. 144 bis 152) abgebildeten Bauernschmuckstücke sind im Besitze des Städtischen Museums mit Ausnahme des Ohrringes (Fig. 143).



Fig. 144.

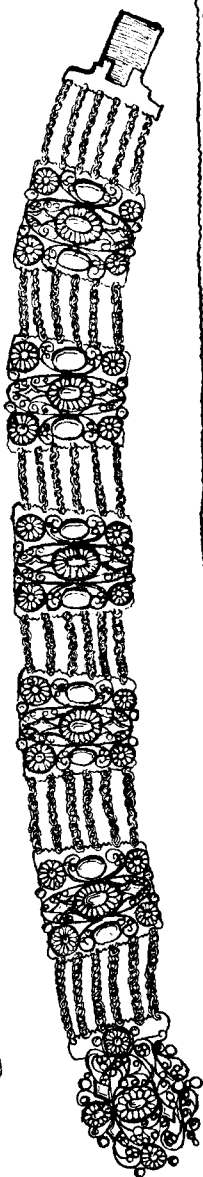


Fig. 145.

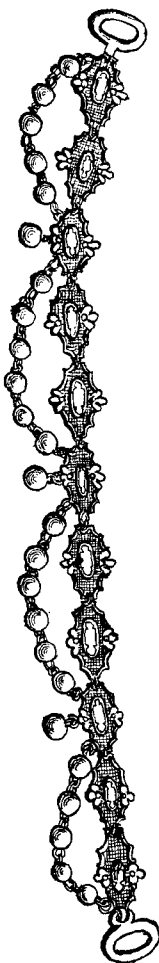


Fig. 146.



Fig. 147.

Fig. 144 bis 147. Braunschweiger Bauernschmuck.

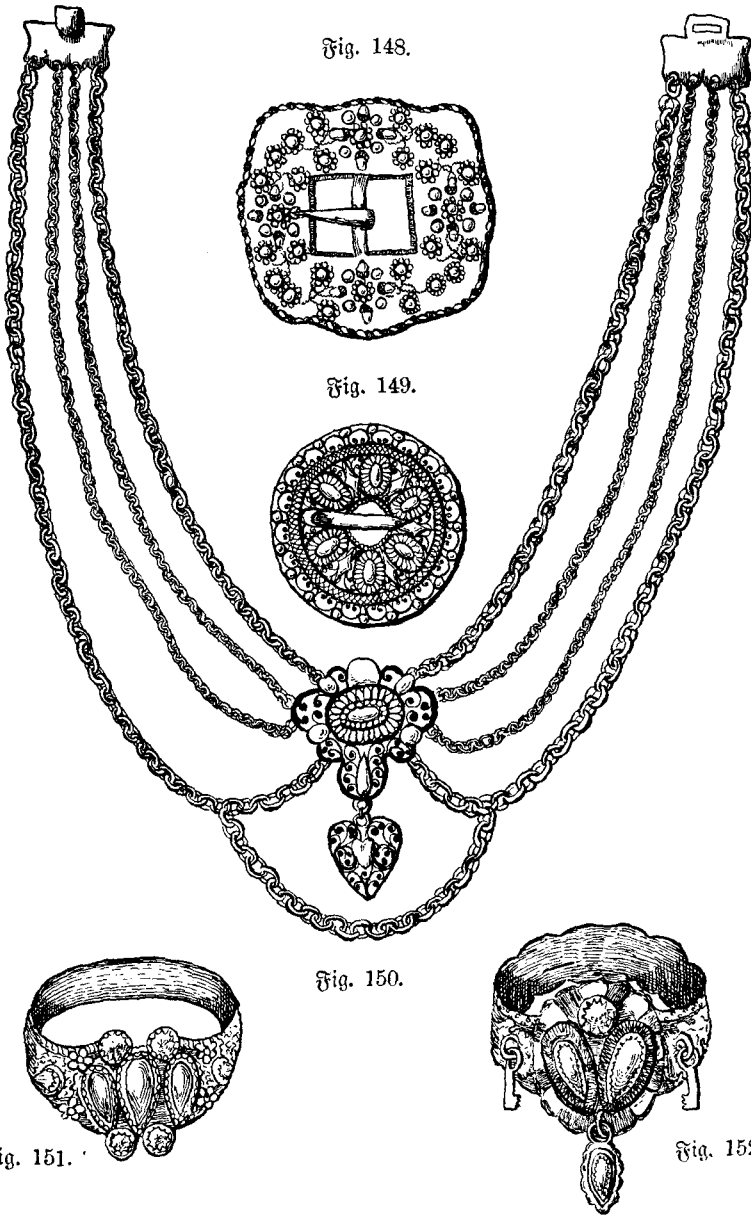


Fig. 148 bis 152. Braunschweiger Bauernschmuck.

Von alten Ohrringen, die zum echten Bauernschmuck gehörten, ist mir nur ein Paar bekannt geworden. Es zeigt oben eine 3 cm lange silberne „Bohne“ mit wenigen Verzierungen, daran hängend ein länglicher roter Glasfluß in Silber gefaßt (Fig. 143). Aus Gebhardshagen.

Fig. 144. Schwarzer Sammetgürtel mit silbernem Filigranschloß: Reich mit Goldstickerei und aufgelegten Goldplättchen verziert. 61 cm lang; nur ein Teil ist abgebildet. Anfang des 19. Jahrhunderts. Wurde um die Taille über dem Schürzenschluß getragen.

Fig. 145. Halskette aus Silber, einzelne Teile vergoldet. Besteht aus fünf Gliedern, die je durch fünf Ketten verbunden sind. Filigranschloß. 40 cm lang, 4 cm breit.

Fig. 146. Silberner, vergoldeter Halschmuck, gute Arbeit aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, bestehend aus elf ciselierten Gliedern, welche eingefasste rote Glasflüsse tragen. Daran vier Kugelfestons. 33 cm lang. Aus Volkmarode.

Fig. 147. „Bohnenschmuck“, der besonders beliebt war. Es ist eine Halskette aus getriebenen, gewölbten Gliedern von Silberblech, die etwa walnußgroß sind. Aus Olper.

Fig. 148. Schnalle, wahrscheinlich Männerchußschnalle, aus getriebenem Silber, nach Art des Bohnenschmucks. 9 cm breit.

Fig. 149. Brosche aus Silber, Filigranarbeit, teilweise vergoldet. Diente zum Feststeden des übergeschlagenen dreieckigen Tuches vor der Brust.

Fig. 150. Silberner Halschmuck, das Mittelstück aus Filigranarbeit mit rotem Glasfluß, darunter ein Filigranherz. Vom Mittelstück gehen zwei dünnere und zwei stärkere Ketten zum Schloß. Um 1800. Aus Drütte.



# Geburt, Hochzeit und Tod.

## Geburt und Taufe. Das Kind.

Es ist heute im ganzen wenig Eigentümliches im Volksleben übrig geblieben, was sich auf Geburt und Taufe bezieht, während einzelne Überbleibsel erkennen lassen, daß früher die Sitten bei der Taufe reicher gestaltet waren und namentlich die Taufschmausereien eine weit größere Rolle spielten. Vorhanden ist noch mancherlei Aberglauben, der sich auf die Schwangerschaft und Taufe bezieht.

Während der Schwangerschaft darf eine Frau nichts ansehen, worüber sie erschrecken könnte, denn das schadet der Leibesfrucht. Ist das doch geschehen, dann muß sie so lange auf den gefürchteten Gegenstand schauen, „bis das Zittern wieder aus den Knochen ist“.

Erschrickt die Schwangere vor einer Maus, so bekommt das Kind einen „Mausfleck“; vor einem Hasen, so bekommt es eine Hasenscharte. Verbrennt sich die Schwangere, so bekommt ihr Kind ein Feuermaal. Ebenso wenn sie einen Brand mit ansieht. Läßt sie sich einen Zahn ausziehen, so bekommt ihr Kind keine Zähne. Während der Schwangerschaft muß sie die Zahnschmerzen ertragen; sie darf sich die Nägel nicht schneiden, sondern muß sie abbeißen — weil sie sonst ein totes Kind gebiert. Das Haar darf sie nur bei zunehmendem Monde schneiden, weil sonst ihr Kind ein Kahlkopf wird; sie darf nie kaltes Wasser trinken, sonst bekommt das Kind einen Wasserkopf. Tritt die Schwangere über eine Wagenfette, so wird ihr Kind, falls ein Sohn, ein Säufer, falls ein Mädchen, lieberlich (Eitzum). Der Glaube, daß eine Schwangere sich „versehen“ könnte, ist allgemein.

Eine Schwangere darf nicht durch ein Schlüßelloch sehen, sonst lernt das Kind schielen oder es wird neugierig. Auch darf sie nicht unter einer Waschleine durchgehen, sonst schlingt sich die Nabelschnur um den Hals ihrer Leibesfrucht; ebenso wenig darf sie sich ärgern, sonst wird das Kind ein Schreihals; vor dem offenen Brotschrank darf sie nicht essen, sonst leidet ihr Kind später viel an Heißhunger. Nächt eine Schwangere, so darf sie den Zwirn (wie das gewöhnlich geschieht) sich nicht um den Hals hängen, sonst wird sich das Kind, das sie gebiert, später erhängen. Leidet die Schwangere viel an Sörbrand, so gebiert sie ein Kind mit langen Haaren.

Auch moralische Eigenschaften können zur Zeit der Schwangerschaft auf die Leibesfrucht übertragen werden. Man erklärt den Hang der Kinder zum Stehlen damit, daß die Mutter des oder der Betreffenden während der Schwangerschaft gestohlen hat.

Wenn eine Schwangere wörens up nîrig is, d. h. besondere Gelüste nach Speisen hat, so muß man diese Begierde erfüllen. Auf die Schwangerschaft hat folgendes Sprichwort Bezug:

Friet de frû ok noch sau rike,  
Se geit doch mit'r kau in't like.

D. h. sie geht neun Monate schwanger, gleich dieser und muß Geburtsschmerzen ertragen. Steht die Entbindung nahe bevor, so sagt man: de balke bricket balle! (Gegend von Königsutter.)

Gebiert eine Frau bei zunehmendem Monde, so wird sie noch mehr Kinder bekommen; findet aber die Geburt bei abnehmendem Monde statt, so erfolgt keine weitere.

Um die Mutter vor Nachwehen zu schützen, legt man ihr die Hose des Mannes auf den Leib, so daß der Schliß auf dem Nabel liegt.

Eine Hebamme (Bademutter, bademoime früher, scherzweise „Mutter Greif“) soll stets Kreuzdorn bei sich führen, denn wenn die Geburt nicht leicht von statten gehen will, muß sie zur Beförderung derselben vor der betreffenden Stelle dreimal mit dem Kreuzdorn ein Kreuz schlagen. Wird jetzt noch viel angewandt. Der vom Kinde abfallende Rest der Nabelschnur wird verbrannt.

Der Storch bringt die Kinder aus Teichen und beißt die Mutter dabei ins Bein, die nun krank zu Bette liegt. Wird der Kinderseggen zu reich, so ruft man dem Störche zu:

Heilebart, du langbein,  
Lat dik nu nich wedder sein!

Die kleinen Stadtbraunschweiger stammen aus dem Gödebrunnen (Jugendbrunnen), der im Osten der Stadt liegt<sup>1)</sup>. Den bereits vorhandenen Kindern bringt das Neugeborene eine Tute mit Zuckerwerk, daher der Spruch:

Gottlow un dank, mine mudder is krank,  
Nu krigt wi en lütjen brauder.

In den ersten 24 Stunden nach der Geburt darf das Kind nicht bei der Mutter liegen, sôs kann de mudder (nämlich die Gebärmutter) nich te gûe wêren un well dat kind wedder hebbben. Die Gebärmutter soll dann an der Leibesseite der Frau „wie eine große Maus“ mit Krallen fassen, die Gebärmutter ist ein selbständiges Geschöpf mit eigenem Willen.

Der Zusammenhang zwischen Mutter und Kind ist innig. Sind beide voneinander entfernt und de melk schütt tau bei der Mutter, so weint der von ihr entfernte Säugling.

Die Entbindungen bei der ländlichen Bevölkerung fanden noch im vorigen Jahrhundert und bis in das laufende hinein auf dem merkwürdigen Gebär=

<sup>1)</sup> Weit verbreiteter Glaube, daß die Kinder aus Teichen, Brunnen, Sümpfen stammen! Eine Zusammenstellung der verschiedenen Örtlichkeiten giebt D. Schall in der Zeitschrift „Am Urquell“ IV, S. 224. In Schöningen kommen die Kinder aus dem Regenborn. Über die verschiedenen Gödebrunnen (ursprünglich joghetborn, 1661 Jördbrunnen) bei der Stadt Braunschweig vergleiche (Sack) Altertümer der Stadt Braunschweig, 1841, S. 14.

stühle statt. In der Stadt Braunschweig ist er im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts noch oft angewendet worden. Dieses „Foltergerüst“, wie ältere Ärzte es genannt haben, das nun außer Gebrauch ist, war schon den alten Griechen und Römern bekannt und wurde durch arabische Ärzte den europäischen Völkern übermittelt, die ihm eine hohe Wichtigkeit beimaßen, so daß allerlei Verbesserungen und Veränderungen daran angebracht wurden, bis man über 30 verschiedene Arten kannte. In der Levante, Syrien, Ägypten, China und Japan ist der Gebärstuhl noch im Gebrauche, in Deutschland aber wohl ganz verschwunden<sup>1)</sup>. Ein solcher Stuhl, welcher je nach Bedarf verliehen wurde und Gemeinde-eigentum war, hat sich noch 1895 in der Kirche in Engelnstedt gefunden und ist von da in das Vaterländische Museum in Braunschweig gelangt. Ein anderes hier (Fig. 153) abgebildetes Exemplar fand ich oben im Turme der Kirche zu Beienrode, von wo es für fünf Mark in den Besitz des Städtischen Museums gelangte. Die beiden Handhaben an den Lehnen faßte die Kreißende, während sie ihre Füße gegen die beiden verstellbaren Schemel stemmte. Im Sitze der Ausschnitt, durch den das Kind zur Welt befördert wurde.

Die Zahl der Kinder, die in einer Ehe geboren werden, kann man durch das Wegblattrafel erfahren. Durchreißt man das Blatt nahe am Stiele, so treten die „Blattnerben“ hervor und die Zahl derselben deutet die Anzahl der zu erwartenden Kinder an. — Sizen die Haseln dicht voll Nüsse, dann giebt's in demselben Jahre auch viele Kinder.

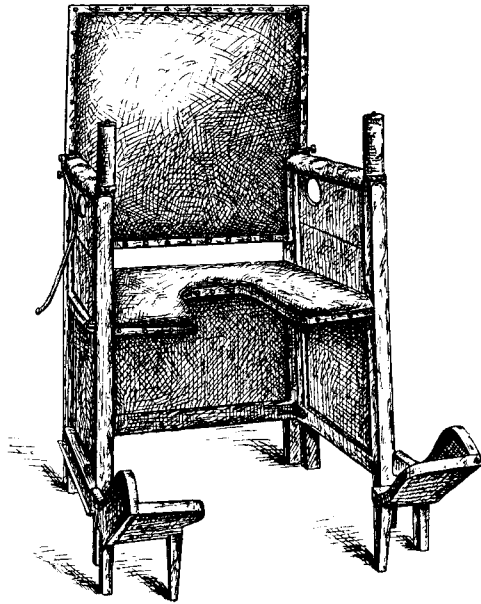


Fig. 153.  
Gebärstuhl aus Beienrode. Städt. Museum.

Zunächst wird bei dem Neugeborenen nach dem Geschlechte geforscht. Ist's ein Mädchen, so heißt es gleich: der Vater muß eine Blasenwurst geben, bei einem Jungen aber ist eine Schlackwurst zu stiften. In Vortfeld und anderen Dörfern wird bei der Geburt eines Mädchens eine Blasenwurst, bei der eines Knaben aber sofort eine pipwost auf den Tisch gesetzt; letztere Wurst hat als Hülle den Magen, an welchem noch ein röhrenförmiges Ende, pipe, sitzt, womit auf das Geschlecht angespielt ist. Als einst dort ein Vater bei der Geburt eines Mädchens eine pipwost stifdete und er von der Hebamme auf das Versehen aufmerksam gemacht wurde, antwortete er: Dat let sik repareiren und

<sup>1)</sup> Bloß, Das Weib. Dritte Auflage von M. Bartels II, S. 161.

schnitt die pipe von der Wurst ab. Das Neugeborene wird unter dicke Kissen in die Wiege gelegt und muß schweigen, denn: et kummet út'n annern lanne und muß sich erst an diese Welt gewöhnen (Gizum). Über die Hausschwelle trägt man in den ersten acht Tagen nach der Geburt das Kind auch nicht heraus, damit es kein Landstreicher wird. Hat das Kind irgend ein Mal, ein Zeichen am Körper, so muß dessen Ursache klargestellt werden. Die Mutter weiß dann, daß sie während der Schwangerschaft sich an der korrespondierenden Körperstelle gestoßen hat oder sie hat sich „versehen“.

Dann wird nach der Ader zwischen den Augen gesehen; tritt diese quer über der Nase stark als blauer Streifen hervor, so heißt das „Kirchhof“ und man glaubt, das Kind lebe nicht lange (allgemein). Gähnt ein neugeborenes Kind zum erstenmal, so fährt nach Ansicht der Wärterinnen und Hebammen (auch in der Stadt Braunschweig) der Teufel aus ihm aus. Damit der Teufel nicht wieder hineinfahren könne, machen jene das Zeichen des Kreuzes vor dem Munde des Kindes. Vor der Taufe eines Kindes muß immer jemand bei dessen Wiege wachen, damit es nicht vertauscht werde <sup>1)</sup>.

Von Freunden, Nachbarn und Gevattern erhält die Wöchnerin die Wochen-suppe, allerlei gute Speisen, gesendet. In einigen Dörfern am Drömling und bei Borsfelde ist es noch Sitte, daß etwa acht Tage nach der Geburt die Familie ein Wursteffen im engsten Kreise abhält. Das nennt man kinnsfäutjen-vertëren.

Fliegt der Storch übers Haus, während die Wöchnerin noch im Bette liegt, so giebt es übers Jahr wiederum Taufe.

Das neugeborene Kind darf, bis es getauft ist, von keinem Kinde geküßt werden, das noch nicht sprechen kann, sonst lernt es selbst nie sprechen und bleibt stumm. Während das Kind getauft wird, muß in der Wiege desselben ein Gesangbuch liegen; dann wird es klug und fromm.

Nachdem die Wöchnerin genesen, ist ihr erster Gang zur Kirche. Sollte sie aber durch irgend welche Umstände veranlaßt werden, zuvor einen anderen Gang zu machen, was ihr schaden würde, so klopft sie dreimal an die verschlossene Kirchenthür; dann schadet der Gang nicht. Hat die Mutter den ersten Kirchengang gemacht, so schlägt sie, heimgekehrt, den Hauptgesang auf und legt dem Kinde das aufgeschlagene Gesangbuch unter das Kopfkissen. Dann wird es fromm und glücklich.

Von großer Wichtigkeit ist die Wahl der Gevattern (gewöhnlich drei Männer und drei Frauen; doch steht diese Regel nicht fest). Von ihnen sagt man: vadder wëren is ne ère vor'n lüen, awer ne schanne in'n geldbü'el. Man fürchtet sich also vor den Ausgaben und damit stimmt ein anderes Sprichwort überein: wenn't kind edofft is, willt alle lüe vadder stân. Im übrigen ist der Pate stolz auf das, was er dem Täufling in ein Tuch eingeknotet (daher vaddern-knutten) schenkte, wie das der Vers ausdrückt:

<sup>1)</sup> Braunschweiger Anzeigen 1760, S. 1391.

Tafel X.



Gevattern in Riddagshausen. Um 1840.  
Gezeichnet von Karl Schröder.



Wat ik as vadder dik verêre,  
Dat wære un mère!

Die Gevatterbriefe (bottervögel genannt) sind sehr formell gehalten, früher wie jetzt, wo sie allerdings ziemlich aus der Mode gekommen sind. Man wendete bei ihnen immer die hochdeutsche Sprache an und ließ sie meistens durch den Schulmeister schreiben. Hier ein Beispiel.

„Dem ehr- und achtbaren Junggesellen Hennig Wunderling. Ehr- und achtbarer Junggeselle, besonders lieber Freund und Gevatter. Montag morgen um 5 Uhr ist meine Frau, geborene Bunsen, mit Hülfe Gottes von einem Sohn glücklich entbunden worden. Weil wir nun willens sind, den Donnerstag Mittag um 12 Uhr dieses Kind taufen zu lassen, so bitten wir Euch inständig, um die besagte Zeit Gevatternstelle bei diesem Kinde zu vertreten, und hernach in unserm Hause eine freundschaftliche Mahlzeit vorlieb zu nehmen. — Wir werden diese Gefälligkeit jederzeit dankbarlich erkennen und verspreche ich mich immer zu betragen als Euer aufrichtiger Freund und Gevatter Heinrich Kiege land. Beierstedt, den 21. August 1787.“

Neuere Gevatterbriefe sind gedruckt oder lithographiert und zeigen oben ein Bild, Christus die Kinder zu sich kommen lassend. Ein solcher lautet:

„Der barmherzige Gott hat unser Haus gesegnet und am 5. August 1894 durch die glückliche Geburt einer Tochter erfreut. Wir gedenken unser Kindlein am nächsten Sonntag, 9. September 1894 um  $\frac{3}{4}$  2 Uhr in der hiesigen Kirche zur heiligen Taufe zu bringen und bitten Frau R. A. freundlich, bei dem heiligen Sakramente unser Kind mit Gebet und gutem Bekenntnis zu vertreten, als treuer Taufzeuge ihr ferner Liebe zu schenken und so zu helfen, daß es zu Gottes Ehre und seiner Seligkeit lebe. Mit freundlichem Grusse und der Hoffnung auf Gewährung des erbetenen Liebesbeweises verbleibe ich Fritz Grabenhorst und Frau. Abbenrode, 1. September 1894.“

In den Drömlingsdörfern steckt man die Gevatterbriefe bis zum Taufstage ans Fenster, so daß sie jeder Vorübergehende lesen kann. Das geschieht auch in Schlanstedt (Kreis Oschersleben) zum Zeichen, daß der Betreffende, während der „Brief“ am Fenster steckt, keine weitere Gevatterstelle annimmt. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts herrschte in der Stadt Braunschweig und wohl auch auf dem Lande eine sehr eigentümliche Sitte bei den Einladungen zum Gevatterstehen. Es wurde nämlich ein Teil der Nabelschnur des Kindes mit einem seidenen Bändchen versehen, darauf der Name des Kindes geschrieben und so dem Gevatter als Einladung übergeben, der damit gleichsam einen Teil des Kindes zum Eigentum erhielt, symbolische Andeutung der engen Beziehung zwischen dem Gevatter und seinem Patenkinde <sup>1)</sup>.

In Eikum war es (nach H. Schattenberg) Sitte, daß die Paten die Eltern vor dem Gange zur Kirche mit einem kurzen Spruche begrüßten, welchen der jüngste Pate her sagte:

<sup>1)</sup> Im Nachlasse des Besitzers der Martiniapotheke, Kurt Graberg, welcher oft Gevatter stehen mußte, wurde eine ganze Schachtel voll solcher Nabelschnüre gefunden (Mitteilung des Geh. Rat Prof. Nitsch). Über die Bedeutung der Nabelschnur als Amulet, Heilmittel etc., auch bei Naturvölkern, vergl. Bloß, Das kleine Kind, Stuttgart 1876, S. 40.

Va'er un mudder sin ji darmidde inverstän,  
 Sau willt wi mit den heiden na'r kerke gän.  
 Dat kind will wi nich nemen.  
 Dat könnt ji der kinnermudder gewen.

Standen, bei Vorsfelde, jüngere Burjchen Gebatter, so erhielten sie von ihren vadderschen, den Pate stehenden Mädchen, einen Strauß, von dem drei Ellen Band herabhangen; er wurde für den Kirchgang auf dem linken Rockärmel befestigt. Wenn das Kind getauft war, kamen Strauß und Band an die linke Seite der Mütze. Für diesen Zierat bezahlten die jungen Paten anstatt ihrer Mädchen zwei Gutedroschen an die Hebamme<sup>1)</sup>. Während des Kirchganges zur Taufe darf ein Gebatter unter keiner Bedingung seinen Urin lassen. Wird er doch dazu gedrängt, so muß er wenigstens währenddem einen Handschuh ausziehen, damit he nich in vullen tûge is, sonst wird das Kind ein Bettnäßer. Keinesfalls aber darf er am Taufstage zu Stuhle gehen, da das Kind sonst stets das Bett beschmußen wird. In Eizum durften die Paten sich während des Kirchganges nicht mit weltlichen Gedanken beschäftigen, sie durften nur an Gottes Wort denken, weil sonst das Kind mondsüchtig, oder wie es hieß ein balkenrier (Balkenreiter) oder dâkklemperrâr (Dachfleterer) würde. Alles Vorstellungen, die den Zusammenhang zwischen Gebatter und Patenkind dathun sollen. Die Gevattern halten das Kind bei der Taufe abwechselnd auf den Armen; derjenige, auf dessen Arm während des Altes das Kind weint, hat diesem zu Weihnachten ein neues Kleid zu schenken.

Eine Frau, die guter Hoffnung ist, soll nicht Gebatter stehen, das schadet dem Täufling und ihrer Leibesfrucht, ja, beide können infolgedessen zu Grunde gehen. Dem kann aber vorgebeugt werden, wenn die schwangere Patin zwei Schürzen statt einer während des Taufaktes anzieht.

Der Täufling nimmt geistige Eigenschaften vom Paten an, wie schon das Sprichwort andeutet *de dridde âdere sleit na'n pâen*.

Früher erhielt der Knabe seinen Rufnamen nach dem ältesten Gebatter, das Mädchen nach der ältesten Gebatterin, auch wurde unter den Gevattern wegen des Namens gelost.

Der Täufling wird noch jetzt möglichst schön aufgepußt zur Taufe getragen. Früher war es Sitte, daß einzelne Gemeinden zu diesem Zwecke für die ärmeren Gemeindemitglieder besonders feine Taufanzüge stifteten, welche bei der jedesmaligen Gelegenheit hergeliehen wurden. Ein solcher, sehr schön gearbeiteter Taufanzug aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, den die Gemeinde Hondelage stiftete, befindet sich im Städtischen Museum zu Braunschweig.

Er besteht zunächst aus einem 35 cm langen und 27 cm breiten Steckfissen aus feinstem Leinenbatist mit weißer Handstickerei und Durchbrucharbeit, ist mit roter Seide unterlegt und einer rotseidenen Bandrüsche eingefast. Von der Bekleidung des Täuflings selbst sind (abgesehen von Hemdchen und Windeln) vorhanden Unterärmel aus Leinenbatist mit angefehter Handstickerei und Durchbrucharbeit; ein Kragen bestehend aus einer Krause in Leinen mit angefehter Handstickerei. Das Jäckchen entspricht dem

<sup>1)</sup> Beck in Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1898, S. 436.



Steckbettchen in Stoff und Ausföhrung und ist am Halsausschnitt mit rotseidenem Bände eingekraust; das gleiche gilt von der an beiden Längsseiten mit roter Seide eingefasteten Binde. Dazu gehören noch zwei den Kopf umfassende Mützen, welche in Schnitt und Stoff sich den Mützen nähern, die im vorigen Jahrhundert von den Bäuerinnen getragen wurden. Die eine aus violetterm geblühtem Atlas, ringsum mit rotseidenem Band besetzt und über und über mit silberner Borde benäht, am Hinterkopf mit rotseidenen Bandrossetten geziert und die ganze Mütze mit einer gekrausten Leinenspiße eingefast. Die zweite Mütze ganz ähnlich, aber mit rotem Grunde.

Die Taufe erfolgt auf dem Lande gewöhnlich Sonntags. Die Gebattern halten den Täufling während des Aktes abwechselnd, nach demselben wird er in einigen Gegenden noch um den Altar getragen. Früher mußte die Taufe bei Strafe am sechsten Tage erfolgen <sup>1)</sup>. Der Geistliche wurde für eine Taufe früher meist schlecht bezahlt. In Dibbesdorf z. B. erhielt der Volkmaroder Pfarrer für jede Taufe 8 gute Groschen, von unehelichen Kindern aber „à Stück“ 12 gute Groschen. In Schandelah für ein Kind zu taufen, „einschließlich der Fürbitte, der Danksgiving und des Gebatterbriefes und der Mahlzeit“ 24 Mariengroschen <sup>2)</sup>. Die Sporteln sind nun bei der Geistlichkeit abgelöst. Welche Rolle sie aber spielten und wie der Geistliche sich dabei unter Umständen schlecht stand, ersieht man aus folgenden Versen, welche die Klage eines Pastors zusammenfassen:

Es ist hier keiner konfirmiert,  
Auch kein Einziger kopuliert,  
Gestorben ist auch keins,  
Geboren ist nur eins —  
Und das gehöret mir,  
Da krieg' ich auch nichts für!

Bei der Taufe unehelicher Kinder mußte die Mutter früher buchstäblich in Sad und Asche trauern; sie erschien in einem weißen Laken in der Kirche und mit Asche auf dem Haupte (Mitteilung aus Kl. Schöppensfeldt).

Auf dem Wege zur Kirche wird das Kind von der Hebamme getragen, sie oder die jüngste Gebatterin trägt es auch wieder nach vollzogener Taufe zurück. Das von Schröder um 1840 in Riddagshausen gezeichnete Bild Tafel X zeigt den Kirchgang der Gebattern. Die Patinnen tragen nicht ihre gewöhnlichen Bandmützen, sondern schon die (für spätere Zeit angeschafften) Brautkronen (siehe unten). Hebamme oder jüngste Gebatterin müssen bei dem Wege aus der Kirche schnell gehen, damit das Neugeborene gut laufen lernt. Zurückgekehrt ins Haus spricht herkömmlich die Hebamme: 'N heiden hebbe ik midde wegenömen un en kristen bringe ik jich wê'er. Nu wünsche ik'r jich vël glücke midde.

Es folgt das Taufessen, an dessen Schluß die Hebamme von den Anwesenden auf einem Teller Geld für sich einsammelt. Ist sie damit fertig und hat sie das Geld eingestrichen, so giebt sie den Teller zurück mit dem ständigen Hebammenwiß: Ik nême man de lütjen stücke (das Geld) un gêwe dat

<sup>1)</sup> Landesherrliche Verordnung vom 20. April 1636.

<sup>2)</sup> Handschriftliche Dorfbeschreibungen von Dibbesdorf und von Schandelah, beide von 1754.

gröste (den Zeller) torügge. Die großen Taufschnaufereien wurden schon früh<sup>1)</sup> bei 100 Thaler Strafe verboten.

Eine auffallende, früher beim Taufessen vorkommende Sitte betraf die Absonderung des Vaters von den Gästen. Während diese am Tische saßen, mußte der Vater auf einem Holzkloze in der Stubenecke sitzen, gewöhnlich dem Kloze, auf dem man die Wäsche zu klopfen pflegte (Al. Schöppenstedt).

Das Säugen der Kinder dauert gewöhnlich ein Jahr lang, doch glaubt man, daß ein weiter fortgesetztes Stillen ganz besonders vorteilhaft für die Kräfteentwicklung der Kinder sei. So findet man denn nicht selten zweijährige und noch ältere Kinder, denen die Brust gereicht wird und die dann, wie man erzählt, rufen: mudder gif mik mal de titto! Wie stark aber dadurch die Kinder werden können, berichtet die Erzählung von dem Jungen, der bis zu seinem 15. Jahre die Mutterbrust erhielt und nun so gewaltige Kräfte entwickelte, daß er Bäume aus der Erde reißen konnte. Der Junge trat bei einem reichen, aber sehr geizigen Bauern in Dienst und als Lohn wurde ausgemacht, daß der Junge dem Bauern eine Ohrfeige geben dürfe, wenn das erste Dienstjahr zu Ende sei. Als nun dieser Zeitpunkt herannahnte und der Bauer sah, welche Riesenkkräfte der Junge entwickelte, begann er sich zu fürchten und bereute sein Versprechen. Er beredete seinen Schäfer, daß dieser gegen Zahlung von 100 Thalern für ihn die Ohrfeige in Empfang nähme; damit war auch der Junge einverstanden und als nun der Termin abgelaufen, gab er dem Schäfer einen so gewaltigen Backenstreich, daß er in der Luft verschwand und erst nach sieben Jahren wieder auf die Erde zurückfiel.

Beim Entwöhnen wandten die Frauen früher ein eigenes Mittel an, welches hier und da noch gebraucht werden soll. Sie setzten sich nämlich vor den heißen Herd oder Ofen, machten dort einen dicken Kieselstein heiß, den sie auf den Schoß nahmen, und gossen Essig darauf; die Dämpfe ließen sie auf die Brüste einwirken. Das Verfahren wurde lange wiederholt.

In den ersten sechs Wochen muß dem Kinde oft das Köpfchen mit einem engen Kamme gekämmt werden; geschieht das nicht, so bekommt das Kind einen järschorf oder padkopp (Grindkopf), welchen es sein lebenslang behält.

Auf das Hervorbrechen des ersten Zahnes wird geachtet und eifrig danach gesucht. Wer en ersten tån find't, krigt en niet klöd, heißt es, wenn auch die Gabe nicht erfolgt. Kinder, welche beim Stillen das Däumchen einschlagen, sind fromme und gute Kinder.

Im ersten Vierteljahre dürfen Kindern die Nägel nicht geschnitten werden — die Mutter muß sie abbeißen.

Ist das Kind gefallen und man fürchtet, der Fall könne ihm schaden, so zieht man es dreimal durch die Sprossen einer Leiter hindurch und spricht dabei: „Im Namen des Vaters 2c.“

Lobt man Eltern gegenüber ein Kind, so sagen Vater oder Mutter:

<sup>1)</sup> Landesherrliche Verordnung vom 20. April 1636.

beraupet et man nich. Dabei wird mit dem Fingerknöchel dreimal auf den Tisch geklopft. Wie schädlich das Berufen ist, hat jener Vater erkennen müssen, dem sechs Töchter hintereinander geboren wurden und der sich dann stets einen Sohn wünschte. Kam ein Mädchen zur Welt, so sagte er jedesmal: „Ach, leider!“ Endlich wurde ihm ein Sohn geboren und da rief der Vater, „Gottlob!“ Als nun die Kinder heranwuchsen, blieben die Mädchen zu Hause und es ging ihnen gut; der Sohn aber wanderte in die Fremde und kam ganz zerlumpt wieder heim. Da sagte der Vater:

Ach leider — tragen schöne Hüte und Kleider.  
Gottlob — hat weder Rock noch Stock.

Das kam aber davon, weil er die Kinder bei der Geburt „berufen“ hatte. Vom Mairegen wachsen die Kinder. Regnet es, während die Sonne scheint, so gehen die Kinder ins Freie und singen:

Sunnenrâ'en mâk mik nich nat,  
Mâk de ôlen wiwer nat.  
Leiwe sunne kumm erunner,  
Lat den râ'en bowen.

Sieht ein kleines Kind viel in den Spiegel, so wird es ein Affe. — Eine leere Wiege darf man nicht schaukeln, sonst stirbt das Kind, welches hineingehört. — Wenn Schnee liegt, darf man Kinder nicht entwöhnen; sie bekommen sonst graue Haare. — Kinder, die mit dem Feuer spielen, werden Bettnäßer. — Kluge Kinder werden nicht alt; auch nicht solche, die von Engeln reden. — Kindern, welche ihre Eltern schlagen, wächst die Hand aus dem Grabe. — Man darf ein Kind nicht durch ein Fenster heben, sonst wächst es nicht (Büddenstedt).

Das Zahnen wird dem Kinde dadurch erleichtert, daß man es wiederholt auf ein schweißendes Pferd setzt. Wenn die Kinder ihre Milchzähne verlieren, so werfen sie dieselben in ein Mauseloch und sagen dabei:

Mûs, ik bringe dik en ôlen tân,  
Bring du mik en nien.

Oder:

Mûs, mûs hol minen tân,  
Gif mik en nien wedder.

Man soll keinem Kinde über den Kopf sehen, es lernt sonst das Schielen. — Eine Kaze darf man nicht allein mit dem Kinde lassen; sie „fängt sonst dem Kinde den Atem ab“.

Von der Erziehung der Kinder auf dem Lande läßt sich zunächst sagen, daß dieselbe wesentlich durch die verschiedenen Vermögensverhältnisse der Eltern bedingt ist und bei den Wohlhabenden sich völlig den Verhältnissen der Städter angepaßt hat. Es ist schon ein Geschlecht herangewachsen, das auf den Schulen und in den Pensionen der Städte ausgebildet ist. Die Kinder der geringeren Stände wachsen dagegen noch wie früher ganz auf dem Lande auf, wiewohl durch die allgemeine Wehrpflicht und dadurch, daß die Mädchen viel in die Städte in Dienst gehen, auch städtisches Wesen und hochdeutsche Sprache um sich greifen. Je ferner von der Stadt, desto urwüchsiger bleibt aber das

junge Volk, wenn es auch gegenüber der früheren Zeit die guten Dorfschulen voraus hat. Es ist da noch ähnlich, wie die handschriftliche Dorfbeschreibung von Velm aus dem Jahre 1756 berichtet: „Wie der Bauer an den meisten Orten seine Kinder frühzeitig dazu anlernt, daß sie ihm im Hofe bei seinen Arbeiten und der Viehzucht Dienste thun müssen, so ist es auch hier. Außer dem, daß die Knaben mit Pflügen, Eggen, Dreschen und Viehfüttern verrichten müssen, werden sie zu keiner anderen Art von Arbeit gewöhnt. Die Mädchen müssen außer diesen knüthen, spinnen und diejenige Arbeit verrichten, welche in der innerlichen Haushaltung vorfällt. Andere Arbeiten sind unter den Bauern hiesiger Gegend nicht bekannt.“ Die latinschen büern sind eine Errungenschaft späterer Zeit.

Nachdrücklich sieht der Bauer darauf, daß seine Kinder zu tüchtigen Menschen heranwachsen und er giebt sich in seiner Art Mühe, dieses Ziel zu erreichen. Freilich ist ihm die Schulzeit derselben mit dem vorgeschriebenen Schulzwang oft recht lästig, da er es manchmal für praktischer erachtet, daß ihm die Kinder in der Wirtschaft beistehen, als daß sie auf den Schulbänken sitzen. Der Durchschnitt der ländlichen Bevölkerung ist darum auch froh, wenn mit der Konfirmation der Unterricht aufhört und die Kinder, entweder selbständig im Dienste oder in der Wirtschaft der Eltern, schon verdienen können. Früh treten die meisten aus dem Kreise der Familie heraus und verkehren mehr mit ihresgleichen als mit den Eltern.

Allzu viel Kinder hat der Bauer in der Regel nicht und Kenner behaupten, daß das bekannte Zweikindersystem namentlich bei den Wohlhabenderen eine nicht seltene Erscheinung sei.

Das Sprichwort sagt von den Kindern:

Ein väder kann êr tein kinuer ernären, as tein kinner einen väder.

Lütje kinner, lütje sorgen; grôte kinner, grôte sorgen.

Et is lichter, en sack vull floie hoiën, as en mâken.

Wie überall in Deutschland findet bei einem Teil der ländlichen Bevölkerung und so auch bei uns im Braunschweigischen, ein mehr oder minder freier Verkehr der Geschlechter untereinander statt. Es betrifft dieses besonders die Dienstboten und die ledigen Arbeiter, bei denen altes Herkommen den freien geschlechtlichen Verkehr nicht als strafbar erscheinen läßt, wiewohl sie selbst Verhältnisse, die mit Folgen verknüpft sind, beurteilen. Ich hatte bei der Schilderung der Spinnstuben davon und von der Ausschließung der „Angebrannten“ zu reden, ich komme bei der osterfoilje darauf zurück und berufe mich wiederholt auf Pastor Wagners Vortrag über die Sittlichkeit auf dem Lande (Berlin 1894), welcher auf diese Dinge eingeht und die gleichen Beobachtungen machte.

Einen ganz besonderen Brauch, der mit dem freien Geschlechtsverkehr der jungen Leute zusammenhängt, habe ich in den nördlich an das Amt Vorfelde anstoßenden lüneburgischen Dörfern gefunden und geschildert<sup>1)</sup>. Er kommt vor,

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1896, S. 363.

noch jetzt, in den Ortschaften Schneflingen, Teschendorf, Ohrdorf, Basenbeck und noch einigen anderen, die südlich und südöstlich von Wittingen liegen und bezieht sich auf das Auslosen der Mädchen unter den jungen Burschen. Dieser Brauch ist als kahlen bekannt. Ein Kahl ist ein Los. In den genannten Dörfern kommen die Burschen zusammen und werfen ein jeder ein Los in einen Hut, sei es ein Messer, ein Knopf, eine Cigarrenspitze oder dergleichen. Nun treten alle abseits; einer aber greift die Lose der Reihe nach aus dem Hute und fragt bei jedem einen ihm mit dem Rücken zugewandten Burschen: „Zu welchem Mädchen soll der gehen, dem dieses Kahl gehört?“ Der Gefragte nennt den Namen eines Mädchens im Dorfe und derjenige, dem solcher Art das Los ein Mädchen zuerkannte, hat die Verpflichtung, abends zu diesem zu gehen bzw. einzusteigen. Es kommt natürlich auf das Mädchen an, ob es ihm Zutritt gewährt. Ist letzteres nicht der Fall, so hat er dafür den Genossen ein Liter Branntwein zum gemeinschaftlichen Gelage zu stiften.

### Heirat und Hochzeit <sup>1)</sup>.

Auch in diesem Abschnitte habe ich mehr vom Vergangenen als vom Gegenwärtigen zu berichten, wo es sich um kennzeichnende Sitten und Gebräuche handelt, von denen aber immer noch Reste vorhanden sind, die um so kräftiger aufzutreten, je weiter wir uns von den Mittelpunkt der Kultur entfernen.

Daß viel Sentimentalität im Verkehre der beiden Geschlechter auf dem Lande herrsche, kann man nicht sagen. Romantische Liebe, wenn vorhanden, wird nicht gern gezeigt, da sie zu Spott herausfordert. Die Liebe, und oft in ihrer freiesten Form, spielt wohl auch ihre Rolle, aber im allgemeinen sind die materiellen Verhältnisse bei den Verlobungen ausschlaggebend. Man hört wohl das Wort:

Tāneweidāge grōte plāge,  
Awer leif hebbēn un nich frien  
Is noch ne grōtere pin —

aber allzu oft mögen solche Schmerzen nicht vorkommen. Es giebt genug Regeln, die man bei der Wahl einer Braut zu beachten hat und darin liegt manche Lebensweisheit.

De de ôgen nich updeit mot'n bū'l updaun.

Und: Man kann in einen dāge mēr frien as sīn lewedag verdeinen.

<sup>1)</sup> Seit der ersten Auflage meiner Braunschw. Volkskunde sind verschiedene Veröffentlichungen über die Hochzeiten auf dem Lande erschienen, die hier benutzt wurden. Ich nenne: H. Beck, Aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteink (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1898, S. 428). — H. Schattenberg, Alte Volksbräuche im Dorfe Eikum (Festschrift der 9. allgemeinen lutherischen Konferenz zu Braunschweig 1898, S. 107). — D. Schütte, Hochzeitsgebräuche (Braunschw. Magazin 1898, S. 182). — Zu vergleichen ist Kück, Die Bauernhochzeiten in der Lüneburger Heide (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1897, S. 31).

Also Vorsicht bei der Wahl! Was das Äußere anbelangt, so weiß auch hier das Sprichwort Rat:

Kort un dick hat kein schick.  
Lang un smäl hat kein gefall.  
Awer en mäken von mittelmät  
Geit am wackersten öwer de strät.

Ist ein körperlicher Fehler an der Auserwählten, dann tröstet man sich mit dem Spruche:

En betjen scheif  
Hat Gott leiw.

Weiter besagen Aberglauben und Sprichwort in Bezug auf Liebe und Ehe:

Ein Mädchen, welches das Essen verabsät, ist verliebt.

Glück im Spiel deutet auf Unglück in der Liebe.

Bekommt ein Mädchen beim Waschen leicht eine nasse Schürze, so deutet das darauf, daß ihr zukünftiger Mann ein Trunkenbold sein wird.

Brennen drei Lichter zugleich in der Stube, so sagt man, unter den Anwesenden befindet sich eine „heimliche“ Braut.

Fällt einem Mädchen die Schürze herab, so denkt sie an den Geliebten. Weht ihr das Strumpfband auf, so denkt der Geliebte an sie.

Wo viel Spinnen in den Häusern, haben die Jungfern viel Freier (Braunschw. Anz. 1760, S. 1392).

Findet ein junger Mann (ein junges Mädchen) ein Stück altes Eisen, so denkt die Geliebte (der Geliebte) an ihn.

Alte Liebe rostet nicht,  
Aber auch die neue rostet nicht.

Zieht man einem Mädchen die Finger, daß die Gelenke knaden, so melden sich jовiel Freier, als es oftmals knackte.

Sturmwind während der Brautwäsche bedeutet Unfrieden in der Ehe.

Das Mädchen, welches die Kagen gut füttert, bekommt einen guten Mann.

En mäken, dat keinen schatz hat, is as en hund öne swans.

Wer sik hebbben sal, de krigt sik ök — un wenn't de düwel up'r schubkarre tohope fährt.

Köp näwers rind, frie näwers kind, sau wirst de nich bedrogen.

Frien is kein päreköp. — Mahnt zur Vorsicht beim Freien.

In der Fastenzeit soll man nicht heiraten, denn fastenbrüt, deit selten gut!

Frien hat moie,  
Gift bedden un käue.

Eigen hêrd is goldes wêrt.

Jung efriet hat neinen erüet — aber date efriet hat — jetzt man hinzu.

Wenn de kinnners friet, möttet de ölen dôdeslagen weren.

Dat is so as wenn Johann frien wöll un kann keine brüt kri'en.

Heiratsfähige Mädchen dürfen kein frisches Stück Butter anschneiden, sonst erhalten sie keinen Mann.

Daß nicht alle Ehen glücklich verlaufen, darauf deuten die Sprüche:

Vor der hochtit küsse,  
Na der hochtit smisse!

Prost, junfer brüt,  
Jue krüsel geit üt,  
De trauer geit an  
Ji kriget en mann.

Ein Liebesorakel, das ich aus Waggum kenne, ist das Schürzensieben. Von jedem der anwesenden Mädchen wird die Schürze genommen und in ein festes Knäuel zusammengebunden. Diese Knäuel werden in einem großen Futtersiebe zusammen „gesiebt“, bis eines herausfliegt. Das Mädchen, dem diese Schürze gehört, heiratet zuerst.

Die Redensart sik en korf halen, ist auch bei uns für abgewiesene Freier gebräuchlich. Man setzte auch solchen eine alte Kiepe aufs Dach, damit jeder die Schande sehen konnte. Unverheiratete, die auf dem Rücken eine Kiepe tragen, werden auch gefragt: Wut wol et jawort halen? Es wird auch erzählt, man habe einen schwachsinigen Knecht (dei nich recht bi tröste is) mit einer Kiepe auf dem Rücken zur Werbung ausgesickt. Er kam dann zurück mit der Kiepe halb voll Steine und der Bemerkung, das Jawort sei recht schwer.

Eine Redensart, der die neue Zeit mit ihren Umwälzungen viel von ihrer gesunden Grundlage entzogen hat, lautet: Wenn en mäken frien will, mott et en'n kuffer vull knocken (Flachs), en'n kuffer vull lenneward un en botterfatt vull strümpe hebbben.

Die Zaubermittel, um Liebe hervorzurufen, sind ähnlich den aus anderen deutschen Gegenden bekannten. Um die Liebe des Burschen zu erregen, muß ein Mädchen heimlich etwas von ihren menses ihm in sein Getränk thun. Hat er davon getrunken, dann kann he nich mër vor dat mäken te gûe wêren. Umgekehrt giebt der Bursche dem Mädchen ein Stück Brot heimlich zu essen, das mit dem Schweiß seiner Achselhöhle getränkt ist, mit dem gleichen Erfolge.

Wo nicht unmittelbare Übereinkunft zwischen den jungen Leuten und deren beiderseitigen Eltern die Verlobung herbeiführt, was jetzt mehr und mehr der Fall ist, treten der Freierwerb oder die Freierwerbersche ihr Geschäft an; sie betreiben es genau so, wie die jüdischen Ehevermittler oder Schachden und bringen gegen Entgelt die Paare weniger nach der Neigung, als nach den Vermögensverhältnissen zusammen. So ist die Verlobung, löffte oder hand-löffte, häufig nur ein Geschäft. Oft wird ein Ehevertrag geschlossen, wie z. B. Ebeling einen solchen aus dem Drömling mitteilt<sup>1)</sup>. Nach einigen einleitenden Worten über Liebe und Treue folgt die Hauptsache: „Der Bräutigam heiratet seiner lieben Braut seinen Halbspännerhof nebst sämtlichem Zubehör, Feld, Vieh und Wirtschaftsgeräten zu. Dagegen verspricht die Jungfer Braut ihrem Bräutigam zur Mitgift 50 Thaler, 2 Ochsen, 2 Kühe, 1 Pferd, 1 Stier, 2 halbjährige Schweine, 2 Schafe mit Lämmern, 2 Säcke mit Roggen, 1 Bett, 3 Überzüge, 1 großes und 2 gewöhnliche Bettlaken, 6 ganze und 6 halbe Drelltischdecken, 12 Handtücher, 1 Ehrenkleid, 1 Kiste, 1 Lade, 1 Stuhl und 1 Spinnrad.“ Der Bräutigam erklärt darauf ausdrücklich, daß er damit zufrieden sei; im Todesfalle setzen sich die Verlobten gegenseitig zu Erben ein.

So war es von Alters her Brauch. In der Gemeindelade zu Klein-

<sup>1)</sup> Blicke in vergessene Winkel II, S. 192.

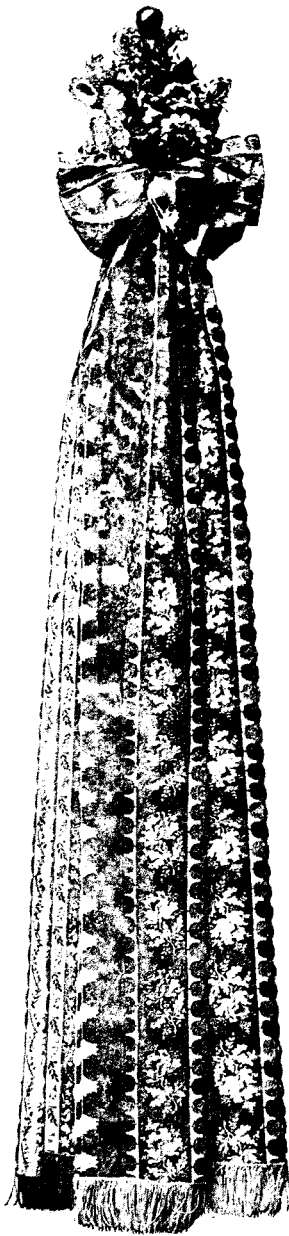


Fig. 154.  
Hochzeitsbitterstraw aus Bansk-  
leben. Mitte des 19. Jahrhunderts.  
Städt. Museum.

Schöppenstedt befindet sich ein 1610 von Pastor Petrus Dreyer verfaßter Heiratsvertrag. Der Bräutigam hieß Heinrich Wiechmann, die Braut Anna Weserling; als Zeuge war, außer den beteiligten Vätern, der unparteiische Konrad Twelkmeyer zugezogen. Die Mitgift der Braut bestand, abgesehen von 60 Thalern in baar, aus 1 Pferd, 2 Kühen, 1 Rind, 2 mageren Schweinen, 1 Mastschwein, „wenn es im Holze fett wird“ (d. h. auf der Mast im Walde war), 2 Speckseiten, 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Morgen Korn, nämlich 5 Morgen Roggen, 2 Morgen „Habern“, 1 Morgen Gerste, 1 Borling (vergl. oben S. 95) Weizen. Ferner aus Kisten und Kasten, Bett und Rockgewand nach dem Stande der Braut.

Tritt ein Teil nach der Verschreibung vom Verlöbniß zurück, so muß er (und das gilt heute noch) einen Teil seines Vermögens seinem Partner auszahlen, soviel wie sein Witwen- oder Witwerteil austrägt<sup>1)</sup>.

Nachdem seit 1875 die Formalitäten auf dem Standesamte in Ordnung sind, wird, wie der Ausdruck lautet, das Paar „in den Kasten gehängt“, d. h. das Aufgebot hängt 14 Tage lang öffentlich unter einem Drahtgitter am Standesamt aus. Dieses Aufgebot wird von Freundinnen der Braut betränzt. Es soll auch vorkommen, daß heimlicherweise ein Strohkranz um das Aufgebot gehängt wird, wenn Zweifel an der Jungfräulichkeit der Braut bestehen.

Es kann nun an die Hochzeit und das Aufgebot in der Kirche gedacht werden. Bei letzterem dürfen Verwandte der Aufzubietenden nicht zugegen sein, da sonst die Ehe unglücklich ausfallen wird (selbst in der Stadt Braunschweig üblich).

So einfach und ungehindert nach der Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten heute die Trauung erfolgt, so schwer wurde dieselbe früher gemacht. Der Prediger durfte noch im ganzen 18. Jahrhundert keinen Bauern trauen, ehe er nicht einen amtlichen Schein darüber besaß, daß

<sup>1)</sup> Schattenberg in der genannten Festschrift S. 115.



die Bedemund <sup>1)</sup> entrichtet sei <sup>2)</sup>. Da die Unfreien nämlich unter dem Hofrecht standen, so hing die Ehe eines Unfreien von der Zustimmung seines Hofherrn ab. Dafür, daß die Zustimmung erteilt wurde, mußte von Hörigen und Leibeigenen eine Abgabe an ihren Hofherrn (adliges Gut, Kloster, Kammer etc.) gezahlt werden, welche Bedemund hieß. Wenn z. B. in dem Dorfe Eikum eines Ackermanns oder Halbspänners Tochter in die Ehe trat, so mußten 12 Himpten Hafer und 10 gute Groschen, wenn eines Kotsassen Sohn oder Tochter heiratete, 6 Himpten Hafer und 5 gute Groschen an das adlige Gut Schliestedt entrichtet werden. Als Gegenleistung wurde bei der nächsten Holzteilung die sogenannte Brautrute angewiesen; diese bestand aus einem Klasten sechsfüßig Buchenholz und einem Schock Wasen <sup>3)</sup>.

Einfache mündliche Einladung oder Karten sind jetzt meist an die Stelle der feierlichen Einladung durch reitende, bandgeschmückte Burschen, die ummebidders oder Platzmeister, getreten, von denen noch Reste in den Dörfern nach der Heide hin und bei Vorskfelde vorhanden sind.

Platzmeister hießen diese Einlader, weil sie auf der folgenden Hochzeit die Ordnung aufrecht zu erhalten und gleichsam den Befehl zu führen hatten. Ihren Geboten hatten alle sich zu fügen und als Zeichen ihrer Würde führten sie auch eine Pritsche, deren sie sich beliebig bedienten. Sie sahen darauf, daß sie bei ihrem Ritte schön mit Bändern geschmückte Pferde ritten, auf denen sie stolz von Dorf zu Dorf galoppierten, wo ihre Ankunft Aufsehen erregte und es gewöhnlich war, daß sie bis auf die weiten Dälen der niedersächsischen Häuser sprengten. Meistens trugen sie alte Cylinderhüte, an sich aber Blumen und Bänder, mit denen auch die Reitpeitsche geschmückt wurde. Ein besonders schönes Stück war dabei der große, oft am Hut, Rockärmel oder vor der Brust angeheftete dutzen, ein Strauß aus künstlichen Blumen mit über meterlangen bunten Seidenbändern, wie Fig. 154 einen solchen aus Vansleben zeigt, der aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammt. Gewöhnlich stifteten die Brautjungfern, brütmäkens, diese Bandschleifen.

Die Einladung, welche die ummebidders sprachen, hat sich auch noch teilweise erhalten; nach den Bruchstücken, die mir in Klein-Schwülper mitgeteilt wurden, ist sie ähnlich oder dieselbe gewesen, wie sie im Lüneburgischen gesprochen wurde:

Ich grüß' euch alle insgemein  
 Alle, die hier versammelt sein,  
 Weil ich jetzt komme zu dieser Zeit  
 Trag ich auch einen Strauß an meinem Kleid,  
 Auch einen Strauß am Hute fein  
 Den hat mir verehrt ein Jüngerlein.  
 Diesen trag ich Braut und Bräutigam zur Ehr',  
 Auf deren Bitten und Begehr.  
 Wir sind zu Euch hereingeritten  
 Und wollen Euch zur Hochzeit bitten.

<sup>1)</sup> Das Wort gehört zu bede, die Abgabe, die zuerst erbeten, dann üblich und zuletzt pflichtgemäß geleistet wurde.

<sup>2)</sup> Konsistorialreskript vom 20. Januar 1706.

<sup>3)</sup> Schattenberg, Chronikalische Schilderung von Eikum, S. 15.

Wenn ihr ihnen wollt den Willen thun  
 Und am Freitag bei dem Bräutigam einkehren,  
 Mit blanken Gewehren,  
 Mit allerhand Koffen,  
 Mit Schimmeln und Hossen,  
 Mit Schwarzen und Braunen,  
 Mit Gelben und Grauen,  
 Mit Schwarzbraunen oder Weißen  
 Oder wie sonst eine Farbe mag heißen  
 Und wollt den christlichen Kirchengesang helfen mehrten,  
 Und die Kopulation mit anhören,  
 Dann wollen wir einkehren in das Hochzeitshaus  
 Da wollen wir leben sieben Tage in vollem Schmaus.

Zwei Männer haben wir ausgesandt  
 Übers Meer und übers Land,  
 Den Jäger auf der Höh,  
 Den Fische in der See.  
 Was diese beiden schießen und fangen,  
 Das wird in den sieben Tagen auslangen.  
 An Aufwartung solls auch fehlen nicht,  
 Da wir was Gutes zugericht.  
 Der Koch, der soll Zurichter sein,  
 Der Schenke, der soll schenken ein:  
 Bald Bier, bald Wein,  
 Bald Brauntwein.  
 Guten Tabak und lange Pfeifen,  
 Die werden wir auf dem Tische greifen.  
 Es wird auch sonst lustig hergehen,  
 Neun Musikanten, die werden wir hören und sehen,  
 Dieselben sollen fleißig musizieren,  
 Damit die Männer die Frauen zum Tanze führen.

Die nachstehende Einladung der Plagmeister ist früher in Klein-Schoppenstedt  
 gebräuchlich gewesen; man erkennt daraus die lange Dauer einer alten Hochzeit.

Sieben Leute, ich komme zu Euch geritten  
 Um Euch alle einzuladen und zu bitten,  
 Keinen von den Hausleuten ausgenommen  
 Freitag Morgen zu N. N. zur Hochzeit zu kommen.  
 Kommt aber nicht mit vollen Magen,  
 Denn sie werden tüchtig auftragen.  
 Bräutigam und Braut thut die Myrte zieren,  
 Mit Trompetenklang wollen zum Altar wir sie führen.  
 Und kommen wir zur Kirche heraus  
 Dann giebt es einen großen Schmaus.  
 Dann wird getrunken und kuranzt  
 Und die ganze Nacht hindurch getanzt.  
 Am andern Tag mit heiterm Sinn  
 Geht's wiederum zum Hochzeitshause hin  
 Da tanzen und schmausen wir wieder so  
 Wie am vorigen Tage froh.  
 Am Sonntag wird der Brautschmuck wieder angelegt  
 Und im Hochzeitszuge zur Kirche sich bewegt.  
 Und ist die Kirche wieder aus  
 Geht's wiederum ins Hochzeitshaus.  
 Nach dem Schmause tanzen wir weiter  
 Nach der Musit ganz lustig und heiter.  
 Am Montag wird an nichts gedacht,  
 Denn der wird völlig blau gemacht.  
 Am Dienstag sind wir lustig und wohl  
 Es schmeckt dann vortrefflich der saure Kohl.  
 Darauf an dem lieben Mittwoch  
 Sind wir wieder vergnügt, doch!

Wenn dann Küche und Keller noch was vermag  
 Feiern wir auch noch den Donnerstag.  
 Dann aber ist die Hochzeit aus  
 Und jeder geht wieder in sein Haus.

Neben den Blazmeistern trat aber auch, wenigstens in Eikum, eine weibliche Einladerin auf, welche im Dorfe selbst die Einladungen besorgte. Und dieses geschah durch eine der Brautjungfern, brütmäkens<sup>1)</sup>. Ehe sie ihre Wanderung antrat, bekam sie von der Braut einen kurzen Rohrstock, meist geschmückt mit einem kleinen gedrechselten Knopf, Hand oder Flügel aus Knochen, etwa meterlang. Er wurde von der Braut mit einem großen Strauß und Bändern geschmückt; der Stock sollte zur Abwehr der Hunde dienen, welche auf jedem Hofe die Einladende anbellten. Das Brautmädchen sprach eine gereimte hochdeutsche Einladung, die sich auf Polterabend und Hochzeit bezog und mit der Ermahnung, dem jungen Paare etwas zu schenken, schloß.

Vorgänge, Sitten und Gebräuche bei der Trauung und Hochzeit wechselten vielfach je nach der Gegend, anders waren sie teilweise am Elm, anders im Amte Salder und in den nach der Heide zu gelegenen Dörfern, wo noch die meisten und ursprünglichsten Gebräuche in Bruchstücken wenigstens sich erhalten haben. Im nachfolgenden sind einige der kennzeichnenden und allgemeiner gültigen Bräuche hervorgehoben.

Eine Hauptsache, dem ganzen materiellen Zuge, der durch die Heirat geht, entsprechend, war die Übergabe der Mitgift an den Bräutigam, die durch den oder die käftewä'en erfolgt. Den Käftewagen hat derjenige Teil zu stellen, welcher in den Hof hineinheiratet, einerlei ob Braut oder Bräutigam. Mit schön geschmückten Pferden, zuweilen mit einigen Musikanten, führte er (meist am Tage vor der Hochzeit) die Aussteuer in das Haus des Bräutigams. Er brachte Kisten und Kasten mit der Leinwand, von der man annahm, daß sie teilweise so fein wie Spinnweben sein müsse, daher der Ausdruck brütläken für Spinnweben. Salz und Brot fehlten nicht auf dem Wagen; sie mußten als erstes Erfordernis in die neue Wirtschaft gebracht werden und auch wo jetzt kein Käftewagen mehr vorkommt, bringt man sie zuerst ins Haus. Buntbemalte Koffer, ein Schrank (schap), Betten, Spiegel, allerlei Hausrat, oben (als Zeichen des häuslichen Fleißes) thronend Haspel und Spinnrad, beide schön mit Bändern geschmückt oder mit „boltjen“ und „bratjen“ behängt, waren aufgeladen. Die Brautspinnräder und der Brauthaspel waren besonders feine Exemplare ihrer Art, sie wurden aufbewahrt und so haben sie sich noch erhalten. Man erkennt sie sofort daran, daß sie aus rotem Pflaumbaumholze gedrechselt sind, auch selbst alte Flachsdielen daran haben sich erhalten. Das Wockenblatt und Dießenband darum ist besonders schön, was aber namentlich daran auffällt, das sind die kleinen Böpfchen, die den Schmuck der Jungfräulichkeit darstellen und die aus Flachs geflochtenen kleinen Figuren, welche jüngens und mäkens darstellen (Fig. 155 a. f. S.), auf die Fruchtbarkeit der Ehe hindeutend. Die Böpfe vom

1) H. Schattenberg in der Zeitschrift 1898, S. 117.

Brautwocken wurden sorgsam aufbewahrt, da sie als Heilmittel gegen das kalte Fieber dienten. Litt jemand daran, so wurde ein Stück Zopf zu Asche verbrannt und diese eingenommen (in Eikum, nach H. Schattenberg). Fuhr die Braut selbst auf dem Kästewagen von ihres Vaters Haus nach der Hochzeit, dann saß sie neben dem Spinnrade und warf, am Thore ihres Hauses angelangt, ein Geldstück fort, das in einen lennewannschen dauk eknuttet war. Man nannte dieses (Gegend von Königsutter) dat unglücke wegsmitten und entfernte dadurch etwaiges Unglück aus der bevorstehenden Ehe. In Denstorf wurde der

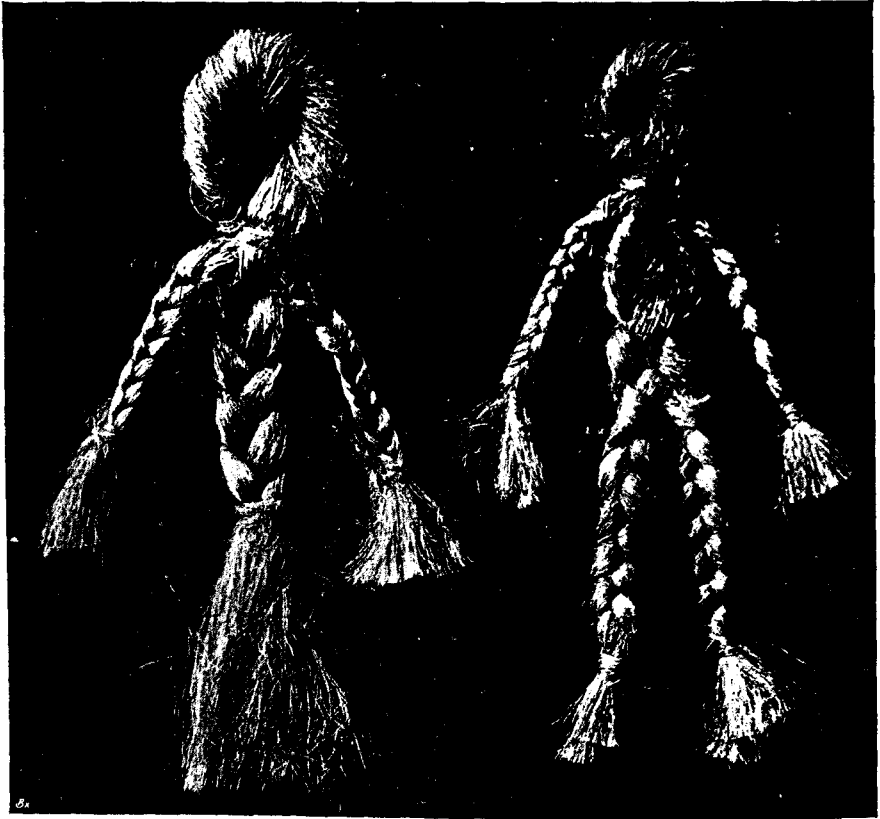


Fig. 155. Måken und jünge, aus Flachs geflochtene Figuren an der Brautdieke. Städt. Museum.

Spinnrocken der Braut von der Brautjungfer geschenkt, wobei sie hochdeutsche Verse sprach<sup>1)</sup>, während der Brautführer ihr den Haspel schenkte.

Überall, wo der kästewä'en durchfuhr, wurde er jubelnd aufgenommen und die Kinder erhielten Kuchen oder gedörrtes Obst (daher brätjensmiten) zugeworfen. Auch fand das Schnüren (snoiren) statt, d. h. eine Schnur wurde über den

<sup>1)</sup> Mitgeteilt Braunschw. Magazin 1898, S. 182.

Weg gezogen, bis der Wagen sich durch eine kleine Geldsumme gelöst hatte. Der Fuhrmann, welcher den Käftewagen führte, der gewöhnlich mit vier Pferden bespannt war, saß auf dem hinteren Sattelpferde. In der Gegend nach dem Elme zu erhielt er für sein Fahren ein Hemd, gewöhnlich aber nur das Leinen zu einem solchen und dieses Stück Leinen hatte er beim Fahren des Käftewagens nach Art einer Schärpe umzubinden.

In einzelnen Gegenden, so am Drömling, erschien mit dem Wagen zugleich die Braut, um mit dem Bräutigam die Brautsuppe zu essen, welche symbolische Bedeutung hatte. Man kochte nämlich mit der Fleischbrühe zugleich kleine Teile des hölzernen Küchengeschirrs und von den Rippen des Viehes, und je besser diese Suppe schmeckte, desto besser gedieh dann die Wirtschaft des jungen Paares<sup>1)</sup>.

Einige, auf uralten Brauch deutende Sitten, die noch vor der Hochzeit stattfanden, hatten sich bis in unser Jahrhundert erhalten, sind aber jetzt eingegangen. In einigen Drömlingsdörfern und in Nadenbeck (schon im Lüneburgischen bei Brome) mußte nämlich der Bräutigam die Braut im Dunkeln aus dem Kreise der Genossinnen herausgreifen und mit sich wegholen<sup>2)</sup>, vielleicht ein Anklang an den Brautraub. In Nordsteimke bei Borsfelde ging der Freier mit dem Bräutigam vor das Haus der Braut und forderte sie heraus mit den Worten: Is de brät güt, denne kôm se rât!<sup>3)</sup> Auf sehr alte Rechtsgebräuche deutet auch die Form des Abforderns der Braut am Hochzeitstage aus dem elterlichen Hause, wie sie im Amte Gifhorn stattfand<sup>4)</sup>. Die Braut wurde dort sehr ceremoniell eöschet, geheißt.

Vor dem Gange des Brautpaares zur Kirche versammelten sich die Hochzeitsgäste auf der Däle des elterlichen Hauses der Braut. Dort erschienen dann die vom Bräutigam geladenen Gäste unter der Anführung des brätöschers, eines Bruders oder nahen Verwandten des Bräutigams, welcher mit Bändern geschmückt und mit einem starken Stabe bewehrt eintritt. Mitten auf der Däle stehend redet der Brautheischer die Versammelten an: er sei beauftragt, die Braut zu eöchen. Dann tritt er an den Döffel (vergl. oben S. 156) des langen Thores und schlägt mit seinem Stab so stark dagegen, daß ein Stück davon abspringt, wobei er ruft: ik eöschere minen brö'er sine brät ton ersten male, worauf allgemeines Jubelgeschrei und Lusch der Musik folgt. Der Heischer wiederholt diesen Vorgang noch zwei Male und ruft beim letzten Male: ik eöschere minen brö'er sine brät ton dridden mäle, nû' lât' se herkömen in Goddes namen! Dann schreitet er zum Herde im Hintergrunde der Däle und wirft auf denselben die zerbrochenen Stücke seines Stabes. Als dann übergiebt der Brautvater dem Heischer die Braut in Gottes Namen, dieser tanzt mit ihr und der Kirchgang über den eingefallenen Döffel beginnt.

1) Ebeling II, S. 195.

2) Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 433.

3) Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1898, S. 430.

4) Mitteilung des Rüstlers Blume im vaterländischen Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, 1838, S. 322.

Fast alles an diesem dramatischen Akt trägt das Gepräge hohen Altertums, da hier die alten Rechtsgebräuche bei Übergabe und Empfangnahme sich erhalten haben. Feierliche Entjagung erfolgte mit dem Zerbrechen des Stabes, der bei Rechtsgeschäften eine große Rolle spielte. Die Braut entjagt hier auf diese Weise der Familie des Vaters. Drei ist eine heilige Zahl und drei Schläge thut der Heischer mit seinem Stabe, wie der Sachsenpiegel (III, 68) drei Beilschläge bei Güterabtretungen anordnet. Die Übergabe erfolgt an der geheiligten Schwelle des alten Sachsenhauses, denn der Dössel ist der Pfahl, an dem die beiden Thorflügel sich schließen; bei Übergaben wurde nach altem Brauche das Herdfeuer gelöscht, worauf vielleicht das Werfen der Stabreste auf den Herd deuten mag.

Zu den weiteren Vorbereitungen gehört der Polterabend, der auch in den Städten noch gefeiert wird. Es ist eine Vorfeier der Hochzeit, bei welcher die Gäste bewirtet werden. Bekannte, das Gesinde u., werfen alte Thon- und Porzellangefäße möglichst geräuschvoll vor die Thür des Brautpaares, was man klappottsmiten nennt; oft entstehen ganze Scherbenberge, denn je mör pötte, je mör glücke<sup>1)</sup>.

Eine hübsche Sitte, welche auf den Fleiß der zukünftigen Frau hindeutet, fand am Tage vor der Hochzeit in Groß-Denkte statt, wo am Abend unter der Linde der Brauttanz getanzte wurde. Dabei mußte die Braut bei jedem Tanze die mit bunten Bändern geschmückte Brautdieße halten, die ihr von den Brautjungfern verehrt war.

Mit dem Polterabend schlossen die Vorbereitungen der Hochzeit und nun endlich kann der Gang zur Kirche stattfinden, doch sind einige abergläubische Vorstellungen zu beachten.

Am Hochzeitstage darf die Braut keine Perlen tragen, denn die bedeuten Thränen. — Ist am Hochzeitstage stürmisches Wetter, so geht es auch in der Ehe stürmisch zu. — Wenn der Braut am Hochzeitstage eine Handvoll Roggen über den Kopf gestreut wird, so hat sie niemals Mangel an Brot (Braunschweigische Anzeigen 1760, S. 1391). — Erhält die Braut zwei Brautkränze geschenkt, so darf sie nicht einen allein brauchen, sondern muß aus beiden einen neuen machen, sonst hat sie kein Glück in der Ehe. — Regnet es am Hochzeitstage in den Brautkranz, so deutet das auf Unglück in der Ehe. — Auf dem Wege zur Trauung darf man sich nicht umsehen, sonst schaut man sich in der Ehe nach einem oder einer anderen um.

Heute trägt allgemein die Braut den Myrtenkranz und Schleier, der Bräutigam ein Myrtensträußchen; auch die Gäste haben ein Sträußchen (Rosmarin u. dergl.), gewöhnlich mit dutzen, Bandschleifen, daran. In der Zeit der alten Tracht und noch vor 30 oder 40 Jahren trug die Braut als jungfräulichen Schmuck eine besondere kleine Krone, die je nach der Gegend etwas verschieden gestaltet war. Sie wurde am Morgen des Hochzeitstages von den Brautjungfern der Braut aufgesetzt, daher der Ausdruck für die Schmückung der Braut *de brät upsetten*. In ihren Grundzügen ist sie die Brautkrone,

<sup>1)</sup> Die Braunschweigische Straßenpolizeiordnung §. 112 lautet: das Topfwerfen auf der Straße bei Polterabenden ist verboten.

die auch anderweitig in deutschen Landschaften vorkommt. Es ist ein erhöhter Kopfsputz, korbartig aus Drahtgestell gestaltet, gewöhnlich nicht über 10 oder 12 cm hoch und mit roten, hinten herabhängenden Bändern versehen. Um das leichte Gestell der „Krone“ winden sich künstliche Blumen, Fittergold, zitternde Spiralen

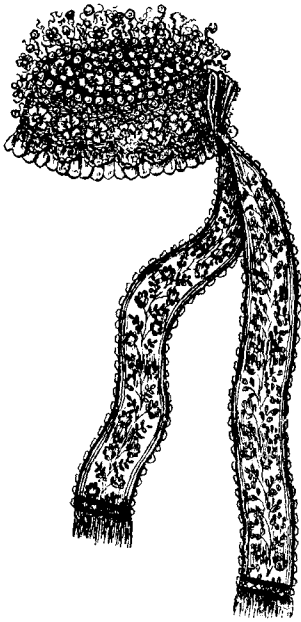


Fig. 156. Brautkrone, Waggum.  
Städt. Museum.

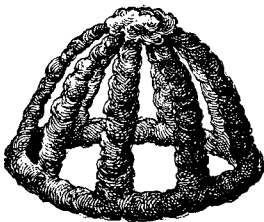


Fig. 157.  
Brautkrone. Zerzheimer Gegend.  
Städt. Museum.



Fig. 158. Brautband aus rotem Sammet  
mit Goldstickerei. Aus Zerzheim 1830.  
Städt. Museum.

aus Gold- und Silberdraht, häufig sind in den Rand kleine Spiegelscheiben, auch Halbedelsteine, wie Amethyst und Topas, eingelassen. Die Brautkronen wurden aufbewahrt und so haben sich Exemplare in den Sammlungen erhalten (Fig. 156).

Auffallend an einer solchen Brautkrone aus Pichtenberg (Sammlung des Prof. H. Seidel †) war eine Anzahl fingerlanger, kleiner Haarzöpfchen, welche, an derselben befestigt, herabhingen. Nach der Auskunst der 70 jährigen von dort stammenden Frau Otte wurden diese Kronen schon bei der Konfirmation von den Mädchen getragen; dann, wenn sie etwa Gevatter standen und zum letztenmal bei der Trauung. In den beiden ersten Fällen hatte die Krone vier nach hinten hängende rote Bänder, bei der Hochzeit wurden noch zwei über die Schultern und Brust herabfallende hinzugefügt. Was die Haarzöpfchen betrifft, so flocht die Besitzerin sie allmählich aus ihrem eigenen Haar und fügte sie als Schmuck der Krone ein.

In der Gegend von Zerzheim wurde von der Braut eine Brautkrone getragen, die sich wesentlich von der in Vortfeld, Waggum, Zweidorf und den Büttels getragenen unterschied. Dieselbe (Fig. 157 a. v. S.) bestand aus grüner Seide, kleinen künstlichen Blumen, Perlen oder unechten Steinen, war sehr klein (kaum 5 cm hoch, bei einem unteren Durchmesser von 5 1/2 cm) und wurde auf dem „kip“ befestigt. Ganz besonderer Luxus wurde aber mit den Brautbändern (kopbend, in anderer Gegend brütsnaur) getrieben, von denen sich prachtvolle Exemplare erhalten haben. Das hier (Fig. 158 a. v. S.) abgebildete wurde 1830 bei einer Hochzeit in Zerzheim getragen. Man befestigte es unter der Brautkrone und raffte es oben noch zu einer Schleife, denn es ist gegen 3 m lang und fast 12 cm breit, würde also ohne die Raffung auf dem Boden schleifen. Dieses Band besteht aus rotem Sammet und ist reich bestickt mit einer Blumenranke aus Goldblech und Goldfäden, aus einem Blumentopfe aufsteigend. Die Seiten sind mit grüner Borte und Ketten aus Golddraht in wellenförmiger Verschlingung eingefast; das Ende ist mit Goldfranzen besetzt. Unter dem Blumentopf die Anfangsbuchstaben des Namens der Braut. Ein gleiches Band, nur mit anderen Buchstaben, trug der Bräutigam. Die sonstige Tracht der Braut schloß sich der Landestracht an; nur war alles besonders fein und kostbar und vor allem wurden nach Möglichkeit schöne seidene und gestickte Bänder getragen.

Der Bräutigam trug in der Schöppenstedter Gegend einen kleinen Kranz mit den goldenen Anfangsbuchstaben des Namens seiner Braut auf dem linken Arme, und darunter hing ebenfalls ein schön gesticktes Band herab. Die Bänder pflügten an einem Ende die Anfangsbuchstaben des Namens der Braut, am andern die des Bräutigams zu tragen.

Die Platzmeister ordneten den Hochzeitzzug und hielten gewöhnlich eine kleine ermahnende Anrede in Versen. Einen Rest davon hat O. Schütte in Rümmer erkundigt:

Is de brät gut  
Dann träre se üt'n hüse rät  
Nu, musekanten, lät jüch hören  
Denn alle lû'e stät vor den dören  
En jeder passt op, et solle lotgân,  
Den meisten is et um'n sluck edân.

Der Gang zur Kirche erfolgte auch nach vorgeschriebenen Regeln, die in=



dessen je nach der Gegend sehr wechselten. Die teilnehmenden Männer trugen (bei Vorsfelde) ein weißes Tuch mit einem Rosmarinstraußchen vor der Brust, welches die Braut gestiftet hatte. Die Musikanten eröffnen den Zug; nun folgt das Brautpaar, oder, zuerst die Braut geleitet vom Vater des Bräutigams und einem älteren Verwandten, darauf die Brautjungfern. Die Braut darf sich beim Kirchgange nicht umsehen, sonst sieht sie sich schon nach einem zweiten Manne um. Hinter der Braut folgt dann der Bräutigam vom Brautvater geleitet. Dann, meist paarweise, die übrigen Hochzeitsgäste. In Verflingen gingen die Gäste einzeln, im Gänsemarsch, zur Kirche, kehrten aber, nach der Trauung, paarweise zurück.

Während des Ganges zur Kirche wurde das Brautpaar von Kindern, auch Erwachsenen, durch einen vorgezogenen Strick „geschnürt“, so daß der Zug nicht weiter konnte und sich erst durch eine Geldgabe lösen mußte (wie der Kistenwagen).

Vor dem Altar spielen zunächst einige abergläubische Bräuche sich stillschweigend ab, die Hochzeitsgesellschaft achtet aber darauf. Die Brautleute versuchen nämlich Einer dem Andern einen Fuß oben auf zu setzen — ein leises Treten ist bemerkbar und wer schließlich den Fuß oben behält, hat die Herrschaft in der Ehe<sup>1)</sup>. Damit läuft parallel der Vorgang beim Ringewechseln: jeder Teil sucht dabei seine Hand oben auf zu bekommen. Fallenlassen des Trauringes deutet auf baldigen Tod desjenigen, der ihn fallen läßt. Hübscher und voll symbolischer Bedeutung ist der Brauch, Roggen- oder Weizenkörner der Braut in die Haare zu stecken, als Zeichen der Fruchtbarkeit; auch halten sich vor dem Altare die Brautleute dicht, Schulter an Schulter, zusammen, damit keine Lücke zwischen ihnen besteht, die auf spätere Scheidung deuten würde.

Die Rückkehr aus der Kirche erfolgte in geordnetem Zuge unter Vortritt der Musikanten, welche einen Marsch spielten, dem man spottweise folgenden nicht zarten Text unterlegte:

Sollt' diese Braut noch Junfer sein?  
 Ei, das thut mich wundern.  
 Sie mag wohl eine gewesen sein,  
 Aber nicht jehundern!<sup>2)</sup>

Nach der Heimkehr aus der Kirche ist ein Trunk das erste, was dem neuvermählten Paare gereicht wird. Entweder begrüßt sie der Brautvater mit den Worten „Euren Eingang und Ausgang segne Gott“, oder der Platzmeister, dem die Anordnungen bei der Hochzeit obliegen. Der junge Ehemann trinkt das Glas Wein oder Bier nicht ganz aus und reicht den Rest der Frau mit einem Proßt! Nachdem diese getrunken, wirft sie, ohne sich umzuwenden, das Glas hinterrücks über den Kopf. Zerbricht es dabei, so deutet das wiederum

<sup>1)</sup> Schon im Mittelalter war es bei den Banern üblich, daß der Bräutigam der Braut auf den Fuß trat. Solches Fußtreten oder das Setzen des Fußes auf Land oder anderes Gut war ein verbreitetes Zeichen des Besitzergreifens. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 142.

<sup>2)</sup> D. Schütte in der Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde 1900, S. 224.

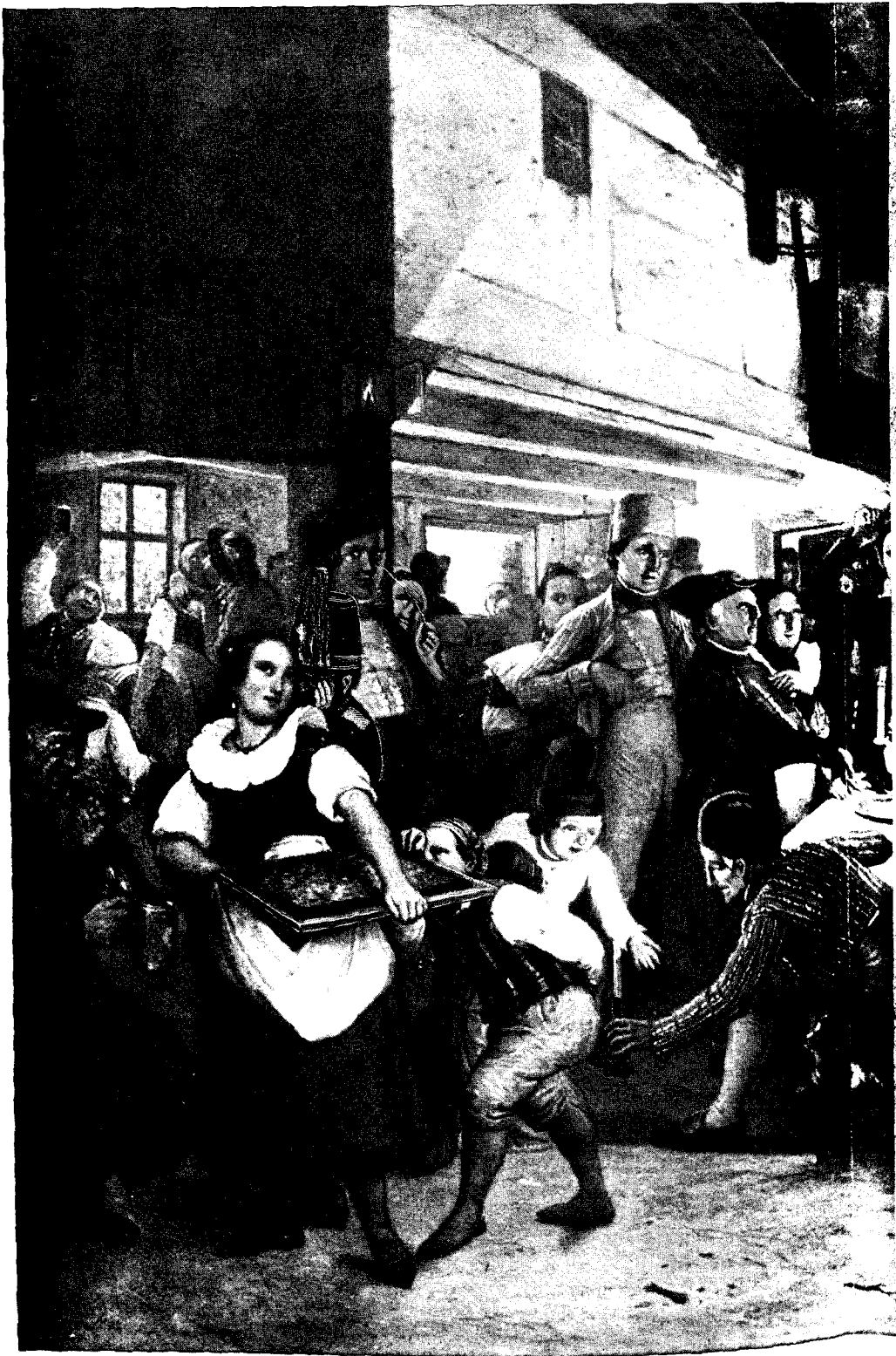
auf Glück in der Ehe. In anderen Gegenden hat die junge Frau den Rest des Trunkes in einem weiten Bogen um ihren Mann herum zu gießen, damit andeutend, daß sie ihn fest an sich fette<sup>1)</sup>.

Nun folgt das Hochzeitsmahl und der Tanz mit örtlich wechselnden Bräuchen. Wo eine große Täle vorhanden, beides auf dieser, jetzt meist im Wirtshaus. Die Ausdehnung dieser Festlichkeiten war früher viel größer und man tafelte und tanzte mehrere Tage hintereinander. Zu einem richtigen Hochzeitsmahl nach älterer Art gehörte eine große Anzahl von Schüsseln und jeder Gast hatte von allen zu essen. Im Beginn des 19. Jahrhunderts war es noch Sitte, daß die Gäste ihre klappmeste (Klappmesser) zur Hochzeit mitbrachten; Pastor und Opferrmann aber Messer und Gabel in einem Lederbesteck. Eine Speisefolge z. B. ist die nachstehende: Hühnersuppe, Rindfleisch mit Rosinenauce, Kalbskaldaunen, Reisbrei mit Zucker und Zimmt und dazu Zwetschen, Kalbs- und Schweinebraten. Man trank Schnaps, Bier, Wein, je nach den Verhältnissen. Starkes Rötigen gehörte zur guten Sitte: ach, ätet man, wi gewet et süs doch man den katten, wurde dabei prozend gesagt. Im übrigen galt das Wort fritt dik dicke, stick nist in de sücke! Der große Reisbreiessfel — gewöhnlich ein Waschkessel — wurde mit reichlichen Resten auf den Misthaufen vor dem Hause gebracht; hier erschienen die pracher, knaggenfänger und snurtjensnapper, alles ungeladene Gäste mit einem Blechlöffel im Knopfloche und stritten sich um den Inhalt (so in Salzdaulum). Die letzte Schüssel beim Hochzeitsmahl bringt die Köchin herein, welche das Mahl zubereitete. Die Schüssel ist verdeckt, ihr Inhalt besteht aus Salz oder Asche. Die Köchin sagt dabei: ik bringe jich ôk noch'n gericht, da könn ji ôk mal na smecken, dann wirft jeder Hochzeitsgast ein Geldstück in die Schüssel.

Wie anders eine Hochzeitsmahlzeit bei wohlhabenden Bauern am Ende des 19. Jahrhunderts. Da wird in allem städtische Weise nachgeahmt und auch die „Menuskarten“ mit Golddruck und bunten Blumen fehlten nicht. Vor mir liegt eine solche aus Volkmarode, deren gedruckter Inhalt folgendes besagt: Speisenfolge zur Hochzeit des Fräulein Anna Beeje mit Herrn Hugo Meyer am 18. November 1898: Suppe à la Reine. Zungenragout. Steinbutt mit Butter. Gemüse mit Beilage. Victoriapudding. Buter. Kalbsbraten. Salat. Compot. Torte. Fürst Pückler. Dessert. Butter und Käse.

<sup>1)</sup> Wie sehr die Hochzeitsgebräuche durch weite Strecken Deutschlands, oft bis in seine Einzelheiten hinein, übereinstimmen und darauf deuten, daß sie eine gemeinsame Quelle besitzen, ergibt ein Blick in das „Hochzeitsbuch“ von Reinsberg-Düringsfeld (Leipzig 1871). Namentlich stimmen hessische Bräuche (S. 149, Brautsuppe, Brautwagen, die Einladung, Werfen des Glases) und selbst deutsch-böhmische (S. 181, das Schnüren, Werfen des Glases etc.) überein. Sehr viel Verwandtes, wie zu erwarten, zeigen die Gebräuche und Sprüche aus dem Lüneburgischen, die Golsborn mitteilt (Hoffmann v. F. und Schade, Weimarsches Jahrbuch I [1854]). Natürlich ist überall auch viel Besonderes vorhanden, zu einem weiteren Vergleiche aber hier nicht der Platz





Bauernhochzeit in Lebre. Um 1840. (S. 100)

# Bauernhochzeit in Lehre.

Im 1840.

Gemalt von Karl Schröder.

(Privatbesitz.)

Die Hochzeit findet auf der großen Halle eines sächsischen Hauses statt. Es ist der Augenblick festgehalten, wie die Brautjungfern „gepiert“ werden und zu diesem Zweck die Hochzeitsgäste durch die Lücke der an die Brauttafel heranrücken. Ein prächtiger Bauer legt seine Thaler auf die Brautjungfer, andere folgen. Brautigam und Braut begrüßen die Gäste mit einem Zerknissen. Letztere trägt die eigentümlichen polnischen. An der Tafel Brautjungfer und Brautjungfer abgeben, sowie der Pastor mit Cylinderhut. Spinnrad und Kessel fehlen nicht an der Tafel. Auf der zur Höhe führenden Gallerie im dunklen Hintergrunde Musikanten und Kinder. Links den Hochzeitsstühlen tragenden Mädchen, dem ein Goldes etwas zustrahlt.



Bauernhochzeit in Lebre. Um 1840. Gemalt von Karl Schröder. (Privatbesitz.)



Man vergleiche damit die alte Speisefolge!

Der Geistliche nimmt beim Hochzeitmahl den Ehrenplatz ein. Die verschiedenen Abgaben, die er für die Trauung empfing, sind jetzt meist abgelöst. Allgemein erhielt er ein Schnupftuch von der Braut und die Brautsuppe, worüber genaue Vorschriften bestanden, ferner Geld. So z. B. in Semmenstedt (Dorfbeschreibung von 1748) 1 Thaler, in Dibbesdorf (Volkmarode) 1 Thaler 8 Gutegroschen. Die Brautsuppe in Schandelah, welche der Pastor erhielt, mußte (nach der handschriftlichen Dorfbeschreibung von 1754) bestehen aus: „1 Schüssel voll Rindfleisch, 1 Schüssel voll Schweinefleisch,  $\frac{1}{2}$  Schweinstopf, 1 Brot oder Semmel, 1 Kuchen und 1 Flasche Bier, was zu 18 Gutegroschen angeschlagen wird. Geht der Pastor aber nicht zur Hochzeit, so werden ihm zwei Mahlzeiten bezahlt, facit 9 Mariengroschen. Von einer Hochzeit, bei welcher eingeschlachtet wird, gebührt der Pfarre des Abends nachher ein Kuchen und eine Wurst.“

Bei dem Hochzeitmahle war diejenige die Ehrentafel, an welcher Braut und Bräutigam saßen und an dieser wurden auch die „Brauttafelgelder“ geopfert. Dort legten die Gäste Geld oder Geschenke (Silbergerät und dergl.) nieder, in verschiedenem Werte, je nach dem Vermögen der geladenen Gäste. Es fehlt nicht an Beispielen, daß noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Brauttafelgelder die Höhe von 300 Thalern erreichten<sup>1)</sup>.

Das Opfern der Brauttafelgelder ist dargestellt auf einem Gemälde des braunschweiger Malers Karl Schröder († 1864), die hier auf Tafel XI wiedergegeben wird. Die Scene, äußerst lebenswahr, spielt in Lehre. Eben legt der prokzend auftretende Adermann sein Geld in die zinnerne Opferschüssel. Solche zinnerne Opferschüsseln, die aber auch gelegentlich zur Darreichung von Speisen benutzt wurden, haben sich erhalten (Fig. 159). Gewöhnlich machten, am letzten Hochzeitstage, die Platzmeister den Anfang mit dem „Opfern“, es folgten Bräutigamsführer und Brautjungfern, die Geldgaben wurden gezählt und vom Platzmeister ausgerufen: N. N. hat brüt und bröddigam sauvel verêrt as drei dâler. Gut gegewen, wol gegewen. Sall ôk mal drinken un de muskanten sollt einen upspêlen! Dann tranken die Brauteleute dem Spender zu<sup>2)</sup>.

Das junge Paar eröffnete die Reihe der Tänze; die Braut zog manchmal

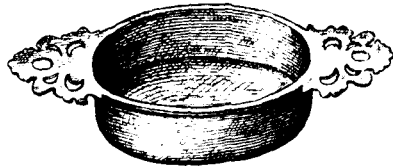


Fig. 159.

Zinnschüssel für Brauttafelgelder und Kalkschale. Städt. Museum.

<sup>1)</sup> Vergl. dazu: Scholz der Dritte, Über die Eigenschaft der Brauttafelgelder im Bauernstande. Zeitschrift für Landwirtschaftsrecht (Braunschweig 1840), Band II, S. 137.

<sup>2)</sup> Dieses „Opfern“ war weit und breit in unserer Gegend verbreitet. In Ebra (Kreis Henthagen) vergl. Andree in Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1896, S. 365. In Nordsteinke, vergl. Beck, daselbst 1898, S. 431.



sich nach den verschiedenen Tänzen um, damit die Gäste den Reichtum ihrer Kleidung bewundern konnten. Mit den nächsten Verwandten macht sie Ehren-  
tänze und nachts um 12 Uhr wird ihr der Kranz abgenommen und der Schleier in Stücken zerrissen, die unter die Anwesenden verteilt werden. Dann wird der Frau die Haube aufgesetzt; sie „kommt unter die Haube“; vom Manne aber heißt es, er „tritt in den Stand der gestickten Hose“. Auch ein Schlüsselbund, als Symbol der Hausfrau, wird dem jungen Weibe übergeben. Das junge Paar wurde (in Büddenstedt) von der Hochzeitsgesellschaft in die Brautkammer geleitet, wobei die Musik spielte: „Zieht mir mal die Stiefel aus“.

In Groß-Zwülpfstedt und den dahin eingepfarrten Dörfern (Klein-Zwülpfstedt, Klein-Sisbeck und Kümmer) war es im 18. Jahrhundert Sitte, daß derjenige, welcher sich dort trauen und zur Kirche mit Musik begleiten ließ, am folgenden Tage mit den Hochzeitsgästen unter den großen Linden des dortigen Thies erscheinen, gewisse Tänze aufführen und den Zwülpfstedtern einige Stübchen Bier zum besten geben mußte. Als 1760 ein Sisbecker sich dessen weigerte, entstand aus dieser Weigerung sogar ein Rechtsstreit<sup>1)</sup>.

Die bei den Hochzeiten getanzten Tänze waren sehr mannigfaltiger Art. Gewöhnlich folgte nach dem Ehrentanze der Braut der Vadder-Michel-Dans, bei dem die ganze Gesellschaft sang:

Gistern awend was vadder Michel da,  
Vadder Michel was gistern awend da.  
Hei fat dat mächen bi de kni  
Un vadder Michel, dat wern ji!

Es folgte langengelsch, walser, hopser. Schottisch kam um 1836, Polka um 1850 auf. In der Vorsfelder Gegend erregte der öle-wiwer-dans besondere Heiterkeit; er wurde von den älteren verheirateten Frauen mit der neuen Genossin getanzt. Die Männer waren aber unterdessen auf die Balken (den Boden) der Däle gestiegen und verübten hier allerlei Geräusch mit Ketten, Braten, Sensen, so daß man von der Musik nichts hörte und die Frauen aus dem Takte kamen.

Den Beschluß der Hochzeitsbelustigungen machte gewöhnlich abends spät der Schimmelreiter.

Der Schimmelreiter. Eine stehende Figur, die ehemals bei den Festen unseres Volkes nicht fehlen durfte, war der Schimmelreiter, welcher in der Mitte des 19. Jahrhunderts vollständig erloschen ist, so daß er heute nur noch in der Erinnerung der älteren Leute fortlebt. Er trat in Deutschland, zu verschiedener Zeit und bei verschiedenen Festlichkeiten auf, so daß es schwer hielt, für ihn eine besondere Zeit zu bestimmen, welcher er ursprünglich angehört haben mag. Auch vermischte sich der Schimmelreiter, allmählich wohl, mit anderen ständigen Figuren, mit St. Martin, St. Nikolaus, mit dem Weihnachts- und Neujahrs-mann, oder er beschränkte sich auf Fastnacht oder erheiterte bei Hochzeiten. Dann,

<sup>1)</sup> P. Zimmermann, Der Tanz unter der Linde in Groß-Zwülpfstedt. Braunschweigische Anzeigen, 3. Dezember 1894.

etwaigen mythologischen Inhalts bar geworden, gefiel er sich zuletzt in der Rolle des Hanswurstes, mit dem er zusammenfloß. Er ist ein Beispiel des Herunterkommens einer einst bedeutungsvollen Erscheinung im Volksleben, denn der Schimmel wird als Wodans Roß gedeutet. Diese Ansicht ist zuletzt von Wilhelm Schwarz vertreten<sup>1)</sup>, welcher in der mythologischen Verfolgung des Schimmelreiters bei weißleuchtenden Blitzen und dem indischen Gotte Indra anlangt. Wir lassen das dahingestellt und beschäftigen uns hier nur mit dem in unserer Gegend zum Spaßmacher herabgesunkenen Schimmelreiter, der zu verschiedenen Zeiten auftrat.

In den Drömlingsdörfern erschien der Schimmelreiter zur Adventszeit in den Spinnstuben, ein Bursche, in weiße Laten gehüllt, vor dem Kopfe etwas, was einem Pferdekopfe ähnelte (eine ausgestopfte weiße Hose oder dergl.); ihn begleiteten andere Burschen, die weiße Hemden übergezogen hatten und die Schar durchtobte dann peitschenknallend das Dorf. In Ehra (Kreis Isenhagen) erkundigte ich das Auftreten des Schimmelreiters zur Fastnacht. Dort wurde er mit dem viel später erscheinenden St. Nikolaus zusammengeworfen und Aschenklaas genannt; man benutzte zur Herstellung der Figur ein weißes Laten und einen gebleichten Pferdeschädel. Am häufigsten aber finden wir bei uns den Schimmelreiter, zumal in den Dörfern bei Braunschweig und am Elme, bei Hochzeiten auftretend. In Rautheim war dazu, noch bis 1860, eine Pferdemaske vorhanden und diese wurde anderwärts durch andere maskierte Gegenstände (selbst ein Schwingeblock diente dazu) ersetzt. Die ausführlichste Schilderung des bei Hochzeiten auftretenden Schimmelreiters besitzen wir aus Eizum<sup>2)</sup>, wo zur Ergötzlichkeit der Gäste der Schimmelreiter mit Gefolge erschien und eine Art von Schauspiel aufführte. Schimmel und Reiter in einer Person wurden von dem stärksten Burschen dargestellt. Es heißt in der Schilderung: Der Reiter zog ein Hemd über, und ließ sich vor den Leib und auf sein Hinterteil je einen Siebrand schnüren. Mehrere Pflugleinen und Seile gebrauchte man hierzu, der Mensch wurde stark eingeschnürt, aber alles mußte an ihm handfest sein, denn der Schimmel hatte viele Püffe und Stöße zu empfangen, aber auch auszuteilen. An dem vorderen Siebrande wurde ein Pferdekopfe befestigt. In Eizum gab es einen vom Sattler gemachten; an anderen Orten war er nur roh aus Holz geschnigt. An den hinteren Siebrand band man einen Pferdeschweif. Ein großes weißes Laten mit Öffnungen für den Kopf und Arme des Reiters wurde über diese ganze Zusammensetzung gehängt, vorn um den Kopf und hinten um den Schwanz des Pferdes nähete man das Laten zusammen. Das Laten reichte fast bis auf die Erde, und man wurde von den Füßen des Reiters nicht viel gewahr. Vor das Gesicht nahm der Bursche eine „Larve“ (Maske), und auf dem Kopfe thronte irgend eine kühne Kopfbedeckung. Ein Führer, ebenfalls wie alle am Zuge Beteiligten maskiert, mußte den

1) Zeitschr. des Vereins für Volkskunde VII, S. 225.

2) H. Schattenberg, Der Schimmelreiter im Braunschweigischen in „Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs“. Festschrift. Braunschweig 1898, S. 155.

Schimmel samt Reiter führen. Die Peitsche schwang der Reiter selber. Begleitet war dieser Schimmel von einem ganzen Zuge Burschen, welche allerlei Späße trieben und mimische Darstellungen aufführten. Es erschien z. B. ein Barbier mit großer ausgeflebter Mulde und hölzernem Rasiermesser, einer, der rasiert wird, ein Doktor, ein Pastor, ein Bärenführer mit dem Erbsbär und einem „Offizier“ in weißem Hemde, der als Sprecher auftrat, in hochdeutschen Knüttelversen die Gesellschaft begrüßte und fragte, ob der Schimmel erscheinen dürfe? Dieser erschien nun peitschenknallend und einen feurigen Reiter nachahmend unter den Hochzeitsgästen, worauf geistlose und langatmige Ansprachen an die Neuvermählten folgten. Sie sind desselben Geistes wie die Ansprachen beim Fahnenjagen, keinesfalls alt und können in der angeführten Schilderung von Hedwig Schattenberg nachgelesen werden. Nach salbungsvoller Begrüßung des jungen Paares und Absingung eines Gejangbuchliedes ruft der Schimmelführer: „Der Schimmel hat ein Eisen verloren; wir kommen nicht fort.“ Nun erscheint der Schmied, der dem unruhigen Schimmel das Hufeisen wieder anschlagen soll, dabei aber einen Schlag vor den Kopf erhält, so daß er hinfällt. Jetzt wird der Doktor geholt, der, mit einer Flasche voll Branntwein versehen, den Schmied wieder zu sich bringt. Endlich tritt der paiaß, der Hanswurst, auf und spricht auf Ermahnung des Offiziers folgendes.

- Paiaß: „Es kommt mir doch wohl keiner in die Quer?  
 Meine Kiepe ist ja noch ganz leer,  
 Und Ihr seht mich doch wohl nicht für so dumm an,  
 Als wenn ich keine fünfse zählen kann,  
 Wenn es darauf ankommt, zähle ich gleich bis fünfzig.  
 Denn ich bin gereist in der weiten Welt,  
 Wollte sehen, wo es mir am besten gefällt,  
 Da kam ich in das Land Such  
 Da hatten sie keine Pferde und keinen Pflug.  
 Ich war froh und heiter,  
 Ich reiste weiter.  
 Da kam ich in das Land Hessen,  
 Ja, da gab es große Schüsseln, aber wenig zu fressen.  
 Ich war immer froh und heiter,  
 Ich reiste weiter.  
 Da kam ich in das Land Sachsen,  
 Ja, da war es schön, da thaten die Zimsern auf den Bäumen wachsen,  
 Hätte ich mich da recht bedacht,  
 Hätte ich mich und meinem Herrn Offizier eine mitgebracht.  
 Hätte ich da wohl nicht recht an gethan, Herr Offizier?“
- Offizier: „Oh ja, wenn hättest nur für Dich gesorgt  
 Und hättest Dir eine mitgebracht.“

Paiaß: „Ich werde hier auch noch eine kriegen, dort im Garten stehen so viele, ich nehme mir gleich eine mit.“

Während des Sprechens läuft der „Paiaß“ zwischen die Mädchen und Frauen und will sich eine davon in die Kiepe stecken.

Offizier: „Paiaß laß das sein.“

Paiaß: „Ich höre nicht ein, es soll alles in meine Kiepe herein.“

Offizier: „Paiaß, jetzt sprich ich frei und unverholen,  
 Paiaß, Dich soll der Teufel holen!“

P. lachend: „Hu, hu, das wäre viel,  
 Nach einem spannt der Teufel nicht an.“

Offizier: „Man weiß es nicht.“

Hierauf kommt der Teufel aus der Schar der Umstehenden gesprungen und sucht den Paiaß zu fassen. Paiaß läuft weg und ruft: „Den kleinen Paiaß kriegt der Teufel nicht.“ Teufel und Paiaß haschen sich, bis der Teufel den Paiaß fest hat, ihm die Kiepe abreißt und ihn auf seine Schultern hebt und im Triumph fortträgt.

Das Eingehen und letzte Auftreten des Schimmelreiters läßt sich für Gihum genau feststellen. Nach H. Schattenberg war dieses bei einer Langkopfschen Hochzeit daselbst 1851 der Fall; im nahen Rüblingen 1858 bei einer Angersteinischen Hochzeit. Um dieselbe Zeit mag auch der alte Schimmelreiter in den übrigen Dörfern Braunschweigs verschwunden sein.

Am Schlusse traten die sämtlichen Burschen zusammen und sangen ein Lied. In Gihum wurde immer, soweit die ältesten Leute denken können, das Lied vom Schäfer und Edelmann gesungen.

Im Übergange aus der alten Zeit mit ihren feststehenden Hochzeitsitten zur neueren Zeit, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, begann man auf größeren Höfen auch schon kleine dramatische Aufführungen an das Hochzeitseffen anzuschließen, deren Text von irgend einem Dorfpoeten, dem Lehrer zc. verfaßt und die von Hochzeitsgästen dargestellt wurden. Eine solche Scene, etwa aus dem Jahre 1850 und aus der Gegend von Königslutter stammend, hat sich erhalten. Sie wurde mir von Frau Pastor Hedwig Schattenberg in Gihum mitgeteilt und heißt:

Dortchen un sine mudder.

Dortchen: Täuwt man noch en betjen, mudder; ik trûe mik gar nich rin, wi möt't doch erst frân ob wi hir bi de junken lû'e ok richtig ankommen sind, bliwet man erst noch stân.

Mutter: Stân bliwen? Da hârre ik ôk noch grade lust tau. Denkst et is en pläsirweg von Abbenrôe bet hirher bi saun dreck, wo wi üsch all twei stunne verspât het? Ne, hensetten will'k mik un wenn dit de richtigen lû'e sin, werd wi ôk wol en schäleken kaffee kri'n.

Dortchen: Wenn ji den afslut willt, könnt wi en bettjen nâer gân; dei da mit dat witte kled ward woll de junfer brût sin?

Mutter: I, wat dat frûensminsche vor'n stât an sik het!

Dortchen: Lat doch man sin, mudder, dat sei dat nich hören deit, dat schicket sik nich.

Mutter: I du ôle gaus, ik wet süllest wat sik ehôret. Nu man driste rin. Gun awend ok, mamselleken, sei sin ja wol de brût, un disse hübsche minsche is de bröddigam? Nêmet se et man nich vor ungut, dat wie sau driste sin; awer ik wolle mal frâ'en, da se doch nu frien willt, ob se nich en mâken brüken können? Min Dortchen dat passet da tau, sei is flitig, simpel und gesetzt von temperamente, löppet ok nich tau vel na'r musike. Von lüttich up is't up'n amte west. De frû amtsrâtin seggte tau mik: „Germern, ihr Dortchen ist gar nicht so dumm; die muss mal in de Stadt, um was zu lernen.“ Datau wol ik denn üsen vâer oberkôren. Dat koste tau vel seggte dei, dann is use Dortchen doch en half jâr na Bronswik êkomen. Dortchen, du kannst ja süllest vertellen, wat du lêrt hast!

Dortchen: Jâ, das is wâhr. Zuerst bin ich in ein groß Geschäft gegangen un hâbe das Nâhen gelernt und dann bei die erste Schneiderin Kleider nâhen. Stiden auf Tuch un Seide mit Perlen un Wolle hâbe ich auch gelernt, un ins lêste Vierteljâr hâbe ich bei die Pugmacherin Hûte aufgârniert.

Mutter: Un dann biste na sone madam egân, wo de dat hâr inkâmmen elêrt hast.

Dortchen: Frisieren meinst Du! Da kâmen alle Tage ne Menge Dâmens, die wir auf alle Art frisieren mußten.

Mutter: Ik segge, et stecket wat in den mächen, bedrö'en werd Sei er nich midde un dabi is et ök sau schenirlich un slöppet in'r kôke, wenn et sin mot, et is ja sau simpel. Wi he't butten sau vël leiwes un gues vun de junken lû'e ehört, dat ik gêrn seie, wenn Sei et nêmen. Wenn't is, dann is et; wie kri'et wol von Sei bescheid un dann könnt Sei de mehepennig middeschicken. Wenn't nich is mot et sik na ne'r annern stidde umseien.

Dortchen: Mudder, nu lat üsch man wedder gån; ji sin tau driste mit sau'n vornemen lû'en.

Mutter: Na, denn will'k Sei man vel glücke wünschen, dat Sei sik mit eren junken manne immer verdräget. Un disse blaumen schicket Sei de pastörsche noch mit schönen grufs.

Zum Schluß der Hochzeit hatte der Gemann jedem Dienstboten ein Geschenk zu geben und von dieser Zeit an ward ihm von diesen erst das Prädikat „Herr“ zu teil. So lange er unverheiratet ist, wird er nur mit dem Vornamen und „Du“ angeredet; erst nach der Heirat kommt ihm das ji zu.

Die Ehen verlaufen meist ruhig und glücklich; oft führt die Frau das Regiment, sie ist häufig der thatkräftigere Teil des Paares, der Mann der langsamere und trägere. Scheidungen sind weniger häufig als in der Stadt. Witwer heiraten bald wieder, wenn sie nicht zu alt sind. Eine neue Frau bringt dem Hofe neues Gut, daher das häßliche Sprichwort: wenn de pâre gut stât un de früen gut afgât, kann de man wol rike wêren. Daß solche Anschauung unter den deutschen Bauern aber nicht selten ist, mag man aus der heftigen Fassung dieses Wortes erkennen: Weibersterben — kein Verderben! Gâul' verreden — großer Schrecken!

### Tod und Begräbnis.

Es giebt viele Vorzeichen, welche den Tod ankündigen und auf diese achtet man teilweise noch mit abergläubischer Scheu.

Schreit die kleine Gule am Hause, so deutet dieses auf einen bevorstehenden Todesfall in demselben. Da der Ranz gern dem im Krankenzimmer brennenden Lichte nachfliegt, so dient dieses zur Bestärkung des allgemeinen Aberglaubens.

Das Klopfen der Totenuhr (ein Klopffäßer, *Anobium pertinax*) im Holze der Wand oder des Fußbodens deutet auf Tod im Hause. Allgemein <sup>1)</sup>.

Wenn eine von Natur gewöhnlich grüne Pflanze (Kohl, Rübe zc.) im Garten plötzlich mit weißen Blättern erscheint, so gilt dieses als Anzeichen, daß jemand im Hause bald stirbt.

Ebenso, wenn der Maulwurf dicht am Hause oder gar in demselben seinen Hügel aufwirft.

Wenn Kinder „Begräbnis spielen“, d. h. Puppen oder Holzklöße begraben, so stirbt bald einer im Hause, in dessen Nähe das Spiel stattfindet.

Nachstürzen der Erde in ein frisches Grab deutet darauf, daß ein Glied der Familie des zu Begrabenden diesem bald nachfolgt.

Ausfallen der Zähne im Traume deutet auf Tod.

Eine Hochzeit im Traume gesehen deutet auf Tod.

<sup>1)</sup> The tapping of the beetle, known by the ominous name of the death-watch is in Sussex, as elsewhere, deemed a warning, that death is near at hand. *Folklore-Record* I, p. 57 (1878).

Wenn man einen Sterbenden beklagt, so erschwert man ihm das Sterben.

Dem Sterbenden zieht man das Kopfkissen weg, damit er leichter stirbt. Das wird auch bewirkt, wenn man die Uhr anhält.

Ist der Tod eingetreten, so wird die Wäschschale, aus der man den Kranken gewaschen hat, zer schlagen. Alle Blumen, die im Sterbezimmer stehen, werden hinausgetragen, damit sie nicht eingehen.

Gleich nach eingetretenem Tode öffnet man die Fenster des Sterbezimmers.

Auf einen Toten dürfen keine Thränen fallen, sonst kann dieser im Grabe nicht ruhen. Aus der Wäsche des Gestorbenen schneidet man dessen Namenszeichen aus; er kann sonst im Grabe nicht ruhen und muß einen Verwandten „nachziehen“.

Den Toten soll man an die große Zehe fassen, dann vergeht einem das Gruseln. Hat man Warzen, so streiche man mit diesen über die Hand des Toten; sie vergehen, weil jener sie mit ins Grab nimmt.

Ist ein Säugling gestorben, so streicht die Mutter mit dessen Händchen über ihre Brustwarzen, damit ihr die Milch vergehe.

Das Tuch, mit dem dem Sterbenden der Schweiß abgetrocknet wurde, wird aufbewahrt, denn man kann mit ihm leicht Wunden heilen.

Kunde vom Tode eines Gemeindegliedes erhält das Dorf dadurch, daß sofort drei „Schauer“ geläutet werden.

Es giebt verschiedene, zum Teil wenig feine Ausdrücke für Sterben, wie z. B. den lepel wegsmiten, den ärs tauknîpen. Mit ersterem hängt der Aberglaube zusammen, daß das Fallenlassen eines Töfßels Tod anzeige.

Die Totenwäscherin heißt dödenbebindersche, weil sie die Kränze auf dem Grabe nach dem Begräbnis zu ordnen (bebinden) hat. Ist der Tote an einer ansteckenden Krankheit gestorben, so glaubt sie sich beim Waschen desselben dadurch zu schützen, daß sie einige Pfefferkörner in den Mund nimmt. Sie heißt auch likhaun (Leichenhuhn).

Der Tote wird in seinen guten Kleidern in den Sarg gebettet, entgegen dem Sprichworte: en hemd un en dauk is in't graf enaug. In einigen Gegenden heißt der Sarg noch rustekäste<sup>1)</sup>. Das Haar, welches dem Verstorbenen ausgekämmt wird, und der Kamm, mit dem dieses geschah, werden der Leiche zu Füßen in den Sarg gelegt. In Vortfeld erhält der Tote einen Wermutstrauß mit in das Grab, welcher des Lebens Bitterkeit andeuten soll. Noch sehr verbreitet ist die Mitgabe des tärpennigs, von dem ich unten spreche.

Die beiden Lichter, welche zwei Stunden vor dem Wegbringen des Sarges auf diesem brennen, müssen mit den Fingern ausgelöscht werden; man darf sie nicht ausblasen, kann sie aber auch ganz herabbrennen lassen.

Ältere Leute (Altväter zc.) schaffen sich schon bei Lebzeiten ihren Sarg an — der dann gelegentlich als Apfelfiste dient.

Allgemein trauert man in dunklen Gewändern und die sogenannten Trauertücher der Frauen waren schwarz mit weißer oder Silberstickerei (S. 275). Auffallend erscheint die Mitteilung von Pastor Schattenberg, daß die Frauen in Güzum zum Zeichen der Trauer ein breites rotes Band an der Mütze befestigt hätten<sup>2)</sup>.

1) Vergl. Braunschw. Magazin 1838, S. 208.

2) Braunschw. Magazin 1896, S. 29.

Die Einladungen zu den Begräbnissen sind sehr formell. In den Dörfern (Wendeburg, Wendezell und Zweidorf) wird zwei Tage vorher durch ein junges Mädchen aus der Verwandtschaft eingeladen mit den Worten: Ik wolle tor gräfte bidden. Wer nicht geladen wird, nimmt nicht Teil. In Eikum ladet die Totenfrau zum Leichenessen besonders ein, wenn sie sagt N. N. möge dat ganse gräfnisse mitmachen; ohne diese Worte bezieht sich die Einladung nur auf das „folgen“. Der Sarg wird in manchen Gegenden besonders geschmückt. Für Groß-Steinum bei Königslutter erhielt ich folgende Angaben: Man deckt über den schwarzen oder gelben Sarg ein großes Leintuch von drei Breiten, jede Breite 8 Ellen lang und  $6\frac{1}{2}$  Viertel breit. Ein etwa darin stehender Name wurde vorher daraus entfernt. War der oder die Verstorbene unbescholten, so nähte man Papierkronen und krälen auf das Sargtuch, hing auch einen Porzellanengel an den Bügel des Sarges. Bei der Bestattung wurden diese Dinge abgenommen und mit hölzernen Haken auf dem Grabe be-

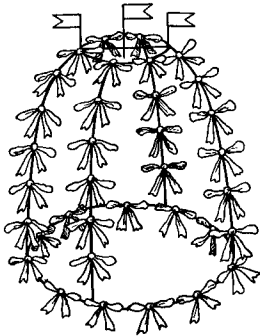


Fig. 160.

Totenkrone für Mädchen. Eikum.

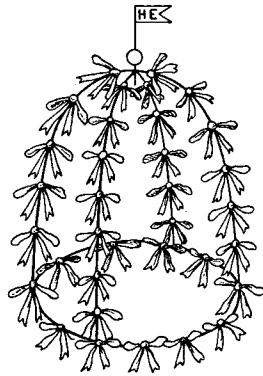


Fig. 161.

Totenkrone für Knaben. Eikum.

festigt. Da ärmere Leute große Totenlaken nicht besaßen, so erhielten sie solche von den Reichen geliehen. Kränze bekam niemand. So noch bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts in Groß-Steinum.

Ganz besondere Sorgfalt verwendete man in Eikum<sup>1)</sup> auf die Ausschmückung der Särge der Unverheirateten und Kinder, was man buntmäken nennt; dieses wurde von Mädchen, buntmäkerschen, besorgt, welche kleine Holzgestelle, Kronen genannt, mit Buchsbaum, Rosmarin, Papierblumen aufpuzten; oben auf diesen befand sich eine Fahne aus Flittergold, darin eingestochen die Anfangsbuchstaben des Namens des Verstorbenen. Um den Sarg lief eine Guirlande; Buchsbaumzweige, Moospolster, Papierblumen und seidene Bänder wurden reichlich angebracht. Die Kronen für Mädchen waren oben offen; die der Knaben hatten durchgehende Bügel (Fig. 160 u. 161); letztere bekamen am

<sup>1)</sup> Schattenberg, Festschrift S. 134.

Kopf- und Fußende noch je ein geschmücktes kleines Holzkreuz; dieses fehlte bei den Mädchen, denen dafür beim Begräbnisse vier sogenannte kassen vorgetragen wurden, etwa fußlange Stäbe mit Buchsbaum, Rosmarin, Buntpapier, einem vergoldeten Apfel und einer Flittergoldfahne an der Spitze geschmückt. Dem jungen Burschen widmeten die Genossen die Knechtskrone auf den Sarg, welche noch einmal so groß wie die übrigen war und zu Häupten des Sarges stand. Besonders schön waren auch die von den Paten gestifteten vaddernkronen, welche man in Schöppenstedt kaufte und die nach dem Begräbnisse an die Wände der Kirche gehängt wurden.

Die Leichenfeierlichkeiten im Dorfe finden gewöhnlich unter Teilnahme einer großen Anzahl Gemeindemitglieder statt. Auch bei dieser Gelegenheit wechseln die Gebräuche von Ort zu Ort; doch ist die Zeit des Begräbnisses gewöhnlich die Mittagsstunde. Die zum Begräbnis erschienenen gehen zunächst an den Sarg, wo sie ein stilles Vaterunser beten und dann den nächsten Leidtragenden die Hand drücken. Schullehrer und Opferrmann erscheinen mit den älteren Schulknaben, welche im Trauerhause ein paar Trauerlieder singen. Diese Kinder eröffnen auch den Leichenzug, paarweise unter der Anführung des Lehrers dem Sarge voranschreitend. Die Leiche selbst wird von Freunden und Bekannten getragen; war der Verstorbene verheiratet, so tragen ihn auch Verheiratete zu Grabe; Unverheiratete und Kinder werden von Junggesellen getragen. Der Pastor geht entweder mit im Zuge bei den nächsten Leidtragenden oder er empfängt den Zug an der Thür des Kirchhofes, wo das Grab schon zurecht gemacht ist. Früher wurde von zwei oder drei der nächsten Nachbarn und Verwandten das Grab hergestellt, und zwar möglichst glatt an den Wänden, ein sogenanntes „schönes“ Grab, worauf viel gegeben wird. Als Grabgesang ist das Lied gewählt:

Begrabt den Leib in seine Gruft  
 Bis ihn des Richters Stimme ruft!  
 Wir säen ihn, einst blüht er auf  
 Und steigt verklärt zu Gott hinauf.

Eine Nachfeier in der Kirche schloß sich früher an, bei der ein förmlicher Gottesdienst abgehalten wurde<sup>1)</sup>.

In den Dreidörfern (Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf) habe ich folgende Gebräuche beim Begräbnisse beobachtet. Der Sarg mit zwei Lichtern steht auf der Däle (des sächsischen Hauses), zu beiden Seiten Bänke, auf welchen die weiblichen Leidtragenden mit dem Gesangbuche in der Hand Platz nehmen. Hinten in der lütjen stube sind die nächsten Verwandten versammelt, in der gröten stube die Träger des Sarges und die männlichen Leidtragenden. Dort liegt auch ein Faß Bier auf, wird wacker gezecht und werden Cigarren geraucht. Jetzt erscheint der Pastor mit dem Lehrer und den Chorknaben. Letztere werden bewirtet. Nach Gesang und Rede des Pastors wird der Sarg hinausgetragen

<sup>1)</sup> Ruhn, über Leichenfeierlichkeiten auf dem Lande. Braunschw. Magazin vom 30. Juni 1838.



und nun ordnet sich das Gefolge folgendermaßen: Hinter dem Sarge die männlichen Verwandten je nach dem Grade der Verwandtschaft unbedeckten Hauptes im Gänsemarsch; dann paarweise die übrigen männlichen Leidtragenden; darauf Zwischenraum und nun die weiblichen Verwandten, eine hinter der anderen im Gänsemarsch, dann paarweise die übrigen weiblichen Leidtragenden, schließlich die übrige weibliche Bevölkerung des Dorfes. Nach der Beisetzung findet die eigentliche Leichenpredigt in der Kirche statt, den Schluß bildet ein Mahl, an dem nur die Verwandten teilnehmen.

Bei der Beerdigung wird geläutet; schlägt die große Glocke zuletzt beim Grabgelaute an, so stirbt das nächste Mal ein Erwachsener; schlägt aber die kleine Glocke zuletzt, so stirbt ein Kind. Während des Totengeläutes darf niemand im Dorfe etwas essen.

Totgeborene oder ungetaufte Kinder erhalten in einigen Dörfern keine Blumen aufs Grab, sondern ein viereckiges, weißleinenes Tuch wird über dem Grabhügel befestigt. Auch die im Wochenbette gestorbene Frau bekommt ein weißes Laken mit schwarzen Duzen an den Ecken auf ihr Grab gelegt; ursprünglich ist dies das Betttuch, auf dem die Entschlafene ihr Kind geboren hat, das kleine Tuch des Säuglings ist dessen Windel. Dieser Brauch ist vorherrschend in den westlichen Dörfern (Sierße, Viedingen 2c.)<sup>1)</sup>, auch am Elbe. Die Bahre, auf welcher der Tote hinausgetragen wurde, blieb einige Zeit auf dem frischen Grabhügel liegen.

Kränze, Schleifen, Bänder 2c., welche einem Kinde mit aufs Grab gegeben werden, sind in kleinen Glashäuschen auf den Gräbern aufbewahrt (Amt Wolfenbüttel, Schöppenstedt 2c.). Ein solches aus Pässe (Kr. Gifhorn) stellt Fig. 162 vor.

Grabhäuschen= „Jungferntrone“ aus Pässe (Kr. Gifhorn). Der Totenfranz aus künstlichen Blumen in einem Dachhäuschen, das vorn und hinten Glasscheiben hat. Auf den Gräbern aller Jungfrauen ohne Altersunterschied.

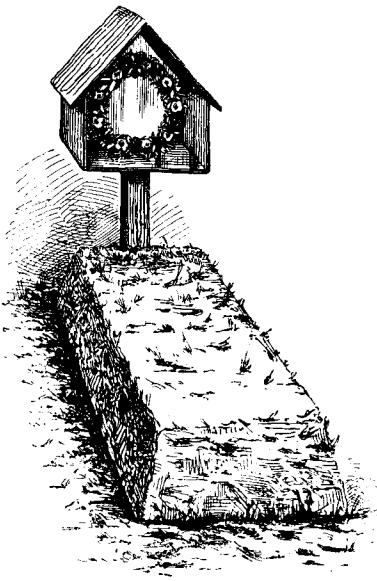


Fig. 162.

Auf Gräbern im Drömling wird das Totengestell errichtet: eine lange Stange, die bis zur halben Höhe von einer Anzahl gleichmäßig geordneter Weidenstäbe umgeben ist, gleich den Graden eines Globus. Sie sind bunt gestrichen und mit buntem Papier umwickelt. An der Spitze eine Wetterfahne aus Knittergold und darauf der Name des Verstorbenen. Der alte Brauch ist im Absterben<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Der Brauch ist auch anderwärts in Deutschland verbreitet. Vergl. Kolbe, Hessische Volksitten, Marburg 1886, S. 51.

<sup>2)</sup> Ebeling II, S. 209.

In der Gegend von Holzminden setzt man den Mädchen vier „Fackeln“, mit künstlichen Blumen umwickelte Stäbe, den Knaben ein Gestell aus Ruten

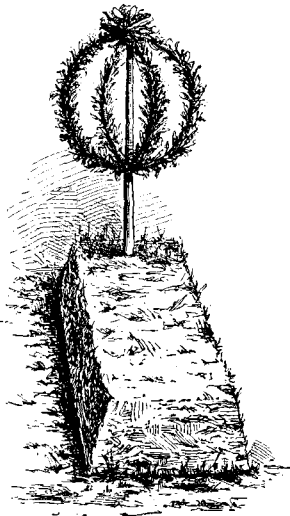


Fig. 163.

Knabenfrone, Gestell mit Reifen, die mit Buchsbaum und Tannenreisig umwunden sind. Stahle bei Holzminden.

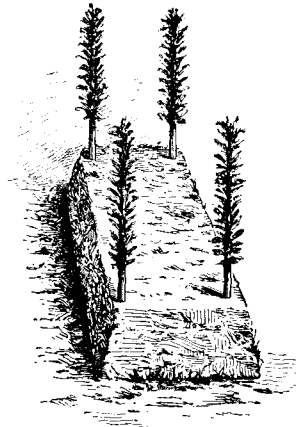


Fig. 164.

„Fackeln“ auf Mädchengräbern. Vier etwa meterhohe Holzstäbe an den Grabbetten, mit Buchsbaum und Tannenreisig umwunden. Stahle bei Holzminden.

in Kugelform, gleichfalls mit Buchsbaum und Tannengrün geschmückt, auf den Hügel (Fig. 163 und 164).

Nach dem Begräbnis findet oder fand der Leichenschmaus statt, eine Sitte, die immer mehr abkommt <sup>1)</sup>. Im Trauerhause ist alles aufgeräumt, Tische und Bänke sind gesetzt, das Laten aufgelegt; während dieses bei einer Hochzeit Namen und Ornamente von roter Farbe zeigt, tragen die Tischlaken bei Leichenfeiern

<sup>1)</sup> Die Braunschw. Anzeigen melden aus Wenzeln, 24. Juni 1895: Gestern Abend wurde auf Veranlassung des Gemeindevorstehers Buschhorn im Wielertschen Gasthause eine Gemeindeversammlung abgehalten, um über die Abschaffung des sog. „Leichenschmauses“ bei Beerdigungen zu beraten. Hier wie in den meisten umliegenden Ortschaften ist es althergebrachte Sitte, daß bei vorkommenden Todesfällen am Tage der Beerdigung die Verwandten und Freunde des Verstorbenen zum Trauerhause geladen und vor Wegführung der Leiche reich bewirtet werden. Bei großer Verwandtschaft sind die Gäste oft kaum im Hause unterzubringen, und die Vorbereitungen zur Bewirtung derselben nehmen alle Kräfte der Leidtragenden in Anspruch. Nach einer Ansprache des Gemeindevorstehers erklärten sich sämtliche Anwesende damit einverstanden, daß es wünschenswert sei, diese von den Alten übernommene Unsitte endlich abzuschaffen. Es wurde beschlossen, daß sich jeder durch Unterschrift eines entsprechenden Schriftstückes verpflichten solle, vorkommendenfalls weder einen Leichenschmaus zu veranstalten, noch auf Einladung anderer an einem solchen teilzunehmen. Alle Anwesenden erklärten sich dazu bereit.

schwarze. Die Speisefolge ist gewöhnlich die nachstehende: Fleischbrühsuppe mit Fadennudeln und Hühnerfleisch; Reis in Milch gekocht, mit geschmolzener Butter übergossen; gekochtes Rindfleisch mit Rosinenbrühe; fettes Schweinefleisch mit Korinthen. Dazu wird Branntwein (Bier) getrunken. Das Essen findet gewöhnlich an der Stelle statt, wo noch kurz zuvor der Sarg gestanden — was aber für die Teilnehmer am Leichenschmaus nichts Anstößiges hat, da sie einer alten Sitte folgen, die sie von Jugend auf gesehen und mitgemacht haben. Sie betrachten den Leichenschmaus als etwas, was dem Dahingegangenen von Rechtswegen gebührt, betrachten es als eine heilige Pflicht der Pietät, als die letzte Ehre, die sie dem Verstorbenen erweisen. Darum unterziehen sich die Anverwandten und Hausgenossen diesen letzten Mühen gern. Auch bleibt zu bedenken, daß der Leichenschmaus kein Gelage ist, sondern eine Vereinigung der Verwandtschaft von nah und fern<sup>1)</sup>.

In voller Blüte steht noch die Versammlung der Leidtragenden nach dem Begräbnis im nächsten Wirtshause, wo eine Zecherei beginnt, die man das *Fell versüßen* nennt, selbst in der Stadt Braunschweig. In dem Gasthose *Bella vista*, nahe bei dem Hauptfriedhofe, geschieht das regelmäßig von gewissen Kreisen; dabei legt man den Hausschlüssel auf den Tisch zum Zeichen, daß man lange bleiben will.

Der Ausdruck, das *Fell* (die Haut, den Bast) verkaufen, ist noch unaufgeklärt, trotzdem Reinhold Köhler ihn zu erforschen versuchte<sup>2)</sup>.

Unmutender ist ein anderer Brauch. Tritt auf einem Hofe ein Todesfall ein, so hat der Besitzer den Diensthboten die Trauerkleider zu schenken, den Mädchen mindestens eine Schürze und ein Tuch, den Knechten eine Weste.

Mit dem Begräbnisse aber hat der Verkehr des Toten mit den Zurückgebliebenen sein Ende noch nicht erreicht. Es ist noch vielfach der Aberglaube an das „Umgehen“ Verstorbener verbreitet und daß diesen die Kraft innewohnt, Lebende sich „nachzuziehen“. Bei Vorkäse schloß man sorgfältig die Thüren, sobald der Sarg und das Gefolge das Haus verlassen hatte, damit der Tote

<sup>1)</sup> Braunschw. Magazin 1838, S. 209.

<sup>2)</sup> Er ist aus dem 17. Jahrhundert aus Mecklenburg belegt, kommt vor in Thüringen, Schleswig-Holstein, Pommern, Westfalen, Lippe, bei den Wenden der Lausitz, im Hannoverschen, in Berlin, Nassau u. Vergl. die Zeitschrift „Am Urquell“ I, S. 113; II, S. 81, 147; V, S. 161; VI, S. 34. — Vielleicht giebt das Folgende einen Fingerzeig zur Erklärung des Ausdruckes. Wenn, was alle paar Jahre der Fall war, in braunschweigischen Dörfern ein Gemeindebulle geschlachtet wurde, so wurde das Tier von der ganzen Gemeinde verzehrt; es fand das Bullenfest statt. Während man den peisel (penis) als getrocknete Reliquie auf einer Däse aufbewahrte, verkaufte man das Fell und vertrank den Erlös gemeinschaftlich. Vergl. dazu Kuhn, Märktische Sagen, S. 368. — Merkwürdiger Weise hat man in Frankreich etwas ganz ähnliches: Dans plusieurs localités, surtout à la campagne (Umgegend von Valenciennes) il est encore d'usage de retenir à diner les personnes qui sont venues de loin pour assister à un enterrement: on appelle cela vulgairement croquer la tête du mort. Bulletin de Folklore, Bruxelles. Tome III, p. 1, 1898.

nicht bald einen Inwohner nachfordere. Denn der Tote kehrt wieder und tritt mit den Lebenden in Verkehr. Anfang Dezember 1895 heiratete ein Arbeiter aus Klein-Schöppensfeldt, dessen Frau erst vor vier Wochen gestorben war, ein Mädchen aus Riddagshausen. Die schnelle Heirat muß doch Anstoß erregt haben und allgemein hieß es in Klein-Schöppensfeldt: die erste Frau sei wieder erschienen und habe zu ihrem Manne gesagt, er möchte ihr doch erst die Füße kalt werden lassen, bevor er wieder heirate.

Spuren von Vampirismus sind bei der Landbevölkerung noch vorhanden. Ein älteres Beispiel berichtet Harenberg<sup>1)</sup> aus dem Dorfe Adenhausen. Dort hatten sich zwei Bauern um ein Gehölz gestritten. Als der eine starb, ward dem Überlebenden bange, daß er aus Rache von dem anderen werde „nachgezogen“ werden können. Er ging deshalb zum Leichnam seines Gegners und pflöchte ihm einen runden Stock durch die Zunge und den Mund. Als ein Kind, welches die Sache gesehen hatte, davon Anzeige machte, berief jener sich auf die allgemeine Gewohnheit der Landleute<sup>2)</sup>. Vampyrglaube ist früher in der Gegend von Wittingen (Kreis Jsenhagen) allgemein gewesen. Nach den Berichten alter Leute nannte man den Vampyr Doppelsauger, weil er als Kind nach der Entwöhnung so lange geschrien hat, bis die Mutter ihn zum zweiten Male an die Brust legte. Im Grabe saugt der Doppelsauger dann so lange am Blute seiner Verwandten, bis er sie zu sich unter die Erde gebracht hat; vorher aber hat er, stets um Mitternacht, seine eigene Brust ausgefogen. Um ihn am Ausfagen der Verwandten zu hindern, öffnete man das Grab und stieß ihm mit einem Spaten den Kopf ab; dabei erkennt man, daß der Vampyr vom Saugen rote Lippen hat. Hat man Verdacht, daß eine Leiche einem Doppelsauger angehöre, so nimmt man beim Austragen der Leiche die Hauschwelle (der süll ist in allen niederländischen Häusern beweglich) fort, dann kann er, wenn diese wieder in ihre frühere Lage kommt, nicht wieder ins Haus zurück. Auch legt man der verdächtigen Leiche ein Brett zwischen Kinn und Brust, damit sie nicht an der eigenen Brust saugen kann oder giebt ihr einen „Kreuzpfennig“ mit ins Grab.

An das „Nachziehen“ durch einen Verstorbenen wird heute noch geglaubt. Wenn eine Leiche nicht bald steif wird, so holt sie bald einen nach<sup>3)</sup>. Dasselbe ist der Fall, wenn die Leiche freundliche Gesichtszüge zeigt. Jedenfalls geht der Tote um, wenn seine Angehörigen nicht eine Bestimmung, die er bei Lebzeiten getroffen, seinem Willen gemäß ausführen. Im Anfange des Jahres 1890 wurde in Schöningen die Frau des Gärtners Gl. von einem Eisenbahnzuge überfahren. Es hieß, die Frau sei nur mit einem Arme begraben und hämmere nun allabendlich vor dem Gl.'schen Hause. Große dort versammelte Menschen-

<sup>1)</sup> Vernünftige und christliche Gedanken über die Vampyre. Wolfenbüttel 1733, S. 26.

<sup>2)</sup> Über den gleichen Glauben in der Altmark siehe Kuhn, Märkische Sagen, S. 30.

<sup>3)</sup> Man vergleiche dazu folgenden Aberglauben aus Süsser: If a corpse does not stiffen soon after death, it is regarded as a token that another member of the family will soon die. Folklore Record I, 51 (1878).

scharen hörten das deutlich und der Auflauf wurde so stark, daß die Polizei einschreiten mußte.

Têrpennig nennt unser Volk die kleine Münze, die dem Toten mit auf den Weg gegeben wird, damit er unterwegs, bis er ins Jenseits kommt, davon zehren kann. Diese heidnische Sitte ist heute noch vollkommen lebendig im ganzen Herzogtume und darüber hinaus. Gewöhnlich entzieht sie sich dem Blicke, aber wer nachsuchen will, der findet sie. Schambach<sup>1)</sup> kennt sie auch: „Der zu begrabenden Leiche giebt der Erbe einen Pfennig mit in den Sarg und spricht dabei die Worte: ik gêwe dik dat dinige, blif mik von den minigen.“ Das ist also eine Art Ablösung; bei uns aber ist es der Zehrpfennig. Innerhalb 14 Tagen sind mir zwei Fälle bekannt geworden.

Am 12. Februar 1895 wurde zu Lutter am Barenberge der 82 jährige Hartung begraben. Seine Angehörigen gaben ihm seine Tabakspfeife und kleine Geldstücke als têrpennig mit in den Sarg, wie mir Hartungs eigene Tochter mittheilte.

Am 25. Februar 1895 verunglückte zu Hedeper der Pferdeknecht Wilhelm Schmidt durch einen Sturz aus dem Wagen. Die von seiten des herzoglichen Amtsgerichtes Wolfenbüttel vorgenommene Besichtigung der Leiche zeigte unter anderen Befunden, daß in der zusammengekrümmten Hand der Leiche sich ein Zweipfennigstück befand. Die darüber angestellten Ermittlungen ergaben, daß das Geldstück von der Totenfrau, der Wittwe Dorothea Krengel, geb. Fuhrmeister in Hedeper, der Leiche in die Hand gegeben war. Der Gendarm Ernst in Börsum, welcher die Ermittlungen anstellte, sagt in seinem Berichte an die herzogliche Staatsanwaltschaft in Braunschweig, daß die Krengel dieses gethan habe, weil in Hedeper, besonders bei älteren Leuten, der Aberglaube herrsche, daß die Toten einen Zehrpfennig mit auf den Weg haben müßten<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Wörterbuch der niederdeutschen Mundart von Göttingen und Grubenhagen unter minige.

<sup>2)</sup> Einige weitere Fälle, welche die heidnische Sitte bei uns bestätigen, sind im Braunschw. Magazin 1899, S. 27 mitgeteilt. Bei einer Leichenbesichtigung im Kloster Michaelstein bei Blankenburg am Harz fand der Richter in der einen Hand der Leiche eine Kupfermünze, in der anderen ein Stück Brot (1892). Es war dort früher üblich, der Leiche die Geldmünze unter die Zunge zu legen und dabei zu sagen: „Hier hast du deine Zehrung, nun laß mir meine Nahrung.“ In der Stadt Braunschweig soll (nach der gleichen Quelle) der Leiche eine Münze mitgegeben worden sein mit dem Spruche: hîr haste dine têrich, nu lat mik mine nêrich. Lindenschmit (Handbuch der deutschen Altertumskunde I, S. 133) hat gezeigt, wie die altheidnische Sitte der Beigabe einer Totenmünze sich auf den germanischen Norden erstreckte und hier noch längere Zeit, nachdem das Christentum zur Annahme gelangt war, fortbestand. Münzen mit Prägungen christlicher römischer Kaiser wurden in Sarkophagen in Trier und selbst im Munde der Toten gefunden; römische und merowingische Gold- und Silbermünzen wurden in den Friedhöfen von Selzen und Oberolm am Rhein entdeckt. „Toten lege man Geld in den Mund“, heißt es in der Chemnitzer Rockenphilosophie, eine Stelle, die J. Grimm (D. M. 4, S. 694) anzog, um die Fortdauer des Brauches in neuerer Zeit zu erhärten. Rochholz (Deutscher Glaube und Brauch I, S. 190) bringt Beispiele

Es geschieht noch aus einem anderen Grunde, daß Tote kleine Münzen mit in den Sarg bekommen. Wenn nämlich ein Toter die Augen offen oder Füße oder Hände durch Krämpfe schief gezogen hat, dann wird ihm auf die Augen oder die Glieder ein Zweipfennigstück gelegt, in der Annahme, daß dadurch die Augen sich schließen und die krummen Glieder wieder gerade werden. Gegenstände aber, welche mit einem Toten in Berührung gekommen sind, dürfen nicht wieder in Gebrauch genommen werden und so wird das Geld mit in den Sarg gelegt.

---

aus der Altmark, Neumark, Thüringen, Oberpfalz, dem Harze, der Lausitz aus neuester Zeit. Beispiel aus Bilzingsleben bei Gölleda in Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1889, S. 29, aus Ostpreußen, daselbst 1890, S. 608. Derselbe Brauch bei anderen Völkern: Andree, Ethnographische Parallelen, Neue Folge, S. 24 bis 29 (Leipzig 1889).

## Das Jahr und die Feste.

---

Wie die neue Zeit auf die Dörfer gedrungen ist, erkennt man schon oberflächlich bei einem Besuche im Krüge, der jetzt Restauration heißt und ein Schild führt, was früher nicht der Fall war. Gewöhnlich ist schon ein Billard vorhanden und das Bier wird unter Kohlensäurepressung verzapft. An der Wand des Gastzimmers hängen die verschiedensten bunten Tafeln und Anschläge mit Anpreisungen von Dingen, die sonst unerhört auf dem Dorfe waren, und Zeitungen verschiedener Richtung liegen auf. Neue Kartenspiele, wie Skat, sind eingedrungen und Schützen-, Krieger-, Turner-, Sängervereine halten ihre Zusammenkünfte im Krüge. Es wird politisiert und wandernde Aufseher tragen die Unzufriedenheit aufs Land. Ich habe schon in weit entfernten Dörfern Hausierwagen mit Leckereien gefunden, welche den Landmann an neue Genüsse gewöhnen. Es liegt auf der Hand, daß bei solcher Änderung über die alten Sitten, Bräuche und Anschauungen das Todesurteil gesprochen ist. Reißend schnell schwinden sie dahin und nur eine Nachlese kann im folgenden geboten werden, wobei Rückblicke — soweit die dürftigen Quellen reichen — zeigen mögen, was einst war und verloren ist.

### Weihnacht.

Das Weihnachtsfest wird eingeleitet durch den Busselkass, oder Bôkass, wie er wechselnd nach der Gegend heißt, eine Figur, die sich eigentlich auf den heiligen Nikolaus, den Schutzpatron der Schuljugend, bezieht, dessen Kalendertag der 6. Dezember ist. Seine verummte Gestalt tritt aber erst kurz vor den Feiertagen auf und sein Erscheinen wird durch allerlei Lärm angekündigt, indem die Beteiligten mit Wagenketten oder Karren durch das Dorf jagen, um die Kinder gehörig vorzubereiten. Unkenntlich eingehüllt in verschiedene Kleidungsstücke, gewöhnlich mit einem langen Flachsbarte, mit einer Rute oder einem Sack voll Sand oder Asche erscheint der Busselkass da, wo Kinder sind und fragt, ob sie beten können. Sagen sie ihren Spruch gut auf, so erhalten sie Äpfel und Nüsse aus einem Sack, sonst einen Streich mit der Rute oder dem Aschensack. Um die Sache recht feierlich zu machen, wird oder wurde auch in einigen Dörfern am Elm der „Erbsbär“, eine bärenartig in rauhes Erbsstroh gehüllte Gestalt mitgeführt, der auch z. B. in Cremlingen zur Fastnacht auftritt.

In Mackendorf, Saalsdorf u. a. Dörfern dortiger Gegend soll der Busscklas von einem Schimmelreiter begleitet gewesen sein. Im Vorsfeldischen und dem angrenzenden Boldeckerlande sagt man Aschenklaß; er war dort offenbar mit dem Schimmelreiter in eins verwachsen und trat dort um Fastnacht auf<sup>1)</sup>.

Schon 14 Tage vor Weihnachten begannen auch die Hirten ihre Freude über die bevorstehende Geburt des Heilandes zu bezeigen; sie zogen abends in den Dörfern (belegt aus Büddenstedt) umher und bliesen auf der Straße ein schär in den unharmonischen Tönen ihrer verschiedenen Instrumente.

Bermummungen am Nikolaustage und damit verbundene Umzüge werden schon im Jahre 1400 in Braunschweig erwähnt. Die Schüler des Blasiusstiftes stellten damals einen Popanz aus, der allerlei Possen und Thorheiten aufführte; dann wählten sie einen Bischof und Abt, der die priesterlichen Handlungen nachahmte. Der Unfug war so groß, daß 1407 das Kapitel dagegen einschritt<sup>2)</sup>. Ob ein Zusammenhang zwischen diesen Bermummungen und dem Busscklas vorhanden, kann nicht erwiesen werden; nur der Nikolaustag, an dem sie stattfanden, deutet darauf hin.

Wie überall in Deutschland, ist das Anzünden eines Weihnachtsbaumes auch bei uns eine verhältnismäßig junge Erscheinung, die allmählich ihre Ausbreitung auf das flache Land gefunden hat und jetzt im kleinsten Dorfe nicht mehr fehlt<sup>3)</sup>. Die Weihnachtsfeier konnte dadurch sich so ausbreiten, weil sie mit der hochheiligen Zeit der alten Germanen zusammenfiel, mit der Winter-sonnenwende, wo das erstarbene Naturleben wieder erwacht und weil diese Feier sich vereinigte mit dem höchsten christlichen Feste.

Weit verbreitet war im Braunschweigischen einst das Weihnachtsingen

1) Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1896, S. 369.

2) Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig, S. 567.

3) Die älteste Nachricht über das Vorkommen unseres Weihnachtsbaumes ist aus dem Jahre 1508. In diesem Jahre, am Sonntage vor Mitfasten, kam der Prädikant der freien Stadt Straßburg, der berühmte Geiler von Kaiserberg, in seiner Predigt darauf, daß alle in Straßburg herrschenden Weihnachtsgebräuche heidnisch seien und abgeschafft werden müßten. Die Heiden hätten um Neujahr den Fenner oder Janus geehrt: „Etlich mit tanzen und springen, ander mit stechen, ander mit danreiß in die stuben legen, ander mit bechten, ander das sie einander gaben schiden, lebkuchen, wein ic.“ (Gneis fol. 47, sp. 4). Das Wort „bechten“ verrät, daß wir hier Reste des alten süddeutschen Berchtakultes vor uns haben — wie auch noch die Salzburgerische Waldbordnung von 1755 „Bechl- oder Weihnachtsboischen“ kennt. Um 1600 hatte die katholische Kirche gegen den Tannenbaum nichts mehr einzuwenden. Daß der Gebrauch allgemein im Elsaß wurde, geht aus einem 1604 zu Straßburg gedruckten Buche hervor: *Memorabilia quaedam Argentorati observata*. Herausgegeben von Tille, Straßburg 1890. Die Stelle lautet: „Auff Weihnachten richtet man Dannenbäum zu Straßburg in den Stuben auff, daran hendet man rosen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Apfel, Oblaten, Zischgold, Zucker.“ Der Baum hat sich ganz allmählich ausgebreitet; er wird erst häufiger um das Jahr 1800 und ist aus Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach den übrigen Ländern Europas und Nordamerika gewandert. Vergl. F. Ortwein, Deutsche Weihnachten. Gotha 1892.



der Schüler, die auch zu Weihnachten Vorstellungen gaben und vermunnt in die Häuser gingen. Es erhellt dieses aus einer Eingabe der Schüler des Martinigymnasiums an den Geh. Rat und Kanzler Ph. L. Probst vom 9. Dezember 1682<sup>1)</sup>, in welcher ausgeführt wird, „daß ehlche der studierenden Schuljugend in memoriam Dei incarnati et ex pia de Christo homine nato annunciatione vor dem heiligen Weihnachtsfeste abends umherzogen und zur Ergözllichkeit der kleinen Kinder um ein beliebiges Honorarium“ eingelassen worden seien. Dieses sei ihnen aber verboten worden und dadurch entginge ihnen, die ja außerordentlich arm seien, und deren Eltern unter der Pest gelitten hätten, eine wesentliche Beihülfe, um ihre Studien beendigen zu können. Sie bäten um Erlaubnis, den Umgang weiter fortsetzen zu dürfen, wollten sich auch auf der Straße „in dergleichen Habit nicht präsentieren, sondern stille mit Mänteln bedeckt umher gehen“. Es wird sich also um Vorstellungen gehandelt haben. Verboten wird später noch das Umherfingen zu Weihnachten (und Martini, Nikolai, Neujahr) teils bei Geld-, teils bei Leibesstrafen durch landesherrliche Verordnungen vom 21. Oktober 1743 und 1. Dezember 1747.

Von einzelnen Sitten, die für Weihnachten gelten, sei noch bemerkt, daß man in Salzbadlum ein besonderes Gebäck herstellte, hüerjungens nach der Form genannt.

### Die Zwölften.

Von Weihnachten bis zum Dreikönigstage heißen die Tage die Zwölften. Dann herrscht allerlei Aberglaube und werden die Zeichen genau beobachtet. Es durfte dann nicht gesponnen werden und die Spinnerinnen hatten darauf zu achten, daß bis zum Weihnachtsfest aller Flachs vom Wocken verschwunden war. Bei Vorsfelde sagte man, der Flachs gerät im neuen Jahre nicht, wenn zwischen Weihnachten und Neujahr noch Flachs auf dem Wocken sitzt. Der Mist bleibt in dieser Zeit im Stalle liegen und wird nicht ausgefahren — oder wurde, denn auch daran kehrt man sich nicht mehr. Vor Zeiten wurde als Grund angegeben: der Wolf hole sonst das Vieh; da es den schon lange nicht mehr giebt, hört man höchstens noch: der Fuchs hole sonst die Gänse oder der Marber ginge den Tauben nach. Stirbt jemand in den Zwölften, dann sterben im folgenden Jahre dreizehn im Dorfe (Waggum). Außer dem Spinnen ist noch allerlei Handwerk und Arbeit in den Zwölften untersagt, so z. B. das Flickn; wer dann flickt, hat das ganze Jahr zerrissene Hosen (Klein=Schöppestedt). Dieses Abstehen von der Arbeit und der Warnung vor derselben hängt mit der ursprünglichen Heiligkeit der Tage zusammen, die beginnen, wenn die Sonne ihren Wendepunkt erreichte und bis zu der Frist reichte, wenn die Tage sich wieder zu längen anfangen. Es ist eine heilige, dem Frieden und der Ruhe gewidmete Zeit gewesen, wovon allerdings nur noch wenige Reste des Volksglaubens und der Sitte uns heute erzählen.

<sup>1)</sup> Original im Sammelbände „Sitten und Gebräuche“ auf der Stadtbibliothek, S. 125.

Wenn Ruhn und Schwarz noch an die Nennung besonderer heidnischer Gottheiten in den Zwölften erinnern und dabei die olle Haksche als Rest einer solchen weiblichen Gottheit für das Braunschweiger Land anführen<sup>1)</sup>, so ist dabei zu bemerken, daß allerdings der Ausdruck heute noch vorkommt, aber nur als spottweise Bezeichnung irgend eines Frauenzimmers, ohne daß ich zu ergründen vermochte, weshalb diese Benennung erteilt wird. Hat sie jemals einen mythologischen Inhalt gehabt? Die Haksche kommt in den Volksreimen vor und wenn sich ein Kind an einem heißen Getränk den Mund verbrennt, so sagt man: het dik de ôle Haksche dat pûsten nich elért? Auch bei den Spinnerinnen spielte sie ihre Rolle und wenn am Sonnabend der Flach am Wocken nicht abgesponnen war, so wurde er von der ôlen Hakschen verunreinigt.

In den Dörfern östlich von Braunschweig ziehen am Sylvesterabend die Schulknaben peitschentnaßend von Haus zu Haus. Einer tritt hinein und bringt seinen Neujahrswunsch an: Ik wünsche jich en frölich niët jâr, gesundheit, langet lewen un allens, wat taur lîwesnârung un notdurft ehört, worauf dann gewöhnlich eine kleine Gabe an Geld oder Lebensmitteln erfolgt. Bekommt der Knabe jedoch nichts, so wird der Unzufriedenheit über den Geiz des Hausbewohners durch folgenden Spruch Ausdruck gegeben:

Ik wünsche jich en slechtet niët jâr,  
Hunderdûsend lûse up einen hâr.  
En kop vull schôrwe  
Un en ârs vull wôrme.

Ist das ganze Dorf auf diese Weise abgestreift, so werden die gesammelten Gaben zu gleichen Teilen geteilt.

Gesitteter benehmen sich am Morgen des Sylvestertages die Kinder in Beierstedt, welche, in kleinen Trupps von Haus zu Haus ziehend, Gesangbuchslieder („Wiederum ein Jahr verschwunden“ u. dergl.) singen, aber auch, Gaben sammelnd:

Ich bin ein kleiner König,  
Gebt mir nicht zu wenig. —  
Lât't mik nich to lange stân,  
Ik mot noch en hûs wî'er gân.

Erstere Verse ein Überrest von dem eingegangenen Dreikönigsingen? Auch hört man (z. B. in Eikum) folgende Verse singen:

<sup>1)</sup> „Im größten Teile Norddeutschlands knüpft sich noch, besonders beim Landvolke, an die Zwölften der Glaube an den Umzug gewisser heidnischer Gottheiten, doch ist an die Stelle jener älteren Form dieses Glaubens jetzt die der bloßen Androhung gewisser Strafen getreten für den, welcher das Gebot der Heilighaltung dieser Zeit durch Arbeit, namentlich das Spinnen, bricht. Indessen wird der Name jener Gottheiten noch immer, wenn auch oft im Scherze, mit der angedrohten Strafe verbunden; allein der Glaube an dieselben wird fast allgemein schon als Aberglaube bezeichnet.“ Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen. Leipzig 1848, S. 412. Die Haksche bei uns ist gleich der Frau Harke, Harckten, Harfe oder Moarche in der Mark. (H. v. Schulenburg in den Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1896, S. 187.) Auch in der Mark erscheint sie zu Weihnachten.

Schöne, schöne Rojen,  
Die blühen auf dem Stengel.  
Der Herr ist schön, der Herr ist schön.  
Die Frau ist wie ein Engel.

In letztgenanntem Dorfe ziehen am Sylvesterabend die größeren Kinder und Knechte noch verkleidet umher, Lieder singend, Gaben und Geld heischend zum gemeinsamen fröhlichen Sylvesterschmaus.

In den „Dreidörfern“ (Wendeburg, Wendezelle, Zweidorf) singen noch jetzt die „Chorknaben“ von Haus zu Haus gehend geistliche Lieder am Neujahrstage, wofür eine kleine Gabe erfolgt. Dort ziehen am Abend die Knechte peitschenknaulend vor die Häuser der Mädchen, von denen sie Branntwein erhalten. Das Knaulen wird ganz virtuos betrieben; es heißt ummeklappen oder ballern mit'r swêpe.

In Lobmacherßen wünschen Knaben und Mädchen gemeinschaftlich Neujahr mit einem Spruche, der teilweise mit dem am Martinitage gesungenen übereinstimmt, wie denn überhaupt Lieder und Sprüche ineinander übergehen und ganz oder teilweise bei Festen benutzt werden, zu denen sie nicht ursprünglich bestimmt waren. So sagen die Kinder in diesem Dorfe:

Ik wünsche jich en frölich niët jâr,  
Gesundheit, langet lêwen  
Un alles, wat nütte un gut is.  
Ik stâe up kôlem steine,  
Mik freiset mine beine.  
Gewet mik en betjen, ik mot en hûs noch wi'er gân.

Das Neujahrssingen hat sich am längsten in den Dörfern am Drömling erhalten, wo Lehrer und Schuljugend einen Choral singend von Hof zu Hof zogen und dafür Speisen erhielten. Hirten und Hutejungen schlossen sich an und erschienen im Zuge. Voran die Schäfer, welche auf den Fingern pfeifen, da sie kein Instrument spielen, dann der Ruhhirt, der auf großem, glattem Horn blies; die Kälberhirten mit kleinem, gewundenem Horn, die Schweinehirten mit einer langen Lute, endlich Pferde- und Gänsehirschen, die mit ihren Peitschen knallten<sup>1)</sup>. Auch das ist anders geworden, seit die Gemeindeweiden in Ackerland verwandelt wurden und nur der Gemeindediener und Nachtwächter stößt noch ins Horn<sup>2)</sup>.

Weit verbreitet, wie überall in Deutschland, ist das Bleigießen in Stadt und Land und das Wahrsagen aus den im Wasser gegossenen Bleigebilden; Mädchen werfen langgeschälte Apfelschalen über die Schulter und sehen die Verschlingungen derselben an, welche, als Anfangsbuchstaben gedeutet, den Namen des künftigen Bräutigams offenbaren. Im Amte Vorsfelde schmücken Mädchen in der Neujahrsnacht im Dunkeln ihr Haar und sehen dann früh in einen vollen Wassereimer, der ihr Spiegelbild zurückwirft; erscheint der Kopf wie mit einer Haube oder einem Kranze umgeben, so erfolgt Heirat in einem Jahre.

<sup>1)</sup> M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 51.

<sup>2)</sup> Umsingelieder aus Schöppenstedt und Banzleben vom Sylvesterabend teilt auch D. Schütte im Braunschw. Magazin 1899, S. 159 mit.

Auch klopfen sie früh an den Hühnerstall; antwortet zuerst der Hahn, so bedeutet das Verlobung, während die Stimme der Henne ein verneinendes Zeichen ist.

Ein anderes Orakel, welches in der Sylvesternacht besondere Kraft hat, ist das noch geübte Schuhorakel der Knechte und Mägde auf dem Lande. Sie setzen sich auf den Fußboden und werfen ihre Schuhe über den Kopf weg nach hinten. Steht dann die Spitze des Schuhs nach der Thür zu, so müssen sie sich im Laufe des Jahres eine neue Stelle suchen; umgekehrt aber bleiben sie im alten Dienste.

Der Bauer selbst dagegen denkt an praktischere Dinge; er geht, allgemein, in der Neujahrnacht oder am Morgen hinaus in den Garten zu seinen Obstbäumen, die er mit Strohflecken umwindet, damit sie im kommenden Jahre tüchtig tragen<sup>1)</sup>. In Barwedel, Voldeker Land, muß das nachts zwischen 12 und 1 Uhr geschehen und zwar stillschweigend. Geht man im Winter oder Frühjahr durch das Dorf, so sieht man dort die vielen so behandelten Bäume. Früher wurde den Bäumen auch ein „Prost Neujahr“ zugerufen und in Wedtkenstedt war es Sitte, daß man einen Pfennig in die Rinde des Baumes steckte, ihn so für seinen vorjährigen Ertrag belohnend<sup>2)</sup>. Was liegt diesem Brauche zu Grunde? Sollen vielleicht die Obstbäume durch das Umwickeln geschützt werden gegen die bösen Geister, die in den Zwölften umgehen?

### Heilige drei Könige.

Mit dem heiligen Dreikönigsabend, 6. Januar, endigt die Zeit der Zwölfnächte. Besondere Festlichkeiten und Umzüge, wie sie in anderen Gegenden Deutschlands noch üblich sind, finden jedoch bei uns meines Wissens nicht mehr statt. Sie sind aber früher und noch bis ans Ende des 17. Jahrhunderts auch im Braunschweigischen Sitte gewesen, wie aus den folgenden Mitteilungen erhellt.

„Actum den 6. Januarii anno 1637 durch Gerichtsherrn und Voigte im Hagen. Heute am heil. Dreikönigstage abends um 7 Uhr haben eckliche Knaben, als Heinrich Gehren beide Söhne und sein Schaperjunge zusamt Heinrich Hoyers beiden Söhnen mit dem Stern auf der Wendensstraße umgesungen und indem sie vor Warners, des Riemenschneiders, Thür kommen und singen wollen, waren ihrer drei ziemlich starke Knechte zu ihnen eingefallen und geschlagen, also daß der Stern erloschen und sie von einander geflohen.“ Einer der Knaben war dabei erschlagen worden, deshalb die Untersuchung<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Solches geschieht auch in der Magdeburger Gegend, wie die Zeitschrift „Am Urquell“ I, S. 50 berichtet. Ungemein wichtig erscheint das Umbinden der Bäume mit Strohflecken in Hessen, wobei sie angerebet und zum Fruchttragen aufgefordert werden (Kolbe, Hessische Volksitten. Marburg 1886, S. 20). Aus Dänemark erzählt uns dasselbe K. F. Feilberg, „Am Urquell“ V, S. 119.

<sup>2)</sup> In Delligen und Naensen wurden die Obstbäume zu Neujahr von um sie herumtanzenden Kindern angesungen und zum kräftigen Tragen aufgefordert. (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde X, S. 65.)

<sup>3)</sup> Originalakten im Sammelbände, betitelt „Sitten und Gebräuche“, Braunschweiger Stadtbibliothek.

Es geht daraus hervor, daß die Knaben singend und mit einem erleuchteten Sterne versehen, umherzogen und wohl Gaden heischten. Dieses „Singen mit dem Stern“, wie man es nannte, scheint ausgeartet zu sein, denn am 27. Dezember 1673 sieht sich der Herzog genötigt, den Rat zu Braunschweig zu vermahren und die alten Verordnungen zu erneuern, damit das wüste Geschrei, der Mutwille und die gefährlichen Schlägereien, die dabei vorfielen, endlich aufhörten. Im Hildesheimischen fand der Umzug der drei Könige aus Mohrenland noch bis etwa 1880 statt, wiewohl der Rat der Stadt Hildesheim schon 1594 den „Umzug mit dem Sterne“ verboten hatte<sup>1)</sup>.

### Lichtmeß. 2. Februar.

Es ist das Fest Mariä Reinigung, an welchem in katholischen Gegenden die zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmten Kerzen geweiht werden; einiger Aberglauben und etliche Wetterregeln ist alles, was bei uns noch an diesem Tage haftet. Daß um diese Zeit der Winter am schärfsten ist, bezeugt das Wort: Lichtmissen, hebbet wi winter wissen. In der Viehzucht hat dieser Tag auch Bedeutung: Lichtmissen kalwet de kau un legget de häuner. Im Amte Borsfelde aß man tüchtig Semmeln und Milch zu Lichtmeß, damit der Flachs gut gerate. Allgemein heißt es:

Lichtmissen dunkel,  
Makt den bauer tau'n junker,  
Lichtmissen hell un klär,  
Gift en gut flasjår.

In einigen Dörfern galt es für unrecht, zu Lichtmeßen zu spinnen. Das Wort ist nur im Dativ noch üblich<sup>2)</sup>.

### Fastnacht, fasslâbend,

auch fastelâmnd, der Fastnachtsabend, ist der Dienstag vor dem Beginne der Fasten, welcher im Nachflange aus der katholischen Zeit noch mit zahlreichen Lustbarkeiten auch auf den Dörfern begangen wird. Dann müssen die „prilleken“ gebaden sein, die anderwärts Pfannkuchen oder Krapfen heißen. Weit durch Niedersachsen werden zur Fastenzeit die „heißen Wedden“ gebaden und verzehrt. In der Stadt Wolfenbüttel wurden sie in der Woche nach dem Sonntage Esto mihi gebaden und heidwegge genannt<sup>3)</sup>; in der Stadt Braunschweig waren sie auch bekannt; 1622 werden hetwegges gelage erwähnt<sup>4)</sup>. In Delligsen werden sie unter dem entstellten Namen „Hedwige“ noch jetzt verkauft<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> Das dabei gesungene Lied steht abgedruckt in der Zeitschrift „Niedersachsen“, Jahrgang V, S. 111.

<sup>2)</sup> Lichtmeß ist überall ein Tag, der von Einfluß auf das Wetter ist. In England:

If Candlemas day be fair and bright  
Winter will have another flight.

<sup>3)</sup> Braunschw. Anzeigen (Gelehrte Beiträge) 21. Februar 1787.

<sup>4)</sup> Saks Sammelheft „Gelage und Spiele“, Stadtbibliothek.

<sup>5)</sup> Mitteilung von D. Schütte.

In Einbeck heißen sie heidwek, in Hamburg (Michey Idiotikon) heetweg, in Bremen heet-wege (Bremisches Wörterbuch 1767).

In Bortfeld und Watenbüttel gehen die Schmiedegesellen bei allen Pferdebesitzern umher und erhalten von jedem eine Mettwurst als Fastengabe.

Eine Hauptsitte zu Fastnacht, die jedoch in den Dörfern nördlich und nordöstlich der Stadt Braunschweig weniger bekannt zu sein scheint und mehr im Amte Salder und am Elbe herrscht, ist nämlich das fuen, das Schlagen mit dem fuebusch. Knechte, Mägde, Kinder ziehen mit einem Busche aus Fichtenzweigen, Wacholder oder sonstiger stacheliger Pflanze umher und schlagen, mitunter nicht ganz säuberlich, auf die Umhergehenden damit ein. In Lobmachterßen gehen die Kinder von Haus zu Haus und singen:

Füe, füe, èren,  
Wat wilt jü mik beschèren?  
Appel oder bëren,  
Geld nèm ik gèren.

Dabei wird „efüet“, mit den stacheligen Zweigen geschlagen, bis die betreffenden sich mit einer kleinen Gabe lösen. Es wird dabei von der Schar kein Stand verschont. Damit hat es aber auch, wenigstens in unseren Dörfern, sein Bewenden, während weiter nach Westen hin (im Hannöverschen, Hildesheimischen, bis nach Westfalen) das fuen mit ausgedehnteren Sitten und Sprüchen gehandhabt wird<sup>1)</sup>. Das „Zucheln mit Ruten“ gehört im Kreise Braunschweig zu den verbotenen Fastnachtsgebräuchen. Im Januar 1899 droht die Kreisdirection Geldstrafe bis zu 30 Mark oder Haftstrafe bis zu 10 Tagen gegen Zuwiderhandelnde an.

### Die Fastnachtsbräuche der Knechte.

Von den Einrichtungen und Gebräuchen der Handwerkerinnungen und dem Pennalismus der Studenten, wie er bis ins vorige Jahrhundert auf unseren Universitäten herrschte, und die beide darauf hinausliefen, daß die jüngeren den älteren Gliedern willig und zu Diensten sein und sich necken oder nach Umständen auch mißhandeln lassen mußten, haben sich offenbar schon frühzeitig Ausläufer zu unserer Landbevölkerung verbreitet, welche Nachahmungen der studentischen und Handwerkersitten hervorriefen. Was man etwa in Helmstedt den „alten

<sup>1)</sup> Wie Landau, Archiv für heftische Geschichte II, S. 278 mitteilt, mußte der Fürst von Bückeburg sich 1584 zu Fastnacht von den Mägden, die ihn fuen wollten, mit einem halben Thaler loskaufen, in den beiden folgenden Jahren giebt er „Fudelgeld“ und „Futelgeld“. Die älteren in Niedersachsen für fuen gebräuchlichen Formen sind fudeln und futteln, welches auf die ursprünglich sehr rohe Art des Gebrauchs zurückgeht, indem die Mägde auf die entblößten posteriora gefuet wurden. (fut = cunnus. Dieser Begriff geht auch auf die benachbarten posteriora über. Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch, S. 164.) Vergl. mehr bei Mannhardt, der Baumkultus, S. 256. Für die Gegend der Stadt Hannover, wo der stachelige Hülseustrauch (Hex) zu den Fuebüschen benützt wird, vergleiche die Schilderung von B. Seemann, Hannoversche Sitten in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Leipzig 1862, S. 24.

„Häusern“ ab sah, welche die „Pennäle“ und „Füchse“ hänselten, wurde auf die Dörfer übertragen, wobei die Knechte die Rolle der ersteren, die „Enten“ und „Jungens“ die der letzteren einnahmen. Derartige Sitten, die in gemilderten Resten sich heute noch auf dem Lande finden, herrschten einst viel ausgedehnter in Niedersachsen und waren z. B. im Magdeburgischen in ein förmliches System gebracht<sup>1)</sup>. Mag auch ursprünglich der Grund solcher Genossenschaften auf Selbstzucht, gute Sitte und Einflößung der Ehrfurcht gegen ältere gerichtet gewesen sein, so ist doch dieser Zweck längst geschwunden und ein Hänseln zur Fastnachtszeit alles, was bei unserem Landvolke übrig geblieben ist. Das Wort „hänseln“ ist neuhochdeutsch; es leitet sich ab von Hansa und bedeutet einfach, jemanden in einen Verein aufnehmen (Kluge).

Über das Lossprechen der Pferdejungen (Enten) und deren Knechtwerden erhielt ich von einem Beteiligten folgende Schilderungen nach seinen eigenen Erlebnissen in Högum, wobei er bemerkt, daß heute die Bedingungen nicht mehr so streng eingehalten werden, wie früher. Die Bedingungen für die Pferdejungen und andere Lehrlinge, um Knecht werden zu können, sind folgende.

1. Der junge Mensch muß 17 Jahre alt sein.

2. Er muß zwei Centner Korn tragen können. Ist er das nicht im Stande, so muß er 20 Jahre alt sein, um unter die Knechte aufgenommen zu werden.

Sind diese Vorbedingungen vorhanden, so kann zur Aufnahme geschritten werden. Zu diesem Zwecke versammeln sich die Knechte schon früh im Krüge. Die „Jungens“ kommen dann auch und der älteste von ihnen klopft an die Thür. „Wer ist da?“ ruft der älteste Knecht. Antwort: „Jungens.“ Knecht: „Was wollen die?“ Antwort: „Knechte werden.“ Knecht: „Kommt herein.“ — Nach dem Eintritt fragt der Knecht: „Hat euer Herr nichts dagegen?“ und nachdem die Antwort befriedigend ausgefallen, fragt er die übrigen Knechte, ob auch sie der Aufnahme zustimmen. Ist dieses geschehen, so wird den Aufgenommenen noch folgendes zur Pflicht gemacht: 1. Sie haben, wenn sie sitzen, aufzustehen, falls ein älterer Knecht eintritt. 2. Sie haben diesem kleinere Dienstleistungen zu thun, etwa ein Streichholz zu bringen. 3. Dürfen sie noch keine „jungemäkens“ nach Hause begleiten<sup>2)</sup>.

Bei solcher Gelegenheit erhalten die jungen Knechte auch ihren ständigen Spiznamen oder terneiznamen, welcher von jetzt ab der allein gültige ist; auf

<sup>1)</sup> Danneil, die Brüderschaft der Ackerknechte auf den Magdeburgischen Dörfern und das Hänseln. Magdeburg 1873. Aufnahme der Jungknechte unter die Altknechte unter bestimmten Trinkgebräuchen zu Jamund bei Köslin in Pommern. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 83, Berlin 1891.

<sup>2)</sup> Sehr ausführliche Schilderung des Hänselns, wie es in Eikum Brauch war, von H. Schattenberg im Braunschw. Magazin 1898, S. 197. In Eikum wird stets am Dreikönigstage gehänselt. Aus dieser Schilderung geht auch deutlich hervor, daß hier das Hänseln auf alten studentischen Sitten beruhte; es wurden sogar studentische Lieder des 18. Jahrhunderts dabei gesungen.

diesen müssen sie hören, ohne sich beleidigt zu fühlen, alle anderen Spitznamen dürfen sie zurückweisen. Hat einer knêpe, Kniffe, im Kopfe, so nennt man ihn „knips“; ist er stark, „Simson“; hat er eine rauhe Stimme „Baß“; räsontiert er viel „Pröttel“; ist er klein mit hüpfendem Gange „ütsche“; spricht er salbungsvoll „Pastor“ zc. Wird einem Knechte sein terneizname zum Ekel, so kann er sich davon bei den Genossen loskaufen; er erhält dann einen andern. (Mitteilung aus Salzdhalm.) Über die Etymologie von terneizname weiß ich nichts beizubringen.

In Gremlingen, Weddel und Nachbarorten gehen die Knechte zu Fastnacht Gaben sammelnd umher, namentlich verlangen sie Würste, welche auf den zweizinkigen Holzgaffeln aufgehangen und mit herumgetragen werden; auch Besen, die mit „Duzen“ (Bändern und Schleifen) geschmückt sind, führen sie mit sich. In der folgenden Nacht wird der geschmückte Besen verkauft. Öfter, doch nicht immer, führen die Knechte auch den „Erbsbär“ in ihrer Schar mit von Haus zu Haus; das ist einer der ihrigen, welcher dicht in rauhes Erbsenstroh eingehüllt ist und auf allen vierten läuft. In Weddel ist das Führen des Erbsbären 1895 verboten worden<sup>1)</sup>.

Ein gleichfalls auf Pennalismus beruhender Fastnachtsbrauch, der mehr oder minder häufig auf unseren Dörfern stattfindet und auch als Gebrauch beim Hänfeln vorkommt, ist das Barbieren der Enten oder Kleinknechte. In der Gegend von Schöppenstedt werden oder wurden die zu barbierenden Enten im Tanzsaale auf Stühle mit dem Rücken gegeneinandergesetzt und an Nase und Kinn, wo ihnen später der Bart sprossen soll, mit Heede bestopft. Dann erscheint der Altknecht mit einem großen hölzernen Rasiermesser bewaffnet und einem Halsseile, welches die Stelle des Streichriemens vertritt; er hängt letzteres dem Enten um den Hals, setzt ihm nicht gerade sanft einen Fuß auf die Brust und beginnt nun sein Messer zu schärfen, das gelegentlich dem Enten ins Gesicht fährt. Ist das Messer endlich scharf, so geht das Bartabnehmen in der Weise vor sich, daß die den Bart vertretende Heede dem Enten zopfweise losgerissen, mit einem Besen auf eine Holzschaukel gesetzt und in eine Kiepe geworfen wird. Nach Beendigung dieses Vorganges, welcher mit 1 bis 1½ Mark bezahlt werden muß, ist der Ente Knecht. Er hat nun das Recht, an den Spinnstuben teilzunehmen und, ohne durch die übrigen Knechte gehindert zu sein, mit den Mädchen zu verkehren.

Das Fußwaschen der Mädchen durch umherziehende Knechte ist ein anderer Fastnachtsbrauch, welcher sich bis auf unsere Tage erhalten hat, aber grob ausgeartet ist. Ob diese Sitte oder Unsitte mit dem uralten Brauch zusammenfällt, der aus Gastfreundschaft an Fremdlingen geübt wurde und später als Zeichen der Demut und Erniedrigung häufig wiederkehrt, will ich

<sup>1)</sup> Der verkleidete Bär hatte einst eine weite Verbreitung. Im deutsch-böhmischen Mittelgebirge trat er gleichfalls in der Fastenzeit auf. Zeitschrift für Österr. Volkskunde IV, S. 268 (1898).



dahingestellt sein lassen. Abraham sprach zu den drei fremden Männern, die ihm im Haine Ramre erschienen: „Man soll euch ein wenig Wasser bringen und eure Füße waschen“<sup>1)</sup>, Christus wusch seinen Jüngern während der letzten Mahlzeit vor dem Tode die Füße, und frühzeitig liegen schon Nachrichten darüber vor, daß, hieran anknüpfend, fürstliche Personen aus Demut Armen die Füße wuschen. So that dies Mathilde, die Witwe König Heinrichs, stets am Jahrestage des Todes ihres Mannes († 936)<sup>2)</sup>. Bekannt ist, daß noch in unseren Tagen der Kaiser von Österreich und der König von Bayern armen hochbetagten Greisen in ihren Schlössern am Gründonnerstage die Füße wuschen.

Liegt nun, was nicht nachweisbar, zwischen diesem Fußwaschen mit tief sittlichem Ernst und dem Fastnachts-Fußwaschen der Knechte auf unseren Dörfern ein Zusammenhang vor, so ist doch das innere Band zerrissen und die Sitte schon längst zur rohen Unsitte entartet, denn bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts mußten die Behörden dagegen einschreiten. Die erste Nachricht darüber finde ich in einem Erlasse des Herzogs Karl I. vom 20. Dezember 1745, der am 2. November 1767 wiederholt werden mußte<sup>3)</sup>, worin gesagt ist, daß einiger Orten sich bei den unziemlichen Fastnachtschwärmereien ein ärgerliches Fußwaschen eingeschlichen habe, wogegen (sowie einige Spinnstubenmißbräuche) die Behörden einschreiten sollten. Zuwiderhandelnde sind mit einem Mariengulden oder 24 Stunden Gefängnis bei Wasser und Brot zu bestrafen. Trotzdem erhielt sich der Brauch bis heute.

Nach einem Berichte aus Rüblingen<sup>4)</sup> wurden dort 1867 am 4. März in einer nicht anständigen Weise den jungen Mädchen von den Burschen des Dorfes die Füße gewaschen, und zwar mit Brantwein und einem die Seife vertretenden Stück Stedrübe. Dabei wurde ein grüner Tannenzweig benutzt, an welchen jede Gewaschene einen bunten Duzen (Bandtschleife) stiften mußte; außerdem hatten die Mädchen Würste und dergleichen für das Waschen zu entrichten<sup>5)</sup>.

Noch mehr Licht auf die Roheiten der Unsitte fällt durch eine Schwurgerichtssitzung zu Braunschweig am 1. Juni 1893, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt wurde. Es wurde gegen acht Knechte aus Denstorf wegen „gemeinsamen Hausfriedensbruches, gefährlicher Körperverletzung und unzüchtiger Gewalt“ verhandelt und vier von ihnen wurden zu 2 Monaten bis 1 Jahr Gefängnis verurteilt. Auch hier hatte es sich um das gröblich ausgeartete Fußwaschen zu Fastnacht gehandelt. Die Folge war ein Erlaß der Kreisdirektion Braunschweig an die Gemeindevorsteher der Ämter Riddagshausen und Bechelde, welcher auf Abstellung der in den dortigen Gemeinden herrschenden

<sup>1)</sup> I. Mos. 18, 4.

<sup>2)</sup> Friske, Die Schloßkirche in Queblinburg. 1838, S. 46.

<sup>3)</sup> Abgedruckt Braunschweigische Anzeigen, 28. November 1767. Mummerei, Einsammeln von Geld und Würsten wurde schon 1623 bei 50 Thlr. Strafe verboten.

<sup>4)</sup> Braunschweiger Tageblatt 1867, Nr. 69.

<sup>5)</sup> Dieses deutet auf einen Zusammenhang der Sitte mit dem fäen.

Unfittē dringt; 150 Jahre nach dem Erlasse Herzog Karls I., der schon mit Strafe drohte, hatte der Unfug sich also noch immer ungeſchwächt erhalten!

Das „Fußwaſchen“ reicht über die Grenze unſeres Ländchens hinaus, wenn es auch hier ſeinen Hauptſitz haben mag. Für Gardelegen und Vißmark in der Altmark iſt es belegt<sup>1)</sup>, hier waſchen junge Burſchen befreundeten Mädchen mit naſſem Buchsbaum die Füße und werden dafür von deren Eltern bewirtet.

### Matthias. 24. Februar.

Der Tag wird beſonders hervorgehoben und hat auch für das Wetter ſeine Bedeutung:

Matis brikt dat is,  
Finnēt he keins  
Mäkt he eins.

Das Bleigießen, wie in der Neujahrſnacht, findet in einigen Gegenden am Matthiasabend ſtatt, wobei das Gießen durch einen arſchlöttel (Erbſchlüſſel) geſchieht. In Waggum holen die Mädchen am Matthiasabend ſtilſchweigend Waſſer aus neun Brunnen, ſie gießen es zuſammen und legen zwei Immergrünblätter darauf; ſchwimmen die zuſammen, ſo deutet das auf Heirat im laufenden Jahre. In Nordſteimke holte man (nach H. Beck) das Waſſer aus drei Heinrichsbrunnen, Brunnen, deren drei Eigentümer mit Vornamen Heinrich hießen, und ließ darauf in einer Schale Epheublätter (imbläe) ſchwimmen. Auch ſchrieb man das A B C mit Kreide an die Stubenthür. Die Mädchen zeigten mit verbundenen Augen einen Buchſtaben aus demſelben, um zu erfahren, wie der Vorname des künftigen Bräutigams anlautete.

Ein anderes am Matthiasabend vielfach auf dem Lande ausgeführtes Orakel iſt folgendes. Ein Mädchen wird mit verbundenen Augen an einen Tiſch geführt, an deſſen vier Ecken ein Ring, ein Häuſchen Aſche, Salz und ein paar Geldſtücke liegen. Sie muß nun, nachdem ſie mehreremale um den Tiſch geführt iſt, auf eine der Ecken ſchlagen. Trifft ſie den Ring, ſo deutet das Heirat, die Aſche Tod, das Geld Reichthum und das Salz auf den Verluſt der Jungferſchaft.

### Oftern.

Der angeliſchſächſiſche Geſchichtſchreiber Beda Venerabilis († 735) erwähnt die Eaſtre, eine alte Göttin ſeines heidniſchen Volkes, welche von Jakob Grimm<sup>2)</sup> gleich der Oſtara, der Gottheit des ſtrahlenden Morgens, des aufſteigenden Lichtes geſetzt worden iſt. Ihr Begriff konnte leicht für das Auferſtehungsfest des Chriſtlichen Gottes verwendet werden, auf ſie geht danach der Name Oftern zurück und die heidniſchen Sitten, die an das Oſterfeſt ſich knüpfen<sup>3)</sup>. Sicher

<sup>1)</sup> R. Ed. Haſe in Neuruppin in der Zeiſchrift „Am Urquell“ I, 124 (1890).

<sup>2)</sup> D. M.<sup>1</sup>, S. 181.

<sup>3)</sup> Die Oſtara iſt neuerdings von Weinhold (Deutſche Monatsnamen) ſtark bezweifelt worden. Ihm folgte Elard Hugo Meyer (Lehrb. d. germ. Mythologie S. 17, 283). Kluge, Etymolog. Wörterbuch der Deutſchen Sprache (unter Oftern), hält wieder an der Göttin feſt.

ist, daß der althochdeutsche ostarmānoth mit unserm neuhochdeutschen Ostern zusammenhängt. Freilich ist in niedersächsischen Landen nach der Einführung des Christentums auch oft dafür das aus dem Hebräischen stammende paschen (Passah) gebraucht worden, um aber bei uns wieder dem alten Ostern Platz zu machen, während es im Holländischen noch haftet.

Ein jeder Tag in der Osterwoche hat seine besondere Bezeichnung: fülle mōndag, scheiwe dinstag, krummpuckelde middewochen, groiner donners-tag, stiller fridag und kaukenbackensonabend. Ursprünglich wurde von der Kirche die ganze Karwoche gefeiert, bis eine Beschränkung auf die letzten drei Tage eintrat, an welchen in katholischen Ländern die Glocken nicht läuten, daher auch „stille Woche“. Die einzelnen Bezeichnungen der Wochentage erklären sich teilweise durch sich selbst. Was krummpuckelde middewochen betrifft, so wird dieses darauf zurückgeführt, daß am Mittwoch die Richter Christum zum Tode verurteilten und dabei das Recht „krümmten“, wie denn auch anderwärts die Benennung „krummer Mittwoch“ vorkommt.

Besonders kennzeichnend für unser Ländchen sind zu Ostern die hell vor jedem Dorfe lodernden Osterfeuer, die aus heidnischer Zeit überkommen sind und die Auferstehung der Natur, das Heranbrechen des Frühlings begrüßen. Sie verschmolzen mit dem christlichen Auferstehungsfezte und wurden von der Kirche selbst übernommen als Symbol des neuen Lichtes, welches über die Völker sich ergoß<sup>1)</sup>. Von der Altmark an durch Braunschweig, Hannover, Oldenburg, die Harzlande, in den anhaltischen Kreisen Bernburg und Ballenstedt, Hessen bis Westfalen leuchten noch jetzt gleichzeitig die Osterfeuer.

In einer vor dreihundert Jahren erschienenen Schrift<sup>2)</sup> erzählt Johann Timeus, Prediger zu Linden bei Hannover, daß zu seiner Zeit im braunschweigisch-lüneburgischen und hildesheimischen Lande fast allgemein die Bewohner der Orte zu Ostern auf eine Anhöhe hinausgegangen seien, ein großes Feuer angezündet und sich dabei belustigt hätten. Sang, Spiel und Musik waren vielfach dabei in Gebrauch. War das Feuer niedergebrannt, so sprangen Alt und Jung darüber hin, ja das Vieh wurde oft durch dasselbe getrieben. Solcher Brauch saß fest und sitzt auch heute noch fest trotz des §. 20 der Landesordnung des Herzogs August vom 7. März 1647, welche bestimmt:

„Die Pfingst- und Fastnachts-, wie auch Sonntags- und andere Gelage, dabei Knechte und Mägde zusammen zu kommen und Tänze zu halten pflegen, in

<sup>1)</sup> Es sind schon viele Beweise dafür angeführt, welche die ursprüngliche Beteiligung der christlichen Kirche an den Osterfeuern bezeugen; es handelte sich hier stets darum, der heidnischen Vorstellung die Spitze abzubringen und sie in eine christliche überzuführen. In Marburg wurden die Osterfeuer noch 1447 von den Opferleuten der Pfarrkirche besorgt, welche, laut den alten Kirchenrechnungen, „zu dem Fure uff den osterabind“ für Baumöl und Holz eine eigene Vergütung, sowie einen Trunk Wein erhielten. Während das Osterfeuer brannte, wurden in der Kirche alle Lichter gelöscht. (Zeitschr. d. Ver. für. hessische Geschichte. N. F., Band V, S. 245.)

<sup>2)</sup> Vom Osterfeuer. Hamburg 1590.

Häusern oder auf den Ängern, ingleichen auch die Osterfeuer neben den dabei gebräuchlichen Gräfschaften, sollen ganz und gar abgeschaffet, auch solche Gelage von der Pfingst- oder Fastnachtswoche auf andere Zeit, ohne ausdrückliches Vorwissen, Bewilligung und Bestimmung der Beamten zu verlegen hiermit verboten sein, bei Strafe von dreißig Reichsthaler“. Auch von der Kanzel wurde gegen die Osterfeuer geeifert. Johannes Spring, in der Mitte des 17. Jahrhunderts Prediger zu Scheppau, ruft in einer seiner Osterpredigten: Tau Lutter hebbet se ok en osterfuer ehat, awerst ik meine, dat is ön öwel bekömen. Nu hädde se öwer sülke dörheit dat heile dinges balle anstaken<sup>1)</sup>.

Schon lange vor Ostern haben die jungen Leute Holz gesammelt; jeder Hofbesitzer giebt gern dazu und der Vorrat an Brennstoff wird durch alte Leertonnen, Petroleumfässer u. dergl. vermehrt, so daß an dem bestimmten Platze, der alljährlich wieder benutzt wird, zu Ostern ein stattlicher Scheiterhaufen bereit liegt. Die benachbarten Dörfer wetteifern darin, wer das größte und am weitesten hinleuchtende Feuer hat. Oft haftet der Name des Osterfeuers an der Stätte, daher die Flurnamen Osterberg, Osterfride, Bodshorn (siehe diese). Es ist ein prächtiger Anblick, wenn man von einem erhöhten Platze aus ein Feuer nach dem andern aufflackern sieht. So weit die Feuer leuchten, werden die Felder fruchtbar und auch die Häuser, die von dem Scheine des Osterfeuers beleuchtet werden, sind im folgenden Jahre vor Feuersbrunst geschützt oder vor Krankheit bewahrt. Die Asche, die zurückbleibt, erhöht die Fruchtbarkeit der Felder, schützt diese vor Mäusefraß und soll, ins Trinkwasser geschüttet, das Vieh vor Seuchen bewahren<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Joh. v. Scheppau, drei plattdeutsche Oster-Predigten. Braunschweig 1846, S. 8. Ebenso eiferte die Kirche in anderen Gegenden wider die Osterfeuer. In Oldenburg z. B. wurden 1702 die Prediger des Landes aufgefordert, den Osterfeuern durch Predigten entgegenzutreten und über den Erfolg Bericht zu erstatten. Da meldete der Prediger von Glöfled, daß er am Morgen gegen den Molochsdiens der Osterfeuer gepredigt, „aber dennoch des abends druff sehen müssen, daß das Osterfeuer pompose gebrennet wurde“. (Straderjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 44.)

<sup>2)</sup> Wie lebendig die Sitte des Osterfeuerabbrennens in unserem Lande noch ist, mag man aus folgenden Mitteilungen der Braunschweigischen Anzeigen vom 16. April 1895 erkennen.

Schöningen, 15. April. Daß die alte gute Sitte des Abbrennens von Osterfeuern noch keineswegs eine Einbuße erlitten hat, konnte man gestern Abend vom Eichenwalde aus deutlich beobachten. Sobald es zu dämmern begann, sah man im weiten Umkreise die Osterfeuer aufflammen. Mächtige Feuer sah man namentlich von dem Huy und dem Harze. Von unserm Standpunkte aus zählten wir über 100 solcher Feuer. — Bad Harzburg, 15. April. Das prächtige Osterwetter brachte uns gestern schon recht lebhaften Verkehr. Am Abend war auf dem Burgberge und dem Silberborne eine große Menschenmenge versammelt, um dem Schauspiele der von dort aus zu beobachtenden Osterfeuer zuzusehen. — Am Hilse, 15. April. Begünstigt vom schönsten Wetter leuchteten gestern Abend von den umgebenden Bergen zahlreiche Osterfeuer weit ins Land hinein. Von der „fahlen Platte“ bei Bartschausen aus, wo man eine weite

Wie das Feuer zu Ostern besonders wirkt, so auch das Wasser, das an diesem Tage, sei es zum Baden oder Trinken, benutzt wird. An manchen Orten treiben die Landleute ihre Pferde am Ostermorgen vor Sonnenaufgang in den benachbarten Bach oder Teich, um sie so gegen Krankheiten sicher zu machen. Ganz allgemein ist das Schöpfen des Osterwassers am Ostermorgen durch die stillschweigend zum Bache gehenden Mädchen. Es wird gegen den Strom geschöpft und kein Wort darf dabei verlauten. Das Waschen mit diesem Wasser macht schön und vertreibt die Sommerprossen. Man hebt es in Flaschen auf und braucht es als Arznei bei Menschen und Tieren; schwer Kranke werden damit gewaschen. Es ist besonders gut gegen das „Durchliegen“. In Klein-Schöppenstedt wird das Osterwasser zu einem Orakel benutzt: es wird mit einem Fingerhut, Asche, einem Stückchen Brot und einem Gerstenkorn auf's Feuer gestellt und gekocht; es bedeutet Freude, wenn der Fingerhut zuerst aufwacht, einen Sterbefall, wenn die Asche zuerst obenschwimmt, das Brot Hochzeit, das Gerstenkorn Fruchtbarkeit im Felde. Ein Liebesorakel (in demselben Dorfe) in der Osterwoche gebietet, daß ein Mädchen nackt einen Tisch scheuern solle; dann erscheint ihr der Liebste durch den Schornstein, aber nur, wenn er treu geblieben ist.

Ganz allgemein sagt man auf unseren Dörfern: Wer am Ostermorgen die Sonne beim Aufgehen beobachtet, sieht deutlich, wie sie drei Freuden sprünge macht, oder sie tanzt, aus Freude über die Auferstehung Christi. Der Glaube daran ist keineswegs geschwunden und manche gehen aus, um das Schauspiel zu sehen.

Es giebt noch verschiedene Sitten und Unsitten, die mit der Osterzeit verknüpft sind. Wenn auch nicht in dem Grade wie Pfingsten, so ist doch auch Ostern ein Frühlingsfest, bei dem Lustbarkeit herrscht. Die Kinder singen:

Wenn't östern is, wenn't östern is,  
Dann slacht't min vâ'r en bock.  
Dann danse ik, dann danse ik,  
Krig ik en nien rock.

oder:

Dann danst mine mudder, dann danst mine mudder,  
Dann fligt de rô'e rock.

Das junge Volk auf den Dörfern, die Knechte und die ältesten jungemâkens, d. h. diejenigen, welche schon 16 Jahre alt sind, machen dann ihren Osterspaziergang, gewöhnlich ins benachbarte Holz, wobei die österfoilje

---

Fernsicht auf Solling, Hils, Selter mit deren Vorbergen und Thälern hat, konnte man nahezu 100 Osterfeuer zählen. In der Nacht zum ersten Ostertage, um 12 Uhr, wird in zahlreichen Ortschaften unserer Gegend von den Knechten und Mägden Osterwasser geholt und das Vieh damit getränkt. Ein Teil des Osterwassers wird auf Flaschen gezogen und aufbewahrt. —

Am ersten Ostertage 1896 stand ich mit meinem Freunde Hänselmann an dem haushohen Osterfeuer des Dorfes Wenden, das von der ganzen Einwohnerschaft des Ortes umgeben war. Wir zählten von hier aus gegen 50 verschiedene Osterfeuer.

betrieben wird, ein erotischer Vorgang, der sich gewöhnlich abspielt, wenn die Schar in bunter Reihe auf einem abgeschlagenen Baumstamme sitzt und bei dem die jungen Mädchen in gewisse Unsitten eingeweiht werden, die man aus der dabei geltenden Regel: *bet an de knie is frie* erkennen mag. Der Name der Unsitte stammt von *foilen*, fühlen. Im angrenzenden Kreise Oschersleben (jedenfalls im Dorfe Schlanstedt) kamen, noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die älteren Schuljungen am Nachmittage des ersten Osterfeiertags zusammen, saßen sich einander an den Händen und bildeten so eine lange Kette, welche die Breite der Dorfstraße einnahm und schrieen nun *unifono* ohne Melodie, aber in bestimmtem Rhythmus:



gaben an Geistliche und Lehrer auf den Dörfern kommen lange Zeit auch Ostereier vor. So erhielt z. B. der Oppermann von Ihiede im Jahre 1753 von jedem Ackermann und Halbspänner des Dorfes 6 Stück Ostereier, von jedem Rotmann 3, was zusammen 169 Stück machte<sup>1)</sup>. Damit verschwindet aber das alte Eieropfer, denn alle derartige Verpflichtungen sind abgelöst worden.

Daß das Ei schon in der heidnischen Zeit in Deutschland eine symbolische Bedeutung besaß, läßt sich unmittelbar nachweisen. Bemalte Eier wurden 1897 bei Worms in einem Steinsarge gefunden, welcher ein Mädchenstelet und Münzen aus dem Jahre 320 v. Chr. enthielt (Bericht von Dr. Köhl, Worms). Wie bei den Osterfeuern bemächtigte sich die christliche Kirche auch der Ostereier oder vielmehr ihres symbolischen Gebrauches, indem man das Ei als Sinnbild des Todeschlafes und der Auferstehung Christi in den Kreis der christlichen Osterceremonieen aufnahm. Im Mittelalter legte man in das künstlich erbaute Grab Christi, welches zu Ostern in den Kirchen hergestellt wurde, neben einem Kreuze auch Eier, um dadurch die Auferstehung Christi symbolisch anzudeuten; am Osterfeste wurden dann die Eier dem Grabe entnommen, geweiht und in Prozession umhergetragen. In Rußland und den slawischen Ländern, wo das Osterei eine noch größere Rolle als bei uns spielt, findet zu Ostern noch eine kirchliche Weihe desselben statt.

Meist sind die Ostereier auf dem Lande einfach braunrot mit Zwiebel-schalen gefärbt, neuerdings kommen immer mehr Anilinfarben auf. Eine recht sinnreiche Art der Färbung wurde früher (vielleicht jetzt noch?) angewendet, um den Ostereiern ein hübsches Muster zu verleihen. Man umwickelte sie fest mit den feinzadigen Blättern des kälwerkropps (*Chaerophyllum*) und kochte sie dann mit rotgefärbtem Wasser. Die Muster des Pflanzenblattes blieben auf den Eiern zurück. Auch bemalte man sie gelegentlich mit Blumen und Sprüchen; ein solches Ei aus Runstied (Sammlung Basel) trägt die Inschrift: „Zum Andenken aus Freundschaft 1837“<sup>2)</sup>. Im Zusammenhange hiermit traut man

<sup>1)</sup> Nach der handschriftlichen Dorf- und Feldbeschreibung aus obigem Jahre.

<sup>2)</sup> Namentlich verstehen es die Slawen, die Ostereier mit sehr schönen Ornamenten in verschiedenen Farben zu versehen, die althergebrachten Motiven entsprechen (Verhandl. Berliner Anthr. Ges. 1883, S. 524). — Throughout Yorkshire it is customary to hide the coloured eggs in little nests out of doors and send the children to hunt after them and see what eggs the „hares“ have been lying (Henderson, Folklore of the Northern Counties, 2. Aufl. London 1879, S. 84). Während in Belgien die Ostereier abgekommen sind, kennt man sie in Friesland noch. Im 16. Jahrh. gingen in Amsterdam die Schüler vor die Häuser der Reichen und sangen:

Te paschen zullen wij eijeren eten,  
Soo is de vaste all vergeten.

(Blämiische Zeitschrift „Volkskunde“. 1898, XI, S. 171.) Über eine Art gefärbter, hart gekochter Eier, die zur Frühlingszeit in China genossen werden, ein Brauch, der dort über 2000 Jahre alt ist, berichtet Gustav Schlegel (Chinesische Bräuche in Europa. Jenaer Inauguraldissertation 1869, S. 5), wenn wir uns auch mit seiner Ausführung, daß diese „Ostereier“ der Ursprung unseres europäischen Brauches seien, durchaus nicht einverstanden erklären können.

daher den zu Ostern gelegten Eiern ganz besondere Eigenschaften zu. Bei uns sagt man, daß aus einem am Gründonnerstage gelegten Ei ein Huhn erwachse, welches jedes Jahr anders gefärbte Federn bekomme<sup>1)</sup>. Eine andere Ostersitte war das Austeilen von „Weilbrot“ in einigen Dörfern westlich von der Stadt Braunschweig (Lamme, Wedtlenstedt, Vortfeld, Denstorf) von den Vätern an die Kinder. Es ist aus ungesäuertem Brote gebacken und heißt seiner Form wegen auch ballholt. Weilbrot, ursprünglich wigelbrot, bedeutet „geweihtes Brot“<sup>2)</sup>. Am Gründonnerstage buk man und teilweise noch heute Krengeln (Bregeln). Eine derselben wird, gewöhnlich an der Stubenthür hängend, bis zum nächsten Osterfeste aufbewahrt, weil man glaubt, sie verjehne das Fieber.

Negenstärke. Ein jedenfalls uraltes, in die heidnische Zeit hinaufreichendes, am grünen Donnerstage (dies viridium, Grünkräutertag der Kirche) genossenes Gericht ist die negenstärke. Der Gebrauch ist auf dem Lande noch vollkommen lebendig.

Die Zahl neun, welche dem Gemüse den Namen giebt, besitzt symbolische und mystische Bedeutung, worauf namentlich Karl Weinhold schon hingewiesen hat. Sie entstand aus der bedeutsamen 3 mit der 3 multipliziert und wirkt vielfach in volkstümlichen Gebräuchen. In der nordischen Mythologie gab es 9 Walküren, 9 riesige Meerweiber, und im ausgedehnten Mittelalter wurden 9 Helden — je drei heidnische, jüdische und christliche — zusammengruppiert, wie es z. B. am schönen Brunnen in Nürnberg zu sehen ist. Die Anschauung von der Bedeutung der 9 geht weiter<sup>3)</sup>, sie findet sich in den kosmischen Vorstellungen der Azteken, es gehören hierher die novem sphaerae celestes der Lateiner und im Sanskrit heißt der Körper der neunthorige, wegen seiner neun Öffnungen.

Also neun Kräuter müssen es sein, die zum Frühjahrsgerichte gesammelt werden. Nun richtet sich das allerdings wesentlich danach, ob Ostern früh oder spät fällt und die nötigen Kräuter schon vorhanden sind. Die hauptsächlichsten aber bleiben sich gleich und kehren überall da wieder, wo im niedersächsischen Gebiete die Neunstärke genossen wird. Eine Vorschrift aus Klein-Schöppenstedt, wo die negenstärke auch „grauer Kohl“ heißt, schreibt folgende Pflanzen vor: 1. Sprossenkohl; 2. Brennessel; 3. döve nettel (*Lamium album*); 4. geseche (*Aegopodium podagraria*); 5. kälwerkropp (*Chaerophyllum*); 6. schörbock (*Ranunculus ficaria*); 7. rabüntje (*Valeriana olitoria*); 8. Bornkresse

<sup>1)</sup> Der gleiche Aberglaube in Hessen (Kolbe, Hessische Volksitten. Marburg 1886, S. 4); in Oldenburg gilt das gleiche von einem am Karfreitag gelegten Ei (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 41). Auf welche Abwege die mythologische Deutung führt, mag man hier erkennen, wenn Kolbe (a. a. O.) erläutert, der Donnerstag sei dem Donar geheiligt gewesen, das Licht breche sich in sieben Farben, daher der Farbenwechsel des Gefieders des auch dem Donar geheiligten Hühnes u. s. w. Unsere heidnischen Vorfahren und das Prisma! Auch ist das Huhn sehr spät aus Asien nach Europa gelangt.

<sup>2)</sup> Braunschw. Magazin 1899, S. 54.

<sup>3)</sup> Brinton, The origin of sacred numbers. (American Anthropologist. VII, p. 168, 194.)



(Nasturtium) und 9. käsekrût (Malva). Ganz ähnlich in Waggum, wo mir statt rabüntje kaublôme (Leontodon taraxacum) genannt wurde<sup>1)</sup>.

Das merkwürdigste ist aber für unsere Neunstärke ihr Zusammenhang mit dem aus dem zehnten Jahrhundert stammenden angelsächsischen Neunkräutersegen, der sicher in noch ältere Zeit reicht, wie die heidnischen Elemente darin beweisen, denn es kommt darin Wodan, die Hexerei kleiner Wichte zc. neben christlichen Bestandteilen vor. Hier werden zu einer Wundsalbe, die mit einem langen Segensprüche verbunden aufgestrichen wird, folgende neun Pflanzen verwendet: Beifuß (muegwyr, Müdenkraut), Wegerich (wegbræde), Lammkresse oder Stune (lombes cyrse), attorlathe, Kamille (mägthe), Nessel (wergulu), Holzapfel (wudusârappel), Kerbel (fille) und Fenchel (finul). Wie es im Segen heißt:

Nun haben diese neun Kräuter Macht gegen neun böse Geister,

Gegen neun Gifte und gegen neun ansteckende Krankheiten,

die der Reihe nach aufgeführt werden<sup>2)</sup>.

Es ist dieses Zusammentreffen wohl ein Beweis von der Wichtigkeit, die das Sammeln und Beobachten unserer Volksbräuche für die Sittengeschichte besitzt.

Von einzelnen Osterfitten und Osteraberglauben sei noch folgendes angemerkt. Am Karfreitag erhält der Haushund ein Butterbrot, auf dessen Butter ein Kreuz eingekrast ist. Man darf zu Ostern keine Erbsen essen, sonst bekommt man Schwären.

Die männlichen Blütentäzchen der Salweide (Salix Caprea), die als „Palmen“ bezeichnet werden, sucht man auf und steckt sie hinter den Spiegel oder stellt sie ins Wasser, was wohl eine Erinnerung an die Palmenweihe der katholischen Kirche am Palmsonntage ist.

<sup>1)</sup> Es sind fast überall dieselben Pflanzen, die zur Neunstärke benutzt werden. Für die Umgegend der Stadt Hannover führt B. Seemann (Hannoversche Sitten in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Leipzig 1862, S. 8) an: Taubnessel, Spinat, Körbel, Porro, Pimpinelle, Geshel, Sauerampfer, braunen Kohl und Kuchblume. In Mecklenburg (wo man in der Schweriner Gegend sich ängstlich an die Zahl 9 bindet) scheint der Name nicht bekannt; aber die Kräuter, die am grünen Donnerstage zu dem Gerichte gesammelt werden, sind die gleichen wie im Braunschweigischen. Im Rostocker Hexenprozeß 1584 spielt die Regenstärke eine Rolle (Korrespondenzblatt Niederb. Sprachforschung 1899 bis 1900, Heft XXI, Nr. 2, S. 21). In Oldenburg heißt die Speise „Sammelfohl“; sie besteht auch aus neun Kräutern. (Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg II, S. 41.) — In den Zaubermitteln, welche die Hexen nach den Wernigeröder Hexenprozessen kochten (16. und 17. Jahrhundert), kommen stets neun Kräuter vor (Zeitschrift des Harzvereins IV, S. 298). In der Altmark tritt der aus neun Kräutern bereite krüderköl an die Stelle unserer nêgenstärke. — Røllenhagen (ein Märker von Geburt) im Froschmieseler (1595) hat folgende Stelle:

Am grünen Donnerstag im Mai  
Kocht eine bewrin ihren brei  
Von neuerlei Kohlkräuterlein,  
Solt wider alle Krankheit sein.

<sup>2)</sup> J. Hoops, Pflanzenaberglaube bei den Angelsachsen. Globus, Band 63, S. 326 (1893).

Zu den Osterfestlichkeiten gehört in unserem evangelischen Lande auch die Konfirmation, welche am Sonntage nach Ostern (dem weißen Sonntage, Quasimodo geniti) stattfindet. Am Tage vor der Konfirmation vereinigen sich in vielen Dörfern (so am Elme) die Konfirmanden, um die Kirche von Spinnweben zu reinigen und mit Gewinden aus Buchsbaum und bunten Papierslittern auszuschnücken. In neuer Zeit spielt nach der Konfirmation das Apfelsinenessen bei den Konfirmierten eine große Rolle; sie kommen dann auf den Straßen der Städte in großer Menge zum Verkauf.

### Der erste April.

An diesem Tage schickt man in Stadt und Land Erwachsene und Kinder „in den April“, indem man ihnen kleine Unwahrheiten aufbindet und sie mit unerfüllbaren Aufträgen zum Kaufmann oder Apotheker sendet; bei letzterem sollen sie Mückenfett oder für einen Dreier „Puckelblau“ holen. Die Kinder sagen dabei:

April, kann ik minen narren schicken, wo ik will.

Manche setzen das am letzten April fort und bemerken dabei:

April is üte,  
Du kri'st ne dicke snüte.

So fehlt auch bei uns dieser weit durch Europa verbreitete Brauch nicht, wobei bloß an das englische making an April fool zu erinnern und daß man in Frankreich den Gefoppten, wie den Streich, den man ihm spielt, poisson d'Avril nennt.

### Der erste Mai. Wolperndag = Walpurgis.

Der Tag ist dadurch ausgezeichnet, daß an ihm nach dem ganz allgemein verbreiteten Glauben die Hexenfahrten nach dem Bloßberge stattfanden, worüber unter „Hexen“ das nötige gesammelt ist. Sonst ist noch zu bemerken, daß am ersten Mai die Kinder rufen:

Mai, mai, mai,  
De katto leggt en ei,

was wohl des Reimes wegen geschieht. Man hört noch zuweilen auf dem Lande die Bezeichnung „alter Maitag“, womit der 12. Mai gemeint ist, also eine Bezeichnung, die noch vom julianischen Kalender herrührt und ein Zeichen des konservativen Bauernsinns ist. Man begann dann mit dem Säen des Weins. Mit dem ersten Mai beginnt auch das „Rudelsvierteljahr“ oder „Hungervierteljahr“ der Arbeiter; denn die Wintervorräthe sind aufgezehrt, neue Nahrung noch nicht vorhanden.

### Das Pfingstfest

Ist bei uns immer wesentlich ein Fest gewesen, das den beginnenden Sommer feiert. Die alten Pfingstgebräuche sind Festlichkeiten, mit denen man den Mai

begrüßte und die in der christlichen Zeit auf Pfingsten übergingen, das Fest der Ausgießung des heiligen Geistes.

Der Maibaum. Die schöne und freundliche, kräftig fortlebende Sitte, zu Pfingsten mit jungem Birkenlaub, mit den Maibäumen, die Häuser in Dorf und Stadt zu schmücken, ist nicht nur in deutschen Landen weit und allgemein verbreitet, sondern geht auch durch die romanischen und westslawischen Völker. Wie uralt der Brauch ist, erkennt man aus einem bei Cäsarius von Heisterbach erzählten, ums Jahr 1225 zu Aachen spielenden Vorfall, wo der mit Kränzen geschmückte Maibaum von einem Priester umgehauen, aber durch einen höheren ersetzt wurde <sup>1)</sup>. Also fast 700 Jahre läßt sich in Deutschland der Baum zurück verfolgen.

Für unser Herzogtum finde ich die älteste Angabe über den Maibaum in einem Kopialbuche des Klosters Marienthal aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts <sup>2)</sup>, wo von dem Lappwalde die Rede ist, welcher dem Kloster gehörte: wo dar hawet eyn meybom de schal geven dem holtgreven eynen ammer honyges van veer schillinge. Aus dem Jahre 1678 haben sich alte Braunschweiger Stadthorzettel vom 8. Mai erhalten <sup>3)</sup>, auf welchen die fuderweise Einfuhr von „May“ bestätigt wird. Es muß also damals schon eine ins Große gehende Ausschmückung der Häuser und Kirchen mit Maibäumen stattgefunden haben, für die auch der Ausdruck wolpermaie (Walpurgismaien) vorkommt.

Vergeblich haben die Behörden und Waldbesitzer anderwärts <sup>4)</sup> und hier in Braunschweig sich gegen die mit dem Maibuschholen verbundenen Waldverwüstungen gewendet. Am 1. April 1743 schreibt Herzog Karl I. an den Rat der Stadt Braunschweig, er habe höchst mißfällig vernommen, daß trotz seiner früheren Verordnung, „daß gar kein mit Laub bewachsenes Birkenholz oder die sogenannte Mayen mehr gehauen werden solle, dennoch dergleichen Holz insonderheit in denen Tagen vor Himmelfahrt und Pfingsten sowohl in einzelnen Trachten als auch auf Wagens in die Stadt gebracht werde“. Damit das endlich aufhöre, habe er den Generalmajor v. Niepage beordert, kein Maien mehr in die Stadt passieren zu lassen, sondern solche wegzunehmen. Grund dieser Maßregel ist Schonung der Wälder, wie das später noch in einer „Verordnung das Mayenhauen betreffend“ vom 15. Februar 1762 näher begründet wird <sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> A. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach. Köln 1862, S. 190, citiert bei Mannhardt, Baumkultus.

<sup>2)</sup> Mitgeteilt in der Zeitschr. d. Harzvereins XI, S. 100 (1878).

<sup>3)</sup> Die Originale im Sammelband „Sitten und Gebräuche“, S. 117. Stadtbibliothek.

<sup>4)</sup> Im Jahre 1659 läßt der Winterthurer Rat in der Kirche verkünden, „daß bei hoher Strafe die jüngeren Knaben am Maitag weder Rot- noch Weißbündli in Mayen hauen sollen“. Kochholz, Alemannisches Kinderlied, 507. Friedrich II. von Preußen erließ am 21. Juli 1747 ein sehr strenges Edikt gegen die „schädliche Gewohnheit des jährlichen Maienfekens“.

<sup>5)</sup> Wer in den herrschaftlichen Forsten Mayen hant und nach Hause schleppt, soll mit der doppelten bisherigen Geldstrafe (1719 auf 10 Thaler festgesetzt) bestraft werden und wenn er nicht zahlen kann, in den kleinen Karren gespannt werden.

Der Maibaum soll den Geist des Frühlings oder Sommers, die personifizierte schöne Jahreszeit darstellen und so geht er parallel sonstigen Frühjahrsgebräuchen, wie sie z. B. anderwärts um Vätare gefeiert werden; er hat sich darum auch so zähe erhalten, weil er symbolisch andeutet: Fort mit dem Winter, herein mit dem Sommer!

In den Städten kauft man jetzt die zu Märkte getragenen Maien; auf dem Lande suchen die Burschen, soweit sie nicht mit den Forstleuten in Streit geraten, die Maien dem Walde zu entnehmen und möglichst große Bäume oder ein paar külle (Büsche) vor den Thüren ihrer Mädchen nächtlicherweile aufzustellen. Freilich gehen sie auch dann weiter und pflanzen unbeliebten oder unkeuschen Mädchen statt des Maien Dornwasen vor die Thür, streuen Häßel und Schewe, oder errichten gar Strohpudden mit einem Phallus, gebildet aus einer Rübe und darunter ein paar Kartoffeln oder Zwiebeln. Derlei symbolische Warnungen und Andeutungen werden noch mehrfach, auch zu anderer Jahreszeit, den Mädchen vor die Thür gestellt oder geworfen. In Eizum deuten Pappelzweige vor des Mädchens Thür gesteckt: Schwaghastigkeit; Brennesseln und Disteln: Unbeliebt-heit. Im Herbst, wenn Pflaumenmus gekocht wird, schüttet man „angebrannten“ (deslorierten) Mädchen die Kerne vor die Thür und im Winter, wenn die Federn geschliffen sind, die Federkiele.

Am ersten Pfingsttage finden dann die Umzüge der Jugend mit dem laubverkleideten Frühlingsboten unter Aufsagung althergebrachter Sprüche statt, der bald männlich (Fistemeier) oder weiblich gedacht ist (Maibraut). Ich gebe hier die darüber im Braunschweigischen gesammelten Nachrichten, bemerke aber, daß der Brauch im völligen Absterben ist.

In Hötzum, Klein-Schöppenstedt und Gremlingen machte man die Maibraut, womit selbst der laubumhüllte Bursche bezeichnet wurde, was auf die Verschmelzung mit dem Fistemeier hinweist, wie auch aus den gesungenen Versen klar hervorgeht.

Der zweitjüngste Bursche wird ganz in Birkenlaub eingekleidet und ist nun die Maibraut; der jüngste aber ist der paia (Hanswurst, Bajazzo) und dem entsprechend mit Larve und Pritsche versehen. Einige der Burschen tragen Riepen, andere führen Sensen bei sich, auf welche sie mit großen Eisenstücken klopfen, so die Musik zum Umzuge machend, welcher nun von Hof zu Hof geht. Einer der älteren Burschen „betet“ dabei folgendes:

Ik bringe jüch den lütjen vogt,  
 Den gröten vogt,  
 Den pingstema.  
 Ik woll' jüch bitten um en half schock eier,  
 'n stücker fiwe, sesse  
 Ligget in jüen neste,  
 'n stücker fiwe, softeine  
 Maket jüe nester reine.  
 Gêwet üsch en stücke kauken  
 Da künn we gut na raupen,  
 Gêwet üsch en stücke schinke  
 Da künn we gut na drinken.  
 Gêwet üsch en stücke speck wie en arm lang,

Denn ward üse eierkauke noch mal sau blank.  
 Gêwet üsch en enne wost,  
 Denn fât't we jûe mâkens mal an'n tost.  
 Gêwet üsch en stücke semmele,  
 Denn fât't we jûe mâkens ôk mal an de pemmele.  
 Gêwet üsch en paar gröschen geld,  
 Da komet we ôk midde dôr de weld.  
 Pingstemai!

Hierauf sagt die „Maibraut“: mik ôk en ei! und der Hanswurst: süß slâ ik schötteln un pötteln entwei!

Es erfolgt eine Gabe von den gewünschten Sachen. Das erbeutete Gut wird in ein Haus gebracht, am zweiten Pfingsttag früh morgens wieder abgeholt und nach dem Walde getragen, wo in einer mitgenommenen Pfanne das Eierfuchenbaden und der Schmaus beginnt.

Weit poetischer erscheint uns die Maibraut, wie sie in Waggum am ersten Pfingsttage, wenn die Kirche beendet ist, von den Mädchen des Dorfes dargestellt wird. Sie sind freundlich in helle oder weiße Kleider gekleidet, mit Blumen geschmückt und haben Kränze aus Frühjahrsblumen im Haar. Eine von ihnen stellt die „Maibraut“ dar; sie ist am besten „upekkiet“ und führt auf einem Stabe eine aus Blumen gewundene Krone als Zeichen ihrer Würde. Auch diese Kinder ziehen, Eier, Würste, Kuchen oder Geld heischend, von Hof zu Hof. Dabei wird gesungen:

Buschbôm harre sin lôf verloren,  
 Wer will davor sorgen?  
 Dat sall jumfer Maibrût daun  
 Am abend und am morgen  
 Gêwet ji wat, so hat se wat <sup>1)</sup>.  
 Lâtet se üsch nich to lange stân  
 Môt't en hûs noch wider gân.

Während die meisten Pfingstlieder ein weltliches Gepräge zeigen, fand ich in Wendischott ein offenbar schon altes, zu einer lieblichen Melodie gesungenes hochdeutsches geistliches Pfingstlied, das von der Maibraut und ihren Gefährtinnen beim Gabenheischen noch jetzt vorgetragen wird.

Wir wollten mal vor den Himmel gehn  
 Und wollten so schöne singen.  
 Und als wir vor den Himmel kamen,  
 Da fragten sie, wer da wäre.  
 „Es ist eine hübsche Jungfer fein,  
 Die gern zum Himmel will gehen ein.“  
 Der liebe Gott thât fragen:  
 Ob sie den Namen Herr Jesu Christ  
 In ihrem Herzen auch trage?  
 „Wir tragen ihn in dem Herzen fein,  
 Wir tragen ihn in der Seele.  
 Wir tragen den Namen Herr Jesu Christ  
 Und rufen mit heller Stimme,  
 Wir wollen Gottes Dienerin sein,  
 Was geben Sie uns zum Lohne?“

(Folgt die Gabe.)

Sie haben uns eine Verehrung gegeben,

<sup>1)</sup> Nämlich die Braut, auf die hierbei gedeutet wird.

Der liebe Gott läßt Sie in Freuden leben,  
In Frieden leben ein und aus,  
Das Unglück fahre zum Hause hinaus!

In Wahrstedt (Amt Vorsfelde) versammelte sich noch bis etwa 1870 die Jugend zu Pfingsten und machte Laje aus Weidenstäben von ungleicher Länge; darauf wird gezogen und der, welcher den größten Stab zieht, wird König, der zweite füstje-meier, der dritte pennigmeister, der letzte tobeldräger (Tobel = eine kleine Riepe). Der König erhält einen Rohrstod mit rotem Bande in die Hand und einen Blumenstrauß an die Hüfte, der füstje-meier wird ganz in Maibusch eingehüllt, erhält einen Holzsäbel in die Hand und es wird ihm eine mit Blumen umwundene Holzkrone aufgesetzt, außerdem wird ihm noch ein Blumenkranz umgehängt. Darauf setzt sich der Zug in Bewegung und zieht von Haus zu Haus, singend:

Da danst de herr könig met'n füstje-meier,  
He let se wol bidden um en half schock eier.  
Geven se us de eier nich,  
So leggen de häuner up't jâr ôk nich.

Ähnlich in dem benachbarten Bahrdorf. Auch hier wird mit Weidenstäben gelost und alle, außer dem füstje-meier, haben Holzsäbel. Beamtete sind: der füstje-meier, der leier, der ihn leitet, da jener, ganz in Laub eingehüllt, nicht sehen kann, der korfdräger (mit dem Eierkorb), der hunnesläger und der kattensläger, um Hunde und Katzen abzuhalten. Die Knabenschar singt:

Füstje-meier  
Drei halve schock eier.  
Wat gäben se üsen füstje-meier?  
Hôg in de höchte  
Hanget de langen wöste.  
Gebet se uns de langen,  
Lâtet se de korten hangen,  
Bet up dat jâr  
Willt wie de korten nahâlen.  
Halleluja, halleluja,  
De klümpe weren gâr,  
Wi krêgen en pâr,  
De weren noch nich gâr.  
Romdideldom de füstje-meier!

Die Laubeinkleidung eines Knaben und seine Benennung füstje-meier fand sich ehemals auch in anderen Dörfern bei Vorsfelde, so in Bradstedt, Gehlingen. An letzterem Orte wurde auch zu Ostern das Pfingstgras abgesteckt. von dem am ersten Pfingsttage ein großes Reiten des gesamten Mannesvolkes nach dem Dorfe stattfand<sup>1)</sup>.

Die Art, wie die Laubeinkleidung hergestellt wurde, ist von Belang und zeigt uns, daß sie eine alte, sehr urtümliche sein muß. Erinnert sie doch an

<sup>1)</sup> Diese Nachrichten über Wahrstedt, Bahrdorf und Gehlingen, nach Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Leipzig 1848, S. 382. Die Verse, welche Beck (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde VIII, S. 438) aus Nordsteimke bei Vorsfelde mitteilt, stimmen mit den vorigen und jenen aus dem Drömling bis auf geringe Abweichungen überein.

gewisse Laubverkleidungen der Naturvölker, so jene des Duf-Duf in der Südsee. In Ehra habe ich darüber das Folgende erfahren<sup>1)</sup>. Der Bast- und Laubanzug wird von den Kindern selbst zubereitet. Es wurden junge Lindenzweige abgeschnitten, auch benutzte man solche der bastwike (Ulme), und von diesen hatten die kleinen Jungen zunächst den Bast zu pellen, was einige Tage vor Pfingsten geschah. Nachdem der Bast von der Rinde befreit war, wurde er ins Wasser gelegt, damit er geschmeidig und fest wurde. Dann folgte durch die größeren Jungen das Flechten der Rinde; der gewässerte Bast wurde zu Strichen geformt und diese wurden mit dichtbelaubten Birkenreisern durchflochten, um so das Gewand des füstje-meier herzustellen. Dabei wurde süßer Schnaps und Braumbier getrunken. Am ersten Pfingsttage wurde dann der füstje-meier in diesen Rock vom Kopf bis zum Fuße eingehüllt und noch über und über mit Blumen geschmückt; wer ihn darstellte, blieb tiefes Geheimnis. Der füstje-meier erschien wie ein Niese, denn er war nach oben zu durch ein gaffelo (gabelförmiges Holz mit Querholz) verlängert, die an der Spitze in eine blumengeschmückte Krone ausging. Über dem ganzen Gestell hing der Rock aus Bast und Birkenlaub.

Je weiter nach dem Drömling zu, desto ausführlicher wird der Pfingstbrauch und es tritt, ganz an die Lätarebräuche in der Pfalz gemahnend, eine Darstellung des Winters, der vertrieben wird, und des einrückenden Sommers hinzu. Im Drömling sind Doppelchöre der Knaben und Mädchen bis auf diesen Tag noch Sitte<sup>2)</sup>. Erstere toben mit Glocken und Schellen singend und schreiend von Haus zu Haus, um den Winter zu verjagen; hinter ihnen her, leise singend, die Mädchen, geführt von der Maibraut, alle in hellen Kleidern mit Blumen und Kränzen geschmückt, so den einziehenden Frühling darstellend. In früheren Zeiten hatten die Knaben noch eine Strohuppe, die den Winter vorstellte und nach dem Umzuge vernichtet wurde; an ihre Stelle ist jetzt ein vermummter Mann getreten. Die Kinder sammeln Gaben: Würste, Eier, Speck, Kuchen, Geld. Dabei singen die Knaben:

Jetzt gät de königesknecht  
 Met'n fistemeier rum, meier rum.  
 He let se wol bidden um en half schock eier,  
 Half schock eier.  
 Gêven se üsch keine fûlen eier,  
 Fûlen eier.  
 De smîten wi ôber 'n pingstmeier her,  
 Pingstmeier her,  
 Hangele, hangele hôste,  
 Boben in de fôste  
 Da hangen de langen wôste.  
 Gêw't se üsch de langen,  
 Lât't se de korten hangen.  
 Bet't annere jâr um düsse tîd  
 Will wi de korten nahâlen.  
 Gêw't se üsch den kauken,  
 Denn kônt wi gut na raupen,

<sup>1)</sup> Von mir mitgeteilt in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde, VI, S. 370.

<sup>2)</sup> M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel. Leipzig 1889, II, S. 229. Nach ihm der hier folgende Chorgesang.

Speck, wost, schinken  
 Denn will't wi üsch propfull drinken<sup>1)</sup>.  
 Un wenn ji dat nich daun willt,  
 So will't wi alle selbe jår  
 Vor ju wischen un korn nich wèren (?)  
 Heidideldom, spring mal rom.

Nun folgen, die Maikönigin in ihrer Mitte führend, die Mädchen, deren Lied dramatisch aufgefahst werden muß, da es Frage und Antwort enthält:

Gûen dag, gûen dag!  
 Wat gëwet se usrer maibrût?  
 Gëwet se wat, so hat se wat,  
 Hat se et ganse jår wat,  
 Gëwet se nich, hat se nich,  
 Hat se et ganse jår nich.  
 Kloppe, kloppe ringelken  
 Hier stån par lüttje kinnerken.

\* \* \*

(Es folgt nun zunächst Abweisung.)  
 Låt se stån, lât se gân,  
 Lât se en enne wi'er gân.

\* \* \*

Nun erinnern die Kinder an den Besitz des Bauers, an den rülstock, den er beim Pflügen gebraucht (vergl. S. 241), und den jökstok, das Ochsenjoch. So lange sie im Gebrauche, hat der Ackermann zu leben:

Rûl, rûl, jökstock  
 Ackermann de lewet noch!

Die Kinder halten eine Schnur vor die Thür, welche die gaben spendende Bauerntochter überschreiten muß:

Holt snaur um dat hûs,  
 Kumt de snære jumfer herât.

Die Maibraut tritt vor:

Lât de jumfer brût rât trê'en.

Alle Mädchen knien und fordern die Bauerntochter auch dazu auf:

Jumfer mot datselbe daun.

Nun stampfen, nachdem die Gabe empfangen ist, alle Kinder zum Schluß mit den Füßen und singen:

Tram, tram trittchen,  
 Up mîn midchen.  
 Up mîn blaut,  
 Jumfer tritt herât.

Je weiter von den Mittelpunkt der Kultur und den Städten entfernt, desto frischer haben sich die alten Sitten noch erhalten; wie ausführlich und dramatisch belebt ist diese Darstellung der Maibraut in den Drömlingdörfern, wie sehr zusammengeschrumpft in Waggum, wo die mitgeteilten Refe

<sup>1)</sup> propfull, gepfropft voll.



(S. 346) erkennen lassen, daß es sich ursprünglich um dieselbe Darstellung handelte <sup>1)</sup>).

**Das Fahnenjagen.** Die altgermanischen Wettspiele und Übungen der Körperkraft haben noch einen Niederschlag in den Wettläufen zu Pfingsten hinterlassen, welche heute im Fahnenjagen unserer Dorfbewohner den letzten Ausläufer haben. Wie Weinhold gezeigt hat, sind die Wettrennen zu Fuß und zu Roß um die Frühlingszeit als ein Teil des Festes zu nehmen, das Hirten und Landbauer in Dankbarkeit und Verehrung der segenspendenden Gottheit veranstalteten, im Frühjahr wie im Herbst bei der Ernte <sup>2)</sup>. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts waren Wettläufe im Mai oder zu Pfingsten in Niedersachsen, Franken, Thüringen, Schlesien, Schwaben und Bayern noch sehr verbreitet.

Den Untergang der Sitte führten Verbote nur zum Teil mit herbei; auch das Wettlaufen und Wettreiten ist dem Zuge der Zeit unterlegen und der wohlhabende Bauer, dessen Großvater vielleicht noch am Hammellaufen sich beteiligte, fährt heute mit der Eisenbahn zu den Rennen nach Harzburg.

Durch Erlaß aus Wolfenbüttel vom 20. Dezember 1745 verfügte Herzog Karl I. „wes maßen es eine zwar sehr unvernünftige, aber doch ziemlich gemeine Gewohnheit sei, daß die Pferdejugens auf den Dörfern am dritten Pfingsttag einen Wettlauf mit den Pferden anstellen und als wilde Leute auf die unbändige Weise in den Feldern und Wiesen herumjagen. Wie dadurch nicht nur die Pferde zu Schanden gejagt, sondern auch die Jugens in die Gefahr ihr Leben und die Gesundheit zu verlieren gesetzt werden“ — so wird dieses auf das schärfste verboten und sollen die Jugens, wenn sie nicht gehorchen, gezüchtigt werden.

Älter noch ist eine Wolfenbüttler Konsistorialverordnung vom 19. März 1727 gezeichnet Maibom, gegen das Wettrennen der Pferdejugens am ersten

<sup>1)</sup> Über die Maibraut oder Pfingstkönigin im allgemeinen, ihre weitere Verbreitung durch Europa und das hohe Alter der Sitte (schon im 12. Jahrhundert nachweisbar) vergleiche Mannhardt, Baumkultus, S. 344. Die den unseren verwandten altmärkischen Bräuche und Lieder stehen in den Altmärkischen Jahresberichten III, S. 87. Die Sitte, einen gabenammelnden, in Laub verhüllten Burschen zu Pfingsten umherzuführen, ist auch sonst in der Provinz Sachsen weit verbreitet. Er heißt dort Fiezmeier, Fistmeier, Fischmeier; überall ist hier die Deutung des siegreich aus dem Kampfe mit dem Winter hervorgehenden Sommers sicher (Ph. Wegener, Pfingstbräuche des Magdeburger Landes, Magdeb. Geschichtsblätter 1880, S. 266). In der Grafschaft Bernigerode war der Brauch unter dem Namen des Stinkpfüsters im 17. Jahrhundert bekannt und führte, wegen Ausschreitungen, zu Verboten (Zeitschr. d. Harzvereins 1891, S. 302). Was die Etymologie des Wortes füstjemeier u. betrifft, so könnte die Bezeichnung in Bernigerode auf fist = crepitus ventris führen. Wie kommt aber der laubumhüllte Frühlingsbote hierzu? Meier ist wohl zu Mai zu stellen, da auch die Maibraut an die Stelle des füstjemeiers tritt.

<sup>2)</sup> Weinhold, Der Wettlauf im deutschen Volksleben. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 3.

Pfingsttage, „wobei sie diejenigen, so zu kurz und spät gekommen, mit Laub und grünen Zweigen bebinden und vor und unter dem Gottesdienste herumführen, dabei von denen Einwohnern Speß, Würste, Eier und Brot sammeln und solches mit Versäumung der Kirche und Begehrung allerhand Schande und Sünde verzehren“. Solche Verbote haben stets wenig Erfolg gehabt, die Volksitte wird vorübergehend gedämpft, erwacht aber wieder und unterliegt nur den veränderten Zeitverhältnissen.

Aus dem Wettreiten der Pferdejugen ist nun das heute noch sehr verbreitete und beliebte Fahnenjagen hervorgegangen, das alljährlich um die Pfingstzeit oder auch sonst im Sommer unter großem Zulauf gefeiert wird. Wie an den Häusern in unsern Dörfern die Scheiben den Schützenkönig andeuten, so die über den Hausthüren angebrachten hölzernen Fahnen den Sieger im Fahnenreiten. Es wird bei diesem Wettreiten unendlich viel in schwülstigen hochdeutschen Versen geredet und das Ganze hat eine Art militärischen Anstrich erhalten<sup>1)</sup>. Dabei fließen allerlei städtische Gewohnheiten ein, wie die langatmigen, oft mit Anleihen aus bekannten Gedichten versehenen Verse beweisen. Erfrischend wirkt dabei nur der plattdeutsch redende „Paas“.

Die jungen Leute, welche sich zur Abhaltung des Fahnenjagens vereinigen, kommen gewöhnlich schon lange vor Ostern zusammen, um alles gehörig vorzubereiten und die Rollen einzustudieren. Ein jeder leistet einen Beitrag in die Kasse, gewöhnlich drei Mark. Teilnehmen dürfen nur Junggesellen und Jungfrauen; sogenannte „Angebrannte“ beiderlei Geschlechts, d. h. diejenigen, welche uneheliche Kinder haben, sind ausgeschlossen. Zunächst wird der „Offizier“ und der „Fahnenjunter“ gewählt; das sind die beiden Hauptpersonen, welche am meisten zu reden haben und ihre langen Sprüche gut auswendig lernen müssen. Auch die Mädchen müssen schon vier Wochen vor Pfingsten gewählt sein, d. h. ein jeder der Teilnehmer muß aus den Dorfschönen sich seine Partnerin für das Fest erkoren haben.

Ist der Festtag erschienen, früher ausschließlich, heute noch oft ein Pfingsttag, so versammeln sich sämtliche Teilnehmer mit Ausnahme des Offiziers auf eigenen oder geliehenen Pferden vor dem Wirtshaus. Letztere sind schön aufgebüßt, mit roten seidenen Bändern geschmückt und auch an den Reitpeitschen der Teilnehmer sitzen solche „Duzen“ oder Bandschleifen. Der Fahnenjunter, der zunächst in Thätigkeit tritt, hat eine Schärpe um den Leib und der Hals seines Pferdes ist mit einem Kranze geschmückt. Er hält nun eine Anrede, in der er auf das Fest hinweist, alle zur Einigkeit ermahnt und schließlich die beiden ältesten Festesbrüder absendet, um den Offizier zu holen. Dieser, mit zwei Schärpen geschmückt, erscheint, von der Musik begrüßt, und wird vom

<sup>1)</sup> Man vergleiche dazu: Anreden beim Fahnenjagen. Vierte Auflage. Wolfenbüttel, zu haben bei Ludwig Eichhorn. Unter den Krambuden. Ohne Jahr. Ein Heftchen in H. 8<sup>o</sup> von 27 Seiten. Langweiliges, geist- und wißloses Zeug, ein Zeugnis des Verfalls gegenüber früherer Zeit.

Fahnenjunker wieder in gebundener Rede gefragt, ob er mit Ernst und Anstand seinen Pflichten nachkommen und die Schar beim Reiten und Tanzen nach besten Kräften führen wolle? Nachdem dieses bejaht und der Fahnenjunker in Reih und Glied zurückgeritten ist, hält der Offizier seine ermahnende Anrede, in welcher er Gehorsam verlangt, damit das Fest gut verlaufe.

Unter Vorantritt der Musiker ordnet sich nun der Zug der Reiter, zunächst Offizier und Fahnenjunker, dann die anderen Festteilnehmer (gewöhnlich 12 bis 20) zu zweien nach dem Alter und nun geht es nach dem Hofe hin, wo unterdessen die festlich geschmückten Mädchen sich versammelt haben. Der Bauer, auf dessen Hofe sie sich versammeln, stellt gewöhnlich auch den Festwagen, auf dem die Mädchen sich nach dem Festplatze begeben. Wagen, Pferde und Fuhrmann sind mit Bändern und Blumen geschmückt und auf dem Wagen thront zwischen den Mädchen die Fahne, das Siegeszeichen (Fig. 165). Sie ist in Form einer Wetterfahne aus Holz gearbeitet, gewöhnlich blau und gelb (in den Landesfarben) bemalt und mit einem kleinen, aus Holz geschnitzten Pferde versehen. Daran

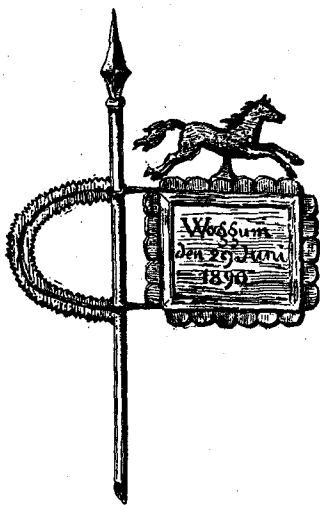


Fig. 165.

Hölzerne Fahne vom Fahnenjagen.

hängen kostbare seidene Tücher und Schleifen herab. Oft auch nimmt der Fahnenjunker die Standarte an sich und trägt sie zu Pferde nach dem Festplatze hinaus. Vorher aber haben noch sowohl der Offizier wie der Fahnenjunker Anreden gehalten, wobei namentlich dem Hofbesitzer gedankt wird, welcher den Wagen für die „Damen“ lieferte. Zunächst begiebt sich der Zug nach dem Dorfplatze, wo der Offizier „den Haupttext thut“, ein Glas auf das Wohl aller trinkt und in langer salbungsvoller gebundener Rede zur Festfreude, Frieden und Eintracht ermuntert. Endlich mahnt der Fuhrmann gleichfalls in Versen zum Aufbruch und verlangt Lohn für seine Fahrt, die ihm in Gestalt einer Flasche Wein zu teil wird. Die

Schluss Worte spricht der Hanswurst plattdeutsch. Ich gebe hier die 1894 in Klein-Schöppenstedt gesprochenen.

Ha, ha, ha, hoch, hoch, hoch!  
 Sau geit et immer in eins weg noch!  
 Nu is et awer balle üte!  
 Nu dau ik awer mal up mine snüte!  
 O, wat is dat vor ne welt,  
 Wenn man sik böwen up'n w'a'n stellt,  
 Und sau von böwen herunner kiket  
 Un up de „festgeschmückten“ lûe kiket.  
 Ja, ik freue mik all up näher,  
 Giwt mik jeder man en markstück her,  
 Denn danke ik mit fründlicher mine,  
 Dann kôp ik morgen en pâr grôte swine.  
 Denn dat olle is sau wit uppe,

Eben kri'e ik man kâle kartuffelnzuppe.  
 Dat lât jich nu tau herten gân  
 Und lât mik nich ledig na hûse hin gân.  
 Wenn ik vor jich kome, daut ja nich stutzen  
 Denn dau 'k jich jûe stewarten putzen.  
 Un wer mik denn giwt 'n gue gâwe  
 Den lôwe ik nâher noch in'n grâwe.  
 Wer mik awer gar nist gewen deit,  
 Dei kann nâher seien, wo et ne geit.  
 Dei kummt bi dat bôse ungeheuer  
 Bi Beelzebub in't fegefeuer.  
 Ja, ik mot doch hûte bi dissen sâken  
 En betjen hokuspokus mâken,  
 As paas un richtigen âlfânger.  
 Denn ji seiet woll: de kransuphânger  
 Seggt nich wate geten hat, ôk nich en wort,  
 Hei freut sik man in einen fort.

Wenn ik vonabend mik man kann freuen,  
 Denn deit mik disse dag nich gereuen,  
 Un ik hewwe mine taschen vuller geld  
 Dann segg ik: ô, wat vor'ne schône welt!  
 Et solle ja noch mër hokuspokus sîn,  
 Ik wolle ja hûte en essel ri'en.  
 Awer wî ik'r dene nafrâ'e,  
 Da sâen se: ik solle up schaustersrappen' gân.  
 De essels sâ'en: j-a un de lûe sâ'en: ne!  
 Nu hebb ik kein pârd un kein' essel kre'en.  
 Ik daue darum nicht vertagen  
 Un sette mik up'n jumfernwâ'n.  
 Ik dâe gern noch vël seggen,  
 Awer ik mot uphören.  
 Doch dat mot ik noch jeden an't herte leggen:  
 Gêwt mik nich tau vël un nich tau wennig,  
 Nich ôwer 100 mark und nich under 50 pennig!

Schließlich erfolgt der Aufbruch des Zuges nach dem Festplatze, wo um die Fahne gejagt wird; denn diese, die während des ganzen Reitens auf dem Mädchenwagen und zwischen diesen aufbewahrt wird, ist der Siegespreis. Das Reiten selbst ist ähnlich wie bei einem Ringelspiel: unter einer auf dem Festplatze erbauten Ehrenpforte, die mit grünem Laub und Fahnen geschmückt ist, hängt ein Kranz herab und dieser muß von den im Galopp unter der Pforte durchreitenden Festteilnehmern mit der Reitpeitsche herabgestochen werden. Wer beim ersten Ritt den Kranz nicht absticht, wird für den nächsten Ritt ausgeschlossen und so lange wiederholt sich das Stechen um den Kranz, bis einer Sieger bleibt. Jetzt geht der Zug ins Dorf zurück und nun folgt der Tanz bis tief in die Nacht hinein. Dem Sieger wird am folgenden Tage die Fahne überbracht; er giebt dafür den Genossen ein Essen und besetzt nun die schwer errungene Fahne an seiner Thür als Siegeszeichen<sup>1)</sup>.

Selbst die mit ländlichem Grundbesitz ausgestatteten Gemeinden der Stadt

<sup>1)</sup> Über verwandte Sitten des Pfingstwettrittes, das Kranzstechen und Buschstechen siehe Mannhardt, Baumkultus, S. 387, wo mythologische Deutungen angegeben werden.

Braunschweig (Hägener Gemeinde, Altwiek-Gemeinde) veranstalten im Sommer noch solche Fahnenjagen <sup>1)</sup>).

Das Hammellaufen. Während das Fahnenjagen in voller Blüte steht, ist das alte Hammellaufen, das auch zu den Wettläufen unserer Altvordern gehörte, ganz abgekommen. Auch hier haben Verbote mitgeholfen. Am 29. August 1798 verbot Herzog Karl Wilhelm Ferdinand das Hammellaufen, da ein derartiger Wettlauf, zumal in heißer Jahreszeit und bei großer Anstrengung der Kräfte, auf die Gesundheit einen höchst schädlichen Einfluß habe. Ich habe von dieser Sitte keine Spur mehr in der Gegenwart ausfindig machen können und muß mich in der Beschreibung daher auf ältere Nachrichten berufen, die sich auf dieses Volksfest zu Eikum am Elme beziehen <sup>2)</sup>.

Hammellaufen, Hahnen schlagen und „Mädchentänze“ knüpften sich dort an das Austreiben der Rüge am 1. Mai. Die Mädchen mußten sie dem Rühhirten bis auf den Ager zutreiben. Eine jede hatte sich gepuht und trug eine bunt bebänderte Peitsche in der Hand. Diese Peitsche war möglichst langgestielt. Die Mädchen beeilten sich, mit ihren Rügen zuerst am Plage zu sein, denn die letzte hatte Hohn und Spott für das ganze Jahr. Waren alle Rüge versammelt, so wurden die Peitschen in die Erde gesteckt und der Hirt machte mit den Mädchen einen Ringelreihn, wobei ihm gewöhnlich schlecht mitgespielt wurde. Der Tanz endete immer mit dem Fall des Hirten. Nach Beendigung des Tanzes ergriff ein jedes Mädchen die ihm zunächst stehende Peitsche oder suchte die längste Peitsche zu erwischen; denn derjenigen, der es gelang, die längste Peitsche zu erwischen, geriet der Flachs am besten. Nach diesem beriet man den Tag des Mädchentanzes, bei welchem die Mädchen die Burschen einluden und die Musik bezahlten; daher mäkenasmusike. Wie nun die jungen Mädchen zum Fahnenjagen den jungen Burschen ein schönes buntes Seidentuch als Preis schenkten, so stifteten die jungen Burschen zum Mädchentanz einen Hammel und einen Hahn. Schon frühzeitig, gleich nach dem Mittagessen, versammelten sich die jungen Leute, Burschen und Mädchen, und zogen mit Musik auf den Ager, wo das Hahnen schlagen <sup>3)</sup> und Hammellaufen stattfand. Der Hahn hatte um den Hals ein buntes Band und daran einen Blumenstrauß. Er wurde unter

<sup>1)</sup> Die Altwiekgemeinde z. B. im Juli 1895 auf dem großen Exerzierplatz, wobei Ehrenpreise, silberne Pokale, Bowlen etc. errungen wurden. Voran ging ein Festzug, den ein Mohr zu Pferde eröffnete. Dann folgten Herolde in bunter Tracht, bekränzte Wagen mit der Musik und den Ehrenjungfrauen, zahlreiche Kutschwagen mit Festgenossen und die am Rennen teilnehmenden Reiter in Jockeytracht. Die von den letzteren mittels ihrer Reitpeitschen zu erlangenden Kränze wurden in einem auf dem Festplatze errichteten Thorbogen aufgehängt.

<sup>2)</sup> Gesammelt von der eifrigen Forscherin auf dem Gebiete unserer Volkskunde, Frau Pastor Hedwig Schattenberg in der Zeitschrift „Niedersachsen“, Bremen, 1. Juni 1898. Danach die hierauf bezüglichen nachfolgenden Auszüge.

<sup>3)</sup> Ganz des Volksstümlichen entkleidet, langweiliges Gewäsch bieten die „Anreden beim Hahnen schlagen“, Wolfenbüttel o. J. Zu haben bei L. Eichhorn, Unter den Krambuden.

eine Milchsatte gesetzt und bildete den Preis für dasjenige Mädchen, welches mit verbundenen Augen die Milchsatte mittels eines aufgepuzten Dreschflegels zertrümmerte.

Dann kam das Hammellaufen an die Reihe. Bei beiden Spielen beteiligten sich aber nur Mädchen. Der Hammel war schön aufgeputzt, mit vielen Duzen (Blumensträußchen) und Bändern, um den Hals trug er einen dicken bunten Kranz. Am „Male“ wurde der also wohlgeputzte Hammel von einigen Burschen festgehalten, die Mädchen mußten sich in einiger Entfernung in einer Reihe aufstellen und bei einem gegebenen Zeichen alle auf das „Mal“ zulaufen. Welche als Erste beim Hammel ankam, hatte den Hammel gewonnen; waren es mehrere, dann wurde so lange gelaufen, bis nur ein Mädchen zuerst den Hammel erreichte. Die zweitbeste Läuferin bekam den Kranz und die andern Mädchen die „Duzen“ und Schleifen. Das letzte Mädchen wurde von ein paar Burschen gefaßt — denn gutwillig hätte es keine gethan — und zum Hammel geführt. Sie mußte nun in den hämelspei'l kiken (in den Hammelspiegel sehen). Dem Hammel war nämlich unter den Schwanz ein kleiner Spiegel gebunden und in diesen Spiegel mußte die schlechteste Läuferin hineinschauen. Der Hammel wurde hochgehalten und das Mädchen wurde gezwungen, in den kleinen Spiegel zu sehen. Vom Anger zog man in den Krug und dort begann der Tanz. Die ersten drei Tänze tanzten die Mädchen allein, zum vierten Tanze holten sie sich die Burschen, welche bis dahin sich in der Nebensube aufgehalten hatten. Nach diesem vierten Tanz sagten die Mädchen: „Nu gillen wi nich mër, wi betält, ji seggt aber an.“ Damit legten sie ihr Recht in die Hände der jungen Burschen, denn wer bezahlte, konnte auch die Tänze ansagen. Früher wurde ein jeder Tanz einzeln bezahlt und dabei gesagt, was man für einen Tanz gespielt wünschte; jetzt ist dieses nicht mehr Sitte, jetzt werden die Tänze der Reihe nach gespielt und die Musikanten bekommen ihr Geld auf einem Brette ausgezahlt. Für jeden einzelnen Tanz wurden 3 Groschen bezahlt, daher die Markttänze zc. auch „Dreigroschen-Musiken“ hießen. Später zahlte man schon für die Stellung der Tanzmusik 6 bis 8 Thaler, heute noch viel mehr. Um 6 Uhr wurde eine Tanzpause gemacht, um die nötigen Arbeiten im Hause zu besorgen, Viehfüttern, Melken zc. Abends tanzten die Mädchen wieder ihre drei ersten Tänze allein, um sich dann beim vierten Tanz wieder die Burschen zu holen und nach diesem Tanz wieder alle Rechte in der Burschen Hände zu legen. — Während das Hammellaufen ganz abgekommen ist und vom Hahnenschlagen sich Reste ohne echt volkstümlichen Anstrich erhalten haben, ist die Mädchenmusik (in Eikum) im modernisierter Gestalt noch beibehalten. Im Sommer 1897 konnte man die Dienstmädchen alle im besten Ballstaate — weiße Kleider, Bergißmeinnichtkränze und weiße Handschuhe — vor ihnen eine Musikkapelle Walzer, „Hädenschottisch“ — Polka-Mazurka — zc. spielend durchs Dorf ziehen sehen. Die Mädchen wünschen keine auswärtige Beteiligung, denn nur sie dürfen tanzen, die die Musik mit bezahlen. Herren sind frei. Die Mädchen bezahlen allein die Tanzmusik und fordern sich auch ihre Tänzer zum Tanz auf. Es ist den ganzen

Tag „Damenwahl“. Sizum ist nur ein kleines Dorf mit 400 Einwohnern, darum sind es auch nur wenige Mädchen, die sich an der „Mäzensmusite“ beteiligen. Die sich etwas besser dünken oder etwas auf sich halten, beteiligen sich nicht mehr daran.

• Verwandt mit dem Hammellaufen ist das Lambôm-Laufen der Mädchen bei Halberstadt zu Pfingsten um ein am Maibaum aufgestelltes Lamm, wobei die schlechteste Läuferin einen Klotz erhielt. So noch vor fünfzig Jahren. Im Calenbergischen verbot die hannoversche Regierung „bei harter Leibstrafe“ das Hammellaufen<sup>1)</sup>. Auch in Klettenberg am Südharz war das Hammellaufen bekannt; in Woltersdorf bei Köpenick „bozelte“ (legelte) man zu Pfingsten um einen Hammel<sup>2)</sup>. Es ergibt sich daraus eine ziemlich ausgedehnte Verbreitung des Hammellaufens.

Das Bullenstoiten oder -stöten gehörte zu den Frühlingsfestlichkeiten, bei denen das ganze Dorf sich auf dem Pfingstanger versammelte. Es war eine Art Stierkampf, der abgehalten wurde, wenn die Herde zum erstenmal zur Weide ausgetrieben wurde und der auch anderweitig in Niedersachsen stattfand<sup>3)</sup>. Auch diese jedenfalls alte Sitte ist der Separation zum Opfer gefallen, denn mit der Teilung der Gemeindeweiden fand das Austreiben der Rindviehherden ihr Ende. Die Stierkämpfe entsprangen übrigens einem sehr praktischen Grunde. Die Gemeinde hielt gewöhnlich zwei Bullen, die, wenn sie mit den Kühen zusammen auf die Weide getrieben wurden, natürlich miteinander rivalisierten, sich auf der Weide verfolgten und die ganze Herde in Aufruhr brachten. Dieses zu vermeiden, galt es, die Hegemonie des einen Bullen über den anderen herzustellen, den einen zum Sieger zu machen, dem der Besiegte sich unterwarf, so daß den Sommer über Frieden auf der Weide herrschte. Die Bullen, welche bei verschiedenen Bauern den Winter über in Verpflegung waren, wofür gewöhnlich die Nutzung und der Ertrag der sogenannten, den Gemeinden gehörigen „Bullenwiesen“ ausgeworfen war<sup>4)</sup>, wurden gleich beim ersten Austreiben, zu Pfingsten, auf dem Pfingstanger oder sonst einem öffentlichen Platze zum „stöten“ zusammengebracht. In Graßhorst, von wo uns eine Schilderung eines Augenzeugen aus den vierziger Jahren vorliegt, geschah dieses auf einer Wiese an der Aller<sup>5)</sup>; dabei strömte alt und jung aus dem Dorfe wie zu einer Haupt- und Staatsaktion zusammen, Parteien bildeten sich für den einen

<sup>1)</sup> Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen, 1873, S. 180.

<sup>2)</sup> Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 386.

<sup>3)</sup> Das „Bullenstoßen“ in Mecklenburg ist geschildert bei R. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, II, S. 284; aus Hennstedt in Dittmarischen von Volksmann in der Zeitschrift „Am Urquell“ I, S. 129.

<sup>4)</sup> Dorfbeschreibung von Wendhausen von 1754: „Der eine Brummochse wird auf der Reihe unterhalten. Den anderen Bullen füttert der ein ganzes Jahr, welcher der Reihe nach in die Heilige Wiese kommt.“

<sup>5)</sup> Ganz ähnlich die Schilderung aus den Drömlingbüchern bei M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, 50.

oder anderen der Stiere, die nun im wütenden Kampfe unter dem Hezen der Zuschauer einander anfielen. Die Ehre des Sieges wurde zunächst jener Viehmagd zu teil, die den siegenden Bullen den Winter über gepflegt hatte, ebenso wie jene Magd Spott erntete, deren Pflegling unterlag. Aber der Zweck wurde erreicht; der Bulle, welcher den Gegner niedergestossen hatte, blieb Herr auf der Weide und wurde von dem Besiegten dort nicht mehr belästigt. Es herrschte also Frieden. Ganz so lautet ein Bericht aus dem Dorfe Olper.

Der Pfingstochs ist eine Erscheinung gewesen, welche bis vor nicht langer Zeit in den kleineren Städten des Landes, wenige Tage vor dem Feste, für alt und jung von Bedeutung war und dessen Umherführen wie ein Volksfest gefeiert wurde. In Wolfenbüttel ist er noch in den sechziger Jahren umhergeführt worden. Ob er auf irgend einen alten Brauch mit besonderer Bedeutung zurückgeht, lasse ich dahingestellt; jedenfalls war er zuletzt nur eine Spekulation der Schlächter, um Kunden für einen fetten Festbraten anzulocken. Zwei bis drei Tage vor Pfingsten erschienen ein, zwei oder auch mehrere fette blumenbekränzte, an den vergoldeten Hörnern mit Kränzen geschmückte Ochsen unter gewaltigem Lärm und Peitschengeknall der führenden Schlächtergesellen in den Straßen Wolfenbüttels. Vor den Häusern der guten Kunden wurde Halt gemacht und der erste Gesell ging in deren Haus, um auf das schöne Stück Vieh aufmerksam zu machen. Hier bekam derselbe dann ein buntes Taschentuch geschenkt, welches dem Ochsen am Horne befestigt wurde. Diese vielen um die Hörner gebundenen Tücher, welche dann in der Luft flatterten, mögen wohl zu der noch heute geläufigen Redensart die Veranlassung gewesen sein: dat mächen hat sik upefliet as en pingstosse.

Jeder Schlächter zog für sich allein mit seinem Ochsen die Straße entlang. Sobald der Umzug beendet war, kam das Tier wieder in seinen Stall, um dann für das Fest geschlachtet zu werden.

In Schöningen ist der Pfingstochs 1878 (?) zum letzten Male durch die Straßen der Stadt geführt worden. Ein dortiger Fleischer hatte einen besonders schönen und fetten Ochsen von der Schloßdomäne durch die Straßen geführt, statt seiner aber eine Kuh geschlachtet. Der große Unwille, welcher deshalb unter den Leuten entstand, brachte den Pfingstochsen um sein Ansehen und er verschwand für immer.

### 8. Juni. Medardus.

Dieser Heilige wird noch oft genannt und muß in großem Ansehen gestanden haben. In den Dorfbeschreibungen des vorigen Jahrhunderts wird vielerlei „vor“ und „nach“ Medardus bestimmt. Ich habe von ihm erfahren, daß er Bischof von Noyon war, 545 starb und zu Soissons begraben liegt. Seine Seele ist in Gestalt einer weißen Taube zum Himmel gefahren. Warum er aber gerade in unserer Gegend zu hohem Ansehen gelangte, vermag ich nicht zu sagen. Er war sogar von Einfluß aufs Wetter und noch kann man die Regel hören:



Was Medardus für Wetter hält,  
Solch Wetter immer zur Ernte fällt.

Auch ist Medardus gut für die Vertreibung von Ratten, Mäusen und allerhand Ungeziefer. Man machte an seinem Tage drei Kreuze an die Stubenthür und schreibt dazu „Medardus verschwunden“, dann laufen die Ratten und Mäuse davon.

### Johannisfeier. 24. Juni.

Das Johannisfest war ursprünglich das Fest der Sommersonnentwende, auf welches die christliche Kirche den Tag Johannis des Täufers verlegte. Die alten Feuer an diesem Tage sind heidnische Reste; sie brennen aber in unseren Landen, wo die Osterfeuer gelten, nicht. Die Grenze zwischen den beiden Feuern liegt im Süden des Harzes.

Die Johannisfeiern sind bei uns fast ganz verschwunden. Folgende Reste sind noch von D. Schütte<sup>1)</sup> erkundigt worden: Im Dorfe Wendeburg wird das Johannisfest noch von den Alten gefeiert und der „Johannich“ begraben. (Umzug mit einem hölzernen Kreuze, das man in einer Grube vergräbt. Dabei auch die Schnapsflasche, aus welcher die Umziehenden trinken.) Mitte des 19. Jahrhunderts feierte man Johannis in Bortfeld noch nach strengen Regeln mit Sang und Musik vom Mittwoch bis Sonnabend der Johanniswoche. Nach Ankunft der Musikanten wird auf einer großen Däle von 8 Uhr früh bis 10 Uhr abends getanzt, nur mit der Unterbrechung des Essens und Viehfütterns. Wer nicht rechtzeitig eintraf, zahlte 2½ Groschen Strafe. Daß die Mädchen nicht beim Tanzen „schimmelten“, sitzenblieben, dafür sorgte ein „Achtsmann“, welcher die säumigen Tänzer den Mädchen zuführte. Man trank Bier beim Tanze. Die Kosten des Tanzes trugen Mädchen und Burschen zu gleichen Teilen. Gefallene (angebrannte) Mädchen wurden beim Tanze nicht zugelassen und alle Teilnehmer mußten über 18 Jahr alt sein.

### Flurumgänge und Hagelfeier.

Besonders strenge wird der Hagelfeiertag gehalten; jegliche Arbeit unterbleibt an ihm, wiewohl er auf einen Wochentag fällt<sup>2)</sup>. Dem Landmanne war früher kein Feiertag im Jahre so wichtig wie dieser, an dem es sich um das Wohlergehen seiner Feldfrüchte handelte. „Die Saat würde nicht geraten, wenn einer an diesem Tage die geringste Arbeit verrichtet“, heißt es. Hervorgegangen

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1899, S. 438.

<sup>2)</sup> Die 1887 vom landwirtschaftlichen Centralverein beantragte Verlegung des Hagelfeiertages auf einen Sonntag wurde vom Ministerium mit Rücksicht auf das hohe Ansehen, in welchem der Hagelfeiertag im Lande steht, abgelehnt. [Amtsblatt des herzogl. Konsistoriums II (1889), S. 25.] Dieses hohe Ansehen ist aber mit der Zeit verschwunden, worüber die Verhandlungen der braunschweiger Landesversammlung vom 18. November 1898 hinreichend Aufklärung geben. Die beantragte Aufhebung des Hagelfeiertages ist von der Regierung jedoch nicht genehmigt worden.

scheint dieser christliche Feiertag aus den alten Umgängen um die Felder, die in die heidnische Zeit zurückreichen. Der Vergleich mit den römischen Ambarvalien liegt auf der Hand und bei unseren heidnischen Vorfahren sind auch Flurumgänge mit Vorantragung von Bildnissen bezeugt. *De simulacro quod per campos portant* handelt schon das listinische Konzil 743, wo dieser heidnische Brauch verdammt wird. Flurumgänge unter Vortritt der Geistlichkeit und Schuljugend, wobei Heiligenbilder getragen werden und der Segen Gottes auf die Felder herabgefleht wird, sind eine ständige Erscheinung heute noch in katholischen Gegenden. Bei uns sind sie ganz verschwunden, aber nur allmählich.

In den Lüneburger Artikeln aus dem Jahre 1527, welche die Prediger zu Celle an den Herzog Ernst den Bekenner richteten, um Abstellung der darin angegebenen Mißstände zu erbitten, ist der zehnte Paragraph überschrieben „Van der Hagelvyre“. Darin heißt es: Andere feste schollen alle afgedaon wesen, sunderlicken de, der sick der gemene Buersmann bruket, also hylligen Drachte, Hagelvyre, keso oetent edder wo solke mögen genömet werden, darynne nicht gerynge teken des vngelouens gespörth werden <sup>1)</sup>.

Unter der hylligen Drachte sind die Umzüge (englisch draught), die Flurprozessionen zu verstehen, die damals noch nach alter Sitte im Schwange waren; das Käseessen bezog sich wahrscheinlich auf ehemals geweihte Käse (wie auch andere Speisen und Gegenstände von der katholischen Kirche geweiht wurden) und ob es sich bei dem Hagelvyre um ein „Feuer“ oder eine „Feier“ handelt, läßt sich nach dem Worte nicht allein entscheiden, da es beides bedeuten kann. Aus Hessen, Nassau, dem Rierischen sind wirkliche Hagelfeuer bekannt geworden, die mit dem Hagel zusammenhingen, um dessen Abwendung man bei den Flurumgängen bat <sup>2)</sup>. Was die Flurumgänge betrifft, so sah sich Herzog Julius veranlaßt, gegen dieselben, als „abgöttisch“, einzuschreiten und sie zu verbieten <sup>3)</sup>; wir erfahren daraus, daß die Umgänge in der Kreuzwoche stattfanden, dabei Kreuze um das Feld getragen und die „abgestorbenen Heiligen“ angerufen wurden. Aber trotzdem wich der aus heidnischer Zeit stammende, von der katholischen Kirche übernommene Brauch dem Protestantismus nur schwer. Der Pastor zu Velm, Johann Christian Dünnhaupt, hörte noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts alte Leute davon erzählen. Man hielt die Flurumgänge für eine gottesdienstliche Handlung, bei der der Schulmeister mit den Schülkinder und in älteren Zeiten auch der Prediger mit der ganzen Gemeinde mit Gesang und abergläubischen Ceremonieen um die Äcker gehen mußte, um eine gesegnete Ernte zu erhalten <sup>4)</sup>. Auch für die Gegend am Drömling ist der feierliche

<sup>1)</sup> Richter, Evangelische Kirchenordnungen I, S. 71, citiert nach Pfannenschmidt, Germanische Erntefeste. Hannover, 1878, S. 65.

<sup>2)</sup> Pfannenschmidt a. a. O., S. 68.

<sup>3)</sup> In der Kirchenordnung, Wolfenbüttel 1569. Revidierte Ausgabe, Helmstedt 1615, S. 41 der Agenda.

<sup>4)</sup> Dünnhaupt, Beiträge zur niedersächsischen Geschichte. Helmstedt 1778, S. 96, 97.

Umgang in der Feldmark zur Weihe der Früchte um Pfingsten oder während der Bittwoche (Rogato) in der Zeit vor der Reformation bestätigt. Die ganze Gemeinde samt der Schuljugend beteiligte sich daran unter der Führung des Pfarrers<sup>1)</sup>. Danach scheinen die Flurumgänge auch bei uns allgemein gebräuchlich gewesen zu sein. An ihre Stelle trat dann, dem Protestantismus entsprechend, ein feierlicher Bittgottesdienst, welcher unter dem Namen Hagelfeier sich bis jetzt in den ländlichen Gemeinden (in der Stadt Braunschweig nur in der Magnikirche, wegen des dorthin eingepfarrten Dorfes Nühme) erhalten hat<sup>2)</sup>. Die revidierte Kirchenordnung von 1657 beklagt, daß früher die Hagelfeier in Saufgelage ausgeartet sei und bestimmt, daß in der Woche Vocem Jucunditatis, d. i. Rogato, Gebete um Segnung der Feldfrüchte gehalten werden sollten. Im Jahre 1823 wurde die Hagelfeier auf den zweiten Montag im Monate Juni verlegt<sup>3)</sup>. Beste<sup>4)</sup> giebt dazu noch folgende Erläuterung: „Damit bückte dieser Gottesdienst seinen ursprünglichen Charakter als Erntebittfest, als Buß- und Betttag ein.“ Bisher hatten viele Gemeinden den Geistlichen für die Hagelfeier besonders bezahlt oder ihn, z. B. in Barbecke, durch mehrnächtlichen Hürdeschlag zur Düngung seines Aßers durch die Gemeindegeldschäfer, den er zu jeder beliebigen Zeit in Anspruch nehmen und auch verkaufen konnte, entschädigt. Doch hatten die Geistlichen den Glauben an die Kraft der Fürbitte vielfach verloren, wie denn z. B. Generalsuperintendent Ludewig in Helmstedt 1821 folgende Synodaltheze stellte: „Was ist von den Bitten um Sonnenschein bei anhaltendem Regen und um Regen bei anhaltender Trodnis zu halten? Kann man sie mit einiger Hoffnung auf Erhörnung thun, solange man nicht Wunder glaubt, durch welche die bestimmte Ordnung in der Natur unterbrochen wird?“

### Die Ernte. (De éren.)

Trotz der damit verbundenen Mühen und gesteigerter Arbeit gilt die Zeit der Ernte auf dem Lande noch als eine festliche. Der Segen des Jahres wird eingebracht, die Mahlzeiten sind gesteigert. Reichlich werden die auf dem Felde arbeitenden Mäher mit Speise und Trank versorgt. Das Bier wird ihnen dabei in kleinen tragbaren Fäßchen zugebracht, welche dat lecht oder lechel heißen (Fig. 166). Es ist unten oft mit Leisten versehen, auf denen es stand; man trank unmittelbar aus dem Spundloche. Findet die Ernte bei großer Hitze statt, so daß dabei viel getrunken wird, so redet man von drink-éren, ein Gegensatz zu ât-éren, wenn bei regnerischem und kühlem Wetter mehr gegessen als getrunken wird.

Noch ziemlich verbreitet ist die Sitte, den Erntekranz auf den Hof des

<sup>1)</sup> Ebeling, Blicke in vergessene Winkel I, S. 109.

<sup>2)</sup> Im hannoverschen Wendlande ist daraus durch Mißverständnis sogar ein „Hagelbier“ geworden. (Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 267.)

<sup>3)</sup> Verordnungssammlung des Herzogtums Braunschweig, Nr. 18, veröffentlicht Braunschweig, 5. September 1823.

<sup>4)</sup> Braunschw. Kirchengeschichte, S. 588.

Feldbesitzers zu überbringen. Auf größeren Gütern rückt das Gesinde mit Musik heran, die zunächst den Choral „Nun danket alle Gott“ anstimmt und darauf

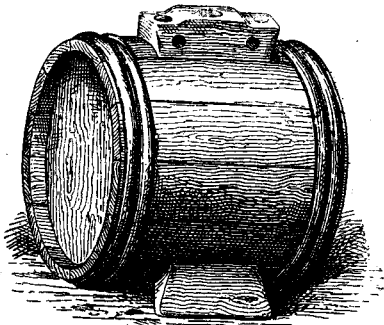


Fig. 166. Recht, Bierfäßchen bei der Erntearbeit. Stadt. Museum.

„Bis hierher hat uns Gott gebracht“. Es folgt die Übergabe des Erntekranzes an die Herrschaft, Ansprache an dieselbe, dankende Antwort, reichliche Mahlzeit, Tanz auf der Däle oder jezt meistens im Wirtshause. Der Kranz wird auf der Däle zc. bis zum nächsten Jahre aufgehängt.

Die von dem Gesinde bei der Kranzübergabe gesprochenen Verse sind immer hochdeutsch, was darauf deutet, daß sie nicht allzu alt sind. Selbstlob, der geleisteten Arbeit wegen, fehlt nicht. In Parsau sagt man:

Wir haben die Feldmark überschoren,  
Wir haben weder Mäher noch Binder verloren,  
Wir haben die Feldmark überschritten,  
Wir haben weder Hunger noch Durst gelitten.

Der nachstehende Erntespruch ist in Klein-Schöppensfeldt aufgezeichnet:

Wir bringen hier den Erntekranz,  
Er ist nicht halb, sondern ganz.  
Er ist nicht von Disteln und Dorn,  
Sondern von Winter- und Sommerkorn.  
Unter Sorgen, Plagen und Müh'  
Sammelten wir es ein für Sie.  
Gott schenke reichlich dieses Jahr  
Und das in großer Fülle zwar.  
Auch waren wir immer fleißig beim Mäh'n,  
Wie sie das selber konnten sehn.  
Und, auch beim Hacken, Hacken und Binden,  
Wie sie das immer konnten finden.  
Von allen, die da waren beim Mähen  
Fehlt keiner wie wir sehen.  
Drum haben wir uns kurz bedacht  
Und Euch einen Erntekranz gemacht.  
Es ist nicht geschehen wegen das Trinken,  
Wenn wir auch nicht gerade abwinken,  
Sondern zu der Herrschaft Ehre und Acht,  
Weil das uns eine Freude macht.

Auf dem Gute des Herrn Friede in Adenhausen bei Gandersheim wurde am 2. Oktober 1897 der Erntekranz mit folgendem Spruche überreicht:

Meine hochgeehrte Herrschaft!

Wir kommen hierher geschritten,  
Hätten wir ein Pferd, so kämen wir geritten.  
Hätten wir unsere Pferde nicht bei Stroh stehen,  
So brauchten wir nicht zu Fuß nach unserer hochgeehrten  
Herrschaft zu gehen.

Meine hochgeehrte Herrschaft!

Wir bringen hier den Erntekranz,  
Er ist von Gottes Gaben ganz.  
Er ist nicht gebunden aus Haß und Neid,  
Sondern aus lauter Liebe und Freundlichkeit.

Er ist nicht gebunden aus Diebsteln und Dorn,  
Sondern allerhand schönen Blumen und Korn.  
Er ist gebunden von Roggen, Weizen, Gerste,  
Hafer, Bohnen und Wicken;  
So viele tausend Dukatn mögen unserem Herren  
und Frau ihre Geldstücke schmücken.

Wenn unser Herr und Frau Fride des Morgens früh aufstehen,  
Thun sie sich gleich nach ihren Leuten umsehen.  
Auch halten sie ihre Leute zur Arbeit an,  
Und wo es Not thut, greifen sie auch selber mit an.  
Drum wünschen wir ihnen einen gedeckten Tisch,  
Auf jede Ecke einen gebratenen Fisch,  
Und in der Mitte ein Gläschen Wein,  
Da können sie alle recht vergnügt bei sein.  
Auch unsere Frau Kreisrichtern<sup>1)</sup> hat öfters im Stillen gebeten,  
Gott möge uns eine gute Ernte bescheren.  
Drum hat Gott ihr Gebet erhört  
Und uns eine gute Ernte beschart.  
Drum wünschen wir ihr einen goldenen Wagen,  
An allen Rädern mit Gold beschlagen.  
Womit sie einst mit ihrer Familie gen Himmel kann fahren.

Weil ich nun heute eines Theils meine Rede nicht  
Weiter ausführen kann, so überreichen wir mit größtem  
Vergnügen den Erntekranz und zum Abschied diesen Strauß.

Für Herrn Fride.

Begrüßet seien Sie jetzt allhier  
Von ihren Leuten allen.  
Durch unsern Fleiß und ihrer Müh'  
Vollbracht mit Wohlgefallen  
Und (ist?) Saat- und auch die Erntezeit.  
Darum ist dieser Kranz geweiht  
Zum Saat- und Erntefeste.  
Dieser Kranz ist nicht allein von Diebsteln und Dorn,  
Sondern von schönen Blumen und Korn,  
Gerste, Hafer, Bohnen und Wicken;  
Herr Fride weiß sich in allen Dingen zu schicken.  
Dieser Kranz ist spitz  
Und was daran sitzt, hat gekostet manch' sauren Schweiß.  
Dieser Kranz ist lang  
Und hat gekostet manchen sauren Gang.  
Dieser Kranz ist rund  
Und ich will bitten, daß Herr Fride bleibe mit seiner Familie gesund.  
Ich verehere Herrn und Frau Fride diesen Erntekranz.

Für Frau Kreisrichter Fride.

Vor einigen Tagen und Wochen  
Haben wir über die Kränze gesprochen.  
Drum haben wir uns Alle bedacht,  
Und haben Frau Kreisrichter einen Kranz gemacht.  
Dieser Kranz ist rund,  
Wir wollen bitten, daß Frau Kreisrichtern bleibe mit ihrer Familie gesund.

Den Verwaltern.

# I.

Nun will ich meinen Erntekranz weiter schwenken  
Und auch unsere Herren Verwalter bedenken.  
Unser Herr Nölle ist ein treuer Held,  
Er besorgt unseren Herrn Fride sein ganzes Feld.

<sup>1)</sup> Mutter des Gutsbesizers.

Thut er nicht auf dem Hofe regieren,  
 So thut er auf dem Felde desto besser kommandieren.  
 Auch versteht er gut Schreiben und Rechenkunst  
 Und besorgt Alles nach unsern Herrn Fride seine Gunst.  
 Drum wünschen wir ihm eine Herzsallerliebste, ganz engelrein,  
 Geschnückt mit Gold und Edelstein.  
 Geziert mit vielen tausend Thalern Geld,  
 Das ist eine, die unserm Herrn Adle wohlgefällt.

## II.

Wenn unser Herr Bodenbender des Morgens früh erwacht,  
 Ist er gleich auf seine Leute bedacht.  
 Er geht den Hof wohl auf und ab,  
 Bis er alle seine Leute bei der Arbeit hat.  
 Drum wünschen wir ihm eine Pseife mit Moos,  
 Eine Dame auf den Schoß,  
 Eine Dame, so hübsch und fein,  
 Da kann er wohl mit zufrieden sein<sup>1)</sup>.

In der Jerrheimer Gegend und nach Döchersleben zu heißt das Erntefest noch der Erntbrä'e, wiewohl der sonst übliche Schweinebraten den Leuten nicht mehr gereicht wird. Hier und da wird auch die Kirche beim Erntefest — abgesehen vom Erntedankfeste — mit herangezogen, so in dem Dorfe Feldbergen, im Hildesheim'schen, wo der wie eine Krone gestaltete meterhohe Erntekranz von festlich gekleideten und blumengeschmückten Schulkindern unter Vorantritt des Lehrers, umgeben von brennenden Lichtern, um die Kirche herum und dann vor den Altar getragen wird, worauf der Gottesdienst beginnt. Die Prozession und die Lichter deuten auf katholischen Ursprung oder katholische Einwirkung dieser vereinzelt dastehenden Erntesitte.

Von sonstigen bei der Erntearbeit vorkommenden Gebräuchen bemerke ich noch das folgende: Kommen Fremde den bei der Erntearbeit Beschäftigten zu nahe, so eilt eine der Binderinnen mit einem Strohseile herbei, befestigt dieses am Arme des Fremden und spricht dabei (in Parsau, wo es mir so begegnete):

Wir wollen den Herren binden  
 Mit lieblichen Dingen,  
 Mit freundlichem Lachen,  
 Viel Komplimente kann ich nicht machen<sup>2)</sup>.  
 Will der Herr so gütig sein  
 Und schenken mir ein Gläschen Wein?  
 Ist es nicht ein Gläschen Wein  
 Mag es auch ein Trinkgeld sein.

Der „Gebundene“ löst sich dann mit einer Geldgabe. Ähnlich in den Dörfern am Elbe:

Ich darf es mal probieren  
 Den jungen Herrn zu schnüren,  
 Nicht zu los und nicht zu feste,  
 Nun wünsche ich das allerbeste.  
 Ein Gläschen Bier oder Wein,  
 Damit können Sie wieder erlöset sein.  
 (C. Schütte.)

<sup>1)</sup> Mitgeteilt von Herrn Kreisdirector Krüger.

<sup>2)</sup> Wörtlich so auch auf Rügen. Haas, Rügen'sche Skizzen 1898, S. 110.

Beim Mähen werden allerlei Bräuche beobachtet. Hat ein Mäher Halme stehen lassen, so stellt man ihm zum Hohne eine Garbe wieder in das abgemähte Feld und sagt: et is all wedder inewussen oder man deutet auf die stehen gebliebenen Halme und sagt: se raupet dik! Bleibt unter den gemähten Schwaden beim Wiesenmähen etwas stehen, so heißt es: Hei hat wat for'n bullen stân lâten. Trifft man beim Mähen auf große Ameisen- oder Maulwurfsbauten, um die der Mäher gleichsam herumtanzen muß, so sagt man: da li't en musikante begrawen.

Vergödendêl. In der ersten Auflage dieser Volkskunde schrieb ich, daß ich von dieser Erntesitte innerhalb der braunschweigischen Grenze nichts mehr hätte finden können. Jetzt kann ich, nach wiederholtem Nachforschen, darüber berichten.

Die Ersten, welche darauf hinwiesen und ihr mythologischen Gehalt zusprachen, waren Ruhn und Schwarz, die vor mehr als einem halben Jahrhundert darauf aufmerksam machten<sup>1)</sup>. In der Umgegend von Vorsfelde, berichten sie, ließ man, nachdem aller Roggen eingefahren war, einen Busch Roggen oder ein paar Stiegen auf dem Felde stehen, die später mit Musik in das Dorf geholt wurden. Der Name ist de êren (die Ernte). Weiter nördlich, schon auf Lüneburger Gebiet, bei Brome, Voike, Barwedel, also dicht an der braunschweigischen Grenze, heißt der letzte stehenbleibende Roggen vergödendêlstrâls. Knechte und Mägde tanzen um denselben, der Vormäher schneidet ihn dann ab und jubelnd wird er heimgebracht. Man singt „Nun danket alle Gott“ und tanzt abends<sup>2)</sup>.

Trotz des christlichen Liedes soll sich das ganze als ein Rest heidnischen Glaubens, eine Anknüpfung an Wodan geben, für den der letzte Roggenbusch stehen bleibt. Denn Schwarz deutet vergödendêl als Abkürzung von Fro G(w)oden, also als Teil für den Herrn Wodan<sup>3)</sup>. Bestätigung soll diese Ansicht durch einen niedersächsischen Brauch erhalten, wo von einem Busch berichtet wird, der bei der Ernte stehen bleibt und dann mit Blumen bekränzt wird. Um diesen sammelten sich dann die Hausleute und riefen dreimal Fru Gaue folgendermaßen an:

Fru Gaue, haltet ju fauer  
Düt jâr up den wagen,  
Det ander jâr up de kâre.

Wenn auch der Vers nicht ganz klar, so scheint es wenigstens die Beziehung auf Fro Woden<sup>4)</sup>.

Ich teile nun mit, was ich selbst noch über vergödendêl gefunden habe. In Parfau gab mir eine alte bei der Ernte beschäftigte Frau im August 1898

<sup>1)</sup> Nordb. Sagen, S. 394; ferner Ruhn, Märkische Sagen, S. 337.

<sup>2)</sup> Ruhn und Schwarz, Nordb. Sagen, S. 394.

<sup>3)</sup> Schwarz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum. Berlin 1862, S. 82.

<sup>4)</sup> Nach Grimm D. M., der aus den Braunschw. und Hannov. Gelehrten Anzeigen für 1751 schöpfte. Schwarz a. a. O., S. 82. — D. Knoop, gegen die Deutung von Schwarz (Am Urquell V, S. 9 ff. 1894) sieht in Fro Gode nur eine „gute Frau“.

folgende Auskunft. Vergödendël ist der letzte auf dem Felde nach dem Mähen desselben noch übrig bleibende Roggenstrauß. Man bindet ihn, etwa soviel wie man mit einem Arme umspannen kann, mit einem Strohseile zusammen und der Mäher schneidet ihn mit einem Sensenhiebe ab. Mit Bändern (Duken) geschmückt, wird er dem Feldbesitzer von der Mäherschar heimgebracht, welcher dafür ein Trinkgeld zahlt. Dieses geschieht gewöhnlich (in Teschendorf und anderen Dörfern in der Nähe) mit Musik. Diese zieht am letzten Erntetage auf das Feld hinaus zu den Mähern, die dort essen und trinken. Von einem Felde wird zum andern gezogen, jedesmal gespielt und der Haufe der Erntearbeiter wächst mehr und mehr an, bis alle vereinigt ins Dorf ziehen. Hier findet Tanz im Krüge statt, der Lehrer spricht einige Gesangbuchverse und dann folgt die Hauptmahlzeit, welche auch vorgauendël heißt (in Teschendorf) und daselbst „für guten Teil“ mir hochdeutsch gedeutet wurde.

Für Ohrdorf bei Wittlingen (Kreis Isenhagen) habe ich folgendes feststellen können<sup>1)</sup>. Der Tag, an welchem der letzte Roggenstrauß dort abgebracht wird, heißt geradezu vergödendëlsdag. Am ersten Tage mähen die Tagelöhner und kleinen Tagelöhner ihren Roggen, dann an zwei vorher in einer Gemeindeversammlung bestimmten Tagen die Voll- und Halbhöfer (entsprechend den Ackerleuten und Halbspännern im Braunschweigischen), also die eigentlichen Bauern. Der dritte Tag wird dann zum Abmähen des letzten Restes und zum Erntetanz bestimmt. Selbst diejenigen Bauern, die schon am zweiten Tage mit ihrem Roggenmähen hätten fertig sein können, lassen noch einen Rest desselben stehen, damit er am Tage des Erntefestes unter den Klängen der Musik abgebracht werden könne. Schon am Vormittage erscheinen die Musikanten auf dem zum letzten Abmähen bestimmten Felde, wo unter den Klängen der Musik die letzten swës (Plural von swäd) gemäht werden. Ein kleiner Rest bleibt überhaupt stehen und dieser ist der vergoudendël. Ein zweiter Rest wird oben an den Ähren zusammengebunden und diesen mußte ein geschickter Vormäher mit einem Sensenhiebe abbringen. Aus den Halmen dieses zweiten Restes wird der Erntekranz gewunden.

Dieser Ohrdorfer Erntevorgang ist der vollständigste, mir bekannte. Man sieht daraus die deutliche Trennung des letzten noch stehenden Roggens zu zwei verschiedenen Zwecken; derjenige, welcher als vergödendël (vergoudendël in Ohrdorf) stehen bleibt, ist ein dargebrachter Opferrest; der zweite, für den Erntekranz bestimmt, vertritt andere Zwecke.

Wie die alte Sitte erlischt und der ursprüngliche Gehalt sich verflüchtigt, wenn auch der Name bleibt, konnte ich in Ehra (Kreis Gifhorn) feststellen. Dort ist der Ausdruck auch bekannt; er wird dort aber vergunndeil gesprochen, was in wörtlicher Übersetzung ein „gegönnter Teil“ ist. Es bezeichnet nunmehr keineswegs den letzten Roggenstrauß, sondern das Festessen und Trinken nach Vollendung einer wichtigen Arbeit, z. B. Erntefest, Richtfest, Schluß der Saatzeit.

<sup>1)</sup> Von mir mitgeteilt in der Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1896, S. 372.



Nach solcher Arbeit heißt es: nu willt wei vergunndeil tëren, also: jezt wollen wir den vergönnten Teil verzehren <sup>1)</sup>).

### Martini. 10. November.

Im Julianischen Kalender fällt der Anfang des Winters auf den 10. November und dadurch erhielt der Martinstag seine Bedeutung; auf ihn wurde dann religiöser und bürgerlicher Gebrauch von dem germanischen Jahresanfang verschoben, welcher zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche, Ende September, gelegen war. Daß der Tag selbst im protestantischen Bewußtsein haftet, ist durch den auf diesen Tag fallenden Geburtstag Luthers beeinflusst gewesen.

Aber der gute Heilige, dem dieser Tag geweiht, ist darum nicht vergessen. Über dem Thorwege des ehemaligen Martinigymnasiums zu Braunschweig, welches heute statt seines alten geistigen Inhaltes eine Schokoladenfabrik birgt, ist der heilige Martin hoch zu Pferde ausgehauen, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte zerschneidet und dessen eine Hälfte einem Bettler darreicht. Er ist so vollstümlich bei uns gewesen wie wenige andere Heilige, den lieben Herrn Autor etwa ausgenommen. Martinus war geboren 336 zu Stein am Anger in Ungarn (damals Sabaria), trat als Jüngling in Parma zum Christentum über, führte einen gottseligen Wandel, that viel Gutes, verrichtete zahlreiche Wunder, wurde Bischof in Tours und starb 401. Erst 250 Jahre nach seinem Tode wurde er vom Papste Martin heilig gesprochen; sein Gedächtnis wird am 11. November, seinem Todestage, gefeiert <sup>2)</sup>).

Der heilige Martin ist der Schutzpatron der reuigen Sünder, der Fruchtbarkeit, der Hirten, Herden und Gänse. Daß sein Fest so allgemein und schnell auch in Deutschland in Aufnahme kam, hat man damit zu erklären versucht, daß es an die Stelle eines heidnischen Wodanfestes getreten sei. Zu Martini wurde in der Kirche vielfach geopfert, der Martinstag war seit dem 9. Jahrhundert allgemeiner Zinstag, dann zog das Gefinde an und ab, und da der Heilige ein so guter und wohlthätiger Herr war, sammelte man in seinem Namen Gaben ein.

Alter Brauch war das Martinisingen, selbst in den Städten, wobei Gaben erbeten wurden. Die nachfolgenden beiden Martinilieder habe ich in meiner Jugend in den Straßen Braunschweigs gehört und mitgesungen, wobei wir mit Laternen aus ausgehöhlten Kürbissen umherzogen. Auch heute singen noch Jungens vom Klinte und der Mauernstraße; es ist aber ein Bettelsingen ohne Inhalt und Verständnis und am 10. November 1894 sang eine solche zudringliche Schar vor meiner Thür: „Der Mai ist gekommen!“ Auch ein Zeichen des Verfalls der Volksfitten.

<sup>1)</sup> Über die anderweitige Verbreitung der Sitte, wobei der heidnische Wodan deutlich hervortritt, zumal in Mecklenburg, vergl. Grimm, D. M. <sup>4</sup> I, 128.

<sup>2)</sup> Reinkens, Martin von Tours. Breslau 1866.

Marten is en guen mann,  
 De üsch wöl wat gewen kann.  
 Appel oder bëren,  
 Nötte ät ik gëren.  
 Gif üsch wat, lät üsch nich so lange stân,  
 Wi möt't en hûs noch wider gân.  
 Ik stâe up'n steine  
 Mik freiset mine beine,  
 Ik stâe an der wand  
 Mik freiset mine hand.  
 Sei sind doch ôk en guen mann,  
 De üsch wöl wat gewen kann<sup>1)</sup>.

Erfolgt keine Gabe, dann sagen Unartige wohl:

Trüll, trüll, trüll,  
 Un wenn ji mik nist gêwen willt,  
 Schit ik jich up'n süll.

Wir fingen wohl umme den Martensabend,  
 Daß Sie uns was geben und nicht wegiagen.  
 Sie haben ein junges Töchterlein schon,  
 Von Golde trägt sie 'ne feine Kron.  
 Die Krone, die Krone, die reicht so weit,  
 Bedeckt die ganze Christenheit,  
 Bedeckt das Laub und grüne Gras,  
 Das Gott der Herr erschaffen hat.  
 Wir wünschen dem Hausherrn 'nen weißen Schimmel,  
 Damit er kann reiten bis an den Himmel.  
 Wir wünschen der Hausfrau 'nen goldnen Fisch,  
 An allen vier Eden 'nen gebratenen Fisch,  
 Und in der Mitte 'ne Kanne Wein,  
 Damit sie könn'n alle recht lustig sein.  
 Wir wünschen dem Großvater 'ne Pudelmütze,  
 Womit er kann hinterm Ofen sitzen.  
 Wir wünschen der Großmutter 'nen Spinnenwaden  
 Womit sie kann hinterm Ofen hocken.  
 Wir wünschen der Köchin 'n paar lange Finger,  
 Womit sie kann hippen in alle Dinger.  
 Wir wünschen der Magd 'nen großen Besen,  
 Womit sie kann alle Eden ausfegen.  
 Zuletzt da wünschen wir allerlei,  
 Das euch der Weihnachtsmann bringt herbei.

Noch mancher andere Brauch ist mit dem Martinitage verknüpft. Dann haben die Feldarbeiten im Freien aufgehört, die Ernte ist vorüber und es beginnt ein neues Jahr. Der Anfang des Winters ist da, die Dienstboten wechseln an

<sup>1)</sup> Wie weit und gleichartig dieses Martinslied durch Norddeutschland geht, mag an der im Lippischen geltenden Fassung gezeigt werden, die Schierenberg im Urquell I, S. 125 mitteilt:

Sünste Marten göd man  
 De us wat vertellen kann  
 Van aeppel un van biren.  
 Nötte göt wul mie.  
 Junge früe, gebet us wat!  
 Latet us nich to lange stân,  
 Wi mötet noch en hüsken föder gân.

Auch am Harze wird es ganz ähnlich gesungen, Brähle in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie I, S. 84. In Westpreußen: Treichel, Volkslieder aus Westpreußen, S. 88. Im Silberheimschen und Calenbergischen ganz ähnlich wie bei uns. Zeitschrift „Niedersachsen“ V. Jahrgang, 3, S. 47, 48.

diesem Tage und die alten Pachtverhältnisse schlossen mit Martini und mußten erneuert werden.

Für die Witterung ist der Martinstag von Bedeutung. Friert es an diesem Tage, so giebt es zu Weihnachten Tauwetter, was folgendermaßen ausgedrückt wird:

Wenn de martensgaus up'n ise steit,  
Kristkinneken in'n drecke geit<sup>1)</sup>.

Das Schweineschlachten („Schlachtfest“) steht um Martini in Blüte, zumal schlachtet dann der kleine Mann das sorgfältig genährte Tier.

Up Martin slachtet de arme sin swin,  
(Up lichtmissen hat et allwe'er upefräten).

Das Schweineschlachten begann mit dem Abthun eines wostepolks, eines halbjährigen Schweinchens; namentlich um frische Würste essen zu können. Später folgten die schwereren Schweine. Als Vorbereitung wurden Wurstbänder gedreht, aus beim Leineweber erhältlichen drom (Endstücken). Zum Zupflöden der Rot- und Leberwürste dienten trockene Stengel der reinesfart (Tanacetum vulgare). Das Schwein wurde früh morgens abgestochen, nachdem das ganze Haus mit dem Schlachter Warmbier getrunken. Nachdem dieser sein Handwerk verrichtet, wurde das Kesselfleisch abgeschnitten und zum Kochen in den Kessel gethan; das ausgeschlachtete Schwein aber kam zum Ablühlen auf den swinehaken. Es folgte ein Frühstück, bei dem vorjährige Blasenwurst (kunkeldicke=Maßdarm) und pipwost (in der Magenhülle) die Hauptrolle spielten. Es wurde reichlich Brantwein getrunken und die Männer spielten Karten; am Wursthaden beteiligte sich die ganze Familie. Abends aß man frische gebratene Semmelwurst mit Weißkohl (warmen kölzallat). So um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Wübbenstedt.

Auch allerlei Sprüche hatte man beim Schweineschlachten, z. B.:

Ik hebbe hört ji het eslacht  
Un mik mit ne lütje wost bedacht,  
Eine von de fetten,  
Dat sall de slachter nich wetten,  
Eine von de dicken,  
De stäk ik in de ficke  
Eine von de dünnen,  
Dei wickl' ik in en plünnen.

Beim Schweineschlachten wird ferner allerlei Scherz getrieben. In Eizum ziehen Verkleidete umher, um sich eine Wurst zu erbetteln; der Schweineschwanz wird unbemerkt einem hinten angehängt und Kinder werden fortgeschickt, um den wostebörör zu holen, mit dem die Wurst angeschnitten werden soll.

Das Schlachten der Schweine fand in den Städten, wo die Hofräume manchmal zu diesem Zwecke mangelten, auf offener Straße statt und wurde von den Gassenschlächtern ausgeübt; zu dieser Kunst hat dereinst auch der Vater unseres weltberühmten Landsmannes Gauß gehört. Es ging bei diesem Gassen-

<sup>1)</sup> Womit zu vergleichen das englische (Folk-Lore Record IV, S. 128):

If ducks do slide at Hollandtide  
At Christmas they will swim.

schlachten noch um 1850 in der Stadt Braunschweig folgendermaßen her, wie ich aus meinen Jugenderinnerungen mittheilen kann. Wurde das Schwein vom Schlachter und denen, die ihm dabei behülflich waren, gefaßt und zum Abstechen niedergeworfen, wobei es laut zu schreien begann, so versammelte sich ringsum die Straßenjugend wie zu einem Schauspiele. Der Stich durch die Kehle zum Herzen begann und unter quiekendem Todesgeschrei entströmte das Blut in einen Kessel; schwächer und schwächer wurde das Quieken, bis das Schwein verröchelte, stets aufmerksam von der Schuljugend umstanden. Nun wurde es mit heißem Wasser abgebrüht, der Schlachter schabte die Borsten ab und das schön weiß erscheinende Schwein wurde nun an einen krummeling (Krummstock), dessen Enden durch die Sehnen der Hinterfüße gesteckt waren, am swinehaken, meist neben der Hausthür, aufgehängt. Es folgte nun der von der Jugend mit einem „ah!“ begleitete Schnitt von der Kehle aus entlang der Bauchseite, welcher die Eingeweide freilegte. Dieses für die Jugend nicht gerade empfehlungswerte Schauspiel ist mit dem Verbote des Schlachtens auf offener Straße hinfällig geworden.

Vor allem spielt aber zu Martini die Gans ihre Rolle, sie ist zu Martini am festesten. Die Sitte, sie am Martinstage zu verzehren, an der man bei uns noch vielfach festhält, ist nicht nur weit über Deutschland, sondern auch über den skandinavischen Norden und England verbreitet. Auch hält man in Tours, der Bischofsstadt des heiligen Martinus, daran fest. Schon in frühen Darstellungen wird der Heilige mit der Gans abgebildet; auf altnordwegischen Runentalendern ist der Martinstag durch die Gans bezeichnet, wie jetzt noch in tirolischen Bauernkalendern. Von der Entstehung der Sitte des Gänseessens am Martinstage berichtet die Legende, daß die Gänse den Heiligen durch ihr Geschnatter beim Predigen gestört hätten, wofür er sie schlachten und verspeisen ließ<sup>1)</sup>. Andere berichten, er habe sich hinter Fässer versteckt, als man ihn zum Bischofthum habe abholen wollen, sei aber von Gänsen verraten worden. Urkundlich wird der Sitte aus unserer Gegend 1171 zum erstenmal Erwähnung gethan, als Ulrich vom Schwabenberg der Abtei von Corvey eine silberne Gans zum Martinsfeste schenkte<sup>2)</sup>.

Gilden und Gesellschaften feierten mit Schmaus und Trank das Martinsfest, wobei die Gans nicht fehlte. Man sang dabei ein Lied:

O Marten, Marten,  
Der Korb muß verbrennet sein,  
Das Geld aus den Taschen,  
Der Wein in die Flaschen,  
Die Gans vom Spieß,  
Da laß und friß,  
Wer sich vollkaufen kann  
Wird ein rechter Martensmann<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> v. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, S. 347.

<sup>2)</sup> Annales Corbejenses bei Leibniz II, S. 308. Othelricus de Svalenberg argentum anserem in festo S. Martini pro fraternitate (obtulit).

<sup>3)</sup> Untersuchung des Ursprungs und der Bedeutung des Martens-Mannes. Wobei aus den Urkunden der mittleren Zeiten die mancherley Arten der Ministerialium- und Dienst-Leute der Heiligen gezeigt werden von Gottlieb Samuel Treuer. Helmstedt 1733, S. 73.

Auch hut man in unserer Gegend zu Martini früher ein Gebäck „wie eine Gabel gestaltet“, Martinshörner genannt<sup>1)</sup>.

Beim Gänseflachten erhält die Jugend den kijak oder die strôlse, die feste und knorpelige Luftröhre, auf welcher das Gänsegeschrei nachgeahmt wird. Man trocknet den kijak, thut Erbsen hinein und biegt ihn zu einem Kreise zusammen, der als Garnwickel dient.

Endlich ist der Martinsstag besonders geeignet für das Gänsebeinorakel; man weißagt aus dem Brustknochen (Schlitten) der Gans. Ist er braunrot gefärbt, so deutet das auf harten, weiß auf milden Winter.

---

<sup>1)</sup> Treuer a. a. O., S. 80. Panes, qui Hanoverae Martenshörner audiunt, in honorem S. Martinj confecti sunt.

## Geisterwelt und mythische Erscheinungen.

Unstreitig besitzt der Volksglaube, der überall in Deutschland mit regem Eifer gesammelt wurde, seinen hohen Wert für den Aufbau des verschwundenen deutschen Heidentums. Man ist aber in dieser Beziehung zu weit gegangen und hat mit lebhafter Phantasie und kühnen Kombinationen zu viel herausgedeutet und echten oder zweifelhaften Göttern und Göttinnen zugeschoben, was oft genug spätere Schöpfung oder gar aus der Fremde entlehnt war. Dabei hat man nur in den aller seltensten Fällen einen wirklichen Zusammenhang zwischen den Volksüberlieferungen, Sprüchen, Sitten und den heidnischen Göttern nachzuweisen vermocht, aber in kühnen Vermutungen und Hypothesen starkes geleistet. Wo daher diese Unsicherheit herrscht, die übrigens mehr und mehr von nüchternen Forschern auf dem Gebiete deutscher Mythologie betont wird, gehe ich mythologischen Deutungen aus dem Wege, die übrigens bei der vorliegenden Stoffsammlung nicht der Hauptzweck sind. Mir liegt daran, aufzuschreiben, was an Überlieferungen noch vorhanden ist; der Wert derselben als Erzeugnisse des Volksgeistes bleibt unangetastet, auch wenn nicht hinter jeder Erscheinung ein alter Gott, eine Göttin oder deren Begleiter hervorschaut.

Der größte Teil der übersinnlichen Erscheinungen, von denen der Volksglaube bei uns noch zu berichten weiß, und ein guter Teil des Aberglaubens deckt sich mit den religiösen Vorstellungen der sogenannten Naturvölker und läßt sich bei diesen in vielfachen Parallelen nachweisen. Freilich sind die Reste solcher Vorstellungen bei uns heute noch gering und mehr und mehr der Kirche, Schule und Kultur gewichen; was aber noch vorhanden, läßt uns erkennen, daß es sich hier in sehr vielen Fällen noch um Animismus, Seelenglauben, handelt. Der Glaube der Fortdauer der Seele nach dem Tode und an böse und gute Geister bildet die wesentliche Grundlage dieser Religion der Urzeit und der Barbarei. Ihre Entstehung läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß auf tiefen Kulturstufen über das Wesen des Lebens die wunderbarlichsten Vorstellungen herrschen. Für diesen Kulturzustand ist der Schlaf oder gar eine Ohnmacht gleichbedeutend mit einem zeitweiligen Aufhören des Lebens, das erst wieder beginnt, wenn die Seele in den Körper zurückkehrt. Diese aber vermag während des Schlafes den Körper zu verlassen und umher zu wandern, entfernte Dinge zu sehen, wofür die Träume den Beweis liefern müssen. Mit dem

Körper aber stirbt die Seele nicht, sie wandert fort, nimmt andere Formen an und erscheint den Hinterbliebenen<sup>1)</sup>.

Entfliehen der Seele. Gleich nach eingetretenem Tode werden im Sterbezimmer die Fenster geöffnet, eine allgemeine Sitte, die man nicht versäumt. Es hängt dieses mit der Vorstellung zusammen, daß die Seele in irgend einer Gestalt dem Körper entflieht und nun ihren Weg durch das Fenster in den Himmel nimmt. Darauf deuten manche umgehende Erzählungen. Ein Mann, der mit seiner Frau in Unfrieden lebte, wollte nicht, daß deren Seele in den Himmel komme. Darum ließ er auch, als sie starb, die Fenster des Sterbezimmers verschlossen und stellte sich mit einem spitzen Messer 24 Stunden vor das Schließelloch, um die etwa durch dasselbe fliegende Seele zu erstechen (Höhum). Die Seele kann die Schlafenden entweder in Gestalt einer weißen Maus oder eines kleinen Vögeleins durch den Mund verlassen, verhindert man die Rückkehr des Tieres, so muß die betreffende Person sterben<sup>2)</sup>.

Das Vorlat. Die Seele kann also den Körper eines Menschen verlassen und in Gestalt eines Tieres, eines Hauchs zc. fremde Gegenden besuchen und dann zurückkommen. Verkehrt die Seele unterdessen mit einem anderen Menschen, so kann sie diesem Mitteilungen machen, er erfährt (und sieht mit geistigem Auge alsdann Dinge, die er im gewöhnlichen Zustande und an seine Scholle gefesselt nicht zu erkennen vermag. Er ist Visionär geworden und glaubt, daß er gleichzeitig an zwei Orten sein könne. Daß solche Vorstellung herrscht, ergibt sich aus den Beispielen. Man bezeichnet nun bei uns das Behaftetsein mit der Gabe etwas zu ahnen, vorauszusehen und an einem fernen Orte sich ereignendes zu erkennen mit den Worten dat vörlät hebbben. Für sich allein bedeutet vörlät auch einen Spuk, ein Vorzeichen. Fällt z. B. ein Gegenstand ohne sichtbare Ursache um, so kann dieses ein vörlät, ein übles Vorzeichen sein. Vörspoik dafür wird weniger (Helmstedt, Schöningen) bei uns gebraucht, war aber früher eine bekanntere Bezeichnung. Der Glaube an das vörlät ist noch allgemein auf dem Lande verbreitet und kam selbst in den Städten vor<sup>3)</sup>. Wir haben es hier mit einem weit durch Niedersachsen und darüber hinaus verbreiteten Glauben oder einer „Gabe“ zu thun. Auch der westfälische spökenkiker besitzt die Kraft, künftige oder entfernte Dinge zu sehen und zu erkennen. Sehr verbreitet ist der Glaube an den Vorspuk (vorspök, vorlöp, Vorgeschichte) auch im Oldenburgischen (Bahlmann, Westfälische Spökenkiker, Münster i. W., o. J. —

<sup>1)</sup> Die hier angedeutete Lehre vom Animismus ist von Edward B. Tylor in seinem Werk „Die Anfänge der Kultur“ (Leipzig 1873) und vielen ihm nachfolgenden Anthropologen ausgebildet worden. Sie giebt uns einen einfachen und natürlichen Schlüssel zu vielen Vorstellungen des Volksglaubens.

<sup>2)</sup> Vergl. die zwei von Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 55, mitgeteilten Spinnstubengeschichten. Ähnlich in anderen deutschen Gegenden.

<sup>3)</sup> In der Jugendgeschichte des Kammerrats Joh. H. v. Schrader, die L. Hänfelmann mitgeteilt hat (Werktüde, Braunschweig 1887, II, S. 194), findet sich die gruselige Geschichte von einem „Vorlaut“, das sich in Wolfenbüttel in der Mitte des 18. Jahrhunderts ereignete.

Strackerjan, Aberglaube aus Oldenburg I, S. 117). Ein Mann in unseren Landen, der in ungewöhnlichem Grade mit dem vörlät begabt gewesen sein soll, ist berühmt geworden, wenn seine Wiege auch jenseit der braunschweigischen Grenze im hannoverschen Orte Burgdorf stand. Aber der Name des Wickenthies (Wahrsage-Matthias) ist noch heute oder war wenigstens noch vor kurzem auf unseren Dörfern gleichbedeutend mit dem eines Zauberers und Wahrsagers, und man hört auch die Redensart: „Wär mot et sin, Wickentis hat et eseggt“. Jetzt scheint es, als ob die Erinnerung an ihn im Erlöschen begriffen ist, da nur alte Leute von ihm etwas wissen, aber ich habe früher noch viel von ihm erzählen gehört, wiewohl seine Hauptthätigkeit in das 17. Jahrhundert fällt. Seine Prophezeiungen wurden noch lange auf den Jahrmärkten und Messen als Flugblätter verkauft und immer wieder neu gedruckt, zumal in der Zeit der napoleonischen Kriege, da darin von großen Schlachten die Rede war, in denen die „undeutschen“ Völker vernichtet werden sollten. Das war namentlich der Fall, als Braunschweig das Okerdepartement des Königreichs Westfalen bildete und die Schlacht bei Leipzig geschlagen wurde, welche nach dem Volksglauben Wickenthies vorhergesagt hatte <sup>1)</sup>).

Der Mann, der zu solcher Berühmtheit gelangte und dessen Name schlechtweg die Bedeutung eines Zauberers hatte, lebte im 17. Jahrhundert in dem kleinen Orte Burgdorf, zwischen Lehrte und Gelle, wo er der Überlieferung nach das Schusterhandwerk betrieben haben soll. Auf dem Amte in Burgdorf befinden sich noch verschiedene Aktenstücke, die von ihm handeln und die Hauptmann Schneider veröffentlicht hat <sup>2)</sup>. Man ersieht daraus, daß noch lange nach dem Tode des Propheten die Behörden sich mit ihm beschäftigen mußten, wie denn noch am 26. Oktober 1757 der Landdrost v. Alvensleben und der Amtmann Heinsius den 61 jährigen Hennig Hillewerth zu Protokoll darüber vernahmen, was er von den Prophezeiungen des Wickenthies wisse, „als von den Wickenthies'schen Prophezeiungen viel Redens vorgefallen und einige Chartequen davon sich bei dem Amte befinden“. Diese „Chartequen“ sind auch im Auszuge wiedergegeben in einer kleinen Broschüre: „Extrakt aus dem Archive zu Burgdorf, welches von einem Manne Namens Thies gewahrjaget und teils schon wirklich eingetroffen.“ Schneider druckt sie ab und giebt 1774 als Jahr des Erscheinens an.

Danach hat Thies 1618 zu Burgdorf gelebt, und da er zukünftige Dinge

<sup>1)</sup> In der 1819 erschienenen „Jeromiade“ von Dr. R. F. A. Scheller, einem Spottgedichte auf König Jerome, kommt S. 117 Wickenthies vor:

Es war der alte Widen-Thies,  
Der Jerum auf dem Throne ließ.  
Denn jeder glaubte fleiß und fest,  
Er sei ein echt Prophet gewest.

Die Franzosenfreunde hatten sich den Aberglauben zu Nutzen gemacht und ausgesprengt, schon Wickenthies habe prophezeit, die Dynastie Jeromes werde bleibend sein.

<sup>2)</sup> Der Prophet Widen-Thies. Neues vaterländisches Archiv des Königreichs Hannover und des Herzogtums Braunschweig. Jahrgang 1827, I, S. 128 ff.



voraussagen konnte, so nannte man ihn Widenthies. Für Burgdorf und Umgegend hat er auf 200 Jahre hinaus alle wichtigen Dinge, die da kommen sollten, prophezeit. Im allgemeinen unterscheiden sich diese Prophezeiungen von ähnlichen, anderwärts gestellten, nicht, und sind teilweise mit den, allerdings jüngeren, des alten Schäfers Thomas zu vergleichen, die heute noch wieder aufgelegt werden. Die wichtigsten darunter sind folgende, zum Teil allerdings recht einfache:

Ein Hund werde in einer Weide mitten im Teiche auf der Aue bei Burgdorf fünf junge Hunde werfen. Ist eingetroffen.

Das Dorf Dätmissen wird ganz rot werden. Ist eingetroffen, denn das Vorwerk daselbst erhielt statt des früher allein üblichen dunkeln Strohdaches ein solches aus roten Ziegeln.

Ein großer, 21 Fuß im Durchmesser haltender Stein vor dem Rathause in Burgdorf werde bersten. Ist eingetroffen.

Eine Kuh werde in Burgdorf ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt bringen, wovon der eine saugen, der andere blöken werde. Ist eingetroffen.

Die große Linde vor dem Kirchhofe in Burgdorf werde vom Winde umgeweht werden. Ist eingetroffen 1757.

Der eiserne Klöppel der großen Glocke zu Burgdorf werde bersten. Ist 1715 eingetroffen.

Einst steht Widenthies nachts auf und geht fort. Als er zurückkommt, fragt ihn sein Weib, was er gesehen habe. Er nannte ein Haus, aus dem eine vornehme Leiche herausgetragen würde, könne aber nicht wissen, wer das sein solle, denn es wohne nur ein armer Mann darin. Bald darauf kam ein fremder Prediger nach Burgdorf, der in jenem Hause starb und daraus mit großem Gefolge begraben ward.

Als Widenthies einst wieder nachts umhergegangen, kam er andern morgens zum Amtmann und sagte ihm: man werde ihm heute einen Kerl mit gelben krausen Haaren und braunem Ramisöl bringen, der werde gerädert werden. Und richtig, man brachte einen so beschriebenen Burschen, der seinen Vater erschlagen und zu Burgdorf gerädert wurde.

Am ausführlichsten aber hat Widenthies eine große Schlacht vorhergesagt, die bei der Windmühle vor Burgdorf geschlagen werden sollte. Das Blut solle dabei gleich Strömen in den Stadtgraben laufen, so daß kein Wasser zu erkennen sei, aber die Undeutschen würden geschlagen, in Burgdorf blieben große Schätze zurück, allein neun Tuder Geld, das wird „der Vater der sieben Söhne, der König“, erhalten. Die Stadt Hannover wird ein Steinklumpen werden; wer fliehen wolle, der solle nach dem Rischmoor fliehen, in Braunschweig aber werde er ganz sicher sein.

Gewiß liegen hier spätere Einschreibungen in die ursprünglichen Prophezeiungen des Widenthies vor, denn der König, der sieben Söhne hat, kann nur auf Georg III. bezogen werden, dem 1774 der siebente Sohn geboren wurde, zu einer Zeit, als Widenthies längst gestorben war.

Solche spätere Prophezeiungen, die auf Widenthies Namen umliefen, habe ich jetzt noch gefunden. Noch 1895 erzählte mir die 84 jährige Witwe Latermann in Meerdorf: Wickentis hat ewicket, dat 'n förwerk upkoime, dat ginge ône päre von Brunsewik na Hannover. Ist eingetroffen, denn das war die Eisenbahn. Ihr Vater, so erklärte die Alte, habe Widenthies noch gekannt, was natürlich auf Täuschung beruht.

In wie großem Ansehen aber die Prophezeiungen des Widenthies in welfischen Landen gestanden und welche Wichtigkeit man seinen Voraussagungen beimaß, erkennt man aus den verschiedenen Vernehmungen von Personen auf dem Amte Burgdorf, worüber die Akten von Schneider mitgeteilt worden sind. So wird am 7. Oktober 1757 bezeugt, daß ein Reiter vom wendischen Regiment in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag 5. Oktober 1740 auf dem Wege zwischen Burgdorf und Schillerslage die große, von Widenthies vorausgesagte Schlacht gesehen habe. Desgleichen hat sie, laut Protokoll, ein Mädchen aus Röddensen und der Kirchenvorstand Krade aus Heepfel gesehen. Man erkennt daraus, wie noch hundert Jahre nach Thies seine Prophezeiungen ansteckend wirkten und, da der Glaube an das Vorlat einmal im Volke steckte, allgemein auf den Dörfern für wahr genommen wurden. Daß auch die höchsten Beamten dem Glauben nicht fern standen, beweist das vom Landdrosten und Amtmann 1757 aufgenommene Protokoll. Die große Schlacht bei Burgdorf, die Widenthies vorausgesagt, ist freilich ausgeblieben, was aber seinem Ruhm und dem Glauben an ihn bis ins 19. Jahrhundert hinein keinen Eintrag gethan hat.

Natürlich hat der Glaube an solche Prophezeiungen stark abgenommen. Der alte Schmiedemeister Linke in Klein-Schöppensfeldt, welcher die Vorahnungen vom Tode anerkennt, erläuterte folgendermaßen, daß der Vorspuk heute nicht mehr so häufig sei wie früher: „Wir schreiben jetzt die Hundert der Jahreszahl (1800) mit einer geraden Zahl, da spukt es weniger; aber im kommenden Jahrhundert (1900), wenn die ungerade Zahl wieder an der Reihe, dann wird es viel spuken.“

Lintes Vater besuchte mit einem anderen abends einen erkrankten Freund, den Schäfer Schunter in Runstedt. Als beide von dem Krankenbesuche heimkehrten, ging der Vater Linke mitten auf der Straße, der andere aber an der Seite; da sah der letztere, wie Linke mitten durch einen Leichenzug hindurchschritt, ohne etwas davon zu merken, und erst am andern Morgen bekannte er auf Befragen, es sei ihm „eifig“ zu Mute gewesen. Das war Schunters Leichenzug, der war noch in der Nacht gestorben, als jene beiden ihn besucht. „Ein jeder wird aber noch vor seinem Tode nach dem Kirchhofe getragen.“

Linke erzählte weiter: Ich habe einen Freund gehabt, der war Stellmachergesell und ein starker, aber übermütiger Mensch, der sich vor niemand fürchtete. Aber er glaubte nicht an Gott und die Gebote. Eines Abends ist er von Lucklum nach Belthheim a. d. Ohe gegangen; da hat er seinen eigenen Leichenzug gesehen. Von da an glaubte er wieder an Gott.

Die alte Mutter Brandes in Oberg war einst zum Kindtauffschmause

eingeladen; als sie nachts 12 Uhr mit der Hebamme nach Hause geht und am Pfarrhause vorüberkam, faßte sie die Hebamme plötzlich beim Arm und zog sie zur Seite. Auf die Frage, weshalb dieses geschehen, antwortete die Hebamme: hast du denn nist eseen? de ôle pastor Bock lag midden up'n wä'e und wenn ik dik nich taur sîte trecket härre, werst'e ôwer'n fallen. Pastor Bock war damals aber schon zehn Jahre tot.

Der Nachtwächter Lüddecke in Høhsum war in ausgezeichnete Weise mit dem Vorlat behaftet. Er sah die Leichenzüge vorher zum Kirchhofe ziehen und kündigte den Tod eines jeden vorher an. Der Totengräber Holste in Runkstedt, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte, wurde von jedem Todesfalle, welcher in der Gemeinde stattfand, durch ein Klappern seiner Grabschaukeln benachrichtigt. Er eilte dann an den Eingang des Kirchhofs und erblickte dort, nur ihm sichtbar, den einziehenden Leichenzug. Auch in Weddel hat ein Mann gelebt, welcher den nächsten, der sterben mußte, vorausbezeichnen konnte, das war der alte Hendel. Gleichfalls in Weddel ist ein alter Knecht, Ernst, gewesen, der hatte auch das Vorlat. Als er abends mit einem gewissen Beese auf der Straße geht, ruft er diesem zu, er solle seitwärts ausweichen. Aber Beese, der nichts sieht, geht ruhig weiter — da fällt er der Länge nach über einen unsichtbaren Gegenstand. Es war ein Leichenzug, den Ernst voraussah. In den nächsten Tagen starb auch einer. Ernst wollte das Vorlat gern los sein; er mochte aber das Übel auf keinen anderen Menschen übertragen; da ließ er sich von einem Hunde über die Schulter sehen, auf den ging die Sache über und der Hund mußte sich zu Tode heulen. Allgemein ist dieser Glaube, daß man das Vorlat übertragen kann. Ein Mann in Groß-Denkte „that es einem Hunde an“, der nun stets jämmerlich zu heulen begann; da machte er dem Dinge ein Ende und schoß den Hund tot<sup>1)</sup>.

Vom Übertragen des Geistersehens oder des Vorlats auf andere Geschöpfe sind mir noch zwei Fälle bekannt geworden. Der alte Pape hatte als Großknecht auf einem Adershofe in Klein-Schöppenstedt gedient. Der Besitzer desselben aber hatte einen Meineid geschworen und fand keine Ruhe im Grabe. Er ging als Geist auf dem Futterboden um, wo ihn Pape sehen konnte. Ein anderer Knecht, Namens Kreye, wollte den Geist auch einmal sehen; da ließ ihn Pape sich über die Schulter schauen und nun erblickte Kreye den Geist. Er war darüber so erschrocken, daß er Pape bat, ihn von dem Anblick zu befreien; das geschah dadurch, daß Kreye nun wieder umgekehrt über Papes Schulter schaute.

Auf dem Jsenbüttler Kirchhof ging ein großer Hund mit glühenden Augen um, den konnte aber nur ein Mädchen sehen. Eine Freundin von ihr, die lahm war, wollte den Hund auch gern einmal erblicken und wurde zu diesem Zwecke mit nach dem Kirchhofe genommen. Hier mußte die Lahme der anderen über die linke Schulter sehen; nun hatte sie das Gesicht, war aber so erschrocken darüber, daß sie sofort starb.

<sup>1)</sup> Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 147.

Niemals, so erläuterte man mir, ist das Vorlat angeboren; es wird nur absichtlich oder unabsichtlich erworben und ist übertragbar von dem einen auf den andern. Der Mensch ohne Vorlat ist glücklicher als einer, der diese Gabe besitzt <sup>1)</sup>.

**Geisterspuk.** Mit dem Seelenglauben hängt eine Anzahl Geistererscheinungen zusammen, an welche unter dem Volke noch mehr oder minder geglaubt wird. Die körperlosen Seelen der Toten gehen nämlich in verschiedene andere Gestalten und Körper über, in denen sie ein neues Dasein beginnen und mit den Menschen in Berührung treten können. Daß die Seele dabei wieder Menschengestalt annimmt, ist oft der Fall, aber durchaus nicht nötig, denn auch in Tierform kann sie auftreten oder in ganz neuer wunderbarer Gestalt. Diese geisterhaften, umherschweifenden Seelen machen sich nun mit den Menschen, zu denen sie ehemals gehörten, zu schaffen und es entstehen zwischen beiden Teilen die mannigfachsten Beziehungen, bald feindlicher, bald freundlicher Art. Es soll nun von diesen Spukgeistern und Dämonen, den Gespenstern, Tückeboten, Marten, Werwölfen, Hexen und was dahin gehört, die Rede sein.

**Gespenster.** Altvater Brandes, gebürtig aus Oberg, später in Klein-Schöppenstedt, erzählte folgendes: Als mein Vater in Olsburg (braunschweigische Enklave südlich von Peine) diente, starb dort der alte Rittmeister. Nun ging alle Nacht ein mächtiger Spektakel in dessen Hause los; es rumorte oben und unten, denn Rittmeister ging als Geist um. Um den Geist zu bannen, ließ man einen katholischen Pater <sup>2)</sup> kommen, denn ein lutherischer kann so was nicht. Nachdem der Geist gebannt war, mußte mein Vater ihn und den katholischen Pater fortfahren; er durfte sich dabei aber nicht umsehen, auch keine Frage an die hinter ihm Sitzenden richten. Als mein Vater nun mit seiner seltsamen Fracht über die Bissler gekommen war, erhielt er Weisung, im gestreckten Galopp wieder nach Hause zu fahren, sich aber nicht umzusehen, und so kam er in Schweiß gebadet wieder nach Olsburg. Was aber aus dem gebannten Geiste geworden, erfuhr man später: Ein Mann aus Schmiedestadt war in Peine zum Markte gewesen und auf dem Rückwege kam er an den Bisslergraben, da sieht er einen verlassenen großen Ochsen stehen, den er mitnehmen will: der aber stößt ihn in den Graben und ist verschwunden. Das war der alte Rittmeister.

**Kopflose Geister.** Der Glaube an sie ist ziemlich weit verbreitet bei uns gewesen und das stimmt mit dem allgemeinen deutschen Volksglauben überein, welcher namentlich die Berrücker der Grenzsteine nach dem Tode kopflos umgehen läßt.

<sup>1)</sup> Dieser Aberglaube ist weit bei europäischen Völkern verbreitet. There is in Sussex a strong persuasion that certain persons have a supernatural and mysteriously acquired foreknowledge. Folk-Lore Record I, p. 24 (1878). Weitere Beispiele vom Vorlat im Braunschw. Magazin 1899, S. 111.

<sup>2)</sup> Die katholischen Geistlichen und die Jesuiten besitzen nach dem Volksglauben weit mehr Macht in Dingen, wo es sich um übernatürliche Erscheinungen handelt, als ihre evangelischen Kollegen. Zumal verstehen sie es, Geister zu bannen.

Der Leineweber Pape in Klein-Schöppensleedt, der etwa um 1880 gestorben ist, ging nachts nicht durch den Wald oder überhaupt spät aus, seit er einem früheren Pastor des Dorfes begegnet war, der seinen Kopf unter dem Arme trug und ihm eine gewaltige Ohrfeige versetzt hatte.

Im Glüsigwalde zwischen Helmstedt und Harbke geht nachts der Jäger Schickedanz um. Er trägt seinen glühenden Kopf unter dem Arme und ruft oho!

Wenn man weiß, wie peinlich streng der Landmann auf seinen Besitz sieht und namentlich die Grenzen seiner Feldstücke eifersüchtig dem Nachbar gegenüber bewacht, dann begreift es sich auch, daß er alle, die sich hiergegen vergehen, als mit besonderen Strafen im Jenseits belegt betrachtet. Wer von einer Wanne etwas abpflügt, wer die Grenzsteine verrückt, so daß die Schnede oder snie (Schneide) unrichtig wird, muß als Spukgeist umgehen, findet keine Ruhe im Grabe und muß gebannt werden<sup>1)</sup>. Gewöhnlich erscheinen die Missethäter kopflos und schleppen die versetzten Grenzsteine stöhnend und ächzend mit sich umher. Auf den Äckern bei Dettum geht nachts ein kopfloser Mann um, der dort Vermessungen anstellt. Das ist ein Landwirt, der bei Lebzeiten durch falsches Ausmessen seinem Hofe fremdes Eigentum zubrachte; nun muß er ohne Kopf so lange ruhelos umherirren, bis der unrechtmäßig erworbene Acker wieder an den rechten Eigentümer übergeht.

Man erklärt die kopflosen Geister der Grenzverrückter dadurch, daß ihnen zur Strafe für ihren Frevel der Kopf abgepflügt worden sei; Zingerle hat angenommen, daß das Fehlen des Kopfes, in dem Seele und Leben wohnen, sie einfach als Verstorbene bezeichnen soll<sup>2)</sup>.

Eine an Goethes Erbkönig erinnernde Sage wird in Groß-Flöthe am Oderwald (bei Wolfenbüttel) erzählt. Ein Hirt aus Kramme ging dort spät abends mit seiner Tochter über eine Wiese, da sah das Kind im Nebel einen dort spukenden Geist, den aber der Vater nicht zu erkennen vermochte. Trotzdem floh er davor und schleppte das Kind so lange auf dem Arme mit, bis es ihm zu schwer wurde; dann setzte er es unter eine Kiepe und holte aus dem nächsten Orte Hülfe herbei. Als er zurückkehrte, war das Kind tot.

An spukenden Tieren fehlt es nicht. Der Welthund, welcher um die ganze Welt gelaufen ist und der in Engelbostel festgestellt ist<sup>3)</sup>, läßt sich alle sieben Jahre mit klirrender Kette in Schwülper sehen; noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts hat er sich auf der Pferdeweide bei Grasleben gezeigt; er unterstützte den Hirten beim Hüten und begleitete Vorübergehende. Wenn jemand ihn schlug, dann verfolgte er den Beleidiger, blieb vor dessen Thür oder sprang ihm auf die Schulter. In Calbecht, Wahrstedt und Volkmarisdorf weiß man von dem dreibeinigen Hasen zu erzählen, der dem Viehe schadet und dann plötzlich verschwindet. In Warle geht nachts zwischen 11 und 12 Uhr ein

<sup>1)</sup> Vergl. Voges, Sagen aus Braunschweig, Nr. 90, 91, 94, 97, 98, 100, 115.

<sup>2)</sup> Zeitschrift für deutsche Mythologie IV, S. 151.

<sup>3)</sup> Ruhn und Schwarz, S. 255.

dreibeiniger Hund um, der die Wanderer anfällt, auf dem Olla im Elme verfolgt ein Hund mit glühenden Augen die Reisenden, in Dettum erscheint ein glües Kind.

Tückeboten werden die Irrlichter genannt; auch sie hängen mit dem Seelenglauben zusammen. Sie sind häufiger, als der Städter glauben mag, der nicht leicht Gelegenheit findet, die in sumpfigen Gegenden vorkommenden kleinen, hüpfenden und leuchtenden Erscheinungen zu sehen, deren Wesen noch immer nicht aufgeklärt ist <sup>1)</sup>. Die tückeboten werden als eine Art Geister betrachtet, die den Vorübergehenden „aufhocken“ und sie matt machen; eine andere Vorstellung verknüpft mit ihnen die Seelen vor der Taufe verstorbener Kinder, welche umgehen und die vorüberziehenden Wanderer in Sümpfe locken <sup>2)</sup>. Im Drömling äffen und erschrecken sie den nachts friedlich seines Weges Ziehenden. Wo ein Irrlicht sich sehen läßt, da ist Geld vergraben; kann man so nahe kommen, daß man genau die Stelle erkennt, über der es steht, so braucht man bloß zu roden und findet das Geld (Klein=Schöppenstedt <sup>3)</sup>). Auch bei Schöningen, Gremlingen, Wedtlenstedt sind Tückeboten gesehen worden, meist in sumpfigem Gelände, so erzählen die Einwohner. Wo sie hüpfen, da „brennt Gold“ <sup>4)</sup>.

Das Klageweib (klagewif) scheint nur in den nördlicheren, der Heide zu gelegenen Dörfern bekannt zu sein. Es geht bei Klein=Schwülper nächtlicherweise in Sturm und Regen auf den Okerwiesen um, ist in Vinnen gehüllt, so hoch wie ein Kirchturm und hat glües Augen. Schwebt es mit klagender Stimme über ein Bauernhaus weg, so stirbt dort bald ein Insasse.

Die mârte, auch nachtmârte, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Marder (wiewohl ein Zusammenhang bestehen mag), ist der Alp, der persönlich gedacht ist und, wie allgemein geglaubt wird, das Alpdrücken verursacht, indem er sich als rauhe Gestalt den Schlafenden auf die Brust legt, ihnen Qual verursacht, so daß sie ächzen, stöhnen und sich nicht bewegen können. Menschen, welchen die Augenbrauen zusammengewachsen sind, sind mârten oder können sich in solche verwandeln. Kennt man die mârte, so muß man versuchen, während des Schlafes ihren Namen zu rufen, dann verschwindet sie. Vor dem Schlafengehen soll man sich die Brust mit kaltem Wasser waschen und kreuzweise darüber hinstreichen, das hilft. Man soll das Schlüsselloch des Schlafzimmers verstopfen, damit die mârte nicht hereinkommen kann. Der Glaube an die mârte ist noch sehr verbreitet.

Der blaue Rater war ein Gespenst, das sich oft auf dem Rieseberge bei Scheppau sehen ließ; er hat da lûde vorfêrd (furchtsam gemacht) <sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> Vergl. Steinwirth, Beiträge zur Frage nach den Irrlichtern. Jahresberichte des naturwissenschaftlichen Vereins für Lüneburg XIII, S. 7 bis 84 (1895) und Horák im Globus, Band 69, S. 11.

<sup>2)</sup> Braunsch. Anz. 1760, S. 1393.

<sup>3)</sup> Ruhn und Schwarz, Nordd. Sagen, S. 143, nennen die Irrlichter, von denen sie zwei Mitteilungen aus Glentorf aufzeichnen, wohl verhört, dickepöten.

<sup>4)</sup> Braunsch. Magazin 1899, S. 111.

<sup>5)</sup> Joh. v. Scheppau, Drei Osterpredigten, Braunschweig 1846, S. 13.

Der Völkhanz scheint Groß-Sisbed eigentümlich zu sein. Er sitzt dort „bölkend“ in einer Linde und huckt den Vorübergehenden nachts auf, wobei er immer schwerer wird, so daß die Gepeinigten in Schweiß gebadet zu Hause anlangen. Andere sagen, es sei ein Meineidiger und Grenzverrücker, der dort rufe: hollaho! dat is de falsche snie! <sup>1)</sup>).

Der Werwolf ist ein Mann (wer = vir), welcher Tiergestalt annehmen kann und in dieser Form blutgierig raubt. Die Verwandlung wird gewöhnlich durch das Überwerfen irgend eines Gürtels bewirkt. Der Werwolf ist universell; er erscheint in Europa, Afrika, Asien, Amerika, natürlich wechselt das Tier je nach dem Lande, aber die Sache bleibt <sup>2)</sup>). Die alten Chaldäer haben ihn schon gekannt <sup>3)</sup>); er ist in Niedersachsen sehr verbreitet und fehlt daher im braunschweigischen Lande nicht. Ich habe nur folgende Geschichten erzählen gehört: Zwei Knechte hatten bei Wedtlenstedt Roggen gemäht und dann unter Mittag geruht. Als der eine glaubte, sein Kamerad schliefe, legte er sich einen Gürtel aus Flachs um, wodurch er zum bärwulf wurde und lief so ins nahe Bruch, wo die Fohlen grasen. Einen habe er zerrissen und gefressen, dann sei er zurückgekehrt und wieder Mensch geworden. Der andere Knecht aber habe alles gesehen. Hier fehlen manche Züge und die Sage ist unvollständig <sup>4)</sup>).

Der Glaube, daß ein Mensch sich in ein Tier verwandeln könne, ist auch noch anderweitig bei uns bestätigt. In Klein-Brunzrode lebte früher ein Bauer Namens Rennau, von dem allgemein geglaubt wurde, er könne sich in einen Hasen verwandeln und dasselbe vermochte auch eine Frau daselbst. Als diese einst bei der Feldarbeit mit anderen Arbeitern ausruht und vor einer Roggenstiege sitzt, kommt Rennau vorüber. Plötzlich sind beide verschwunden und laufen als Hasen von einer Roggenstiege zur andern. Als später die Frau wieder bei den Arbeitern erschien und diese sie fragten, wo sie gewesen, antwortete sie: das würden sie schon wissen <sup>5)</sup>).

In Grasleben wird von einer Frau erzählt, die sich in eine Raze oder einen Hund verwandeln konnte; als sie einst in Razengestalt einen Mann in die Beine beißen wollte, trat dieser sie mit dem benagelten Stiefel an den Kopf. Da erschien die Frau andern Tags mit verbundenem Gesichte <sup>6)</sup>).

Die Hexen. Bei der Nähe des Brodens, der an hellen Tagen aus den meisten Ortschaften Braunschweigs klar und deutlich, wie eine Glocke sich am Horizonte abhebend, zu sehen ist, spielen die Hexenfahrten nach demselben eine große Rolle im Scherz und Ernst. Der Name „Brod“ kommt erst neuerdings

<sup>1)</sup> Voges, S. 108.

<sup>2)</sup> Andree, Ethnographische Parallelen. Stuttgart 1878, S. 62 bis 80.

<sup>3)</sup> Lenormant, Geheimwissenschaften Asiens. Jena 1878, S. 173.

<sup>4)</sup> Noch einige Werwolfgeschichten bei Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 128.

<sup>5)</sup> Nach Prozessakten im herzogl. Hauptarchive in Wolfenbüttel war in der Mitte des 17. Jahrhunderts Ludolf Barner, Küster in Fürstenau, als Werwolf bekannt. (M. Rhamm, Hexenglaube in Braunschw. Landen, S. 81.)

<sup>6)</sup> Braunschw. Magazin 1899, S. 111.

beim Landvolke mehr auf, das ihn „Blockberg“ nennt und, wie in ganz Niedersachsen, als Zusammenkunftsort der Hexen bezeichnet<sup>1)</sup>.

„Na, biste ôk hûte nacht up'n Blocksberge west?“ ist eine Redensart, die man am 1. Mai früh den Weibern zuruft. Man verwünscht die Menschen und Dinge nicht nach dem Pfefferlande, sondern nach dem Blockberge und die Kinder rufen den Knechten beim Anspannen den Spottvers zu:

Johann, spann an,  
Drei katten voran,  
Drei müse vorup,  
Na'n Blocksberge 'rup.

Um 12 Uhr nachts reiten die Hexen auf Mistforken und Grepn, auf Besenstielen, Braken, Schweinen oder Ziegen zu ihren Zusammenkünften mit dem Teufel, um dort ihre Feste zu feiern. Die bei uns erzählten Hexenfahrten decken sich mit den anderweitig schon erzählten<sup>2)</sup>. Man kann die Hexen erkennen, wenn man an einem Kreuzwege in der Geisterstunde der Walpurgisnacht sich verbirgt und aufpaßt; da ziehen sie vorüber. Darunter versteht man entweder und gewöhnlich die Stunde von 11 bis 12 oder die von 12 bis 1 nach dem Spruche:

Von twelwen bet einen  
Sind alle geister to beinen.

Ganz sicher aber erkennt man (Waggum) die Hexen, wenn man durch eine Egge schaut, deren Zähne nach auswärts gerichtet sein müssen, am besten eine ererbte Egge, wie denn ererbten Gegenständen eine besondere Kraft innewohnt, so dem Erbschlüssel, dem Erbgander. Ist es eine Hexe, welche Kühen die Milch verhext, so trägt sie einen Eimer, die Butterhexe führt ein Butterfaß bei sich. Die drei Kreuze, welche vor Hexen schützen, werden am besten am Wolpertstage (Walpurgis) über der Thür mit Kreide angebracht. Ein Arbeiter aus Kleinschöppenstedt erzählte mir, er habe als Knabe öfter in der ersten Mainacht zur Mitternachtsstunde auf einem Kreuzwege auf die Hexen gewartet, ohne sie zu sehen. Dabei habe er zum Schutze gegen dieselben einen Kreis um sich gezogen. Wie alt dieser Aberglauben ist, erkennt man aus folgendem. Der dreizehnjährige Sohn des Opfermannes zu Geitelde, Hans Reinhart, wollte (1661) die Hexen

<sup>1)</sup> Über den Namen Brocken, Brochels-, Bruckels-, Block- oder Bockberg giebt es eine recht umfangreiche Litteratur, die gesichtet und kritisch bearbeitet ist von Eduard Jacobs (Zeitschrift des Harzvereins III, S. 827), wo auch alles, was sich auf den Hexenglauben bezieht, der mit dem Brocken im Zusammenhange steht, mitgeteilt ist. Es ergiebt sich daraus, daß die Bezeichnung „Brocken“ die ältere, an dem Berge selbst haftende und bei den Anwohnern desselben gebrauchte ist. Die Bezeichnung Blockberg ist aber außerhalb des Harzgebietes (bis nach Ostpreußen hin) gebräuchlich und stets im Zusammenhange mit einem Berge der Verwünschung und als Versammlungsplatz von allerlei Unholden. Im allgemeinen erscheinen die Blockberge ursprünglich als Stätten heidnischer Zusammenkünfte, welche durch das Christentum zu Orten finsternerer nächtlicher Teufelsversammlungen gestempelt wurden.

<sup>2)</sup> Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen, Göttingen 1854, S. 177.



sehen und wendete, laut Bericht des Wolfenbütteler Amtmanns Wulsen, dazu folgendes Manöver an. „Habe sich in der Walpurgisnacht auf einen hölzernen dreibeinigen Schemel überärsch gesetzt, sei damit von seines Herrn Hofe in des Teufels Namen dreimal um und durch das Dorf und vor dasselbe auf einen Kreuzweg gerückt, habe mit der rechten Hand einen runden Kreis und über ihn in vier Ecken ein Kreuz gemacht und sich darein gesetzt. Nach anderthalb Stunden Wartens, als seine Genossen schon müde geworden und sich entfernt, sei ein grausamer Windsturm entstanden und sechs alte Weiber aus Geitelde um den Kreis gekommen, die hätten ihn herausziehen wollen, aber es, da er gebetet, nicht vermocht; er aber sei dabei so angst geworden, daß er weder hinter noch vor sich hätte sehen können.“ Er nannte dann sechs Frauen aus Geitelde, darunter die eigene Mutter, als Hexen, „worüber groß Geschrei in dem Orte entstanden“. Hans kam mit einer Büchtigung davon<sup>1)</sup>.

Die Hexen schaden besonders der Milch, verzaubern die Kühe, daß sie keine oder rote Milch geben. Das sind die molkentöverschen, von denen wiederholt die Rede ist. Gesetze Albrechts, die 1501 in der Stadt Braunschweig wegen Zauberei mit dem Schwerte hingerichtet und deren Körper verbrannt wurde, hatte gestanden, daß sie namentlich mit der Milch Zauberei getrieben habe.

Eine Hexe ist leicht zu erkennen: sie vermag nicht über kreuzweise gelegte Gegenstände, z. B. Besen, zu gehen (allgemein). Die Hexe fängt an zu zittern, wenn man ihr ein Stück Kreuzdorn vorhält, denn aus Kreuzdorn bestand Christi Dornenkrone und darum kann ihn die Hexe nicht vertragen. Auch am grünen Donnerstag vermag man die Hexen zu erkennen, wenn man ein an diesem Tage vor Sonnenaufgang gelegtes Ei bei sich trägt. Man hat sich nur zu hüten, daß die Hexe das Ei nicht zerdrückt, da sonst dessen Besitzer stirbt. Ein junges Mädchen aus Schandelah erkannte auf diese Art eine Hexe; als sie heimwärts ging, folgte ihr die Hexe, zertrümmerte das Ei und das Mädchen stürzte tot nieder.

Eine besondere Art von Ei, das näberei, schützt dagegen vor Hexen, wenn man es in die Ständer und Pfosten des Thores hineinbohrt, wie dieses im Vorsfeldischen noch geschieht. näberei ist ein Bohrer, näberei also ein eingebohrtes Ei. Aber nicht jedes gewöhnliche Ei ist dazu geeignet, sondern nur die mißgestalteten, auffallend kleinen Hühnereier, die kaum größer wie Taubeneier sind. Der Brauch ist durch ganz Niedersachsen verbreitet<sup>2)</sup>.

Baldrian ins Zimmer gehängt, schützt vor Hexen und läßt sie erkennen, tritt ein altes Weib ein und der Büschel Baldrian beginnt sich zu bewegen, so ist es eine Hexe. Ballerjân is hexenkrût. Außer diesem wirkt aber namentlich Dill, der zu vielen Dingen gut ist und in hohem Ansehen beim Landvolke steht, gegen Hexen, ebenso Dost (*Origanum vulgare*). Beide Pflanzen neutralisieren die Wirkungen der Hexen, daher der Spruch:

<sup>1)</sup> A. Rhamm, Hexenglaube in braunschw. Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 94.

<sup>2)</sup> Zahlreiche Belege in der Zeitschrift „Niedersachsen“. V. Jahrgang, S. 190, 240.

Dat is bedillt un bedost,  
Dat hat de hexe nich ewusst.

In Ahlum trug ein Mann zum Schutze gegen eine Hexe ein Kissen mit Dill auf der Brust. Er pflegte zu sagen: ja, wann ik dat kissen dräge, sall se mik wol mit frêen lâten<sup>1)</sup>).

Um eine Hexe zu werden, und die Fahrt nach dem Bloßberg mitmachen zu können, braucht die Betreffende bloß zu sagen:

Ik verswäre üsen herrgott  
Un glôwe an düssen pott.

Die Hexen vermögen Tiere anderen in den Leib zu zaubern, man soll daher von alten Weibern nichts eßbares, besonders keine Birnen und Äpfel, annehmen. Namentlich bringen sie gern lörke (Kröten) in den Leib anderer, wodurch Krankheiten entstehen. Macht man aber über das Lesebrot oder den Apfel, welche die Hexe bietet, das Zeichen des Kreuzes, dann springt der lork heraus. (Schandelah.)

Folgendes erzählte man mir von der Frau Pape in Belthelm a. d. Ohe, die jetzt tot ist, und gut hexen konnte: Sie gab einem Knaben einen Apfel zu essen; da schwoll diesem nach dem Verzehren das Gesicht so an, daß ihm das eine Auge ganz aus dem Kopfe quoll. Einem Mädchen, dem die gleiche Hexe eine Pflaume zum Essen gegeben, schwoll die Brust an und es mußte infolgedessen sterben. Die Pape ließ von dem Mädchen im Krüge zu Belthelm ein Messer, um Salat zu schneiden; als sie das Messer zurückbrachte, wollte das Mädchen es nicht wieder annehmen, da es die Hexe fürchtete. Da warf die Pape das Messer zu Boden und sofort verschwand es in der Erde. Die Pape hat drei Jahre lang krank gelegen, ehe sie starb. Dabei war sie ganz zusammengezogen, die Fersen lagen ihr unter dem Gesäß.

Ein junger Pferdehirt, der des Abends seine Pferde auf die Weide gebracht hatte, nachdem sie ihre Arbeit gethan hatten, sah in der Nacht bei Dungenbeck (südöstlich von Peine) einen sonderbaren Zug tausend durch die Luft ziehen. Es waren die Hexen, welche auf den Bloßberg zogen. Sie ritten auf bräken (mit denen man den Flachs bricht), swingebräen und fattermollen. Die letzte im Zuge war die Frau des Kaufmanns Altmann in Peine, die sich abmühte, den übrigen nachzufolgen. Da rief der Pferdehirt: hoho, de letzte up'r fattermolle, de nich middekömen kann, de könne ik. Da machte ihm die Hexe eine Faust und rief drohend: Wenn et nich all sau wit werre, dann wolle ik dik bikomen!

In Oberg bei Peine lebte auch einst eine Hexe, das war eine Bauerfrau, die mit ihrem Knechte in einem unerlaubten Verhältnisse stand. Da bat letzterer sie, daß sie ihn einmal in der Walpurgisnacht mit auf den Bloßberg nehmen möchte. Gut, sagte die Bauerfrau, mach es aber genau so wie ich. Da ging das Weib in den „Schewestall“, schwang sich auf eine bräke, sprach: drup un dran, nergens an, und flog in die Lüfte. Der Knecht machte ihr das nach,

<sup>1)</sup> Boges, Sagen aus Braunschweig, S. 82.

stieg auch auf eine bräke, sagte aber aus Mißverständnis: drup un dran, allerwärts an. Als er nun auch in die Lüfte flog, stieß er überall an, an die Häuser, Bäume 2c., und fiel in den Graben. Das Weib aber brachte ihm eine Wurst von ihrer Fahrt mit; als der Knecht sie am anderen Tage verzehren wollte, fand er, daß es nur Hundekot war.

Wenn die Hexen auf dem Brocken sind, lassen sie sich aufspielen. Da war ein Schäfer in Runstedt (wie der Schmiedemeister Linke in Klein-Schöppenstedt berichtet), der konnte vortrefflich Klarinette blasen. Den nahmen die Hexen mit auf den Blocksberg, wo er eine neue Klarinette erhielt. Die gefiel ihm so, daß er bat, sie mit nach Hause nehmen zu dürfen, was ihm auch gestattet wurde. Als er zu Hause die neue Klarinette besah, da war es ein großer schwarzer toter Kater, dem er alle Haare vom Hintern weggeblasen hatte.

Al dieser Glaube an Hexen und deren Brockenfahrt ist jedoch heute nur noch geschichtlicher Natur und wenige Beschränkte sind noch von der Wahrheit überzeugt, während sonst doch noch genug Aberglauben (namentlich auf dem Gebiete der Volksmedizin) felsenfesten Grund hat. Die Blocksbergfahrten werden aber gewöhnlich ins Scherzhafte gezogen. Das nachstehende, das ich aus dem Munde eines Beteiligten habe, ereignete sich in den vierziger Jahren in Salzdahlum und hatte ein gerichtliches Nachspiel mit Ehrenbeleidigungsklage.

Der Schuster Achilles<sup>1)</sup> beredete sich mit seinem guten Freunde Schrader, der Mutter Folling eins anzuhängen und sie in der Mainacht zur Hexe zu stempeln. Der Schuster machte aus seinem Leder Sattel und Baum für die Ziege des Schrader zurecht, beschmutzte sie tüchtig und brachte sie in seinen eigenen Stall, wo sie nicht hingehörte. Als die Frau des Schrader am nächsten Morgen ihre Ziege füttern will, ist sie verschwunden, und mit dem Schrei, üse zicke is estölen, alarmiert sie Salzdahlum. Ja, sagt Eulenspiegel Achilles, „mit der zicke hat mik gistern abend de olle Follingsche begegnet“. Unterdessen findet sich die gesattelte und beschmutzte Ziege im fremden Stalle und nun geht es nach dem Follingschen Hofe, wo die Bewohner noch nicht aufgestanden sind. Als Folling endlich zum Fenster herausguckt, ertönt an ihn die Frage: „Is jue mudder all wêer inne?“ — „Dei lit hîr in bedde, wo solle se denn sîn?“ — „Ik weit wol, se is düsse nacht mit üser zicke na'n Blocksberge ewest, jü willt dat wol wetten, de zicke môt't jü mik betâlen; Achilles hat et esein, dat se hen eredden is.“

Das Einpflocken ist als eine besondere, den Hexen zugeschriebene Thätigkeit hier noch hervorzuheben. Geschieht es auch kaum heute noch, so ist das bekannte Einpflocken von Krankheiten, seien sie an Menschen oder Tieren, doch noch in der Erinnerung, und es kommt vielfach in Erzählungen vor, daß es Leute gegeben habe, welche die Krankheiten teils in gebohrte Löcher, teils in natürliche Astlöcher eingepflockt haben. Noch 1840 heilte der alte Rotzasse Sievers in Büddenstedt die Flechte, indem er sie in hohle Weidenbäume trug. Der süll

<sup>1)</sup> Sehr häufiger Name im Braunschweigischen.

(Schwelle), der dössel (Mittelbalken des großen Thores), die Ständer und Riegel des Baues sind geeignete Plätze, in welche mit bestimmten Sprüchen die Krankheiten eingepflöckt wurden.

Näher über den Vorgang werden wir unterrichtet in dem Prozesse gegen Tempelanneke (Anna Kagen aus Hargbüttel), die 1663 als Hexe zu Braunschweig mit dem Schwerte hingerichtet wurde<sup>1)</sup>. Als fünfzehnte Frage heißt es in ihrem Prozesse: „Ob sie nicht einen Dieb in des bösen Feindes Namen in ein näberloch (näber = Bohrer) eingepfloct, so daß der Kerl darin gepiepet, wie ein Haufen Mäuse?“ Nachdem sie anfangs gelehnet, gesteht sie auf wiederholtes Drängen zu: Sie habe ein leinenes plünneken (Läppchen) von einem alten Mannshemde genommen, um einen Stock gewickelt und beides in Gottes Namen auf ihres Sohnes Hof im Schweinestalle mit einem Steine in ein näberloch, welches in einem Querholze befindlich gewesen, eingeschlagen und dabei gesagt: „Da stichst du in Gottes Namen; du sollst piepen wie Mäuse. Warum lassen solche Kerle ihr Stehlen nicht?“ Nach drei Tagen habe sie den Zapfen wieder herausgezogen und den Plunnen auf dem Herde ins Feuer geworfen, da seien drei helle Funken aus dem Feuer in die Höhe geflogen, woraus sie erkannt, daß der Dieb ein Kerl sei und zwei Kinder habe.

Böser Blick. Der Schaden, welcher durch ihn angerichtet wird, gehört in das Gebiet der Hexerei. Der Ausdruck „böser Blick“ ist bei uns nicht bekannt, aber die Sache ist vorhanden. Es giebt nach dem Volksglauben Leute, „de minschen und diren wat andauen künnt un ök wecke, de wat vorhet“. Schon unabsichtlich schadet der Blick von Menschen den Tieren, und wenn man Ferkeln beim Kaufe betrachtet, so muß man dabei sagen „Gottes Segen“, dann gedeihen sie, sonst nicht. Es schadet der Entwicklung der Ferkel, wenn man sie durch die Ritzen des Schweinestobens beschaut; namentlich ist das Anschauen (ankiken) von Fremden ihnen schädlich. Sie gehen dann leicht ein. Desgleichen soll man das Gedeihen der Kinder nicht loben — überall haben abergläubische Mütter eine Furcht davor und geschieht es dennoch, so klopfen sie dreimal mit dem Fingerknöchel unter die Tischplatte und sagen dabei unberaupen!

Die Leichenwäscherin Frau Hotopp in Klein-Schöppenstedt erzählt: Als wir in Wasbüttel wohnten, wurde mir eine Tochter geboren. Da kam eine Nachbarin, die Niebuhr, zu mir und fragte: „Na, saugt denn die Kleine?“ Als ich nun das Kind anlegen will, nimmt es die Brust nicht. „Das habe ich mir gleich gedacht“, sagte darauf die Friden, meine Wirtin, „daran ist die Niebuhr Schuld.“ Auch unsere Ziege gab keine Milch und nun ging mein Mann mit dem Wasser des Kindes und einem Büschel Haare von der Ziege zur weisen Frau nach Fallersleben. Die schüttelte den Kopf, gab meinem

<sup>1)</sup> Der Prozeß steht in Görge's, Vaterländische Geschichten, Braunschweig 1844, S. 89. Nicht als letzte Hexe in Braunschweig, wie angenommen wird. Wahrscheinlich war die 1698 verbrannte Katharina Sommermeyer aus Weierstedt die letzte, die diesem Aberglauben verfiel. (M. Rhamm, Hexenglaube in braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 80.)

Manne ein Pulver für Kind und Ziege und sagte: „Wenn ihr zu Hause seid, wird bald eine Frau kommen und etwas borgen wollen; die hat das Unheil angestiftet, und wenn Ihr der was borgt, so hilft das Pulver nicht.“ Richtig die Niebuhr ist gekommen und wollte eine Art borgen, die wir ihr aber nicht gaben. Das Kind und die Ziege sind aber von dem Pulver gesund geworden<sup>1)</sup>.

Um das Jahr 1860 herum lebte in Klein-Schöppenstedt ein Mann Namens Menburg, der sich später erschoss und von dem allgemein im Dorfe geglaubt wurde, er könne dem Vieh „wat andaun“. Schon wenn sein Blick auf Vieh fiel, mußte dieses erkranken. Seinem Nachbar Franz Pape kreppten hintereinander Schweine und Kühe, so daß Menburg darüber selbst bestürzt wurde und seinem Nachbar weinend um den Hals fiel mit den Worten: „beste Franz, ik kann'r awer nich vor“. Als dem Halbspänner Ehlers daselbst mehrere Kühe erkrankten, wurde wieder Menburg als Ursache angesehen und Ehlers ging zum „Scharfrichter“ nach Königslutter, der das Vieh wieder gesund machen sollte. Dieser riet zunächst, den Übelthäter zu citieren, welcher das Vieh behext habe, und dazu solle Ehlers siebenerei Holz von sieben Zäunen holen und um Mitternacht in einem Kessel Wasser kochen, das ließe dem Hexenmeister keine Ruhe, er müsse erscheinen und Abbitte thun. Ehlers sagte später: dat woll ik awer nich daun, ik wufste doch, dat et Menburg dän harre.

Auch Rüdenthäl in Weddel, der dort noch um 1870 lebte, konnte dem Vieh mit seinem Blicke schaden. Bekam er kein fremdes Vieh zu sehen, dem er schaden konnte, so mußte er seinem eigenen wat andaun. Als er einst von der schönen Stute und dem hübschen Füllen des Halbspanners Göe gesagt hatte: et is doch en gansen ståt mit den diren, fraßen die Tiere sofort nicht mehr und Göe ging, um Abhülfe zu schaffen, nach Königslutter zum „Scharfrichter“ Uter. Doch auch der konnte nicht helfen und die Tiere kreppten.

Auch in Schandelah wurde von einem Manne erzählt, der dem Viehe etwas anthun konnte, so, dat es sik nich mēr ären wolle. Dafür aber hat er vor seinem Tode lange quinen (hinsiechen) müssen, denn er konnte die „Kunst“ nicht vor dem Sterben los werden. Die mit der Gabe, dem Vieh schaden zu können, Begabten versuchen es auf alle mögliche Weise, dieselbe los zu werden und auf andere zu übertragen. Vielleicht in der Art, wie oben S. 376 vom Übertragen des Vorlat die Rede war.

Das alte Ehepaar Brennecke in Weddel, das dort noch Anfang der siebziger Jahre lebte, stand allgemein in dem Geruche, Kindern wat andaun zu können. Die Schulkinder in Weddel hatten dagegen eine Schutzformel gefunden und riefen, wenn eines von den alten Leuten an ihnen vorüberging: kanst mik dreimal im ärse lecken.

Letztere Schutzformel scheint kräftig zu wirken und auch das schädliche Lob, das man Tieren erteilt, zu paralyzieren. Als um 1820 eine Frau von Schö-

<sup>1)</sup> Um die Ziegen gegen das Behexen (andaun) sicher zu stellen, findet man übrigens zuweilen Büschel von Brenneßeln in deren Ställe aufgehängt.

ningen nach der Flachsmühle geht, begegnet ihr ein Weib mit jungen Gänfen und zu diesem sagt sie: Sei het ja ök all gans schöne gösseln! Worauf die Antwort erfolgte: Lick se mik im ärse, dann weret se noch betet<sup>1)</sup>!

Wie alt diese Vorstellungen vom Zuweisen der Krankheiten für Vieh und Menschen durch Einwirkung des bösen Blickes sind, erkennen wir aus den im Braunschweigischen geführten Hexenprozessen. So dem der Grete Hundertmark (1665), wo die Geschädigten sich um Hülfe an einen „weisen Kuhhirten“ wenden; dem der Katharine Schulze in Velfstove (1667) u. a. Das Dorf Lehre war förmlich als Hexendorf in damaliger Zeit verschrien, so daß der dortige Pastor Pentelius (1663) aus Angst vor den Hexen um Verzeßung bittet<sup>2)</sup>.

Das Bannen wird gleichfalls auf die Thätigkeit der Hexen oder Zauberer zurückgeführt. Der Bauer Rennau in Klein-Brunzrode, der sich auch in einen Hasen verwandeln konnte (oben S. 380), vermochte zu bannen. Einst kommt er an einem Roggenfelde vorüber, wo der Herr mit zwei Knechten mäht und nur noch ein kleines Stück Roggen übrig war. „Da kommt Rennau“, sagte der eine Knecht. „Sprich ja nicht mit dem“, sagte der Herr, „sonst kriegen wir den Roggen nicht mehr ab.“ Da war aber Rennau schon da und sagte: „Die Ede soll wohl noch auf Mittag ab?“ Worauf der Knecht herausplagte: „Gewiß, das bißchen wollen wir doch noch abkriegen.“ Von da ab aber konnten der Herr und seine zwei Knechte keinen Halm mehr mähen und der Bauer schalt den Knecht, daß er mit Rennau gesprochen.

Auch Tiere können durch Zaubersprüche gebannt werden, wie in Eikum dieses ein Mann verstand. Er bannte einen Hirsch, so daß er fest stand und sich besehen lassen mußte. Dann gab er ihm durch das Hermurmeln einiger Worte wieder die Freiheit. Auf dem Wege von Seinstedt nach Groß-Denfte hat ein alter Mann einen Räuber, der ihm Geld nehmen wollte, festgebannt und erst später durch einen gemurmelten Spruch wieder gelöst<sup>3)</sup>.

Im Ilfenbruche bei Schöningen ist auch einmal ein Wagen abends von einem Spukgeiste festgebannt worden, trotzdem die vorgespannten Pferde stark genug waren, um ihn gut ziehen zu können. Erst am andern Morgen konnte der Wagen wieder weiter<sup>4)</sup>.

Entweichende Bienenschwärme kann man auch durch eine Formel bannen; sie müssen dann sich an einem Baume festsetzen und können eingefangen werden, wenn man (bei Gamjen) spricht:

Schwarm, ich gebiete dir,  
Daß du dir sehest auf Zweig oder Gras  
Und bringst Honig oder Wachs,  
Den Honig für Menschenspeis,  
Das Wachs zu Gottes Ehr und Preis.

<sup>1)</sup> Mitteilung des Herrn D. Schütte.

<sup>2)</sup> M. Rhamm, Hexenglaube und Hexenprozesse in den braunschweigischen Landen. Wolfenbüttel 1882, S. 37, 90, 93.

<sup>3)</sup> Voges, S. 92, 93.

<sup>4)</sup> Braunschweig. Magazin 1899, S. 119.

Die letzten Worte beziehen sich wohl auf die Wachskerzen für die Kirche und deuten darauf, daß der Spruch noch in die Zeit vor der Reformation zurückreicht.

Daß Feuerstrünste besprochen und gelöscht werden könnten durch einen Zauberspruch, darüber habe ich bei uns nichts mehr in Erfahrung gebracht, wie wohl nach Analogie anderer deutscher Landschaften auch bei uns dieses der Fall gewesen sein wird. Dagegen ist es O. Schütte gelungen, noch etwas vom „Feuerreiter“ zu erkundigen<sup>1)</sup>. Nach ihm gab es noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts Leute, die das Feuer besprechen konnten. War ein Feuer ausgebrochen, so bestieg der Feuerreiter ein Pferd, nahm einen Teller voll Salz in die Hand und ritt dreimal um das Feuer herum, indem er es mit den Worten besprach:

Feuer, du heiße Flamm',  
Dir gebeut Jesus Christ, der wahre Mann,  
Daß du sollst stille stehn  
Und nicht weiter gehn.  
Im Namen des Vaters etc.

Beim letzten Worte warf er den Teller mit Salz in das Feuer und gab seinem Pferde die Sporen, denn das Feuer schlug hinter ihm her.

Es folgt nun eine Klasse von Geistererscheinungen und übernatürlicher Wesen, die mit dem Seelenglauben nur schwach oder gar nicht mehr in Verbindung stehen. Diese Geister verkehren auch weniger unmittelbar mit den Menschen, beleben aber die Natur, haufen in der Erde, in der Luft, in Bäumen, im Wasser, und können als persönliche Vertreter der Elemente aufgefaßt werden.

Der häkemann oder nicker sitzt im Born oder sonst im Wasser und zieht die Kinder, die dem Born zu nahe kommen, mit einem Haken zu sich herab. Gewöhnlich ist aber der Born auf dem Lande mit im Viereck zusammengelegten dicken Sandsteinplatten gut verwahrt. Die am Austritte der Oker aus der Stadt Braunschweig gelegene Straße, der Nickerkult (so schon 1310, die heutige Schreibart Nickelnkult ist weit jünger), hat vom Nicker ihren Namen, der dort in einem Kult hauste<sup>2)</sup>. In der Schöninger Gegend haust der Wassergeist nickelkêrl. Es gab dort ein Kinderpiel, wobei die über einen Graben springenden Kinder von einem darin stehenden, dem nickelkêrl, gefangen wurden. Dabei sangen die springenden:

Nickelkêrl, keitschenbôm (Sambucus nigra)  
Ik sitt in dinen locke.  
Fange mik doch.

Anderer Wassergeister scheinen nicht bekannt zu sein.

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1899, S. 439.

<sup>2)</sup> Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 715. Ludwig Hünfelmann, unser gelehrter Stadtarchivar, hat diese Sage mit gewohnter Meisterschaft zu einer feinen Erzählung ausgestaltet in seinem Werkchen „Unterm Löwenstein“ (Wolfenbüttel 1883).

Das Kornweib (körnwf) heißt auch rälwf. Es ist ein altes Weib, welches im wogenden Kornfelde sitzt und mit dem man die Kinder schreckt, wenn sie in die Getreidefelder gehen wollen, etwa um Kornblumen oder rälén (*Agrostemma Githago*) zu pflücken. Eine ähnliche Rolle spielt der bönebock im Bohnenfelde. Bei Vorsfelde geht im Felde der bökerl um, vor dem man die Kinder warnt. Ob diese „Korndämonen“ jemals mehr als Kinderpopanze waren?

Drake oder füerdrake nennt man die Feuererscheinungen am nächtlichen Himmel, zumal Meteore. Dieser Drache wird als eine Art belebtes Wesen gedacht, der in die Dachlufen oder Schornsteine sauft und Glück oder Unglück bringt. Gewöhnlich beschmußt er aber mit seinem Kot, namentlich Ackergerät, wenn es zur Weihnachtszeit nicht unter Dach gebracht wird. Um sich vor ihm zu schützen, muß man halb im Freien, halb unter dem ösfall (Dachrand) stehen. Ruft man ihm zu „füerdrake half part!“ so läßt er wohl auch einen Schinken oder eine Speckseite fallen. (Hattorf im Hasenwinkel.) Manche Leute sind durch ihn reich geworden.

Der drake heißt auch glüstért, wegen der schwanzartigen Feuererscheinung, die hinter ihm herzieht. Er hat Geld bei sich, von dem er gelegentlich ein paar Groschen fallen läßt. „Speichel“, der frühmorgens an den Pflanzen sitzt<sup>1)</sup>, stammt von dem nachts vorüberziehenden glüstért (Höhum). Vom Gluhschwanz in Velfstove wird erzählt, daß er in ein Haus gebannt worden sei, dadurch, daß zwei Brüder ein Rad vom Wagen abzogen und es rasch wieder verkehrt ansteckten. Aber Gluhschwanz brannte sich aus dem Hause wieder heraus<sup>2)</sup>. Fallen Sternschnuppen, so sagt man wohl: do drake treckt. Der glüstért ist auch dienstbarer Geist; einer Frau in Wedtlenstedt hat er immer viel Schwarzmus (Gänsefischwarzfauer) durch den Schornstein gebracht. Wird er dabei beobachtet, so verschwindet er. Ebenso ist der rote Junge ein hülfreicher Kobold, der den Leuten Reichtum bringt<sup>3)</sup>.

Die Zwerge. Der allgemein übliche Ausdruck ist twarg oder twerg, bei Vorsfelde hört man auch nickerkers und unnerêrsche. Sie wohnen in twarglökkern oder Bergen, von denen das Volk ausdrücklich bezeichnet den Ränzelsberg bei Lauingen, den Tönnekenberg bei Volkmarode, den Schwarzfuhlenberg bei Reisklingen, die Löcher im Burgthale bei Schlieftedt, die Zwerglöcher im Gipsbruche bei Thiede, den Wohlenberg in der Gifhorner Gegend. Unsere Zwergsagen haben die allgemeinen Züge, die überall in Niedersachsen und sonst in Deutschland dem kleinen Volke zukommen. Die Zwerge bestehlen die Felder, sie vertauschen die Kinder und lassen Wechselbälge zurück, sie erscheinen in Frösche verwandelt, wer sie dann schont und nicht tötet, den belohnen sie.

<sup>1)</sup> Sog. Kuckucksspeichel von der Schaumcicade (*Aprophora spumaria*).

<sup>2)</sup> Th. Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 57; Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 420; Ruhn, Märkische Sagen, S. 49.

<sup>3)</sup> Braunschw. Magazin 1899, S. 111.



Je nach der Art der Behandlung spielen sie den Menschen entweder einen Pöffen oder sie dienen ihnen, bringen ihnen Gaben, oft in Gestalt von Rot, Erde, Sand, der sich später als Gold erweist. Für die Küche liefern sie Fleisch, Kuchen, Getränke. Oft leihen sie Geräte von den Menschen, oder leihen diesen solche, welche aber stets rein gewaschen zurückgegeben werden müssen, sonst rächt sich der Zwerg.

Wo Oker und Aller zusammenfließen, da liegt in der fahlen Heide der Wohlenberg. In ihm haben vor Zeiten die Zwerge gehaust, wie sie aber von dort ausgezogen sind, berichtete mir der alte Dietrich Thöne aus Hillerse<sup>1)</sup>.

„Die Zwerge haben früher im Wohlenberge gewohnt; wenn dann die Bauern dort in der Nähe gepflügt haben, sind die Frauensleute hinaus aufs Feld gekommen und haben ihnen das Essen, gewöhnlich Erbsen mit Speck, in Henteltöpfen gebracht, die sie am Wohlenberge niederlegten. Da lauerten die Zwerge darauf, verzehrten das Essen und besudelten noch obendrein häßlich die Töpfe, so daß die Bauern, wenn sie essen wollten, nur Rot fanden.

Das ist eine Zeitlang so gegangen. Da baute man in Leiferde eine Kirche, und als die Glocken an zu läuten fingen, konnten das die Zwerge nicht vertragen und sie sind schnell in die Gegend nach Volkse zu abgezogen. Dort aber ist keine Brücke über die Oker und so konnten sie nicht auf die andere Seite gelangen. Endlich fand sich ein Schiffer und den fragte der Zwergkönig, ob er ihn und seine Zwerge überführen und ob er kopfweise bezahlt oder einen Hut voll Zweipfennigstücke haben wolle? Einen Hut voll Zweipfennigstücke, sagte der Schiffer und am anderen Morgen sollte die Überfahrt stattfinden.

Da erschien auch der König und der Schiffer meinte, er sei allein, denn die Zwerge, die bei ihm waren, konnte er nicht sehen. Er hat sie aber übergesetzt und das dauerte vom Morgen bis zum späten Abend, wobei der Kahn immer so voll war, daß er bis zum Rande ins Wasser einsank. „Jetzt sind wir alle hinüber“, sagte der Zwergkönig und fragte den Schiffer, ob er einmal sehen wolle, wieviel Zwerge er übergeführt hätte? Damit nahm er seinen Hut ab und setzte ihn dem Schiffer auf. Nun konnte der Schiffer sehen, wie auf dem anderen Okerufer tausende und tausende von Zwergen standen, die er alle übergesetzt hatte. Als dann der Zwergkönig seinen Hut wieder zurücknahm, konnte der Schiffer auch keine Zwerge mehr sehen. Die sind fortgezogen.“

Diese Zwergsage enthält uralte Züge (wie die Tarnkappe) und ist verwandt mit anderen norddeutschen Sagen vom Auszuge der Zwerge<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Zuerst von mir mitgeteilt in der Zeitschrift „Am Urquell“ IV, S. 226 (1893).

<sup>2)</sup> Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Nr. 291, Überfahrt über die Hunte und Aller, Nr. 323 über die Ems. Die Tarnkappe und das Verunreinigen der Geschirre daselbst Nr. 291. Die sectio fabulosa von den Zwergen wird ganz ähnlich in einer Chronik der Stadt Hildesheim erzählt (Neues Vaterland. Archiv des Königreichs Hannover II, S. 67, 1822), ferner aus Rügen vom Goldberge und der Gleiwitzer Fähre (Zeitschrift für deutsche Mythologie II, S. 144).

Als Gehülfsen des Menschen und kleine Hausgeister, die man als Darbringer von Reichtümern betrachtet, erscheinen die Altraunen. Der Glaube an sie (Mandrágora, Galgenmännlein, Heckenmännchen) scheint heute im Braunschweigischen völlig verschwunden zu sein. Die menschenförmlich gestaltete Wurzel, die im Altertume ihre Rolle spielte, wie jetzt noch im Morgenlande, und ihrem Besizer Glück, Gesundheit und langes Leben, wie der Stein der Weisen, gewährt, hatte aber früher ihre Geltung bei uns so gut wie in anderen deutschen Landschaften. Im Jahre 1615 werden in der Stadt Braunschweig zwei alte arme Leute erwähnt, so sich des Bettels ernährt und bei denen ein Alruniken gefunden worden sei<sup>1)</sup>.

Weiter schließen sich an diese übernatürlichen Erscheinungen die Dämonen an, bei welchen von einem Seelenglauben keine Rede mehr sein kann. Auch sie finden in der den Menschen umgebenden Natur ihren Ursprung, in den Elementen, denen gegenüber der Mensch sich ohnmächtig und klein fühlt. Dahin gehört ein Winddämon (der wilde Jäger), ferner das Geschlecht der Riesen, die reine Phantasiegebilde sind, Wesen, mit übermenschlicher Größe und Kraft ausgestattet, aber ohne Zusammenhang mit einer Naturerscheinung, endlich die jüngste Erscheinung, der durch das Christentum eingeführte Teufel.

Der wilde Jäger kommt unter dem Namen Hadelberg mit allen seinen Attributen durch das ganze Land in zahlreichen Sagen vor. Es läßt sich über ihn, der seit Grimm nicht ohne Widerspruch als ein Niederschlag Wotans angesehen wird, nichts Neues beibringen und da er vielfach erschöpfend behandelt ist, verweise ich einfach auf die Literatur<sup>2)</sup>, soweit sie Braunschweig betrifft. Die Ansicht, daß wir im wilden Jäger nicht Wotan, sondern eine Personifikation des Sturmwindes zu erkennen haben, daß er also ein Winddämon ist, bricht sich immer mehr und mehr Bahn.

Die Riesen. Etwa ein duzendmal haftet an unseren Flurnamen die Bezeichnung Hünenberg, Hünenkamp, Hünengraben, Hünenburg, die stets auf ein mythisches Geschlecht der Hünen oder (hochdeutsch) Heunen deuten, womit das heutige Volk die Riesen bezeichnet. Fragt man nach den Eigenschaften, mit denen diese ausgestattet gewesen sein sollen, dann heißt es: sie waren groß und stark, denn wie hätten sie sonst die ungeheuren Wälle erbauen und die gewaltigen Steine herbeischaffen können? Auf diese beiden Thätigkeiten beschränkt sich auch wesentlich dasjenige, was man bei uns von Riesen berichtet.

An der Westseite der Hünenburg bei Watenstedt (Amt Schöningen) befand sich ein Stein, in welchem sich zwei Eindücke, wie von großen menschlichen Füßen, zeigten, nebst einem Loche vor und hinter denselben. Dort hat ein Riese seine Bedürfnisse verrichtet, wodurch die beiden Fußspuren und die beiden Löcher

<sup>1)</sup> Rehtmeiers Kirchenhistorie V, S. 384.

<sup>2)</sup> Paul Zimmermann in der Zeitschrift des Harzvereins XII, S. 7. Ruhn und Schwarz, Nordd. Sagen, Nr. 182, 203, 265. Schambach und Müller, Niederl. Sagen, S. 70, 346, 421. Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 4, 5 u. a. Für den Drömling: Ebeling, Blicke in vergessene Winkel II, S. 281.

entstanden sind<sup>1)</sup>. Daß der schöne Ringwall, die Hünenburg, nur von Riesen erbaut sein konnte, glaubte man früher allgemein.

Einen anderen Anhalt boten die zahlreichen erratischen Blöcke, die als Riesenspielzeug galten, oder als drückendes Sandkorn im Schuhe des Riesen lagen und von ihm ausgeschüttelt wurden, wie dieses von solchen Blöcken bei Groß-Stöckheim, Sauingen und Groß-Steinum berichtet wird. Auch die beiden schönen Steinkammergräber auf dem Annen- oder Corneliusberge bei Helmstedt, die Lützensteine, sind Steinchen, die ein Riese in seiner Tasche gesammelt hatte und dort verloren hat<sup>2)</sup>. Und noch ein anderes, wie es scheint, vorgeschichtliches Denkmal unseres Landes, den prachtvollen „Hoch“ genannten und mit einer uralten Linde gekrönten Tumulus in Gveffen am Elme, bringt die Sage mit den Riesen in Verbindung. Ein Hüne war bei Regenwetter eine lange Strecke durch den Elm gegangen, wobei ihm von dem schweren Erdreich soviel am Stiefel sitzen blieb, daß er nicht weiter konnte. Da strich er den Lehm von der Sohle ab und das ist der Hügel in Gveffen<sup>3)</sup> (Fig. 167).

Hierher gehört auch der berühmte Bickelstein (Fig. 168), etwa 7 km von der braunschweigischen Grenze, der sich in menschenleerer Einöde, fernab vom Verkehr auf einer Sanddüne 4 km nördlich von Ehra, 2½ km südlich von Voigshagen in der Heide erhebt und den ich wiederholt besucht habe. Auch dieser Stein ist von den Riesen vom Kliebersberge bei Fallersleben nach seinem jetzigen Standpunkte geworfen worden, und die ganze Heide ringsum heißt nach ihm die Bickelsteiner Heide, ein Name, der schon 1697 in einem Lehnbriefe derer v. Bartenleben über das Woldecker Land vorkommt<sup>4)</sup>. Es ist ein gewaltiger rötlicher, erratischer Granitblock, in der größten Länge 2,5 m messend und 1,20 m hoch. Die Hauptansicht ist von Osten her, von wo aus er die Gestalt eines plumpen Sofas oder eines großen Lehnstuhls hat, mit einer Lehne von 0,55 m Höhe und einem Sitze von 0,65 m Breite. Das eigentümliche an ihm ist nicht seine Größe, denn es giebt noch größere in der Heide, die zur Eiszeit von Schweden hierher auf dem Rücken des großen nordischen Gletschers geschafft wurden, sondern die sieben Hufeisen und die sieben Kreuze, die künstlich in ihn eingehauen sind. Diese sind es auch, die ihm den niederdeutschen Namen verschafft haben; eine dicke ist eine spitze Steinhau, inbicken = einhauen; die Form Bickenstein ist daher die richtige. Auf den Karten aber steht er als Bickel-

<sup>1)</sup> Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1864, S. 362.

<sup>2)</sup> Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 141. Grabowsky, Die Lützensteine, Globus, Band 65, S. 374 und Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs 1898, S. 39. Gleiche Sagen von den altmärkischen Steinkammergräbern, Kuhn, Märkische Sagen, S. 25.

<sup>3)</sup> Kuhn und Schwarz a. a. D., S. 141. Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Gveffen. Globus, Band 67, S. 15. Mit Abbildung. — Ähnliche Sagen von Sandkörnern und Hügeln, die von schreitenden Riesen stammen (aus Banterohe, vom Weissenstein bei Odagen, von Salzberghelden, von Hildesheim und Escherode) bei Schambach und Müller, S. 146.

<sup>4)</sup> Bei Walter, Singularia Magdeburgica, VII.

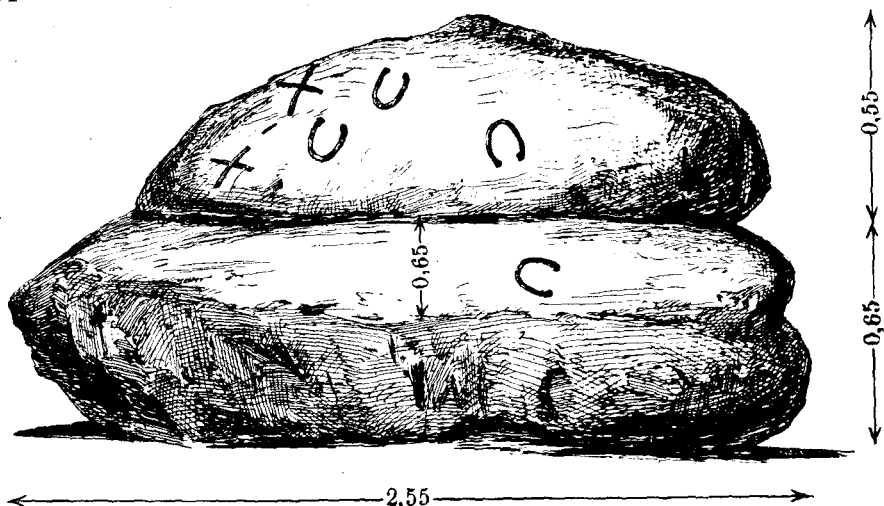
stein. Weit ab von allem Verkehr in der Heide, wo nur die Lerche ihr Lied singt und die zahlreichen kleinen Bläulinge über dem Heidekraut flattern, zwischen den jung aufstrebenden Kiefern macht er mit den seit uralter Zeit in ihn eingehauenen Zeichen einen ergreifenden Eindruck und die Phantasie wie die Sage



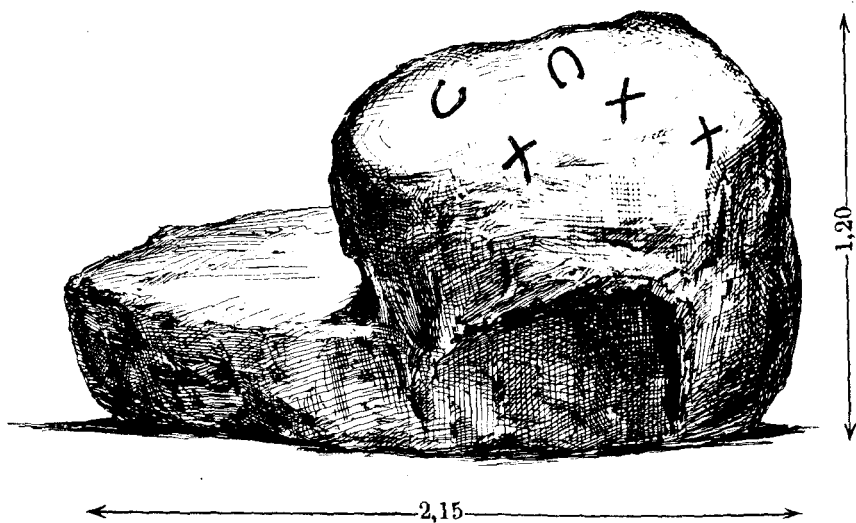
Fig. 167. „Hoch“ (Tumulus) mit benagelter Linde zu Gveffen am Elm.

beschäftigen sich lebhaft mit ihm. Was Wunder, daß die Hufeisen mit Wodan in Verbindung gebracht wurden, die Kreuze mit dem Siege des Christentums über den heidnischen Glauben, daß seine Form ihn zum Opferstein stempelte, oder zu einem Gerichtssitze — wie all derlei Vermutungen mündlich oder schriftlich aufgestellt worden sind.

Ansicht von Süden.



Ansicht von Nordwest.



Ansicht von Westen.

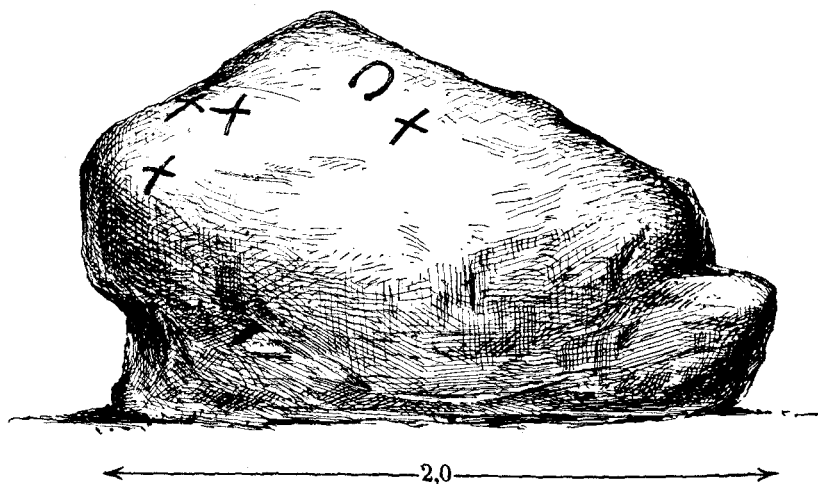


Fig. 168. Der Bickelstein zwischen Ohra und Voigtlagen.

Ich gebe hier eine Abbildung des Steines <sup>1)</sup> von drei Seiten. Eine Photographie würde nicht gut das Ganze wiedergeben, da die Zeichen oft in Vertiefungen oder an Krümmungen des Steines liegen, über den sie ganz regellos zerstreut sind. Alle von einem Standpunkte aus zu übersehen, ist nicht möglich und das Skizzieren gelang mir erst dann, als ich weißen Heidesand in die Vertiefungen eingestreut hatte. Es ist bei den sieben, unregelmäßig über den Stein zerstreuten Hufeisen zu bemerken, daß sie in Größe und Form (etwa 10 cm lang und 10 cm breit) ganz modernen Hufeisen gleichen, nur weniger am offenen Ende zusammengezogen als diese und daher in der Form an ein lateinisches U mahnend. Alle sind mit sogenannten Stollen versehen, die wohl bei den ältesten Hufeisen noch nicht vorhanden waren. Eine einfache Roßtrappe, d. h. der Abdruck des unbeschlagenen Pferdehufes, sind sie nicht, was einer mythologischen Deutung, einer Hinweisung auf Wodan, im Wege steht. Zwischen und neben den Hufeisen erscheinen, ebenso unregelmäßig, die sieben einfachen, aber schlechter als jene eingehauenen Kreuze. Alle Figuren sind scharf, ungefähr 1 cm tief, in den Granit eingehauen; es sollen, da einige mit der Zeit flach und undeutlich geworden waren, Nachbesserungen stattgefunden haben, wie übereinstimmend mir in den benachbarten Dörfern erzählt wurde.

In Ehra und Voigshagen erzählt man die Sage vom Bickelstein folgendermaßen: Im Dreißigjährigen Kriege kam ein schwedisches Heer unter dem Könige Gustav Adolf nach der Bickelsteiner Heide; die von den Kaiserlichen verfolgten Schweden waren sehr ermüdet und glaubten sich hier in der Heide sicher, so daß ihr Feldherr sich beim Bickelstein zum Schlafen niederlegte, vorher aber den Befehl gab, daß bei Todesstrafe ihn niemand vor Ablauf von vier Stunden wecken dürfe. Als er kaum zwei Stunden geschlafen hatte, sah man den Feind in großen Haufen von Bockling (einem Walde in Südwesten) her anrücken; wiewohl nun die Gefahr mit jedem Augenblicke wuchs, wagte es doch niemand, den Führer zu wecken, bis endlich einer seinen Lieblingshund auf ihn warf. Davon erwachte er, erschlug aber den Hund und setzte sich, die drohende Gefahr überschauend, auf sein Roß. Nur der Weg nach dem Malloh (Wald im Nordwest) war noch frei, auf drei Seiten war er umzingelt. Da sank ihm der Mut und er rief aus: „So wenig, als mein Pferd in diesen Stein treten und ich mit meinem Schwert hineinhauen kann, so wenig werden wir noch siegen.“ Damit sprengte er auf den Stein. Als bald wurden die Spuren der Hufeisen darin sichtbar und die Kreuzhiebe des Schwertes zeichneten sich so scharf darin ab, als wäre der Stein Butter gewesen. Das Wunderzeichen aber begeisterte die Krieger so, daß sie sich durchschlugen und die Hauptschlacht gewannen, die hinter dem Malloh am Scharfenberge geschlagen wurde <sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Zuerst von mir mitgeteilt in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1897, Tafel III.

<sup>2)</sup> Etwas abweichend bei Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 268. Vergl. auch Ruhn, Märktische Sagen, S. 39. Älteste Mitteilung der Sage im Vaterländischen Archiv des Königreichs Hannover II, S. 16, Hannover 1820.

Eine andere Form der Sage lautet: Da, wo jetzt der Stein liegt, schloß der Sachse Widel oder Bidel eine Schar feindlicher Franken ein. Dem Obersten der Franken bot Bidel die Freiheit an, wenn er den Stein umreiten und dabei sein Pferd ein Hufeisen gegen denselben schleudern werde. Das geschah und der Franke kam frei.

Offenbar sind die verschiedenen Begeartungen der Sage erst entstanden, als das Volk die Hufeisen und Kreuze am Stein aufgefunden hatte und sie zu deuten suchte. Wie alt aber diese Zeichen sind, darüber fehlt alle Nachricht.

Der Teufel ist die jüngste, durch das Christentum bekannt gewordene, hier zu erwähnende übernatürliche Erscheinung. Er heißt gewöhnlich düwel, woraus euphemistisch deiker und düker entstanden ist. Bei Vorsfelde, namentlich im Volbederlande, nennt man ihn „de lütje ôle“. In der Vorstellung des Volkes giebt es neben dem eigentümlichen Teufel, der als Gegensatz zu Gott gedacht wird, noch mehrere Teufel, gleichsam Gesellen des Oberteufels, die hier und da auftreten und gebannt werden müssen, was schon daraus hervorgeht, daß es heißt, ein Teufel that dieses oder das. Sie fürchten das Kreuz, das sie nicht sehen können, oder frommen Gesang, sie werden, wie andere bösen Geister, vertrieben, wenn man aus der Bibel ein Kapitel rückwärts liest; der Teufel ist mit einem Pferdefuß ausgestattet und kann sich in Tiere verwandeln. In mancher spukhaften Erscheinung, von der man sich erzählt, sieht der Teufel. Unerkannt mischt sich der Teufel gern unter Menschen, forscht sie aus, sieht, ob er Seelenbeute machen kann oder spielt ihnen einen Posse. So ist er einst in Rästorf in einen Kreis von Plumpsackspielern gekommen und hat, statt mit dem Plumpsack, ein Mädchen mit seinem Pferdefuß auf den Rücken geschlagen, daß dieses laut aufschrie. Die Menschen verschreiben dem Teufel ihre Seele und erhalten dafür Geld; manche, die plötzlich reich wurden, ohne daß man wußte, wie, haben so ihr Vermögen erlangt. Wenn die Frist abgelaufen, holt der Teufel den Betreffenden und dreht ihm den Kopf um, de nâse in'n nacken<sup>1)</sup>. Nicht nur in den öfter als Flurname vorkommenden „Höllen“ wohnt der Teufel, sondern auch in den Teufelslöchern (düwelsküle bei Velm) und der Teufelsküche am Reitling im Elme. Verschwunden ist heute die Teufelsküche nördlich von der Stadt Braunschweig im Urkeroder Felde. Das Sprichwort beschäftigt sich mit ihm und seiner Großmutter; von einem Reichen, der noch mehr bekommt, sagt man:

de düwel schitt immer up'n dicksten hucken;  
von einem Podennarbigen:

up dem hat de düwel arften edoschen.

Häufig hört man:

Wenn't rânt un de sunne schint, dann hat de düwel hochtit. — Wenn einer 'n düwel an de wand mält, is hei nich wit. — De düwel is sau slecht nich, as 'e maket ward. — Ik will dik wol kri'n ê dik de düwel krigt (du sollst mir nicht

<sup>1)</sup> Teufelsagen bei Voges, S. 57.

entgehen). — Hei is 'n düwel von ârse eschâwet (ein schlechter Kerl). — Wer geld hat kann 'n düwel up'n dâke dansen seien. — Wer fritt und schitt den hält de düwel nich emal, da denkete et is 'n swin, Redensart, wenn jemand beim Essen sich unanständig beträgt. — Wenn 'n von 'n düwel seggt, denn sitte up'r hâke. — Wo nist is, da is de düwel; wo tovel is, da is de düwel zweimal. — Wer in'n himmel will, mot'n düwel taun vadder hebben. — Slâ gott 'n düwel dôd, pacht ik de höll!

Der Teufel in eigener Person hat im 16. Jahrhundert auch in der Stadt Braunschweig Hochzeit gehalten, und zwar mit seiner Großmutter. Nächtllicherweise hat er von dem kaiserlichen Obersten daselbst, Meineke von Peine, sich dessen großen Saal ausgebenen und nach einigem Zögern von diesem auch erhalten. Dafür durfte auch zugeschaut, aber ja nichts von Unbetheiligten von den Teufelspeisen genossen werden. Zwei Mägde Meinekes haben auch zugeschaut und folgendes berichtet: Nachts um die zwölfte Stunde sind viele Wagen vorgefahren und Reiter angelangt. Der ganze Saal war voll Teufel und Teufelinnen in Menschengestalt. Der oberste der Teufel erschien als junger, geschmückter Mann, aber mit zwei Hörnern auf dem Kopfe; seine Braut war häßlich wie die Nacht und sprang auf Krüden. Nachdem alle weidlich gegessen und getrunken, wurde getanzt und dann um 3 Uhr aufgebrochen. Der Saal war ganz rein geblieben und zum Danke hinterließen die Teufel einen kostbaren Teppich samt einem Ringe im Werte von 2000 Dukaten und dabei einen Zettel, auf dem stand, Meineke von Peine würde stets mit seinen Kindern im Wohlstande bleiben, wenn Teppich und Ring immer zusammenblieben<sup>1)</sup>.

Den Gottesleugnern bricht der Teufel den Hals. Als ein solcher galt Lessing und als er am 15. Februar 1781 im Ungottischen Hause in Braunschweig starb, erzählte sich das niedere Volk, der Teufel habe ihn geholt. Daher mag wohl auch ein Abzählreim stammen, den die Knaben in Braunschweig früher beim Spielen gebrauchten:

De düwel kam emal up êren,  
Un wull he gêrn en blanksmit wêren,  
Doch harr he weder tinn noch messing,  
Drum nam he den professor Lessing.

Mit dem Teufel erscheint der Rabe als sein Begleiter. Zur Zeit der Hennig Brabantschen Bewegungen umschwebte (1604) ein Rabe auf dem Agidienkirchhofe unablässig Hennig Brabants Haupt und ließ sich krächzend auf dessen Haus nieder, woraus der Aberglaube jener Zeit und vor allem der Grobschmied Wschen Ramla einen Schluß auf Hennig Brabants Bündnis mit dem Teufel zog<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Beste, Vorstellungen unserer Väter vom Teufel mit besonderer Rücksicht auf die Stadt Braunschweig. Braunschw. Magazin 1840, S. 251. Die Quelle für diese Geschichte ist Petri Goldschmids, Pastoris Sterupensis, höllischer Morpheus. Hamburg 1698. Daraus abgedruckt in Annalen der Haupt- und Residenzstadt Braunschweig, 2. April 1831.

<sup>2)</sup> Rehtmeiers Kirchengeschichte IV, S. 212. Ribbentrops Beschreibung der Stadt Braunschweig, S. CLVII.



In naher Beziehung zum Teufel stehen die Freimaurer. Eine ganz unglaubliche Anzahl Schauer geschichten erzählt das niedere Volk auf dem Lande von ihnen. Der Aberglaube ist da sehr rege und hat offenbar durch die mysteriösen Ceremonieen vieler Freimaurerlogen Nahrung erhalten.

Allgemein heißt es, die Freimaurer seien eine Teufels gesellschaft. Auf der Leopoldstraße in Braunschweig, da haben sie ihr Haus, wo sie zusammenkommen, und im Versammlungs saale steht eine lange Tafel. Unter der liegt der Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Hundes mit feurigen Augen. Ringsum an den Wänden da hängen die Bildnisse sämtlicher Freimaurer. Alle Jahre muß einer von ihnen sterben und wer das sein soll, darüber entscheidet das Los. Wenn die Todesstunde des Betreffenden gekommen ist, dann steht der Oberste der Freimaurer auf und sticht mit einer großen Nadel in das Bild des Todes kandidaten. In demselben Augenblicke stürzt dieser, gleichviel, wo er sich befinden mag, tot zusammen; gewöhnlich ist der Teufel dabei zugegen und dreht ne de nâsse in'n nacken. Jeder Freimaurer muß alljährlich einen Bau ausführen und sei er noch so klein, sonst holt ihn der Teufel.

Das Volk bezeichnet viele als Freimaurer oder als solche, die es einmal waren; zumal Leute, über deren Vermögensursprung oder Herkunft sie nichts näheres wissen, gelten als Freimaurer und ihnen dichtet man Geschichten an oder überträgt alte Fabeln auf sie. Eine Frau wußte, daß ihr Mann Freimaurer geworden war; sie wollte ihn aber aus der Teufels gesellschaft befreien und ging nach Braunschweig ins Freimaurerhaus. Da hing schon ihres Mannes Bild zwischen den übrigen. „Du sollst ihn los haben“, sagte der Oberste, gab der Frau eine große Nadel und ließ sie in ihres Mannes Bild stechen. Als sie nach Hause kam, war ihr Mann tot.

Ein Ziegeleibesitzer erzählte, in 14 Tagen würde eine Kutsche kommen und ihn abholen. Dann würde er lange Zeit nicht zu Hause sein. Die Kutsche kam auch; aber anderen Tages brachte sie den Mann tot zurück, de nâsse in'n nacken. Der war unter die Freimaurer gegangen gewesen und das Los hatte ihn gleich an seinem Eintrittstage getroffen.

Der Amtmann Franz in Salzdahlum ist auch Freimaurer gewesen. Eines Tages ist er auf der Wiese beim Heumachen; da sieht er auf die Uhr, erschrickt und ruft: „ich habe die Zeit verpaßt!“ Wie rasend jagt er mit dem Pferde nach Hause, als er den Hof erreichte, stürzte er tot nieder. Das hing mit der Freimaurerei zusammen.

Daß auch die Zinker mit dem Teufel im Bunde stehen, der ihnen reiche Honigernte zu teil werden lassen kann, erfuhr ich zu Gamsen bei Gishorn; dort war der alte Heinrich Ratje ein solcher Zinker. Mit Hülfe des Teufels konnte er auch Diebe ausfindig machen. Kommt ein Weib zu ihm, dem Leinwand gestohlen ist und bittet um seine Hülfe. Unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit teilt er ihr ein Verfahren mit; das schwaghafte Weib erzählt überall, sie sei bei Ratje gewesen und wolle ihre Leinwand bald wieder haben. Das spricht sich weiter herum, der Dieb hört es, bekommt Angst und bringt

heimlich die Leinwand zurück. Matjes Bund mit dem Teufel steht aber seitdem fest.

Teufelsbeschwörungen ereignen sich noch heute. In der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1897 wurden auf der Polizei in Braunschweig der Hausdiener Gottlieb Kizke und der Kutscher Fritz Krödel vorgeführt; weil sie sich um 2 Uhr in verdächtiger Weise auf der Wolfenbüttlerstraße (die nach Süden zu ins Freie führt) umhergetrieben hatten und dem Nachtwächter nur ausweichende Antworten gaben. Durch die Untersuchung wurde festgestellt, daß beide viel in einem sogenannten „Geisterbuche“ gelesen und sich in der fraglichen Nacht vorgenommen hatten, den Teufel zu beschwören. Zu diesem Zwecke hatten sie sich einen Sack verschafft und dahinein Brennholz, mehrere Stearinlichter, eine Flasche Spiritus und eine Düte mit Salztuchen gethan. Mit diesen Sachen begaben sie sich auf die Melveroder Feldmark, zündeten dort ein Feuer an, steckten die Lichter an und brachten ihre Spiritusmaschine in Gang, um auf derselben dem Teufel die Salztuchen zu opfern, damit er erschiene. Beide haben dann eine Stunde lang gebetet. Als das Holz niedergebrannt und der Teufel nicht erschienen war, traten sie unter Verwünschungen den Rückweg an, auf dem sie verhaftet wurden.

Das ganz zerlesene „Geisterbuch“ der beiden Teufelsbeschwörer war eine Sammlung verschiedener Schriften auf schlechtem Papier in kl. 8°, gedruckt Berlin O. bei E. Bartels, Blumenstraße 70. Die Titel lauten: Das siebenmal versiegelte Buch der größten Geheimnisse. — Geheime Kunstschule magischer Wunderkräfte. — Romanus-Büchlein. — Engelhülfe zu Schutz und Schirm in großen Nöten. — Das heilige Sales-Büchlein. — Der wahrhaftige feurige Drache. — Aus letzterem scheinen die Beschwörungsformeln entnommen zu sein; es enthielt ein Lesezeichen bei dem Kapitel, wo von Lucifers Beschwörung die Rede ist. (Nach Polizeiakten.)

---

## Aberglauben, Wetterregeln und Volksmedizin.

### Aberglauben.

Es besteht noch sehr viel Aberglauben in Stadt und Land, dem sich oft gebildete Leute nicht ganz entziehen, wenn sie auch von dem Thörichten ihres Beginnnens überzeugt sind. Eine vollständige Sammlung mitzuteilen, auch wenn es in meiner Macht läge, erscheint zwecklos, denn es giebt genug Schriften, welche sich für Deutschland damit befaßt haben<sup>1)</sup>. Wir sehen, abgesehen von den allgemein menschlichen (bei Kultur- wie Naturvölkern oft bis in die feinsten Einzelheiten identischen) abergläubischen Vorstellungen, die deutschen weit und breit im Vaterlande geltenden, speciell niederdeutschen Formen des Aberglaubens bei uns vertreten, die zuweilen lokale Färbung annehmen. Schon früh ist durch die Regierung dagegen geeifert worden, wie denn die landesherrliche Verordnung vom 8. September 1648 besagt: „Es soll sich jeder männiglich des abgöttischen Wahrsagens, Aberglaubens und Krystallschens enthalten, niemand auch dasselbe begehren oder es sollen sowohl diejenigen, welche sich unternehmen, solcher gottlosen Leute Rat sich zu bedienen, als diejenigen, welche sich solcher abgöttischen Händel thätlich gebrauchen, zu ernster, willkürlicher Strafe gezogen und nach Gelegenheit an Leib und Leben gestraft werden.“ In der Marktordnung der Stadt Braunschweig vom 29. September 1763 wird der Verkauf von „Träumen und abergläubischen Büchern“ verboten.

Was im nachstehenden verzeichnet ist, wurde unmittelbar dem Munde des Volkes entnommen und niedergeschrieben, wie ich es erfuhr. Mehr ist in den Abschnitten über die Spinnstuben (vom Flachs), Wetter, Geburt, Hochzeit, Tod u. nachzulesen, wo es besser zur Erläuterung dient als in einer allgemeinen Sammlung.

---

<sup>1)</sup> A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Dritte Auflage Berlin 1900. Viel in Grimms deutscher Mythologie. Vierte Auflage. Berlin 1878. Wichtig ist die kleine Schrift von W. Mannhardt, Die praktischen Folgen des Aberglaubens. Berlin 1878.

Tagewählerei. Der Ausdruck stammt von Luther, der ihn in der Bibel-übersetzung<sup>1)</sup> gebraucht für diejenigen, welche an glückliche und unglückliche Tage glauben. Und das thut so ziemlich die ganze kultivierte und unkultivierte Menschheit.

Bismarck klagt einmal brieflich seiner Gemahlin, daß er in Lezlingen schlechte Jagd gehabt habe, weil es Freitag war. So ist auch der Freitag allgemein als Unglückstag angesehen, an dem man nicht gern etwas unternimmt.

Von besonderem Werte ist die Tagewählerei für die Knechte und Mägde auf dem Lande. Sie haben ganz bestimmte, genau eingehaltene Regeln, von denen sie durchaus nicht abweichen, zumal bezüglich des Anziehens bei einer Herrschaft. Es gelten folgende: der Montag „wird nicht wochenalt“, an ihm soll man nichts Wichtiges beginnen, namentlich nicht anziehen, da man sonst schon im Laufe der Woche wieder abziehen wird. Dienstag ist gut; Mittwoch nicht gut; Donnerstag ist sehr gut; Freitag taugt gar nichts und der Sonnabend ist mittelmäßig. Ein ordentlicher, fleißiger Knecht zieht nur am Dienstag oder Donnerstag an.

Die Kuh, die gekalbt hat und zum ersten Male wieder den Stall verläßt, wird an der Schwelle über eine Art geführt, sonst bleibt sie nicht gesund.

Neugeborene Kälber muß man mit Salz und Dill bestreuen, damit sie gut wachsen.

Wenn die Kuh oder die Ziege die eigene Nachgeburt (niederdeutsch hämel) frisst (was beide gern thun), so geben sie wenig Milch.

Es ist glückverheißend, wenn Schafe zur Rechten begegnen.

Eine neugekaufte Katze gewöhnt sich ans Haus, wenn man sie dort in den Spiegel schauen läßt.

Bugt sich die Katze, dann kommen Gäste.

Das witte wessel (Hermelin) saugt den Kühen die Milch aus, wobei titten und ströken (Euter und Zitzen) schwellen. Man heilt die Geschwulst durch Reiben mit Hermelinfell. Dieses Reiben ist auch gut, um das Buttern zu befördern; die Butter scheidet sich dadurch besser von der Buttermilch.

Wenn man in einem Hof einen Wolfsschwanz vergräbt, so wagt sich kein Wolf hinein, und wenn man solchen in einem Hause aufhängt, so kommen keine Fliegen dahin. (Kalender 1717.)

Ein Huhn, das kräht wie ein Hahn, deutet Unglück an. Man soll ihm den Hals umdrehen.

Wo die Schwalbe oder der Storch nisten, kehrt Glück im Hause ein. Beide dürfen nicht im Nisten gestört oder getötet werden.

In Groß-Dahlum sagt man: Man hat das ganze Jahr hindurch Glück, wenn man den ersten Storch im Fluge, den ersten Pflug im Zuge und den ersten Frosch auf dem Trocknen sieht.

Erblickt man im Frühling den ersten Frosch auf dem Trocknen, so muß man in dem Jahre viel weinen, denn de ütsche mot nat sin.

Sieht man den ersten Frosch im Jahre im Wasser, so hat man Unglück.

Tritt man einen Frosch tot, so giebt es Regenwetter.

Die Kröte (Iork) ist ein Gegenstand des Abscheus und wird für giftig gehalten.

Läuse im Haar werden für ein Zeichen der Gesundheit des Besitzers desselben erachtet.

Sieht man im Frühling zuerst einen weißen Schmetterling, so muß man bald zu einer Leiche gehen; einen gelben, so folgt bald Einladung zu einer Taufe, und einen bunten, so muß man sich zu einer Hochzeit rüsten.

Wenn der Teig gesäuert ist, muß das Brot mit einem Kreuze versehen werden, sonst gerät es nicht.

<sup>1)</sup> 5. Moj. 18, 10.

Man darf das Brot nicht auf den Rücken legen, sonst hat man Unglück.

Das Brot muß stets mit dem Knuste vom Tische nach außen, mit der Schnittfläche nach innen liegen; sonst entsteht Zank.

Schneidet jemand Brot schief an, so ist dieses ein Zeichen, daß er am gleichen Tage gelogen hat — oder er darf noch nicht bald heiraten.

Beim Aufschneiden des Brotes macht man mit dem Messer ein Zeichen des Kreuzes über dasselbe. Dann geht in der Haushaltung das Brot nie aus.

Wer schimmeliges Brot verzehrt, findet Geld.

Wer mit Brotstückchen wirft, kommt nicht in den Himmel oder der liebe Gott straft ihn.

Kranke, welche Krämpfe haben, dürfen nicht mit bloßen Händen, sondern müssen mit einer blauen Schürze angefaßt werden, sonst werden sie lahm.

Sprechen zwei gleichzeitig denselben Gedanken, Wunsch zc. aus, so leben sie noch längere Zeit zusammen. Wenn wi dat öwer't jâr noch dauet, lêwet wi noch, pflegt man dabei zu sagen.

Ist jemand von Hause fortgegangen und er bemerkt, daß er etwas vergessen hat, so darf er nicht umkehren, um das Vermiste zu holen; er hat sonst den Tag über kein Glück. Wohl aber darf er jemand aus dem Hause rufen, um ihm das Betreffende zu bringen.

Der Fund eines vierblättrigen Kleeblattes deutet auf Glück; ein fünfblättriges auf Unglück. Dieser Aberglaube ist verhältnismäßig jung, denn der Anbau des Klee stammt erst aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Weisse Flecke auf den Nägeln deuten die Zahl der Jahre an, die man noch zu leben hat. Oder: sie deuten auf Glück<sup>1)</sup>.

Niesen gilt als Zeichen, daß man die Wahrheit gesprochen hat; das ist auch der Sinn des Sprichwortes: dat kann en kind beprûsten.

Wer am Sonntage geboren ist, wird ein Glückskind; aber auch: Sonntagskinder werden nicht alt.

Von Lâusen träumen bedeutet Glück.

Begegnet man früh morgens einem Hasen oder einem alten Weibe, so hat man tagsüber Unglück. Dagegen bringt das Begegnen eines jungen Mädchens Glück.

Wenn zwei Männer über Kreuz pissen, so stirbt ein Jude.

Gesundene Hufeisen bringen Glück. Man nagelt sie mit der offenen Seite nach unten an den Thürpfosten, die Schwelle oder das Scheunenthor<sup>2)</sup>.

Man soll den rechten Schuh zuerst anziehen, nicht den linken. Umgekehrt bringt's Unglück<sup>3)</sup>.

Es bedeutet Unglück oder Zank, wenn man das Salzgefäß bei Tisch umwirft<sup>4)</sup>.

Auf das zuerst im Kartenspiel gewonnene Geld spuckt man, dann verliert man nicht<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> In England: A white spot on the nail presages a gift.

<sup>2)</sup> Ein weitverbreiteter Brauch, der wohl durch alle deutschen Lande geht. Seit alters schreibt man dem Rosseshuf und Hufeisen Zauberkraft zu. Der Hufschlag des Rosses des Gottes Valder eröffnete den Durstenden einen Quell; zahlreich sind die Hufeisenjagen und in Felsen eingedrückte Hufspuren, die Noctrappen. If you nail a horseshoe, that you have picked up, over your door it will prevent all witches and evil spirits crossing the threshold, glaubt man in England (Folklore-Record I, S. 24, 1878). Auch in Persien benutzt man die Hufeisen in gleicher Art. (O'Donovan, The Merv Oasis. London 1882, II, S. 14.)

<sup>3)</sup> To put on the left shoe before the right is a sign of evil to come. Folklore-Record I, p. 12 (1878).

<sup>4)</sup> Englisch: Spilling salt implies ill-luck.

<sup>5)</sup> Im Speichel sitzt besondere Kraft. Fishwomen and hucksters generally spit upon the handseil, the first money they receive. Henderson, Folk-lore of the Northern counties. 2. Aufl. London, 1879, S. 32.

Wer einen Afterschachtelhalm (bei uns kannenkrüt) mit der ganzen Wurzel herausziehen kann, findet darunter einen Goldklumpen.

Das heckemänneken, ein altes Geldstück, bewirkt, daß das Geld, bei dem es aufbewahrt wird, wächst und „nicht alle wird“.

„Bullert“ das Feuer im Ofen, so sagt man: Et fűer schillt, et gift noch strit. Hűhnerfedern im Bette bringen Zank und Streit in die Familie.

Spize oder schneidige Geräte soll man Freunden nicht schenken, das zerschneidet die Freundschaft, man löst sich lieber einen Pfennig dafűr zahlen <sup>1)</sup>).

Wer en hunerstűt (Hűhnersteiű) vertűrt, kann 't műl nich hűlen (nist verswigen).

Die Vorstellung von der Unreinheit der Frau während ihrer menses, die bei so vielen Naturvűlkern bis zur vűlligen Absperrung derselben vom Tische, ja von der ganzen Dorfgemeinschaft fűhrt, hat sich in einzelnen Zűgen bei uns erhalten. Eine Menstruierende darf nicht beim Schweineschlachten helfen, da sonst alles Fleisch, das sie etwa anfaűt, verderben wűrde. Es kommt vor, daű Leute das Schlachten abbestellen, wenn der Fall bei ihren Frauen eintritt. Auch das Aufassen von Frűchten (zum Einmachen) ist während dieser Periode den Frauen untersagt.

Mädchen trinken nicht, wenn sie Sauerkohl geessen haben. Sie fűrchten sonst uűerehelich schwanger zu werden.

Ein Mädchen, das auf einen eidop tritt, wird im gleichen Jahre schwanger.

Wem die Nase juckt, der erfährt bald eine Neuigkeit.

Abgeschnittene Haare dűrfen nicht verbrannt werden, sonst bekommt man Kopfschmerzen.

Steigt man mit beiden Beinen zugleich aus dem Bette, so hat man tagsűber schlechte Laune.

Rotes Haar zeigt einen schlechten Charakter an, wie das auch im Sprichworte sich ausdrűckt.

Wenn alle Schűffeln und Teller bei Tische rein ausgeessen sind, giebt's gutes Wetter.

Fällt ein spizer eiserner Gegenstand (Messer, Gabel 2c.) so in den Stubenboden, daű er darin stecken bleibt, so kommen Gäste.

Man soll das Glűck nicht rűhmen (beraupen), sonst vergeht es. Thut man es dennoch, so muű man dazu sagen: unberufen.

Wer űbel gelaunt ist, is verkűrt t'n bedde komen.

Wer auf einen Kreuzweg piűt, bekommt ein Gerstentkorn ans Auge, das wegepisse heiűt.

Haare soll man nur bei zunehmendem Monde beschneiden, sie fallen sonst aus.

Die Weiden sind darum hohl und plagen, weil der Verräter Judas sich an einer Weide erhängte.

Nach dem Regenbogen darf man nicht mit Fingern zeigen.

Fällt ein Stűck Brot oder Kuchen in das Getränk (Bier, Kaffee), so darf man es nicht mit einem Messer herausholen, man bekommt sonst Leibscherzen.

Sitzen 13 Personen bei Tische zusammen, so stirbt davon im Laufe des Jahres eine <sup>2)</sup>).

<sup>1)</sup> Englisch: You must not give a knife to one whom you love or it will cut your love asunder. Folk-lore-Record I, p. 12 (1878).

<sup>2)</sup> Englisch: If 13 sit at table one will die before the year is out. Zu diesem allgemeinen Aberglauben, der darauf zurűckgefűhrt wird, daű Jesus Christus bei seiner letzten Mahlzeit mit 12 Jűngern zusammen saű, will ich folgendes hier festnageln, damit es nicht verloren gehe. In der Stadtverordnetenversammlung zu Frankfurt am Main vom 9. März 1893 kam es zur Sprache, daű in verschiedenen Straűen Frankfurts die Zahl 13 fehle; es stellte sich heraus, daű, den Wűnschen der Hausbesitzer Rechnung tragend, vom

Man darf die Betten nie so stellen, daß die Füße des Schlafers nach der Thür hinweisen, sonst wird er bald hinausgetragen, d. h. stirbt.

Träumt man von Eiern oder Läusen, so stirbt bald jemand aus der Verwandtschaft.

Der nösel, die Schnuppe, die am Lichte sitzt, deutet auf Ankunft eines Briefes oder „es stirbt einer“.

Träume, die man träumt, treffen ein, wenn man weißblühendes Heidekraut unter das Kopfkissen legt.

Wer tot gesagt wird, lebt dafür noch recht lange.

Tote, die zurückkehren und umgehen, darf man nicht anreden, sonst stirbt man bald.

Wo ein Selbstmörder gestorben, da spukt es und es gehen die Leute auch jetzt noch nicht gern bei Nacht an solche Stellen.

Weht ein starker Wind, so glaubt man, daß sich einer erhängt habe.

Sieht man eine Sternschnuppe fallen, so wird ein Wunsch, den man dann hegt, erfüllt.

Die Erscheinung eines Kometen am Himmel deutet auf Krieg, Unglück, Seuchen.

Man darf nicht über den Schmutz hinwegschreiten, der von Stiefeln oder Schuhen abgekratzt ist, sonst bekommt man Schnupfen. Der Schmutz wird deshalb so schnell wie möglich fortgebracht. Bei Leuten, die im Felde zu thun haben, fallen große Mengen davon ab.

Gedruckte Schutzbriefe, welche kugelfest machen, sind in den Jahren 1866 und 1870 bei uns, wie in andern deutschen Landschaften, aufgetaucht und unter den Soldaten, namentlich vom Lande, benutzt und mit in den Krieg genommen worden. Sie sollen sich in den Drömlingdörfern noch hier und da eingeraht in den Stuben der Bauern finden <sup>1)</sup>. Ein solcher lautet: „Ich gehe und stehe heute mit Gott, dem Herrn Jesu Christo. Sein heiliges Fleisch und Blut ist mein Harnisch und das Haupt, daß mich keine Waffe noch Degen schneidet, haut oder sticht und keine Kugel an Leib oder Leben verlegt. Sie sei von Gold, Silber oder Stahl, Messing oder Eisen, von Zinn oder Blei, so macht mich mein Herr Jesus von allen Sünden frei. Ich gehe aus mit Gott dem Herrn. Jesus Christus ist mein Gefell. Im Namen Gottes, des Sohnes, des heiligen Geistes.“ +++

Schlägt ein Kind seine Eltern, ein Mann seine Frau oder umgekehrt, so wachsen dem Schläger nach seinem Tode die Finger aus dem Grabe. In Gegenwart eines Fremden schlug Mutter H. in Bortfeld ihren Mann, und als der Fremde bemerkte, ihr würden die Finger aus dem Grabe wachsen, antwortete die H.: „Wenn dat wär wärre, müßte üse kerkhof wie en spergesfeld útsein.“

Bei der Obsterte soll man ein paar Früchte am Baume sitzen lassen, sonst trägt der Baum im nächsten Jahre nicht.

Trägt der Obstbaum zum ersten Male, so muß man die kleine Ernte — und sei es auch nur eine Frucht — in einer großen Kiepe heimtragen. Thut man das nicht, so bringt der Baum immer nur wenig Früchte (Eikum).

Frauenzimmer, welche eine „weiße Leber“ haben, bringen ihre Männer bald ins Grab. Von einer Frau, die zum dritten Male heiratete, wurde gesagt: Düsse krigt öne ök döt, se hat ne witte lewere.

Die Farbe des Viehs (Pferde und Rinder) ist für gewisse Höfe glücklich oder unglücklich. In einem Hofe zu Volkmarode gebiechen nur schwarze Pferde. Als der

Tiefbauamt das Übergehen der Nummer unter Zustimmung des Magistrats gebilligt worden war. Die braunschweigische Landeszeitung vom 1. Januar 1898 schreibt: „Auch hier in Braunschweig haben wir, wie ein Blick in das Adreßbuch zeigt, Straßen, in denen die Nr. 13 offenbar abhichtlich vermieden ist, so z. B. in der Straße vor der Burg, Damm, Hamburgerstraße, Heitbergstraße, Hennebergstraße, Kasernenstraße und viele andere. Auch in den meisten unserer Hotels und Gasthöfe wird man das Zimmer Nr. 13 vermissen.“

<sup>1)</sup> M. Ebeling, Blicke in vergessene Winkel. Leipzig 1889, II, S. 103.

Bauer D. in denselben heiratete, wollte er sich gern Braune anschaffen, diese gingen aber jedesmal sofort ein, so daß er bei schwarzen Pferden bleiben mußte. Man sagte daher allgemein: Schimmel un fösse hebbet dort kein dē (Gedeihen).

Zeigen sich die Blüten des Kornes zuerst am oberen Ende der Ähre, statt am unteren, so wird das Korn teuer; umgekehrt wird es billig <sup>1)</sup>.

Sticht sich eine Näherin beim Anfertigen eines für sie selbst bestimmten Hemdes in den Finger, so daß ein Blutstreck in dem Hemde entsteht, so erhält sie einen Kuß, wenn sie das Hemd trägt.

Brechen beim Kleidernähen viele Nadeln ab, so bekommt die Trägerin desselben viele Küsse.

Will man recht dicke Gurken erzielen, so muß man ein Paar abgetragene Schuhe oder alte Pantoffel (slarben) ins Gurkenbeet vergraben.

Bei Besuchen muß man sich setzen, sonst nimmt man den Besuchten die Ruhe. Set dik doch man dāl, sūs künn we nich slāpen.

Ein Schutzmittel gegen üble Einflüsse ist die Senje. Ower de klucke mot ne seisse ehāngēt wer'n. Dann kriechen die bebrüteten Eier alle aus.

Es schützt vor Blißschlag, wenn man, solange das Gewitter andauert, aus dem Gesangbuche laut liest.

Man soll Feuer auf dem Herde anzünden, wenn ein Gewitter naht. Anderwärts: Man muß das Feuer auslöschen, wenn es donnert und blitzt.

Rückwärts. Wenn man einen Schaden angerichtet hat, so kann derselbe wieder gut gemacht werden dadurch, daß man die betreffende Handlung rückwärts verrichtet. Es liegt in dem „rückwärts“ eine besondere Kraft. Ein Geisterbeschwörer in Groß-Steinum, der Verstorbene citierte, ließ sie wieder verschwinden, indem er in seinem Zauberbuche rückwärts las <sup>2)</sup>. Folgender Fall, bei dem es sich um das Zurückläuten von Glocken handelt, hat sich im Jahre 1866 in dem braunschweigischen Dorfe Dettum ereignet. Ich gebe den Aberglauben nach dem Braunschweiger Tageblatt, welches folgende Mitteilung damals brachte: „Ein hiesiger Hauswirt, achtbarer Mann, hatte einen unverheirateten Bruder, schon ziemlich in den Jahren, bei sich, der oft an Schwermut litt und sich in diesem Zustande erhängte. Der Hauswirt verschwieg die Todesart und erlangte ein anständiges Begräbniß mit Glockengeläute. Bald sprach sich aber die Sache doch aus. Als der Herr Pastor davon hörte, ließ er den Hauswirt zu sich kommen, machte ihm Vorwürfe, ein ehrliches Begräbniß für einen Selbstmörder erschlichen zu haben, und erklärte: die so vernichteten beiden Glocken dürften nie wieder für gute Christen geläutet werden und der Hauswirt sei verpflichtet, ein paar neue, ebenso große gute Glocken auf seine Kosten anzuschaffen. Dieser ließ sich aber darauf nicht ein. Indem nun so nicht durchzukommen war, verordnete der geistliche Herr, daß die mißbrauchten Glocken wieder ehrlich gemacht werden sollten, sie müßten zurückgeläutet werden. Der in der Glockenwelle steckende Schwengel, an welchem der Strick sitzt, wurde umgesteckt und so beide Glocken nun feierlich ein ebenso langes Schauer zurückgeläutet, was man hier landüblich „rügwas“ nennt.“ Damals kam der Spruch auf:

O Detten, Detten  
Bina wār et vergetten  
Dat du dettsch bist.

In einem gegen den im 18. Jahrhundert herrschenden Aberglauben gerichteten Artikel der Braunschweigischen Anzeigen vom 25. Oktober 1760 werden folgende abergläubige, in Braunschweig umlaufende Meinungen aufgezeichnet, die in der obigen Zusammenstellung nicht enthalten sind.

<sup>1)</sup> Beruht auf falscher Beobachtung, da alle Ähren von oben an nach unten blühen.

<sup>2)</sup> Voges, Sagen aus Braunschweig, S. 78.



Am Weihnachts-, Neujahrs- und heiligen drei Königs-Abend muß man Hering, der ein Rogner ist, essen, so hat man das ganze Jahr Geld.

Wirft man am Weihnachtsabend einen Schuh oder Pantoffel über den Kopf an die Stubenthür, und solcher steht verkehrt, so bedeutet das für den Eigentümer Krankheit.

Vergrabenes Geld rückt alle sieben Jahre weiter in der Erde abwärts.

Bei sich zeigenden unterirdischen Schätzen muß nichts gesprochen, sondern dieselben müssen in der Stille mit einem Stück Kleidung, worüber der Segen gesprochen, bedeckt werden.

Bei Abendzeit muß niemand eine Spinne tot machen.

Das Ohrenklingen bedeutet bald was Gutes, bald was Böses. Man sagt heute: recht ör, schlecht ör; link ör, klink ör, also das rechte ist unglücklich, das linke glücklich. Klingen die Ohren, so muß man auf den Saum seines Kleidungsstückes beißen: denn bitt sik de driwe (die Klatzchase) up de tunge.

In Krystall ist der Dieb einer gestohlenen Sache zu sehen.

Durch das Sieblausen, wobei ein Sieb und eine Schere gebraucht werden, welche aber beides Erbstücke fein müssen, wird der Dieb einer gestohlenen Sache gleichfalls entdeckt. Gesehen habe ich dieses Verfahren nicht.

Fußtapfen. In das Gebiet des Sympathieaberglaubens gehört das trappen upnemen. Man nahm die Erde auf, welche die Fußspur eines Diebes bildete und hing sie in einem Säckchen in den Rauch; dadurch ging der Dieb an der Auszehrung zu Grunde<sup>1)</sup>.

In Ribbesbüttel verfährt man folgendermaßen: Man nimmt Pottasche, Quecksilber und die Erde, wo jemand hingetreten ist, thut es zusammen in einen neuen Topf und stellt es an einen trockenen Ort, dann muß der, dessen Fußtapfe aufgenommen ist, sterben<sup>2)</sup>.

Wenn im Gifhornischen Bienenkörbe gestohlen werden, so nehmen alte Imker den an der Stelle des gestohlenen Bienenkorbes zurückbleibenden müll (Strohabsfalle etc.) und hängen ihn in einem Säckchen in den Herdrauch. Nun vergeht der Dieb an der Auszehrung. So noch 1895 in Gamsen. Die gleiche Vorstellung herrscht bei der Vernichtung von Ungeziefer. Im Sommer 1898 richteten die Raupen in Bodenburg arge Verwüstungen an. Um dem abzuwehren, nahm ein dortiger Gärtner ein Säckchen voll Raupen und hing sie zum Verdorren in den Schornstein, damit die übrigen vergingen<sup>3)</sup>.

Eine Zauberformel, um Diebe und Brandstifter zu entdecken, soll noch in Groß-Dahlum gebräuchlich sein, worüber folgendes berichtet wird<sup>4)</sup>. Wenn Brandstiftung oder Diebstahl vorgekommen, wird ein von Vater oder Mutter ererbtes Buch genommen und zwischen die Blätter ein Schlüssel gesteckt, so daß er hervorragt. Dann bindet man das Buch zusammen. Alsdann faßt man mit beiden Mittelfingern den Schlüssel und spricht:

Arfbauk, ik frâ'e dik,  
Arfbauk, ik klâ'e dik:  
Du lüggst nich,  
Du verswiggst nich,  
Du seggst de warheit.

<sup>1)</sup> Nach Bericht aus Diderse. Ganz so im Hannov. Wendlande (Hennings, Das hannov. Wendland. Lüchow 1862, S. 73). „Aufgenommene Menschentritte dienen Rache auszuüben“, heißt es in den Braunschw. Anzeigen vom 25. Oktober 1760. Über die weite Verbreitung dieser sympathetischen Handlung bei den Naturvölkern vergl. Andree, Ethnogr. Parallelen, Neue Folge, Leipzig 1889, S. 8.

<sup>2)</sup> Fiesel, Geschichten aus dem Papenteich. Gifhorn 1897, S. 64.

<sup>3)</sup> Braunschw. Landeszeitung, 30. Sept. 1898.

<sup>4)</sup> Zeitschrift „Niedersachsen“, 1. März 1899, S. 175.

Wer hat H. sinen hof anestöken?  
 Is't H. ewest?  
 Is't M. ewest? u.

Fängt das Buch mit dem Schlüssel sich an zu drehen, so ist derjenige der Thäter, dessen Name in dem Augenblick genannt wird.

Die Wünschelrute ist ein abergläubisches Zaubergerät von besonderer Kraft und muß hier erörtert werden. Dieser Aberglaube ist noch ungemein weit verbreitet in unserm Herzogtum. Begünstigt wird derselbe durch Wassermangel in manchen Gegenden, der namentlich bei der Wasserversorgung der Städte und bei der Verbreitung der Industrie über das flache Land sich fühlbar macht. Ihm abzuhelpen haben neuerdings „Quellensucher“ vielfach ihr Wesen getrieben und dabei eiserne oder hölzerne Wünschelruten verwendet, Magistrate einiger Städte und Dorfgemeinden haben sich dieser Leute bedient. Schon in der berühmten von Diderot und d'Alembert herausgegebenen *Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences etc.* (Paris 1751 ff.) heißt es in dem Artikel *abreuver*, „von der Wünschelrute lassen sich übrigens nur Narren anführen und nur abergläubische Quellensucher oder Charlatane dürfen es wagen, sie anzuwenden“. Trotz dieser in wissenschaftlichen Kreisen seit mehr als hundert Jahren verbreiteten Erkenntnis, trotz aller „Aufklärung“ ist die Zahl jener noch sehr groß, die da glauben, einem gewöhnlichen Stücke Eisen oder einem abgeschnittenen Zweige wohne die Kraft inne, Wasser in der Tiefe des Erdbodens oder metallische Schätze nachzuweisen. Doch dürfen wir Braunschweiger uns damit trösten, daß der gleiche Aberglaube noch weit durch Deutschland verbreitet ist<sup>1)</sup> und daß die Engländer das Gerät als *divining-rod*<sup>2)</sup>, die Franzosen als *baguette divinatoire*, die Italiener als *verga lucente* oder *verga trepidante* (lichtgebende oder zitternde Rute) auch heute noch verwenden. Es ist sehr alt, erreichte aber im 15. und 16. Jahrhundert seinen Höhepunkt, wo alle Bergleute, Schatzgräber, Brunnenmacher damit versehen waren. Ein größeres Lehrbuch in sieben Kapiteln von Basilius Valentinus erschien schon 1490 darüber<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Vergl. Prof. F. Knapp, Die Anwendung der Wünschelrute beim Passauer Grubenbetriebe. *Globus*, Band 63, S. 328 (1893).

<sup>2)</sup> A few years ago a leading man and M. P. (Parlamentsmitglied) for the county Carlow used the divining-rod, but without success, looking for minerals on his property. *Folk-lore-Journal*, vol. III, p. 282 (1885).

<sup>3)</sup> Sonstige Literatur: In den Braunschweiger Anzeigen von 1752, S. 148, fragt ein Ungenannter nach der Bedeutung der Wünschelrute, da es im Harze viele „Rutengänger“ gäbe, die Goldadern suchten, worauf ihm Seite 1625 ausführliche Antwort mit vielen Nachweisen aus der älteren Literatur erteilt wird. — Chr. v. Arctin, Die Litteraturgeschichte der Wünschelrute, München im Neuen literarischen Anzeiger 1807, S. 305 bis 477. — Andreas Otto, Beschreibung von der Wünschelrute, Nürnberg 1694. — Jacob Grimm, Deutsche Mythologie<sup>1</sup>, S. 545. Schon alt-hochdeutsch heißt sie *wunschiligerta* (als Übertragung des zauberkräftigen *caduceus* Merkurs). — C. Sterne, Die Wahrsagungen aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand. Weimar 1862. — Prof. Hippolyt Haas

Der Geologe Haas, welcher sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß „occulte Kräfte“ in dem Zauberstabe liegen, und der alle übernatürlichen Eigenschaften der Wünschelrute von sich weist, auch den vielen Schwindel, der damit getrieben wird, „um den Dummen, die nie alle werden, Sand in die Augen zu streuen“, bemerkt: „Es ist schwer, sich ein objektives und richtiges Urteil darüber zu bilden, ob alle die Leistungen, die mit der wassererschlagenden Rute ausgeführt werden, ins Reich der Fabel und der Mythe und in das Kapitel vom Betrug zu versetzen sind, oder nicht. Gerade hier sind so eigentümliche und bisweilen geradezu verblüffende Ergebnisse zu verzeichnen, daß man wohl kaum berechtigt sein dürfte, alle diese Fälle als Humbug anzusehen, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten.“ Freilich, daß die zitternde eiserne oder hölzerne Rute das Auffinden von Wasser zu stande gebracht habe, vertritt selbstverständlich Haas nicht.

Bei uns heißt das Gerät wickerrau von wicken, wahr sagen, vorher sagen (angelsächsisch *viccian*, *fascinare*, holländisch *wikken*; zu vergleichen das englische *witch*, *Hexe*), man sagt auch einfach *raue* (Rute); in den Dörfern im südlichen Teile des Herzogtums, nach dem Harze zu, spricht man *wickelraue*<sup>1)</sup>. Das Ding, welches man mir zu Reindorf im Hasenwinkel zeigte, war eine gabelförmige Haselrute, etwa 40 cm lang und an einem Neumondstage geschnitten; es gehörte einem herumziehenden Quellenfinder und Karussellbesitzer. Der Suchende faßte es an den beiden Enden der Gabel, so daß der Stiel nach oben stand und ging so über das Land hin, wo er Wasser vermutete. Die Rute schlug mit der Stielspitze von selbst nieder, wo Wasser in der Tiefe ansteht. Auch Eisenstäbe sollen angewandt werden, doch ist mir darüber nichts Näheres bekannt geworden. In den Dörfern der Vorsfelder Gegend und im Drömling ist die Wünschelrute noch häufig im Gebrauche<sup>2)</sup>.

---

Quellentunde, Leipzig 1895, S. 184 ff. Prof. F. W. Barrett, On the so-called Divining-Rod or Virgula divina: a scientific and historical research as to the existence and practical value of a peculiar human faculty, unrecognized by science, locally known as dowsing (Proc. Soc. Psychical Researches, part 32, vol. XII. July 1897 (Reviewed in „Nature“, 14. Oct. 1897). — Mythische Beziehungen der Wünschelrute recht subtiler Art, so daß ich nicht zu folgen vermag, erörtert W. Schwarz in der Zeitschrift d. Vereins für Volkskunde II, S. 67. Berlin 1891. Die Wünschelrute in der Schweiz, wo man die Quellenfinder „Wasserschmecker“ nennt, wird behandelt im Schweizer. Archiv für Volkskunde III, S. 173 und IV, S. 241 (1899 und 1900).

<sup>1)</sup> „Wollte man einen Brunnen graben lassen, dann wurde ein Wasserfucher geholt, der eine Gerte (swucksche) von Salweide mitbrachte, eine wickelraue, die schlug an der Stelle, wo Quellwasser unter der Erde war, auf und nieder. Auch konnte man Geld damit finden, das in der Erde vergraben war.“ Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift von Th. Reiche, Braunschweig 1888, Band I, S. 5.

<sup>2)</sup> Pastor Ebeling (Blicke in vergessene Winkel II, S. 275) sah den gabelförmigen Weidenzweig dort noch kürzlich zum Quellenfuchen benutzen, freilich ohne Erfolg. Wie das Wünschelrutengeschäft betrieben wird, darüber belehrt uns auch eine Mitteilung der Braunschweigischen Anzeigen vom 22. April 1895. Sie lautet: „Bettingerode, 21. April. Die hiesige Molkerei-Genossenschaft ist genötigt, einen

### Die Wetterregeln.

Wie überall sind auch bei unserm Volke eine große Anzahl von Wetterregeln und Prophezeiungen im Umlaufe, die nach ihrer Bedeutung und ihrem Werte sehr verschieden sind. Man glaubt mehr oder minder daran, doch ist „Professor“ Falb mit diesen Wetterregeln neuerdings in Wettbewerb getreten, doch seine „kritischen Tage“ haben kaum den Wert wie die Bauernregeln, denn bei den alten Bauernregeln über das Wetter sind manche aus einer Summe von Erfahrungen heraus entstanden, welche der stets mit der Natur und ihren Wechsellerscheinungen im Zusammenhange lebende Landmann allmählich sammelte und in Formeln brachte. Ganz anders wie der Städler, der den Himmel zwischen hohen Häusern nur stückweise sieht, kann der Landmann den hohen, den physischen Himmel, beobachten. Der Hirt, der die Nacht im Freien bei seiner Herde zubringt, entwickelt naturgemäß astrologische Neigungen und bringt das Wetter mit den Mondphasen und Sternen in Zusammenhang; andere Beobachtungen des Himmels, der Wolken, der mit der Witterung wechselnden Gewohnheiten der Tiere führen abermals zu anderen Regeln, die oft einen guten Kern enthalten, sich bewahrheiten und deshalb auch geglaubt werden, wenn auch ein Grund dafür nicht angegeben werden kann. Im allgemeinen heißt es: den kalenner måket de minschen, dat wedder de leiwe herrgott. Diese Erkenntnis hat aber keineswegs verhindert, daß gerade eine Menge alter Kalenderaberglauben in Bezug auf das Wetter Eingang auf dem Lande gefunden hat. Dieser Kalenderaberglauben geht, soweit er die Wetterregeln betrifft, wieder weiter zurück auf das deutsche Wetterbüchlein, dessen erste Auflage 1505 erschien und einen gewissen Leonhard Reymann zum Verfasser hat. Es ist außerordentlich oft aufgelegt und bringt selbst wieder uralte Regeln, die schon in den Schriften des Altertums (Theophrast, Aratus, Virgil, Plinius) zu finden, aber von Reymann in derbe gereimte deutsche Verse gebracht wurden. Ungefähr gleichzeitig (1517) erschien die konkurrierende „Bauernpraktik“ des Heyne von Uri, welche noch mehr Auflagen erlebte. Sie erfuhren manche Nachahmungen, bilden aber den Grundstock zu den noch heute umlaufenden Wetterregeln<sup>1)</sup>. Einige fast wörtlich zu den heute gültigen Regeln unserer Landleute stimmende Angaben des Wetterbüchleins füge ich unten in Anmerkungen bei.

---

zweiten Brunnen zu graben, weil der erste nicht ausreichend ist. Um sicher zu sein, ergiebige Quellen zu finden, ließ die Genossenschaft den Quellsucher Milatz kommen. Dieser schritt mit seiner Weidenrute in der Hand die Gegend in der Nähe der Molkerei ab, die Rute bog sich bald stark zur Erde und M. versicherte, daß hier reichlich Wasser zu finden sei. Die sechs anwesenden Vorstandsmitglieder der Genossenschaft machten mit derselben Rute auch Versuche; nur bei einem Herrn neigte sich die Rute an der betr. Stelle, während sie bei den übrigen fünf ruhig blieb.“ Der hier angeführte „Quellsucher“ ist ein Butterhändler in der Stadt Braunschweig.

<sup>1)</sup> G. Hellmann, Meteorologische Volksbücher. Berlin 1895. S. 21 bis 30.

Eine Hauptsache für den Landmann ist der Regen, und da giebt es denn eine Unzahl Wetterregeln, die sein Kommen oder Ausbleiben anzeigen. Im folgenden gebe ich eine Auswahl fast durchweg geltender:

Das Ausschlagen der Eschen und Eichen ist bedeutsam für nasse oder trockene Witterung des folgenden Sommers, je nachdem die Blätter des einen oder anderen Baumes eher erscheinen, was in Versen ausgedrückt wird:

Kummt de eike vor de esche,  
Hält de himmel gröte wäsche.  
Kummt de esche vor de eike,  
Hält de himmel gröte bleike.

Wenn es am „Siebenschläfer“, 27. Juni, regnet, so regnet es sieben Tage oder sieben Wochen lang hintereinander.

Sitzen die Tauben in einer Reihe hintereinander auf dem Dache, so giebt's bald Regen. — Viele Frösche auf dem Trockenen deuten auf baldigen Regen.

Fliegen die Hühner gegen ihre Gewohnheit hoch, so giebt's bald Regen.

Fliegen die Schwalben niedrig, so giebt's bald Regen.

Stehen während des Regens große Blasen auf den Pfützen, dann regnet es noch drei Tage hintereinander.

Ist der Bloßberg verschleiert, dann giebt's Regen.

Hat der Mond einen Hof, dann giebt's binnen drei Tagen Regen.

Wenn't dorch den heidrök rä'ent, rä'ent et lange.

Sind die blinnen flei'n (Stechfliegen) sehr blutdürstig, so giebt's bald Regen<sup>1)</sup>.

Schreit der Grünspecht viel, so giebt's bald Regen.

Kräht der Hahn früh auf dem Miste, so giebt's Regen. Einen Bauern in Harbesse, der an einem solchen Tage Heu einfahren wollte, ärgerte das so, daß er, 1897, mit den Worten: Toif, du sast mik dat wedder nich verdarben! dem Hahn den Hals umdrehte!

Wenn der Wald bräuet (dampft), giebt es Regen.

Regnet es Karfreitag, so regnet es auf einen heißen Stein, d. h. wir bekommen einen heißen Sommer.

Wenn's am Johannisstage unter Mittag regnet, werden die Bucheckern taub.

Wenn de sunne sau froi schint, gift et rä'en.

Rä'nt et abends in'n rä'nbogen, sau rä'nt et annern dâges we'er.

Wenn sik de dûwen bâ'et, gift et rä'n.

Morgenregen sind Morgengäste, die bleiben nicht lange (Helmstedt).

Hat'n vor Johannig keinen rä'n, sau hat'n na Johannig.

Wenn de katten prüstet, gift et slecht wedder (rä'en).

Regnet's am St. Jakobstage (25. Juli) oder am dritten Freitage vor Jacobi, so verderben die Eichel. (Braunsch. Kalender von 1685.)

Wenn de sunne in'n abendbrôtsput schint, dann gift et den annern dag rä'en. Trecket abens de sunne wâter, sau rä'nt et en annern dag.

Selbst die Strümpfe sind von Einfluß auf den Regen. Läßt jemand sie herabhängen, so fängt es bald zu regnen an. De strümpe trecket wâter, heißt es da.

Fressen die Hunde Gras, so giebt's bald Regen<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Wetterbüchlein von 1505: Wenn die roß jeer beissen die muken, Bedeut ein regen von freyen studen.

<sup>2)</sup> Wetterbüchlein von 1505: Wenn den hunden die bauch kurren, Wil gras essen, greinen und murren, So bleibt selten unterwegen, Es folgt bald darauf ein regen.

Schint de sunne up't natte blatt,  
Gift et balle wê'er wat.

Erhebt sich im Süden bei Frost der Horizont, so sagt man in Büddenstedt:  
De Halberstädtchen he de luchte ütehänget; et will bëen (tauen).

Auch die Gewitter haben ihren eigenen Kreis von Regeln.

Zieht das erste Gewitter im Jahre über kahle, noch unbelaubte Bäume, so giebt's viele Gewitter.

Stets hundert Tage nach einem Herbstnebel erfolgt ein Gewitter.

Während des Gewitters darf man nichts essen, „denn den Schläfer laßt schlafen, den Fresser schlägt tot, sagt der liebe Gott“ (Klein-Schöppenstedt).

Während eines Gewitters lösche man das Feuer auf dem Herde, damit es nicht einschlägt. (Anderer zünden während des Gewitters Feuer an.)

Donnerkeile, die vorgeschichtlichen Steinbeile, schützen das Haus gegen Blitzschlag. Sie werden durch Gewitter auf die Erde geschleudert. Die gleiche Eigenschaft schreibt man auch (z. B. in Meerdorf) den vielfach vorkommenden Belemniten zu.

Das schöne Wetter hat auch seine Vorbedeutungen.

Wenn die Schwalben hoch fliegen, wird's schön Wetter.

Ist der Bloßberg klar zu sehen, giebt's gut Wetter.

Wenn de sunne dorch den heidrök schint, het we lange gut wedder.

Sind alle Schüsseln rein ausgegessen, so giebt's am nächsten Tage gut Wetter.

Abendröt gut wedder bôt,  
Morgenröt dat wäter an'n tûne flôt.

Eine andere Lesart dieses Wetterspruchs ist:

Morgenröt dat wäter up'r sträten flôt,  
Abendröt den annern dag gut wedder bôt<sup>1)</sup>.

Eine Änderung der Witterung tritt ein, wenn't hellhörig is, d. h. wenn man auf große Entfernungen hin hören kann.

Stehen schwarze Wolken im Norden über der Heide, so sagt man in den an das Lüneburgische grenzenden Dörfern: „de heidjer brummt.“ Ist's dort hell und heiter: „de heidjer lacht“, es giebt gutes Wetter. Allgemein heißt der Heidebewohner heidjer, paganus.

Frost, Eis und Schnee machen wieder ein besonderes Hauptstück in den Wetterregeln unserer Landleute aus.

De erste rîfen werd immer noch emal afespäult; es folgt immer noch einmal Regen auf den ersten Reif.

Wenn de marteusgaus up'n îse steit,  
Kristkinneken in'n drecke geit.

Groine winachten, witte ostern.

Fanget de dage sik an tau längen,  
Fanget de külle sik an tau strengen.

Märzenschnee thut den Saaten weh.

Marertus, Pantratus, Servatius (11. bis 13. Mai), die „gestrengen Herren“, stehen in Achtung; man fürchtet bis dahin noch Frost.

Wenn't up Mattis freist, sau freist et 40 nächte.

<sup>1)</sup> Wetterbüchlein von 1505: Ain morgenröt die leugt nit, Ain bauchete Magd taugt nit, Die röt bedeut ain regen oder wind, So ist die magd saift oder tregt ain kind. — Wenn in der sonnen nidergeen Rot wolken an dem himmel steen, Der tag darnach würt gewonlich schön.

Mattis brickt dat is, finnet he keins, måkt'e eins.  
Lichtmissen hebbet wi winter wissen.

Wenn's am Tage Petri Stuhlfeier (22. Februar) friert, so wird es noch 14 Tage frieren. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Soviel Reif oder Fröste vor Michaelis kommen, so viel sollen nach folgender Walpurgis kommen. (Dasselbst.)

St. Gallen (16. Oktober)  
Lät den snei fallen.

Allgemeine Regeln sind:

April warm, Mai kolt, Juni natt,  
Füllt den büren schün und fatt.

Nehmen im Winter die Bäume und Steine eine dunklere Färbung an, so giebt's bald Tauwetter.

Am sünnabend mot gut wedder sîn — da dröget de pastor en kragen — bezieht sich auf die großen Halskrausen der Pastoren.

So, wie das Wetter am Freitag ist, wird es auch am folgenden Sonntage sein.

Is de woche wunderlich,  
Is de fridag absunderlich.

De wind steit mit'n hääuern up un geit'r midde tau bedde. Der von morgens früh an wehende Wind stillt gewöhnlich gegen Abend ab.

Sau, as Vitusdag sik hält,  
Is de ganse harwest bestellt.

Am 1. September (Ägidii) sagt man: Wenn de hirsch natt up de brunst geit, gift et natt wedder; geit hei dröge up de brunst, gift et dröget wedder.

Früh genug hat es aber schon Zweifler gegeben, welche mißtrauisch alle diese geglaubten Wetterregeln betrachteten. Daher stammen denn auch Spottregeln, die ganz in der Art der echten gehalten sind und mit sicherem Tone vorgetragen werden, so daß man sie vielfach als Weisheit ansieht. Dahin gehören:

Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,  
So ändert sich's Wetter, oder bleibt, wie es ist.  
Guckt die Maus aus ihrem Loch,  
So hat sie gefressen oder es hungert sie noch.

Es schließen sich den Wetterregeln an zahlreiche auf Erfahrung und Beobachtung beruhende Regeln, welche mit der Landwirtschaft und der Naturumgebung des Bauern im Zusammenhang stehen, zum Teil aber alten Kalendervorschriften entstammen.

Säet man, wenn die Sonne in den Zwillingen steht, so wird die Ernte gut.

Erbßen darf man nicht säen, wenn die Sonne im Krebs steht; sie werden sonst wurmfischig.

Kohl muß vor dem Vitustage (15. Juni) gepflanzt sein, sonst mißrät er, denn vitköl, schitköl.

Wenn Sonne und Mond gleichzeitig am Himmel stehen, darf kein Weizen gesät werden, sonst kommt der Brand hinein.

Wenn et tweimal sewene sleit an dage, dann fänget et gras an tau wassen, d. h. wenn die Tage so lang geworden sind, daß man 7 Uhr zweimal bei Tageshelle schlagen hört.

Bohnen sollen am 12. Mai gesät sein; säet man sie im Zeichen des Krebses, so gelangen sie nicht zur Blüte. Gut ist für sie das Zeichen der Jungfrau.

Am 1. Mai muß sich die Krähe schon im Korne verstecken können, dann wird die Ernte gut.

Die Gerste muß in elf Wochen von der Banse herab und wieder hinauf, oder in einem Vierteljahre zweimal im Sacke sein, denn längere Zeit soll bei normalen Verhältnissen zwischen Ausfaat und Ernte nicht vergehen.

Rüben behalten nur bis zum Anfang des neuen Jahres ihren guten Geschmack, denn

Hillige drei könige hochgebören,  
Hebbet de roiwen den smack verlören.

Fabian Sebastian, let den sap in de böme gån.

Solange de ütschen vor ölen maidäge (12. Mai) raupet, so lange möttet se na maidäge swigen.

Auf St. Jürgen soll man die Kühe von den Wiesen „schürzen“. Bis dahin (23. April) läßt man sie auf den Wiesen gehen; alsdann aber muß man sie entfernen, damit Heu und Grummet wachse. (Braunschw. Kalender von 1699.)

Die erste Woche nach Weihnachten soll der Pflug auf dem Acker sein. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Oktober måket de pære power — in diesem Monate müssen sie am meisten arbeiten.

Johannig dreit sik dat hâr up'r kau. Die Kühe werden dann rauh.

Am witten sundäge (nach Ostern) müssen die Schafe draußen auf der Weide sein.

Das Fleisch, das bei Neumond geschlachtet wird, verdirbt schnell.

Am Valentinstage (14. Februar) setze keine Henne an, denn die Jungen werden entweder blind oder lahm oder sterben sonst weg. (Braunschw. Kalender von 1685.)

Regnet es am St. Johannistage, so geraten die Nüsse übel; wenn es am Margaretentage regnet, fallen die Welschnüsse ab und die Haselnüsse werden wurmig. (Braunschw. Anzeigen 1760, S. 1393.)

### Die Volksmedizin.

In der Volksmedizin, die teilweise in das Kapitel vom Aberglauben übergreift, finden wir sehr verschiedene Elemente, die zu ihrer Ausbildung beigetragen haben. In manchem Brauche mag noch ein Rest heidnischen Glaubens stecken, deutlich werden Erinnerungen aus der katholischen Zeit klar, wo Heilige und dergleichen im Spiele sind, auch sind wohl Niederschläge alter Klostermedizin vorhanden, hauptsächlich aber, so scheint mir, sind noch alte Kalendervorschriften maßgebend. Ich habe wenigstens handschriftlich noch heute umgehende und immer und immer wieder abgeschriebene Rezepte mit solchen sehr ähnlich gefunden, welche der seit dem 17. Jahrhundert bestehende Braunschweigische Kalender gebracht hat, der unter dem Volke sehr verbreitet war und noch ist<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Hier einige Vorschriften: „Wenn einer das Lagieren kriegt, dann muß er brauchen: 2 Hände voll Eichenborke von Heistern (jungen Eichen), 2 Hände voll Borke von Bruchweiden, 2 Hände voll Kresse, das muß er in einem Kessel kochen und alle Tage drei- bis viermal ein Quartier voll einnehmen. — Ein Pulver zu heilen die Wunden: Für 4 Pfennige roten Bollos, für 4 Pfennige weißen Bollos, für 4 Pfennige Spießglas, für 4 Pfennige Teufelsdreck, für 4 Pfennige Finegretum, für 4 Pfennige Anisamen, für 4 Pfennige Sasafras. — Für Fluß am Beine muß man brauchen: Für 4 Pfennige Bleiweiß, für 4 Pfennige Silberglätte, für 4 Pfennige Weinstein, für 4 Pfennige weißes Baumöl.“ (Eingetragen in ein Leinewebmusterbuch aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.)



Herumziehende Quacksalber haben wohl auch Reste ihrer Thätigkeit hinterlassen; sie waren auf den Jahrmärkten eine gewöhnliche Erscheinung, wo sie aus ihren Medizinkästen und „Litärenschränken“ Geheimmittel feilboten, was aber durch eine Verordnung von 1768 bei Wegnahme der Ware verboten wurde<sup>1)</sup>.

Die Wunderdoktoren, die im Anfange des 19. Jahrhunderts in Braunschweig sich aufhielten, hat Dr. K. F. A. Scheller in seiner 1814 erschienenen *Jeremiade* S. 121 folgendermaßen gekennzeichnet:

Ein Schreiner heilt mit Sympathie  
Geschwür und Wunden spät und früh.  
Im Wasser schaut ein Kohlenbrenner  
Bom Harz, ein großer Menschenkenner,  
Im Magen gar ein Katzenhaar,  
Das vor zehn Jahr'n verschlucket war.  
Ein Vogelstopfer her aus Franken  
Stopft auch hier aus gar manchen Kranken;  
Im blauen Mantel Balsamträger  
Aus Ungarn waren Krankenpfleger,  
Ruhhirten, Schuster und Scharfrichter  
Frei brauchten ihren Gesundheitsrichter;  
Auch Pferd- und Schwein- und Hundedoktoren  
Den Menschen kriegten bei den Ohren,  
Und wöchentlich aus Wähe ein Bauer  
Nach Braunschweig kam zur Krankenlauer.  
Ein Jud den Bandwurm thut verschrecken  
Mit Zinkoxyd aus Menschenbäuchen.

Wunderdoktoren, weise Frauen und derlei Volk, das in langsamen Abstufungen in die Naturheilkünstler übergeht, sind noch heute auf dem Lande zu finden, haben Zulauf und gutes Auskommen. Noch sind migenkiker (Urinbeschauer) vorhanden, die alles nach dem Beschauen des Urins kurieren. Der aus dem Braunschweigischen stammende Schäfer Aft, dem 1894 der Prozeß als Wunderdoktor in Winsen an der Luhe gemacht wurde, gab an, erblich das Heilvermögen zu besitzen, seine Vorfahren hätten schon einen Herzog von Braunschweig kuriert. Er erkannte die Krankheiten der Menschen aus einigen Haaren, die den Betreffenden aus dem Nacken geschnitten waren, ein Verfahren, das ähnlich (wenigstens bei Viehturen) mir auch bekannt geworden ist. Gremlingen und Königskutter haben heute (1895) ihre Wunderdoktoren bezw. Doktorinnen. Der jetzt verstorbene Ristner in Rautheim trieb Kurpfuscherei. Eines seiner Hauptmittel war die Nachgeburt, die er sich von Hebammen verschaffte, zu Asche verbrannte und deren Pulver er seinen Medizinen beimischte. Fehlte menschliche Nachgeburt, so nahm er hämel, die tierische.

Großen Zulauf, auch aus den Städten Braunschweig, Gelle, Peine, Hannover, hatte in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts ein Bauer in Duttenstedt,

<sup>1)</sup> Die Landleute warnend schreibt der Braunschw. Kalender von 1770: „Von der landesverderblichen Brut der Quacksalber giebt es zwei Gattungen. Einige schwärmen heimlich auf dem Lande herum und nehmen dem Landmann sein Geld für schlechte, schädliche Waren und küßet er oft Gesundheit und Leben ein. Die andere Gattung hält sich hier und da auf dem platten Lande auf. Diese rühmen sich oft, die Krankheiten bloß aus dem Ansehen des Urins zu beurteilen.“

der ein ganz eigentümliches Verfahren anwandte, um die Krankheiten seiner Patienten zu erkennen. Er hatte eine Anzahl Abtritte mit Torfgruben nebeneinander errichtet, welche seine Kranken benutzen mußten. Nach dem Erfolge dieser Besuche und deren eingehender Betrachtung beurteilte er die Krankheit. Davon kam ein Spottvers auf, den ich früher öfter hörte:

Hei is en rechten swinehund,  
Hei is von de reserve (?),  
Hei kummt hiher na Duttonstedt  
Un schitt up mine törwe.

Die Massage war längst unter unseren Bauern bekannt, ehe sie in der wissenschaftlichen Medizin Eingang fand, wie ja auch viele Naturvölker (z. B. in der Südsee) mit Erfolg massieren. Man nannte das Verfahren striken. Berühmt durch gute Erfolge war z. B. die alte Blankse in Groß-Sisbed, die mit den Daumen strich und dabei Öl aus ihrem kleinen Krüsel verwendete.

Das Aberlassen ist nun wohl allmählich vom Lande verschwunden, aber es ist noch nicht lange her, daß es mit einer großen Regelmäßigkeit betrieben wurde. Die Weisheit der Ärzte und Quacksalber des 16. Jahrhunderts hatte aufgefunden, daß das Aberlassen im Frühling durchaus notwendig sei; ein jeder fürchtete Krankheit und Tod, wenn er nicht zur Aber ließ, wodurch die Bader reichliches „Laßgeld“ einstrichen. Die Bauern standen reihenweise vor deren Buden und die Soldaten mußten auf Regimentsbefehl „lassen“. In einem im 17. Jahrhundert viel verbreiteten Buche<sup>1)</sup> lesen wir, daß, wer am 17. Januar zur Aber läßt, blind wird, am 23. Februar Krämpfe bekommt, am 25. Juli das Gedächtnis verliert. Um solchem Unheil vorzubeugen, brachte daher der Braunschweigische Kalender ganz genaue Vorschriften für das Aberlassen; die durch den größten Teil des 18. Jahrhunderts sich hindurchziehenden Aberlastafeln waren stets von dem gleichen Holzschnitte begleitet und mit der Erklärung versehen, man brauche sich dabei vor keinem bestimmten Tage zu fürchten, wie denn Abergläubige besonders den 25. März scheuten. „Wenn aber keine treibende Not vorhanden, ist es im Frühling und Sommer auf der rechten, im Herbst und Winter auf der linken Seite am besten Aberlassen, wobei noch der Mondeslauf, die Stelle im Tierkreise nebst anderen Aspekten der Planeten zu beachten. Für allen Dingen ist zu merken, daß man nicht leichtlich Aberlasse im Eintritt des neuen und vollen Lichtes und wenn der Mond oder die Sonne bei dem Saturn und Mars oder in ihren Gebiorten oder Gegenchein stehen; zwischen dem ersten und letzten Viertel des Mondes ist es am besten, daneben kann man sehen auf die Zeichen des Zodiaci, darinnen der Mond gehet nach Anweisung des Laßmännleins und daß man an keinem Glied Aberlasse in eben dem Zeichen des Mondes, so das Glied regieret. Man muß auch einen Unterschied derer Temperamente und Leibeskonstitution beim Aberlassen in acht nehmen. Die Phlegmatici können Aber lassen, wenn der Mond

<sup>1)</sup> Des abenteuerlichen Simplicissimi ewigwährender Kalender. Nürnberg 1670. S. 218.

im Widder und Schützen, die Choleric im Krebs und Fischen, die Melancholici aber in der Wage und Wassermann, wobei man die *aspectus contrarios*



Fig. 169. Aderlaßmännchen.

Aus dem Braunschweiger Kalender von 1707.

confideriert und den Respekt der Zeichen auf die Glieder halte, weil der Widder das Haupt regiert, den Hals der Stier, die Schulter, Arm und Hände die Zwillinge, die Lunge, Magen und Milz der Krebs, das Herz und Rücken der Löwe, den Bauch und Eingeweide die Jungfrau, Blase und Nieren die Wage, die Scham der Skorpion, die Hüfte der Schütz, die Kniee der Steinbock, die Schienbeine der Wassermann, die Füße die Fische." (Fig. 169.)

Gegen die Segen- und Zaubersprüche, welche in der Volksmedizin eine große Rolle spielen, hatte sich schon ein landesfürstliches Edikt vom 8. Juli 1648 vergeblich ge-

wendet. Sprüche gelten heute aber noch und thun noch ihre angebliche Wirkung, wenn sie auch jetzt meist sehr einfacher Art sind. Aus früherer Zeit besitzen wir weit ausführlichere und eigenartigere, wie den der Adelsheid Neddermeyer aus Engelnstedt bei Salder, welche 1663 der Hexerei angeklagt war. Der Spruch, mit welchem sie ihren Verwandten, Kurt Neddermeyer, vor Schaden behütet haben will, lautet<sup>1)</sup>:

Unjere liebe Frau und Sanct Johannes  
Die gingen zu Haus über einen Barg,  
Da mütten (d. h. begegneten) ihnen da ein Zwarg und ein Arg,  
Ein Arg und Zwarg, ein Zwarg und ein Arg.  
Da sprach sich unjere liebe Frauen:  
Wo wollt ihr hin, ihr Zwargen und ihr Argen,  
Ihr Argen und ihr Zwargen, ihr Zwargen und ihr Argen?  
Da sprachen die Zwargen und die Argen,  
Die Argen und die Zwargen, die Zwargen und die Argen:  
„Wir wollen hingleichen zu Kurt Neddermeyer und  
wollen ihm benehmen sein Gehend und sein  
Stehend, sein Liegend und sein Sitzend, sein  
Wachend und sein Schlafend, sein Essend und  
Sein Drinkend und all seine Wohlfahrt. Sein  
Fleisch wollen wir essen und sein Blut wollen wir trinken.“  
Da sprach sich unsre liebe Frau:  
„Ich verbiete Dir bei dem Wachse und bei dem Glasse  
Bei der Taufe und bei dem heiligen Weihwort,  
Daß Du Kurt Neddermeyers Fleisch nicht essest  
Und sein Blut nicht drinkest,  
Und weseft heimlich und stille

<sup>1)</sup> A. Rhamm, Hexenglaube in Braunschw. Landen, S. 98.

Als unjern lieben Frauen ihr Atem in ihrem Munde,  
 So lange, daß Marie einen lieben Sohn gewinne.  
 Das hab Dir der Wind angeweyet  
 Oder Regen angepreyhet  
 Oder ein gud Wichte angeleyet:  
 Das thun Dir ein Winnemus und ein Spinnemus:  
 Das heiße Dir Gott und der heilige Christ,  
 Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.  
 Amen.“

Bäuten, bäute daun (von altsächsisch *buota*, *bôta*, Hilfe), d. h. das Besprechen, ist wohl das am meisten verbreitete und heute noch täglich angewendete Heilmittel, bei dem heidnischer Aberglaube und christliche Formeln sich mischen. Die dabei angewendeten Besprechungsformeln kommen in doppelter Gestalt vor; entweder sind sie kurze Befehle, welche das Aufhören der Krankheit, des Blutens zc. durch einen bloßen Zuruf bewirken sollen, oder sie werden in Form einer kleinen epischen Erzählung gegeben; diese berichtet meistens von Krankheitsercheinungen ähnlicher Art die in Form und Farbe äußerlich dem zu besprechenden Übel gleichen; *similia similibus* ist ein die ganze Volksmedizin durchziehender Grundsatz. Noch immer, trotzdem bald 400 Jahre seit der Reformation vergangen sind, spielen die katholischen Heiligen beim bäuten eine Rolle. Die Formeln werden leise gesprochen und die Zahl 3 ist dabei auch wichtig. Dreimal wird dabei ein Kreuz über die kranke Stelle gemacht, dreimal ausgespußt zc. Das Besprechen ist eine Kunst, die erblich ist, aber nur wenn ein Mann sie einer Frau oder eine Frau einem Manne mitteilt, auf andere übertragen werden kann. Gewöhnlich sind es alte Frauen, die sich damit beschäftigen. Viel ist nicht dahinter, höchstens sagen sie, daß vor Sonnenaufgang, oder bei Neumond, oder an einem Freitag das bäuten vorgenommen werden müsse. Man bespricht Vieh und Menschen, deren Krankheiten, offene Wunden, Blutfluß der Frauen, Warzen, Flechten, Grind dadurch vergehen sollen. In Waggum sagte man mir: Der Spruch dabei ist Geheimnis. Anderwärts (Klein-Schöppenstedt) wurde mitgeteilt, daß man „Im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes“ sage und das Zeichen des Kreuzes über die kranke Stelle mache, auch Strohhalme derselben kreuzweise auflege. Wenn der Arzt nicht hilft, dann muß noch ein altes Weib bäuten. Den Herzspann, d. h. ein Beklemmungsgefühl in der Herz- oder Magengrube, bäute man, indem man leise sagt:

Herzspann, ik fäte dik,  
 Mudderherz, dat jaget dik.

Eine andere Formel, um den Herzspann zu bäuten, ist folgende:

Wat ik hir sinne,  
 Dat verswinne  
 Wi de winne.

Dabei sind die Finger kreuzweise über die Magenegend zu halten.

Manchmal, so kommt es mir bei Unterredungen mit alten Leuten vor, denkt sich das Volk die Krankheiten als persönliche Wesen, als kleine Kobolde oder dergl., die im Menschen hausen und ihn quälen, wie etwa der Drehwurm

im Kopfe der Schafe, und durch das Besprechen vertrieben werden müssen. Freilich sind die Vorstellungen darüber unklar und ich habe nicht mit Sicherheit Krankheitsdämonen feststellen können. Bei der Anwendung des Bütens und der Besprechungsformeln ist übrigens der Glaube an die Heilkraft derselben die Hauptsache, wer nicht an die Formel glaubt, dem hilft auch das Büten nicht. Viele, die nicht daran glauben und doch sich besprechen lassen, trösten sich mit dem Spruche: Bât et nich, so schâd et nich.

Will man den kalten Brand zum Stillstand bringen, so muß man sagen:

Unser Herr Jesus ging über Land,  
Er hatte eine schneeweisse Hand,  
Die war gut für den heißen und kalten Brand.

In Högum und Klein-Schöppenstedt ist folgende hochdeutsche Blutbesprechung bekannt:

Jesus ging durch das Land,  
Hatte drei Rosen in seiner Hand.  
Die erste heißt Wehmut,  
Die zweite heißt Tenuit  
Und die dritte heißt: Vergiß nicht dein Blut.  
Im Namen des Vaters etc.

Ebenso wird „anschöt“ gebäutet. Man versteht darunter die Rose, plötzlich auftretende Anschwellungen, kurz alles, was ohne vorherige Krankheit „anschießt“. Hierbei hat der Besprecher oft Glück. Es ist bekannt, daß die Rose am siebenten Tage abnimmt, bespricht er also am sechsten, so hat's geholfen. Eine Bäteformel lautet:

Anschöt, ik will dik bespräken,  
Du sast dik bräken.  
Du sast nich mër huckern  
Un sast nich mër puckern.

Eine andere Formel aus Büddenstedt:

Rause, ik will dik bespräken,  
Du sast nich küllen un sast nich stäken,  
Bet de jungfrau Maria éren öllesten sôn wedderfind't,  
Den se leiwer hat as úsen herrn Jesus Christus.

Gegen Flechten:

De swälke un de flechte,  
De trecken owern barg,  
De swälke, de kam wê'er,  
De flechte de blif úte.

Sympathetische Heilmittel. Weit zahlreicher sind die Zauber- und sympathetischen Mittel, welche auch bei den Abergläubigen in noch höherem Ansehen stehen als die Hausmittel. Ganz besonders beliebt und sehr mannigfaltiger Art sind sie bei der Behandlung der Warzen. Wo das Blut einer Warze hinkommt, wächst wieder eine Warze. — Wer die Warzen eines anderen zählt, zählt sie sich zu und jenem weg. — Findet man auf dem Felde den Knoten eines Strohseils, so bestreicht man damit stillschweigend die Warzen; sie vergehen und derjenige, welcher den Knoten knüpfte, erhält sie. — Man macht so viele Knoten in einen Bindsaden, als man Warzen hat, und vergräbt diesen

unter der Dachtraufe (ösfall) oder wirft ihn über den Zaun des Nachbarn, dem so die Warzen zu teil werden. — Besonders heilkräftig zur Vertreibung der Warzen (und auch der likdören, Hühneraugen) ist der Saft der swarten oder gälen sniggen (Arion empiricorum), den man darauf streicht. Die Schnecke wird alsdann auf einen Dorn aufgespießt; sowie sie dort vertrocknet, vergehen auch allmählich die Warzen (Klein-Schöppenstedt)<sup>1)</sup>. — Man nimmt eine Speckschwarte, streicht damit dreimal kreuzweise über jede Warze und rodet sie dann unter der Dachtraufe ein; so, wie die Speckschwarte dort vergeht, vergehen die Warzen. — Wer Warzen hat, esse an einem Freitag Wurst und bestreiche die Warzen mit der släe, Schale. Diese gebe man einem Hunde zu fressen. — Man mache so viele Knoten in einen Bindfaden, als man Warzen hat, und werfe diesen hinterrücks einem Toten ins Grab nach oder gebe den Bindfaden diesem mit in den Sarg. — Streicht man mit der Warzenhand einem Toten durchs Gesicht, so nimmt dieser die Warzen mit ins Grab. — Man drücke dreimal mit einer Messerklinge auf die Warzen, spreche dabei „im Namen des Vaters zc.“ und häute dann die Worte:

Bliwet nicht stân,  
Jü möttet vergân!

Dabei achte man auf den Mondstand, denn nach der Meinung vieler ist abnehmender Mond dabei von Bedeutung.

In diesen sympathetischen Mitteln zur Vertreibung der Warzen zeigt sich wiederholt die häßliche Absicht, die eigene Krankheit auf andere zu übertragen, ein Verfahren, das bei sehr vielen Völkern, auch außerhalb Europas, bekannt ist. Damföhler teilt aus unserem Lande folgende zwei Fälle mit: Vor Bevenrode wollte ein Kind einen an der Landstraße liegenden Schuh aufnehmen; die Mutter verbot es dem Kinde, „weil es damit eine Krankheit aufnehmen könne“. In Helmstedt strich ein Mädchen eine kranke Körperstelle mit einem Stück Brot und gab dieses einer eingesargten Leiche in die Hand<sup>2)</sup>.

Gegen das Fieber werden zahlreiche Mittel angewendet, zunächst die bekannte Abrakadabraformel, die im Dreieck auf Papier geschrieben wird, das, zu Pulver verbrannt, dem Kranken eingegeben wird. — Ein anderes Mittel: Man streiche für einen Gutengroschen Peterssalbe auf eine Binde, die dreimal um den Arm reicht, wickle sie um diesen und werfe sie dann, früh vor Sonnen- auf- oder abends nach Sonnenuntergang, in ein fließendes Wasser. Das nimmt das Fieber mit sich fort.

Eine besondere Erwähnung verdient das Einpflocken und Einnageln

<sup>1)</sup> Daß dieses Mittel schon vor 1400 Jahren mit den Angelsachsen nach England ausgewandert ist, ergibt sich aus der bis in die feinsten Einzelheiten gehenden Übereinstimmung des heute in gleicher Weise bei dem Volke in England angewandten Verfahrens. Take a black snail or slug, rub the warts with it and then suspend it on a thorn; as the snail melts away, so will the warts. Aus einem längeren Artikel über die Warzen im Folk-lore-Record, I, S. 216 bis 228 (1878).

<sup>2)</sup> Braunschv. Magazin 1899, S. 27.

der Krankheiten. Von einem Manne aus Frellstedt wird berichtet<sup>1)</sup>, daß er bei Vieherkrankungen ein Loch in einen Ständer gemacht, eine Zauberformel gesprochen und das Loch zugepflöckt habe. Ein ähnliches Verfahren gilt beim Einpflöcken der Teufel und Diebe, wie es die Hexenprozesse ausweisen. Parallel mit dem Einpflöcken geht das Einnageln. Mit einem Nagel werden symbolisch die Krankheiten oder Schmerzen, namentlich Zahnschmerzen, in einen Baum, eine Wand eingeschlagen und auf diese übertragen. Hier berührt sich der Brauch mit dem bekannten „Stoß im Eisen“ zu Wien, in den Handwerksburschen Nägel einschlagen, wie dieses anderweitig auch bekannt ist, ein beinahe univerveller Brauch. Für unser Land ist die uralte Linde auf dem Tumulus in Gveffen am Elm (S. 393) als ein ganz vorzüglicher benagelter Baum hervorzuheben. In den Stamm derselben sind Unmassen Nägel verschiedenster Form, bis herab zum modernen Drahnagel, eingeschlagen<sup>2)</sup> und zwar, wie man mir sagte, um dadurch die Zahnschmerzen (tānopin) loszuwerden. Eine andere alte Linde dicht bei der Kirche in demselben Dorfe ist gleichfalls benagelt<sup>3)</sup>.

Gegen Frostschaden: Man streiche Krähengehirn auf oder reibe die Frostbeule mit heißen Thran, in welchem ein mailork (Kröte im Mai gesungen) aufgefotten ist.

Hundebiß heilt man durch Auflegen von Hundehaaren.

Gegen Bettnässen der Kinder hilft, wenn man ihnen kahle junge Mäuse in einem Eierkuchen gebacken zu essen giebt. Oder man lasse sie drei Tage lang morgens ihren eigenen Urin trinken. (Al. = Schöppenstedt.)

Rheumatismus (reilsmatis) vergeht, wenn man einen Lappen auflegt und diesen dann in den Rauchfang hängt. Weit häufiger aber wendet man drei Roßkastanien an, die alljährlich frisch gesammelt und in der linken Hosentasche getragen werden. Wenn ich zu meinem Freunde Geh. Rat N., der Professor an der technischen Hochschule ist, sage: „Zeigen Sie mir Ihre Kastanien“, dann holt er sie lächelnd aus der Hosentasche und sagt dabei: „Es schadet ja nichts; seit ich sie trage, habe ich nie wieder Rheumatismus gehabt.“

Gegen Unfruchtbarkeit der Frauen. Bleibt ein Ehepaar kinderlos, so geht es gemeinschaftlich, um diesem Mangel abzuhelpfen, in die Apotheke und verlangt dort „Hochvater“ und eine „Hochmutter“. Das sind die Deckelschalen von Turboschnecken, die noch jetzt geführt und verlangt werden. Der Mann

<sup>1)</sup> Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig, S. 73.

<sup>2)</sup> F. Grabowsky, Die benagelte Linde auf dem Tumulus in Gveffen. Globus, Band 67, S. 15. In der Mark nagelt man so die Zahnschmerzen in Eichen. Ruhn, Märkische Sagen, S. 384.

<sup>3)</sup> Wer im Sommer 1894 das dem Bahnhofe von Schwarzfeld am Harz gegenüberliegende Hotel Schuster besuchte, konnte dort im Wirtszimmer zwei große Nägel, die durch zusammengewickelte Papiere gingen, eingeschlagen sehen. Das waren die Kopfschmerzen der beiden afrikanischen Reichskommissare Dr. Karl Peters und Major v. Wißmann, die von Lauterberg aus mit schmerzenden Köpfen in jenem Hotel eingekehrt waren, wo der hülfreiche Wirt ihnen Papier auf die Stirn legte und dieses ant den Schmerzen nach landesüblichem Brauche einnagelte.

trägt nun eine solche mit einer Erhöhung, die Frau mit einer Vertiefung fortwährend bei sich.

Gegen Gicht wird in Ribbesbüttel noch jetzt folgender Spruch gesprochen: „Spinnebock, Sonnenkind und Qualster, die drei bauten ein Haus, da kam Maria und zerbrach das Haus<sup>1)</sup>.“

Im Sommer 1898 ging Frau Roggenbach in der Stadt Braunschweig vor Sonnenaufgang zu einem Fliederbaum, umfaßte ihn und sprach:

Lieber Fliederbaum, ich bete dich an,  
Ich habe die Gicht — und du nicht.  
Nimm mir das Leiden ab!  
Im Namen des Vaters etc.

Dann ging sie stillschweigend nach Hause und sprach mit niemand. „Es hat mich aber die Sympati nicht genützt“, sagte sie dann.

Das överbein oder knirkamm (überbein), hervortretender Knöchel an Hand oder Fuß, vergeht, wenn ein anderer unversehens mit en sleiwe (großer Holzlöffel) darauf schlägt. Oder man stiehlt vom Nachbar einen Lederriemen und bindet diesen drei Nächte um — dann vergeht es.

Eine verstauchte Hand wird geheilt, wenn man darum das Band oder den Bindfaden Wickelt, die zum Heben der Thürriegel (von außen) dienen.

Nasenbluten vergeht, wenn man stillschweigend zwei Strohhalme kreuzweise hinlegt und das Blut darauf tropfen läßt. Oder man nehme ein Stück Kreide in den Mund.

Den Krampf (ramm) im Beine heilt man, wenn man mit dem eigenen Speichel drei Kreuze im Kniegelenke macht.

Erfältung vergeht, wenn man dreimal stillschweigend in seinen Schuh riecht oder ein Schaf hineinriechen läßt.

Gerstenkörner am Auge (wegepisse genannt, weil sie entstehen, wenn man an einem Kreuzwege uriniert) verschwinden, wenn man die denselben benachbarten Wimpern ausreißt.

Gegen Bleichsucht: Man werfe zwei Zwiebeln heimlich in den stumpf-trog (den Trog, in welchem die Kartoffeln für die Schweine gestampft werden) und bete dabei ein Vaterunser. Sowie die Zwiebeln durch das Stampfen vergehen, vergeht auch die Bleichsucht.

Halsweh heilt man durch das Umbinden des Strumpfes, den man tagsüber am linken Fuß getragen. Der Haken muß unmittelbar auf dem Kehlkopf liegen. Auch bindet man ein Stück Speck oder einen Hering um den Hals.

Haben Kinder das schüerken (Krämpfe), so verbrenne man ein Stück von einer blauen Leinenschürze und gebe dem Kinde die Asche ein. Das erkrankte Kind darf auch nicht mit bloßen Händen angefaßt werden, sondern nur mit der blauen Schürze, sonst wird es lahm.

Ist das Bäckchen angeschwollen (wenn de huck dâleschöten is), ziehe

<sup>1)</sup> Fiesel a. a. D.



man dem Leidenden drei Haare aus dem Scheitel des Kopfes und lasse ihn dabei dreimal trocken schlucken.

Gegen Zahnschmerz: Man nehme ein Stückchen Holz von einem Baume, in den der Bliß eingeschlagen, und bohre damit so lange an dem kranken Zahn, bis er an zu bluten fängt, worauf man das Holzstückchen sorgfältig aufbewahrt. Verliert man es, so treten die Schmerzen wieder auf. Auch hergottshäuneken (Siebenpunkt, Coccinella), zerquetscht und auf den kranken Zahn gelegt, hilft.

Beulen, durch Stoß erhalten, vergehen, wenn man eine Messerflinge darauf drückt.

Wird der Herzspann nicht gebäutet, wie oben (S. 417) angegeben ist, so hilft auch, daß die befallenen Kinder dreimal aus einem Fingerhute trinken. In Eikum zieht man das an Herzspann leidende Kind dreimal um ein Tischbein herum, oder durch die Sprossen einer Leiter. Zu Mühlberg am Solling heilte man den Herzspann, indem man die Kinder stillschweigend durch einen der Länge nach aufgespaltenen jungen Heister (junge Eiche, Buche) zog. Zusammengeknüpft und mit Lehm bestrichen, wuchs dieser, der so die Krankheit erhalten hatte, weiter<sup>1)</sup>.

Frostbeulen an Händen und Füßen vertreibt man, indem man sie in dem Wasser badet, in welchem ein geschlachtetes Schwein abgebrüht (akebrönnöt) ist.

Um rote (entzündete) Augen zu vertreiben, stehle man vom Nachbar einen Löffel und esse dreimal mit demselben. Dann bringt man heimlich den Löffel zurück. Das hilft.

Grind vergeht, wenn der Schäfer darauf spuckt (Eischott).

Der schuck (Nusschlucken) vergeht, wenn man darauf sich besinnt, wo man den letzten Schimmel gesehen hat. Von einem, der den „Schuck“ hat, sagt man: he hat'n bäcker ne semmel estölen.

Gegen Sodbrennen hilft, wenn man ein Stückchen Kreide, eine Brotkrinde oder eine Kaffeebohne verzehrt.

Der Schwindstüchtige wird geheilt, wenn er einen Hund verzehrt oder wenigstens Hundeschmalz ißt. In Runsfledt legte man „getrocknete Fuchslunge“ auf den Rücken des Kranken; in Büddenstedt gilt das Dachsfett auf Brot gestrichen als Mittel gegen Schwindstucht.

Ein Pflaster, das von einer wunden Stelle abgenommen wird, darf nicht ins Feuer geworfen werden, weil sonst die Wunde sich entzündet.

Eine Krankheit kann man auch dem Kranken nehmen, indem man das Hemd, welches er gerade trägt, in die Erde vergräbt. Ein Wunderdokter in Adjim pflegte, wenn er dieses Verfahren vorschlug, zu behaupten, es helfe bloß dann, wenn er heimlich ein neues Hemd mit vergraben könne, das er aber wohlweislich für sich behalten haben wird.

Epilepsie (das unglücke) kann mit dem Blute Fingerichteter geheilt werden. Als im Beginne der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Mörder

<sup>1)</sup> Mitteilung des Herrn Forstmeisters a. D. Ziegenmeyer.

Dombrowski in Wolsenbüttel hingerichtet wurde, haben Leute ihre Taschentücher in dessen Blut getaucht; die so getränkten Tücher wurden Epileptischen zum Beifächtragen übergeben. Von einem Scharfrichter Uter in Königs-Lutter, der als Hegenbanner eine Rolle spielte, sagte man, er heile mit plunnen (Lumpen), die in das Blut Hingerichteter eingetaucht seien. — Liegt ein Kind im „Jammer“ (Epilepsie), so muß man ihm vom Blute des eigenen Vaters eingeben, auch ist es ein sicheres Mittel gegen diese Krankheit, wenn man ihm Metall, abgeschabt von einem Kirchenfelde oder von den goldenen Ringen der Gevattern, eingiebt. (Braunschw. Anzeigen 1760, S. 1391.)

Ohrschmerzen heilt man durch das Einstechen einer wântrânswortel in das franke Ohr; das ist die Wurzel vom Wegerich, *Plantago* (wântrânswortel = Wagangeleisewurzel), Vortfeld.

Gegen Schwindsucht und Lungenleiden wendet man an Thee aus Schafgarbe, Brennesseln oder von den im März erscheinenden gelben Blumen des *Tussilago farfara* (laddeken, hoikenblad).

Gegen Fieber wendet man den Saft von dickkoppskrût, *Senecio vulgaris*, an.

Um Blut zu stillen: Nimm Quittenkern und Attichkraut, mache es zu Pulver und streue dieses in die Wunde (Braunschw. Kalender von 1699). Auch wendet man beistbotter an, d. h. Butter aus der Milch einer Kuh, die zum ersten Male gefalbt hat. Oft kam es vor, daß fleißige Spinnerinnen sich die Fingerhaut durchgriffen und Blutung entstand. Um diese zu verhindern, verbrannte das Mädchen einen wollenen Flicken auf einer Art (bâre) und wischte den auf derselben entstandenen Anflug in die wunde Stelle, was man sik wat up'n finger brennen nannte.

Verschwind, ein Ausschlag im Gesichte, wird durch Aufstreichen des „Fensterchweißes“ vertrieben.

Gegen Gift hilft eine Latwerge aus keileken, Beeren von *Sambucus nigra*. „Das ist der armen Leute Theriak.“ (Braunschw. Kalender von 1699.)

Um Würmer zu vertreiben, nehme man bei abnehmendem Monde sewernsât ein (Zitweramen).

Gegen Durchfall benützt man einen Aufguß von stoppârs (*Trifolium arvense*) und Heitedermurzeln (*Tormentilla*) in Brantwein.

Brandwunden heilt man durch Auflegen der wolligen Samen der Pumpfeulen (*Typha*).

Gegen offene Wunden war Glodenschmiere viel begehrt. Die Glodenschmiere der großen Glocke des Blasiusdomes in Braunschweig wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vom Domkürster zu diesem Zwecke verkauft.

Gegen Epilepsie wendet man, abgesehen von Sympathiemitteln, getrocknete und zu Pulver gestoßene Maitäfer an; noch besser sollen Schafsläuse wirken, die auch ein vortreffliches Mittel gegen Gelbsucht (gâle sike) sind.

Entzündete Augen bestreicht man mit dem Wasser, welches sich am Grunde der Blätter der Kardendiestel sammelt.

Flechten kurierte der alte Kronemeier in Wendessen (vor 50 Jahren nach Aussage des Altvaters Kurland in Högum) stets erfolgreich mit den Flechten, die an den Pappeln wuchsen, er kochte sie zusammen mit Milch und goldwort (*Chelidonium majus*). „Selbst“, so erzählte Kurland, „Professor Dr. in Braunschweig holte sich das Rezept und hat damit manchem geholfen.“

Volkstümliche Bezeichnungen der Arzneien. In das Kapitel von der Volksmedizin gehören auch die Ausdrücke, mit denen das Landvolf und der kleine Mann in den Städten die Arzneimittel verlangt. Sie sind oft alt und beziehen sich manchmal auf völlig aus dem Arzneischatz verschwundene Heilmittel, noch öfter sind sie volksethymologische Umdeutungen der lateinischen Arzneibenennungen, zuweilen auch ganz unabhängige Bildungen der Volkssprache. Es giebt derselben eine große Anzahl; die folgende Zusammenstellung der am häufigsten in unserer Gegend gebrauchten verdanke ich der Güte des Herrn Apothekers Dr. Gerhard in Wolfenbüttel.

1. Selbständige Volksausdrücke entstanden nach der Ähnlichkeit der betreffenden Arzneimittel mit anderen Gegenständen oder nach der Wirkung.

Bärenbrech = Lakrißen, *succus liquiritiae*, nach der angeblichen Ähnlichkeit mit Bärenfot.

Zungfernleder = Altheepaste.

Teufelsbrech = *Asa foetida*, deren Geruch den Namen bedingt.

Stoppars = das stopfend wirkende Kraut des Aderklees, *Trifolium arvense*.  
Betz- und Trecköl, ein beim Ziehen und Reißen der Glieder zum Einreiben verwendetes Öl.

Badan oder fät in't wamms, ein Zuckersaft, der auf die Brustwarzen gestrichen wird, um die Säuglinge zu veranlassen, daß sie die Brust nehmen.

Ölen schäden-plaster, früher Mutterpflaster genannt.

Hurtig und geschwind = Salmiakgeist.

Männekensat oder Stumpenstoff, ein Pulver, das gegen Ungeziefer, Läuse, Wanzen (= männeken) angewendet wird.

Graubelpulver, ein Pulver gegen Epilepsie.

Hans, wat geit's dik an oder Hans frage nist danâ, auch: Schad mich nichts, Thu mich nichts; Bezeichnungen für eine Salbe gegen die Krätze.

2. Zu den Umänderungen der lateinischen Namen, oft mit volksethymologischer Deutung, gehören die nachstehenden:

Unguentum, Salbe, wird im Volksmunde zu „umgewendet“ und danach werden die verschiedenen Salben folgendermaßen in den Apotheken verlangt:

Ung. neapolitanum = umgewandten Napolium, auch wohl blauer Umwand.

Ung. mercuriale = umgewandten Mercurius.

Ung. nutritum = umgewandten Trittum.

Ung. ägyptiacum = umgewandten Zips-Jafob.

Ung. digestivum = umgewandten Dickstief.

Ung. nervinum = umgewandten Nerum.

Ung. basilicum = Brunziliensalbe.

Emplastrum oxycroceum = bräunen ossenplaster.

Empl. diachylon molle = Driafel Mollenplaster.

Balsamum sulfuris = Silberbalsam.

Präcipitat = Prinzipdivetat.  
 Foenum græcum = fine Greite.  
 Stineus marinus = Stanz Marie.  
 Oleum petrae = Ollen Peteröl.  
 Zinkvitriol = kopprök = Kupferrauß.  
 Eau d'Arquebusade, ein Wundwasser = Arkeposade.  
 Succus liquiritiae = Karitschenlaß.

3. Für längst aus den Apotheken verschwundene und dort nicht mehr bereitete Arzneimitteln, die nun durch andere ersetzt sind, hat das Volk noch die alten Ausdrücke bewahrt und verlangt sie; der Apotheker giebt dann, um die Leute zufrieden zu stellen, ein dem verlangten ähnliches Mittel. Dahin gehören:

Fuchslungenjaft = Süßholzjaft. Früher wurden Fuchslungen verwendet.  
 Froschlaichpflaster = Bleiweißpflaster. Auch der Froschlaich war in alter Zeit officinell.

Skorpionöl, Regenwurmöl, Maimwürmer, Bärenfett, Hirschtalg, Hasenfett, Dachsfett, Schnepfensaft, weißer Enzian (= Hundekot), gebranntes Elfenbein, Hirschhorngeist (= Salmiakgeist) werden verlangt und gegeben, wiewohl selbstverständlich die geforderten Dinge meistens nicht existieren.

Behandlung der Viehkrankheiten. Dem Landmann ist das Vieh seine beste Habe, und wie hoch er es stellt, ist aus vielen Äußerungen bekannt, welche die Kuh neben der Frau nennen. Bei Viehkrankheiten und Viehseuchen wird daher ähnlich wie bei den Menschen zu allerlei Zaubermitteln gegriffen, wenn natürlich auch medizinische Mittel nicht fehlen. Im großen Ansehen steht z. B. das wundkrut (Solidago virgaurea), von dem ein Aufguß dem verwundeten Vieh gegeben wird und das auch bei Verstopfung angewendet wird.

Auch auf dem Gebiete des Viehheilens sind noch Pfscher und Quacksalber thätig, wiewohl immer mehr der Tierarzt berufen wird, der aber eine verhältnismäßig neue Erscheinung ist; früher besorgten alte Weiber das Geschäft. Als 1662 eine Seuche unter den Schafen in Wenden war, wurde die heilkundige Anna Ragen (genannt Tempelanneke, 1663 als Heye in Braunschweig enthauptet) herbeigerufen, welche den Schafen eine Arznei eingab, die aus Eberwurzel, schwarzer Christwurzel, Feldhopfen, Lungenwort, Bornkresse und wildem Salbei bestand. Dazu hatte sie vom Kreuzdorn „oben die Kullen abgeschrapet“ und alles mit Wasser gekocht. Zudem habe sie von einem gestorbenen Kalbe ein Hinterviertel zu Pulver gebrannt, mit Kräutern gemischt und das Ganze in Jesu Namen dreimal täglich dem Vieh eingegeben. Habe geholfen, denn kein Schaf sei mehr gestorben<sup>1)</sup>.

Hier liegt also eine Verwendung unschädlicher Mittel vor, was der Unglücklichen trotzdem in ihrem Prozesse als Zauberei gedeutet wurde. Heute beschäftigt sich „die weiße Frau“ in Königsutter mit Viehkuren. Dem Halbspänner R—g in Sch. waren 1895 seine Pferde erkrankt. Natürlich war denselben wat

<sup>1)</sup> Prozeß der Tempelanneke bei Görgeß, Vaterländische Geschichten. Braunschweig, 1844, II, S. 88.

anedân, was die um Rat befragte „weise Frau“ bestätigte. Um die Pferde zu heilen, besah sie sich nicht diese selbst, sondern ließ sich Haare derselben nach Königslutter bringen, gerade so wie der oben erwähnte Schäfer Aft es mit den Haaren erkrankter Menschen machte.

Wenn ein Pferd verschlagen hat: Nimm drei Haare und thue sie in ein Brot und gieb's dem Pferde ein, reite es darauf, daß es warm wird, das ist ein gewisses Sekretum. — Daß ein Pferd sich nicht übersaufen kann: Nimm man eine Schlangenzunge, die aus einer lebendigen Schlange gerissen ist, flicht solche um einen Griffel; solange man solche über dem Pferde schweben läßt, so lange übersäuft es sich nicht (Braunschweigischer Kalender von 1739).

Gegen Verzauberung des Viehs: Man nimmt Knoblauch, Dill, Kosten oder Wohlgemut, wohl durcheinander gestoßen und mit Salz vermischt und dem Vieh täglich davon gegeben, präserviert das Vieh vor aller Zauberei (Braunschw. Kalender 1739).

Eigentümlich ist ein Mittel gegen Pferdekolik, das ich 1899 erkundete. Im Dorfe Gannerwinkel bei Wittingen (Kreis Stenhausen) wußte, in den sechziger Jahren, der Bauer Alpers, daß ein neugeborenes Kind durch eine besondere Handlung die Kraft erlangen könne, Pferdekolik zu heilen. Als seine Frau in den Geburtswehen lag, wurde ein Pferd in die Stube geführt und das neugeborene Kind, ein Mädchen, sofort rittlings auf das Pferd gesetzt. Es erhielt so die Heilkraft. Von nun an wurden kolikranke Pferde nach Gannerwinkel geführt, das Mädchen jedesmal entkleidet und auf das kranke Pferd gesetzt, wofür Zahlung erfolgte<sup>1)</sup>. Das Verfahren ist auch in Grasleben (Braunschweig) bekannt gewesen und wurde in Mecklenburg<sup>2)</sup> angewendet.

Bei Wittingen bespricht man auch die Pferdekolik mit folgender Formel, wobei dem Pferde der Bauch langsam gestrichen wird:

Bäkgrimmen hat dit perd ekregen,  
De livling Johannes hat vor dik eb'e'en,  
Petrus hat vor dik estridden,  
Un Judas vor dik elidden.

Es ist gut für die Gesundheit einer Kuh, die eben gefalbt hat, wenn man ihr Wasser zu saufen giebt, in welchem Dost (*Origanum vulgare*) abgekocht ist. Dann kann ihr niemand wat andaun.

Haben Kühe oder Ziegen rote Milch, so lege man Sicheln oder ein großes Messer kreuzweise über den Melkeimer, dann geben sie wieder weiße Milch.

Treten viel Viehkrankheiten auf einem Hofe auf, dann bringt man einen Ziegenbock in den Stall, dessen Geruch die Krankheit vertreibt.

Als Heilmittel gegen die Drüse der Pferde wird reineifart = *Tanacetum vulgare* häufig benutzt. Es heißt daher auch draustkrüt.

Kranken Schweinen durchbohre man ein Ohr und stecke eine kristwortel hindurch, das ist die Wurzel von *Helleborus niger*<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Von mir mitgeteilt in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1899, S. 335.

<sup>2)</sup> Bartsch, Sagen etc. aus Mecklenburg II, S. 41.

<sup>3)</sup> Beßold, Volkstümliche Pflanzennamen aus dem nördl. Braunschweig in Leimbachs deutscher botanischer Monatschrift. VIII, Nr. 3 (1894).

Ein Heilzauber für wurmfranke Pferde und den Biß toller Hunde, wie er um das Jahr 1500 angewendet wurde, hat sich handschriftlich in einem Mißbände der Braunschweiger Stadtbibliothek erhalten<sup>1)</sup>. Er lautet folgendermaßen:

Item wanne de perde de worme hebben, so bint hene duhse nageschrewen worde umme den hals unde lat se so langhe sythen, so lange se de worme ghehath hebben. Transon, Conebron, Et sentes, Et Jacob et Trayson, Terelsnea, Solentes et Sentes.

Item dut nageschreven ys vore dene bete des dullen hundes unde mach me in botter kleyven. Hoc contra signum nullum stat periculum. Pax, max, ymax, Deus, Jhesus, Maria, Johannes, Sancta Anna sulff drudde.

Von ganz besonderer Wirksamkeit bei Viehseuchen war nach dem Volksglauben bis vor nicht langer Zeit das willo für oder Notfeuer, das gerade im Braunschweigischen lange eine Rolle gespielt hat. Das Ansehen, welches es genoß, mag als ein Nachhall seiner ursprünglichen Bedeutung als fühnendes Opferfeuer angesehen werden. Das wilde Feuer wurde nach alter Art durch Reibung zweier Hölzer erzeugt, damit wurden Scheiter- oder Reißighaufen entzündet und durch dieses Feuer trieb man von Seuchen befallenes Vieh, um es so zu heilen.

Für Deutschland läßt sich dieses Feuer schon im Jahre 742 nachweisen, denn damals gebot eine unter dem Voritze des Bonifacius als Erzbischofs von Mainz abgehaltene Synode den Bischöfen und Grafen, alle heidnischen Gebräuche (paganias) sorgsam zu verhindern: Totenopfer, Tieropfer „sive illos sacrilegos ignes, quos niedfyr vocant, sive omnes quaecunque sunt paganorum observationes“<sup>2)</sup> und die Synode zu Liffines in den Niederlanden ein Jahr später handelte in dem Indiculus superstitionum et paganiarum „de igne fricato de ligno id est Nodfyr“<sup>3)</sup>. Die erste Erwähnung in unserem Lande, die mir bekannt geworden ist, befindet sich in den Akten der Geistlichkeit vom Jahre 1613<sup>4)</sup>. Dort heißt es: „Die Bauern zu Zimmerlage machten ein Notfeuer wie sie es nennen, wird das Vieh darüber getrieben, daß es fürder von den Hergen nicht beschädiget werde.“

Trotz aller geistlichen und weltlichen Verbote hat sich das wilde Feuer bei uns zwölfhundert Jahre erhalten; es ist erst dem Zuge der Neuzeit erlegen, aber noch leben in unserem Lande Leute, die sich erinnern, daß es in ihrer

<sup>1)</sup> Mitgeteilt von L. Hänselmann im Jahrbuch f. niederb. Sprachforschung, 1890, S. 76.

<sup>2)</sup> „Oder jene gotteslästerlichen Feuer, die sie ‚niedfyr‘ nennen, sowie alle Gebräuche der Heiden jeglicher Art.“

<sup>3)</sup> Perz, Mon. Germ. I, 17, 20. In dem Verzeichnisse von Aberglauben und heidnischen Bräuchen über das Feuer, das vom Holze gerieben wird, nämlich dem „Nodfyr“. Den Namen erklärt Grimm D. M. I 344 aus nöt, necessitas, sei es, weil das Feuer gleichsam genötigt wird zu erscheinen, oder das Vieh die Glut zu betreten oder seine Vereitung in Zeiten der Not, der Seuche, erfolgt.

<sup>4)</sup> Städtisches Archiv, Codex C. 96, Fol. I, p. 809.

Jugend zur Anwendung gelangte und zwar genau in der Weise, wie es ein Landsmann, der Wolfenbüttler Schulrektor Joh. Reiskius, vor zweihundert Jahren schilderte <sup>1)</sup>: „Wenn nun sich etwan unter dem großen und kleinen Viehe eine böse Seuche hat herfürgethan und die Heerde dadurch bereit großen Schaden erlitten, werden die Bauren schlüssig, ein Nothfuer oder Nothfeuer anzumachen. Auf bestimmten Tag muß in keinem Hause noch auf dem Heerde sich eine einzige Flamme finden; aus jedem Hause muß etwas von Wasen und Stroh und Buschholz herzugebracht werden; darauf wird ein starker Eichenpfahl in die Erde festgeschlagen und ein Loch durch diesen gebohret, in dasselbe wird eine hölzerne Winde eingesteckt, mit Wagenpech und Theer wohl geschmieret, auch so lange umgedrehet, bis es aus heftiger Hitze und Nothzwang Flammen geben kann. Solche wird sofort mit Materialien aufgefasset, durch Stroh, Heide und Buschholz gemehret, bis es zu einem vollen Nothfeuer ausschlägt; dieses aber muß in die Länge zwischen Wänden oder Zäunen sich etwas ausbreiten und das Vieh nebst den Pferden mit Stecken und Peitschen drei- oder zweimal hindurchgejagt werden. Andere schlagen anderswo zwei durchbohrte Pfähle, stecken in die Löcher eine Welle oder Winde nebst alten Fettbeschmiereten Lumpen; Andere gebrauchten einen hárnen oder gemeinen dichten Strick, suchten neuerley Holz zusammen und halten so lange mit gewaltamer Bewegung an, bis Feuer herab falle. Vielleicht mögen noch mehr Arten bei dieses Feuers Generation oder Anzündung sich finden, alle dennoch werden bloß auf die Kur des Viehs eingerichtet. Nach drei- oder zweimaligem Durchgange wird das Vieh zu Stalle oder ins Feld getrieben, und der zusammengebrachte Holzhaufe wieder zerstört, jedoch solchergestalt an etlichen Orten, daß jedweder Hausvater einen Brand mit sich tragen, in der Wäsch- oder Spültonne ablöschen und solchen in die Krippe, worin das Vieh gefüttert wird, auf einige Zeit beilegen lasse.“

Ich will nun die für die Gegenwart gültigen Zeugnisse, die auf unser Land Bezug haben, anführen. Schambach <sup>2)</sup> verzeichnet das wilde Feuer unter nádkfuer, das noch „vor wenigen Jahren“ (vor 1858) entzündet wurde. Nach ihm erzeugte man es durch starke Reibung eines Holzes auf der Drehbank. In das brennende Stroh wurden Getreidekörner geworfen, welche nachher die durch das Feuer gejagten Schweine fressen mußten. Ein glimmender Brand des Nothfeuers wurde von jedem Hofbesitzer mit nach Hause genommen, in Wasser gelöscht und dieses Wasser den Schweinen zum Saufen gegeben.

Für die Dörfer im Drömling besitzen wir den Bericht von Pastor Ebeling <sup>3)</sup>. Alle Burschen, die beim Entzünden des wilden Feuers beteiligt waren, mußten gleiche Vornamen haben, sonst gelang das Werk nicht. Das Feuer wurde durch

<sup>1)</sup> Joh. Reiskius, Untersuchung des Nothfeuers. Frankfurt und Leipzig 1696 Seite 51.

<sup>2)</sup> Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, 1858.

<sup>3)</sup> Blicke in vergessene Winkel, II, 274. Leipzig 1889.

Reibung mit einem Seile, das um Thorbalken geschlungen war, erzeugt und damit ein Scheiterhaufen entzündet, in dem auch alte Stiefel, Brot und Korn lagen. Dann trieb man die kranken Schweine hindurch.

Wohl auf die Gegend von Adersheim bei Wolfenbüttel bezieht sich die Schilderung, die Th. Reiche<sup>1)</sup> giebt; sie enthält den abweichenden Zug, daß der Schmied das wilde Feuer aus dem kalten Amboss klopfen mußte, dem der zündende Funke entsprang. Auf der Dorfstraße wurde zu beiden Seiten Dornwasen (Reisig) hingelegt, zu denen alle Einwohner Beiträge liefern mußten. Diese wurden mit dem wilden Feuer entzündet und nun das Vieh, zuerst Pferde, dann Rinder, dann Schweine zc. hindurchgetrieben. War das Feuer niedergebrannt, so nahm sich jeder ein paar Kohlen von dem Brande mit nach Hause, die man dem Vieh in das Trintwasser legte.

Herr v. Roch in Braunschweig bezeugt, daß er in seiner Jugend in Schlaben (in den vierziger Jahren) von alten Männern gehört habe, wie bei Viehseuchen das wilde Feuer entzündet und das kranke Vieh durch dasselbe hindurchgejagt worden sei.

Der verstorbene Registrator Sack behauptet, in seiner Jugend, etwa 1802, ein Notfeuer in Seesen gesehen zu haben; 1828 sei ein solches im hannoverschen Dorfe Eddesse angezündet worden<sup>2)</sup>. Das Dorf liegt nördlich von Peine.

In Gandersheim ist das wilde Feuer bis zum Beginne der westfälischen Zeit, also bis 1807, als Mittel gegen die Halsbräune der Schweine noch mitunter angewendet worden. Trat die Krankheit dort auf, so wurden die Nachbarschaften (Bezirke) des Städtchens durch ihre Schäffer (Vorsteher) zusammengerufen und die Ausführung beschlossen. Dazu wurde der Weg vor dem Neudorferthore bestimmt, welcher auf einer Seite durch die Mauer des Abteigartens, auf der anderen durch eine dichte Hecke begrenzt war. An dieser Hecke stand der Feuerpfahl, manns hoch,  $\frac{1}{2}$  Fuß dick und mit einem Querloche versehen; ihm gegenüber wurde durch die Schäffer ein zweiter ganz gleicher errichtet und beide Pfähle dann durch eine in den Querlöchern gehende Welle verbunden. Zur weiteren Ausführung gehörte ein neuer Strick, der womöglich mit Fäden eines schon gebrauchten Galgenstrickes durchflochten war. Allen Einwohnern, die Schweine besaßen, wurde von Schäfferei wegen durch den Hirten angesagt, sie möchten in einer bestimmten Nacht auf das Luten und Peitschentnallen des Schweinehirten ihr Borstenvieh aus den Ställen lassen. Dies fand gegen Morgen statt und jung und alt strömte mit den herausgetriebenen Schweinen nach dem Neudorferthore. Auf dem Wege vor demselben waren aus Stroh und Holz drei Scheiterhaufen errichtet und diese galt es zu entzünden. Zu diesem Zwecke wurde die Welle zwischen den beiden Feuerpfählen durch den erwähnten Strick in Drehung gebracht und dieses Drehen so lange fortgesetzt, bis durch Reibung Feuer entstand. An welcher Stelle des Feuerreibapparates dieses

<sup>1)</sup> Muddersprake, Plattdeutsche Zeitschrift, Braunschweig 1888, I, S. 5.

<sup>2)</sup> Zeitschrift des Harzvereins II. Viertes Heft, S. 167.



geschah, ist aus dem vorliegenden Berichte nicht zu ersehen. Es mißlang zuweilen dieses Vorhaben oder gelang erst nach bedeutender Anstrengung; dann hieß es: „Da hat ne hexe all vor ösch füber anebott“, wodurch das Werk gehindert wurde. Es mußte nämlich während der Entfackung des wilden Feuers auf allen Herden Gandersheims das Feuer ausgelöscht sein. Nun folgte Hausfackung in der Stadt und fand man ein Feuer, so wurde es ausgelöscht. War die Herstellung des wilden Feuers gelungen, so entzündete man mit demselben die Scheiterhaufen, ließ sie ziemlich niederbrennen und trieb nun die kranken Schweine dreimal durch die glühenden Reste, worauf man sie in ihre Ställe zurückkehren ließ<sup>1)</sup>.

In einem nicht näher bezeichneten braunschweigischen Dorfe soll noch im Frühjahr 1855 bei einer Seuche das Notfeuer durch den Schweinehirten entzündet worden sein. Das Reibungsfeuer war vom Ortsvorsteher (wie?) zubereitet und auf einen Ölkrüsel übertragen worden, mit dem es zur Stätte, wo das Brennmaterial lag, hingeschafft wurde<sup>2)</sup>.

Von allen indogermanischen heidnischen Bräuchen hat sich wohl das wilde Feuer am zähesten erhalten. In slavischen Gegenden wird es ganz so, wie oben beschrieben und zu gleichem Zwecke noch jetzt gelegentlich entfacht, wie die Berichte aus Slawonien, Bulgarien, Masuren, Polen und Rußland, die bis in die achtziger Jahre reichen, beweisen<sup>3)</sup>.

Im Norden von England ist das needfire bei Seuchen unter dem Rindvieh noch 1843 ganz in gleicher Weise wie in unseren braunschweigischen Dörfern und zu demselben Zwecke entzündet worden<sup>4)</sup>.

Zu den allgemeinen Zeugnissen über das Not- oder wilde Feuer in germanischen oder slavischen Ländern gesellen sich also hier sechs aus braunschweigischem Lande. Nach ihnen mag angenommen werden, daß noch um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts der Gebrauch bei uns lebendig war<sup>5)</sup>. Betrachten wir die angewendeten Methoden der Feuererzeugung, wie sie berichtet werden, so ist der alte Reiskius wohl der klarste, da auf die von ihm geschilderte

<sup>1)</sup> G. Brackebusch nach den Berichten älterer Gandersheimer Bürger. Wochenblatt des Kreises Gandersheim. 30. Juni 1849, Nr. 50.

<sup>2)</sup> Nach Gustav Vogel (Braunschw. Landeszeitung, 15. Januar 1891), welcher als Augenzeuge berichtet.

<sup>3)</sup> F. S. Krauß, Altslavische Feuergewinnung. Globus, Band 59, S. 140 und 317 nebst Abbildung. — Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Herzegowina, Band III, S. 574, Wien 1895, geben Abbildungen und Beschreibung der heute noch dort üblichen Feuergewinnung durch Holzreiben.

<sup>4)</sup> Nach W. Henderson, Folk-lore of the Northern Counties of England and the Borders. 2. Auflage, London 1879, S. 156.

<sup>5)</sup> Auch andere deutsche Landschaften haben es natürlich gekannt. Am 10. Juli 1792 wurde auf Veranlassung des Magistrats der mecklenburgischen Stadt Sternberg gelegentlich einer Viehseuche ein Notfeuer entzündet und das Vieh hindurch getrieben. (Bartsch, Mecklenburgische Sagen, II, S. 149.) Nach Danneil (Altmärkisches Wörterbuch, S. 269) war 1859 in der Altmark das Notfeuer „noch nicht ganz ausgestorben“. Vergl. auch Kuhn, Märkische Sagen, S. 369.

Art wohl Reibungsfeuer zu erhalten ist. Gar nicht verständlich ist die von Pastor Ebeling aus dem Drömling bezugte Art, durch Reibung mit einem um die Thorbalken gewundenen Seil. Im Göttingenschen ist schon die Drehbank (nach Schambach) zur Reibung verwendet, auch der Bericht aus Gandersheim gestattet keinen genauen Einblick in die Methode. Wie endlich ein vom Umboß geschlagener Funke (Bericht Reiches, wohl nach Überlieferung) sich zu einer Feuerflamme entwickelt, ist aus der Schilderung nicht zu ersehen. Sicher aber geht aus allen Berichten hervor, daß es sich um Reibungsfeuer, die älteste und urtümlichste Art, Feuer darzustellen, handelt, um ein Feuer, dem eben wegen seines Alters und der Reinheit der Darstellung Heiligkeit anhaftete.

Solche „Überlebse“, wie sie ethnographisch bezeichnet werden, sind oft mit heiliger Scheu betrachtet und erhalten sich selbst im Kultus sehr lange.

Die Indier kennen seit langer Zeit Stahl und Feuerstein zur Erzeugung des Feuers für gewöhnliche Zwecke, handelt es sich aber um die Herstellung des heiligen Feuers für das tägliche Opfer, so wird jetzt noch das alte Reibverfahren angewendet, weil dieses „reines und heiliges“ Feuer liefert<sup>1)</sup>.

Die Herstellung des Feuers durch Reibung ist sicher die älteste Art der Herstellung, älter als die übrigen Methoden, wie z. B. das Schlagen mittels Stein und Stahl, denn der letztere ist an und für sich schon eine späte Erfindung. Wir kennen die Reibungsverfahren, deren es verschiedene giebt, sehr genau, da ihr Vorkommen bei den Naturvölkern bis auf den heutigen Tag uns das Studium erleichtert hat<sup>2)</sup>. Erst jetzt, wo das wilde Feuer nicht mehr entzündet wird, ist bei uns die urtümlichste Art der Feuererzeugung verschwunden, während sie in den slavischen Ländern Europas noch heute vereinzelt vorkommt und allmählich auch in Asien, der Südsee, Amerika und Afrika bei den dahinschwindenden Naturvölkern durch die „schwedischen Zündhölzer“ verdrängt wird.

<sup>1)</sup> E. B. Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie, S. 20.

<sup>2)</sup> Man unterscheidet einfaches Quirlen, Sägen (malaiische Art) und Pflügen (polynesisch). Walter Hough, Fire making Apparatus in the U. S. National Museum. Report of the U. S. Nat. Museum 1887 bis 1888, S. 531, mit Tafeln und derselbe: The Methods of Fire Making, Smithsonian Report for 1890, S. 395. Erst ganz kürzlich hat Flinders Petrie durch Funde in der alten Stadt Illahun nachgewiesen, daß auch die alten Ägypter durch das Reibverfahren ihr Feuer entzündeten; er entdeckte den vollständigen Reibapparat mit den angefeuchteten Reibblöckern. (Flinders Petrie, Ten years' diggings in Egypt. London 1892, S. 117).

# Volksdichtung und Spiele.

## 1. Das Kinderlied.

„Volkspoesie und Kinderpoesie gehören eng zusammen. Beide wurzeln in dem Boden des wirklichen Lebens, sie tragen den gleichen Stempel, den der Naturwüchsigkeit; bei ihnen ist nichts Gemachtes, keine Berechnung, sondern es liegt ein gewisser Naturdrang zu Grunde, der von selbst zur Gestaltung treibt; beide sind die unbewußten Verkörperungen der dem Volke wie dem Kinde innewohnenden poetischen Begabung <sup>1)</sup>.“ Mit diesen kennzeichnenden Worten will ich auch die nachfolgenden in unserer Heimat gesammelten Kinderlieder einleiten. Auch sie leiden unter der neuen Zeit und werden seltener und seltener, da eine neue Art Kinderlieder an Stelle der alten, durch Volksüberlieferung seit alter Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzten tritt und zwar eine weit minderwertigere Art, die oft geschmacklosen und unnatürlichen Fröbelschen Kindergartenlieder; wieviel Ida gesündigt wird, ist von berufener Seite ausführlich dargelegt worden <sup>2)</sup>.

Die Kinderlieder zerfallen in verschiedene Abteilungen, welche sich allerdings nicht streng sondern lassen, vielmehr oft ineinander übergehen oder gemischter Art sind. Zunächst die Wiegenlieder, welche die Mütter den Kindern beim Einschlafen vorsingen, alsdann die Roselieder, die als der erste Unterricht aufgefaßt werden können und bei deren Vortrag von seiten der Erwachsenen das Kind gewöhnlich schon auf deren Knien sitzt oder auf deren Armen getragen wird. Wird das Kind selbständiger und entwickelter, so tritt es in den Verkehr mit der Natur, es bekümmert sich um Tiere und Pflanzen, die in den Kinderliedern eine Rolle zu spielen beginnen. Es folgen die Kindergebetchen, zu denen die Mütter den Kleinen die Händchen falten. Dann allerlei scherzhafte Nachahmungen und Alliterationen.

---

<sup>1)</sup> Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, S. 2.

<sup>2)</sup> Götte, Die Volkspoesie und das Kind. Jahrbuch d. Vereins für wissenschaftl. Pädagogik, IV, S. 172 ff.

Slâp, kinneken, sau soite,  
Ik wêge dick mit 'n pâr fäute,  
Ik wêge dick mit 'n pâr bunten schau,  
Slâp in un dau dine ôgelken tau <sup>1)</sup>.

Slâp, kinneken, slâp,  
In holte löppt en schâp,  
Et stôtte sik an en steineken,  
Da dâ'ne wei sin beineken.  
Slâp, kinneken, slâp!

Slâp, kinneken, slâp,  
In holte löppt en schâp,  
Et stôtte sik an en stûkelken,  
Da dâ'ne sau wei sin bûkelken.  
Slâp, kinneken, slâp.

Slâp, kinneken, slâp,  
Dar buten stât twei schâp,  
En swartet un en wittet,  
Un wenn dat kind nich slâpen will,  
So kumt dat swarte un bitt et.

Eia popeia, wat will ik dik singen?  
Appel un bêren, dei will ik dik bringen,  
Appel un bêren un mandelkêren,  
De itt use lûtje junge sau gêren.

Blâ, lammeken, blâ,  
Dat schâpken leip in 't holt,  
Stôtte sik an en stöckelken,  
Da dâ'ne wei sin köppelken,  
Da reip dat lammeken blâ.

Blâ, lammeken, blâ,  
Dat schâpken leip in 't holt,  
Da stött et sik an'n dôreken (Dörndên),  
Da dâ'ne wei sin ôreken,  
Da reip dat lammeken blâ.

Blâ, lammeken, blâ,  
Dat schâpken leip in 't holt,  
Stôtte sik an en steineken,  
Da dâ'ne wei sin beineken,  
Da reip dat lammeken blâ.

Sûse, leiwe Sûse,  
Slâg 't kükelken dôt.  
Wat süll we ermidde mâken,  
Se sind ja nich grôt?  
Willt'er dem kinne en kissen van mâken,  
Da sall üse kinneken sau säute up slâpen.

Eia popeia, slâg't kükelken dôt,  
Stick et in't pöttken. dann fritt et kein brot,  
Dau'er en half pund botter an,  
Dat't üse lûtje kind êten kann.

<sup>1)</sup> Ganz ähnlich in Bremen. M.-H. Post in „Am Urquell“ V, 153.  
Andree, Braunschw. Volkskunde. Zweite Auflage.

Slâp, kinneken slâp,  
 Vorn dôre geit en schâp,  
 Dat schâpken hat witte wulle,  
 Sine melk, dei löppt sau strulle.  
 Slâp, kinneken, slâp.

Bälämmeken, bock!  
 Verköp mik dinen rock,  
 Sall ik minen rock verköpen  
 Un den winter nackig löpen?  
 Bälämmeken, bock!

Sûse müsekättche leip över den wall,  
 Harre en grisegrau röckelken an.  
 Sûse müsekättche, wo wut du denn hen?  
 Ik will na grôtevâ'ers hûse gân.  
 Wat wut du denn da mâken?  
 Da slachtet se en swin, da drinket se win,  
 Da will wi lustig und frölich sin.

Damm, damm, didelmann,  
 Wat haste in dinen sack?  
 Pümpelbêren, rosinenstêl,  
 Dicke, fette grütt. (Parjau.)

Sû, sù, sinne,  
 Gistern wâr'n we nich inne,  
 Morgen willt' we wedder ütgân,  
 Sall de popeia (Wiege) wedder stille stân.

Lämmeken in't holte (Holz hier = Wiege),  
 De wind dei weiht so kôlde,  
 Weih' de wind so kôlde nich,  
 Sleip ûse lämmeken in'n holte nich.

Backe, backe, backe,  
 Mêl üt'n sacke,  
 Botter üt'r tunne,  
 Dat mag ûse junge.

Arm, darm, wâter, warm,  
 Swineken stâken, wöstken mâken,  
 Dat sall seggen: quik, quik, quik!  
 Dabei fährt man dem Kinde mit der Hand figelnd am Leibe empor.

Zuck, zuck, reitjen  
 Wutte met na Streitjen?  
 Wutte met na Pommerland,  
 Wo de brüne kôle stand?  
 Wo die grossen Bauern waren,  
 Die die schönen Töchter haben.  
 Kommen denn die frauen  
 Mit den grossen mauen (Hemdsärmeln),  
 Kommen denn die Jünferken,  
 Mit den bunten Tüffelken (Pantoffeln),  
 Und denn kommt der Ackersmann  
 Spannt sein Pferd von hinten an  
 Und reitet damit jehurrt, jehurrt. (Boitzenhagen.)

Hir hast'e en dâler  
 Gâ na'n marchte.  
 Hâl dik ne kau,  
 Kâlweken datau.

Kälweken hat'n swänschen,  
Dill, dill, denschén.

Rûrû rasselbok, wer geit im gâren up un af?  
Fritt üsch alle rabüntjen af?  
Hup, hup, hup.

Backe, backe kauken,  
De bäcker hat eraupen,  
Wer will gaue kauken backen,  
De mot hebbén seben sâken:  
Eier un solt,  
Botter un smolt,  
Melk un mêl,  
Saffran måkt den kauken gâl.

Mukau <sup>1)</sup> von Halberstadt,  
Bring üsen lütjen sône wat.  
Wat sall ik êm denn bringen?  
Pâr rôe schau mit ringen,  
Pâr rôe schau mit gold beslân,  
Darmede sall hei dansen gân.

Oder: A, B, C, de katte leip in'n snê,  
Asse wedder rûter kam,  
Harre'se witte strümpe an.  
Harre'se ne smârige hose an.

Mukau von Halle,  
Wat steit in üsem stalle?  
Ne dicke fette kau  
De kummet üsen kinneken tau.

Heia in süse,  
Us kättjen, de will müsen.  
Us hündje, de will hâsen jagen,  
Us kindje, dat will slâpen gân.

Eia popeste,  
Eddelmann hat fremme gäste,  
Eddelmann hat en häneken eslacht  
Un hat de kaldünen nich reine emacht.  
I du smâriger matzpumpe,  
Kaldüneken, de smecket sau stumpe. (Büddenstedt.)

Heierdit, dat kind, dat schitt,  
Kannste dat wol fâten?  
Nimm et in de linke hand  
Drag et na'n afkâten. (Büddenstedt.)

Mûkau, mü,  
Wovon bist du sau rû?  
Ik bin sau rû, un bin so matt,  
Ik krige mîn lêwe dat Futter nich satt,  
Mûkau, mü.

Öldchen, söltchen, smöltchen,  
Stipp in, klapp in —  
Kriwwelliweliwe. (Dabei wird das Kind geklappelt.)

<sup>1)</sup> Entlehnt aus Bufo, dem Bischofe von Halberstadt im 11. Jahrhundert, welcher der Sage nach ein großer Kinderfreund gewesen sein soll.

Will sich das Kind nicht waschen lassen, so schreckt man es mit dem stöwermann und singt dazu:

Gu'n dag, gu'n dag, herr stöwermann  
 Wat het ji in juen sacke?  
 Lütje jungens, swarte mâkens,  
 Will't se in't water smiten. (Salzdahlum.)

Die Finger werden dem Kinde folgendermaßen erklärt:

Lütje finger,  
 Goldinger,  
 Goldämer (Kastenkramer),  
 Potlicker,  
 Lûseknicke.

Oder: Dat is de dûmen,  
 De schüddelt de plûmen,  
 De nimmt se up,  
 De drägt se na hûse,  
 Un de lütje de fritt se allêne.

Vadder Jakob, vadder Jakob,  
 Mâk mik en pâr schau!  
 Du, du dickop, du dickkop,  
 Du dôgst'er nich tau.

Mimau katergrau,  
 Kunterbunt.  
 Use lütje hund is bunt.

Ru, ru, reutje,  
 De schâper hat ne floitje,  
 De swên, de hat en dudelsack,  
 Dudelt alle kinner wat.

Zucke, zucke, homann,  
 Dau'n pâre en tôm an,  
 Rût int feld, hâl en bû'el vull geld.  
 Dat is noch nich etellt.  
 Hâl en bû'el vull sültebéern<sup>1)</sup>,  
 De mag ûse sônke gêrn.  
 Hâl en bû'el vull steine,  
 Smit'n en hundeche an de beine.

Hochdeutsche Lieder werden folgende gesungen. Das Kind wird dabei als Reiter aufs Knie gesetzt.

Zuß, zuß, Reiterlein,  
 Wenn die Kinder kleine sein,  
 So reiten sie auf Stöckerlein,  
 Und wenn sie größer werden,  
 So reiten sie auf Pferden,  
 Dann geht das Pferd den Tripp, den Trapp  
 Und wirft den kleinen Reiter ab  
 In 'n Dreck!  
 Dabei macht man die Bewegung des Abwerfens.

Trip, trap, trip, trap!  
 So reitet der Reiter den Berg hinab.

<sup>1)</sup> In der Schale und mit Senfkörnern gekochte Birnen, die kalt gegessen werden.

Nu en lüttjen zuckeldraff.  
So reiten die Studenten: hop, hop, hop.  
So reiten die Kosaken: hopp hoppr lop pop.

Suße, liebe Suße, was raschelt im Stroh,  
's sind die lieben Gänse, die haben keine Schuh,  
Der Schuster hat Leder, keine Leisten dazu,  
Drum gehn die lieben Gänse und haben keine Schuh.

Oder:

Drum rascheln die Gänselein barfuß im Stroh.

Wi, wi, ich wiege dich,  
Wärst du groß, so schlug ich dich;  
Aber du bist noch zu klein,  
Mußt noch ein Jahr gewieget sein.

Beim Strafen des Kindes mit der „Fitzelrute“ sagt man in den hildesheimischen Dörfern, wo katholischer Einfluß vorhanden:

Fide, fide, Domine,  
Thut die ganze Woche weh.

Jego, mein Püppelein,  
Sing' ich dich ein, ein, ein.  
Jego, mein Püppelein,  
Sing' ich dich ein.  
Draußen, da ist es kalt,  
Ist besneit Feld und Wald,  
In unserm weichen Bett  
Liegt es sich nett.

Gia popeia, schlägt 's Küchelchen tot,  
Es legt mir keine Eier und frißt mir das Brot,  
Dann rupfe ich ihm die Federchen aus,  
Und mache dem Kindchen ein Bettchen daraus.

Gia popeia, das ist eine Not,  
Wer giebt mir 'nen Dreier für Zucker und Brot?  
Dann lauf' ich geschwinde zum Krämer hinan,  
Damit ich dem Kindchen 'ne Supp' kochen kann.

Mit dem schon heranwachsenden Kinde führt die Mutter oder Wärterin folgendes Singspielschen auf:

Ach, was liegt vor meinen Füßen,  
Daß ich solches sehen muß.  
(Das Kind steht auf.)  
Jetzt steh ich auf dem Platz,  
„Komm, mein lieber Herzensschatz“.  
(Beide tanzen im Kreise umher.)  
Rund, bunt, Kleider bunt,  
Bunt will ich mich tragen.  
Stolz ist mein Mut,  
Stolz ist der Junggeselle,  
Wenn er bescheiden thut.  
„Ei so geh nun weg von mir,  
Ich begehre dich nicht mehr.  
Im Sommer, im Sommer, zur schönen Sommerzeit,  
Da laßt uns alle fröhlich sein,  
Ihr lieben jungen Leut.“  
(Anderbeck; Büddenstedt.)



## 2. Spiele.

Die Abzählreime bei den Spielen der Kinder sind sehr verbreitet; bei ihnen kommt es weniger auf den Inhalt an, die Hauptsache sind Rhythmus und Reim. Es werden dabei willkürliche Wortbildungen zu stande gebracht, die keinen Sinn haben, aber sich reimen müssen und in das Ohr fallen. Wollen die Kinder zeitweilig sich vom Spiele zurückziehen, so rufen sie *frifolê* oder *prifalê*. Es ist dieses eine Entstellung von *fri, forlôf!* (frei, Urlaub! [Braun[schweig]]). Beim Abschiede von dem Spiele und Auseinandergehen geben sich die Kinder gern einen letzten Schlag, dabei sagen sie (Volkmarzdorf):

Nachtletschen kann ik doch verdragen,  
Bi dinen bräddigam haste doch esläpen.

1. Enne, denne, dit in dat,  
Mâken, gif den kûken wat.  
Lât de hâuner sûpen.  
Ne mudder, dau ik nich,  
Krischan sleit den ossen nich.  
Smôkst'e ôk all rôktobak  
As en ôlen dudelsack.
2. Enne, denne, denken,  
Du must senken.  
Ik oder du  
Müllers kuh,  
Müllers essel,  
Dat bist du.
3. Ene, mène, mine mei,  
Pastor, lône, bône, strei.  
Ere frûe Herkeberke  
Ri, ra, ru, weg.
4. Ellere, bellere,  
Sak vull tellere,  
Knippele, knappele, bauz.
5. Eins, zwei, drei  
Lietschelaschelei,  
Lietschelasche,  
Plaudertasche.  
Eins, zwei, drei  
Lirich, larich, lum  
Swarte kâter, kumm,  
Du most kri'en.
6. Eine, tweie, dreie, veire, fiwe.  
Twintig is ne stige,  
Sestig is en schock.  
Wer noch nich ruter is, de mot,  
Un wer sik noch nich verstoken hat,  
De krûp bi'n hunne in't lock.
7. Ene, dene, dintenfat,  
Mâken, gif de kûken wat,  
Lât de duwen drinken,  
Lât de junggesellen stân,  
Dat sin lûsefinken.

8. Entel, tentel, toss,  
Du bist en voss,  
Entel, tentel, fabe,  
Du bist abe,  
Entel, tentel, tanne,  
Du bist anne.
- 
9. Plücke, plücke arften,  
Wenn de pänner keime,  
Krigt mik bi de beine,  
Hu, so woll ik löpen.  
Ik gae jetzt na hüs  
Un bräe mik ne mûs,  
Legge se up'n tappen.  
Bum bam bälamm,  
Wer et erste wort seggt,  
De sall se snappen <sup>1)</sup>.
- 
10. Ellern, bellern, disch vull tellern.  
Ting, tarig, tumm,  
Swarte kater kumm,  
Löp um üse hüs herum. (Büddenstedt.)
- 
11. Enneke, denneke, doss,  
Gigle du den voss,  
Gigle du den gigeljäger,  
Du sollst unjer Krieger werden. (Büddenstedt.)
- 
12. Eddelmann, beddelmann, doktor, pastor,  
Krüger, kramer, herzog, major.
- 
13. Auf dem Berge Sinai  
Wohnt der Schuster Kikeriki.  
Seine Frau die alte Grete  
Saß auf dem Balkon und nähte.  
Sie fiel herab.  
Und ihr linkeß Bein war ab.  
Da kam der Doktor Kunkelmann  
Und heilt das Bein mit Spude an. (Höyum.)
- 

Damit sind die Abzählreime lange nicht erschöpft; die vorstehenden mögen als Proben genügen und die Übereinstimmung derselben nicht nur mit den niederdeutschen, sondern mit den deutschen, englischen, schwedischen erweisen. In dem enne, denne hat man französisch un, deux finden wollen, und vielleicht führt jemand den Doktor Kunkelmann von Höyum, der das Bein mit Spude anheilte, auf die Merseburger Zaubersprüche zurück.

Beim Ringeltanz der Mädchen, der namentlich im Frühjahr stattfindet, habe ich folgende Vieder gehört:

Ringelringelrausenkrans,  
Mak en dans.  
Set dick up ne wie,  
Spinn ne lütje sie,  
As en hâr  
As en snâr.  
Jumfer Greitje, set dik dâl.  
Kikeriki!

---

<sup>1)</sup> 5 bis 9 nach D. Schütte im Braunschw. Magazin 1898, S. 64.

Ruppe, ruppe gräseken,  
 In'n pannemann sin gäreken.  
 Wenn't eine sleit,  
 Wenn't zwei sleit,  
 Denn kummet et bönenwif  
 Mit ne slippe vull steine,  
 Un smit üsch an de beine  
 Da löpen wi hen na Peine.  
 Is denn da kein timmermann,  
 De min bein wê'er heilen kann?

Wat ik weit, wat ik weit,  
 Wat in üsen gären steit!  
 Zuppenkrüt, zuppenkrüt,  
 Et kummet üt, et kummet üt:  
 Jumfer Lieschen is de brüt.  
 Geit an, geit an,  
 Üse Krischan is de mann.

Spinne, Spinne, Regen,  
 Morgen giebt es Regen,  
 Übermorgen Wassertragen,  
 Daß die Jungfern waschen können.  
 Alte Wäsche, große Wäsche,  
 Bums — da liegt die ganze Wäsche. (Klein-Schöppensfeldt.)

Müller, müller, måler,  
 De jungens kost't en daler,  
 De måkens kost't en düwenschett,  
 Fleiet alle järe weg.

Bei dem Spiele „den Dritten abjchlagen“ wird (in Büddenstedt) gesungen:

Ik slâ, ik slâ en dridden af,  
 Ik wet wol, wat ik slâ'en sall,  
 Einen mit'n en bunten rocke,  
 Einen mit'n swarten arslöcke.

Bömeken spielen. Die Kinder stellten sich im Grasgarten an bestimmte Bäume, welche sie hüten. Ein umhergehendes Kind sucht sich einen der frei werdenden Bäume zu erobern, wobei es singt:

Isermänneken, hat kein stänneken,  
 Kann kein stänneken finnen.

Oder:

Isermänneken in isen,  
 Ik kann kein isen finnen.

Unterdessen tauschen die an den Bäumen stehenden Kinder mit ihren Plätzen, von denen das umhergehende einen zu erhaschen strebt.

Lütche funke lêwet noch! Ein glimmender Span oder Fidißus wandert im Kreise der Gesellschaft von Hand zu Hand, wobei ein jeder obige Worte schnell zu sprechen hat. Derjenige, in dessen Hand der Span völlig erlischt, giebt ein Pfand.

Håseken, håseken, verstick dik!  
 Wenn de hund kummt, de bit dik!  
 Wenn de jäger kummt, de schit dik!

Wird beim Häschen- oder Jagdspiel der Kinder gerufen, wo eines den Jäger, eines den verfolgten Hasen, die übrigen die Hunde vorstellen.

Plumpsack, ein uraltes, schon im Mittelalter getriebenes Spiel<sup>1)</sup>. Bei uns wird ein derber Knoten in ein Taschentuch gemacht, das ist der Plumpsack. Mit diesem zieht außerhalb des Kreises der Spielenden und in deren Rücken einer umher, welcher fortwährend ruft:

Sû dik nich um,  
De plumpsack geit um.

Heimlich legt er einem der Mitspieler den Plumpsack in die Hände, der damit auf seinen Nachbar schlägt.

Pinkepank,  
De smet is krank,  
Lî't up siner fûlen bank.  
Wo solle wônen,  
Unnen oder bôwen?

Dabei hat das singende Kind in einer Hand einen Stein, eine Münze, Bohne oder dergl., hält beide Hände zu Fäusten geballt übereinander und läßt nun ein anderes Kind erraten, in welcher Hand sich der Gegenstand befindet.

Bei einem ähnlichen Spiele muß der Finger der geballten Faust erraten werden, unter dem eine Bohne verborgen liegt. Man hält dabei die Hände auf den Rücken und spricht dabei:

Under eiken, under bâuken,  
Under wecken wut se seuken?  
Under eschen, under linnen,  
Under wecken wut se finnen?

Die vier Baumnamen bezeichnen die vier Finger. Der Daumen kommt nicht in Betracht<sup>2)</sup>.

Wanderthaler<sup>3)</sup>. Ein Geldstück, kleiner Schlüssel oder dergl. wandert von Hand zu Hand im Kreise der umhersitzenden Kinder; ein im Kreise stehendes Kind muß erraten, wo das Stück sich befindet, es thut dieses, indem es das Kind, bei dem es den Gegenstand vermutet, auf den Kopf schlägt und sagt:

Hir slâ ik up un da kummt fûer 'rât.

Beim Blindenfuhspielen<sup>4)</sup> werden folgende Worte gebraucht:

<sup>1)</sup> In den Reichenauer Glossen: *Circulatorius ludus est puerorum in circulo sedentium, post quorum tergum discurrit puer unus portans aliquid in manu, quod ponit retro aliquem sedentium ignorantem, vulgariter dicitur: Gurtulli, trag ich dich.* Jg. v. Zingerle, das Deutsche Kinderspiel im Mittelalter, S. 151.

<sup>2)</sup> Das sind uralte Spiele. Fischart (16. Jahrhundert) kennt schon das Spiel „Steinverbergen“. Es lebt auch im Aargau als „Steinli—gä“, in der Wetterau als „Blink blank, in welcher Hand?“ (Zingerle, Deutsches Kinderspiel im Mittelalter<sup>2</sup> S. 44.)

<sup>3)</sup> Dieses gehört zu den allgemeinen europäischen Spielen. Als l'aneddu ist es in Sicilien bekannt. Pitre, *Giunchi fanciuleschi Siciliani*. Palermo 1883.

<sup>4)</sup> Schon bei den Griechen bekannt (Becker, *Charikleas* I, 33). Im Mittelalter „blinde Maus“ (Fischart; Geiler von Kaysersberg).

Blinnekau, ik fûre dik.  
 Wohen?  
 Na grôtevâ'rs hûse.  
 Wat sall ik da mâken?  
 Bottermelk slawwern. —  
 Ik hebbe keinea leppel. —  
 Gâ hen un soik dik einen!  
 Oder: Unner de treppe da li't ein.

Die Kinder graben (Büddenstedt) runde Löcher in den Rajen und sprechen dabei:

Stip, stap, kesenapp,  
 Wer wat hat, de hat wa.  
 Wer awer nist hat,  
 Dem schitt de ôle hund wat.

Tûnen (Zaunen) wurde so gespielt, daß ein kräftiger Knabe eine Reihe von Kindern, „die sich verkehrt eingeklinkt hatten“ (d. h. abwechselnd mit dem Rücken nach einer, mit dem Gesichte nach der andern Seite eingehängt), durch die an den Wegen in Reihen stehenden Bäume hindurchzog, wobei diese abwechselnd umgangen wurden. Es war die Nachahmung des Zaunflechtens, daher der Name.

Buckin oder Schinkenkloppen, ein nicht feines Spiel auf den Dörfern. Einer kniet nieder und legt seinen Kopf in den Schoß eines Sitzenden (buckt den kopp in). Die übrigen hauen ihn der Reihe nach derb auf die Posteriora. Der Knieende hat zu erraten, wer ihn geschlagen; errät er ihn, so kommt diejer an die Reihe. Oder die Mitspieler legen sich der Reihe nach auf die Erde und werden von den Genossen mit der flachen Hand auf das Gesicht geschlagen, wobei man mit singender Stimme spricht:

Britze, britze, brelle,  
 Ik slâ dik up de kapelle.  
 Wer nich midde tausleit,  
 Den et grade sau geit.  
 Wo vël salle hebben?  
 Stücker fiwe, fofteine  
 Maket jue nester reine.  
 Ein, twee u. f. w. biß fofteine.

Bei diesen Spielen kommt es darauf an, ohne Schmerzensäußerung möglichst viele Schläge erdulden zu können.

Penniken, das Werfen mit Pfennigen gegen eine Wand, wobei der Knabe gewinnt, welcher seinen Pfennig ganz nahe, oder bis auf Spannweite, neben einen früher geworfenen Pfennig der Kameraden zu werfen weiß.

Wo keine Pfennige vorhanden sind, da werden sie durch Eisenblechscheiben „anputjisen“ ersetzt, die kaum 3 cm im Geviert messen. Das Spiel heißt dann „anputjen“.

Gewandtheit gehört zum duksern oder steineken, das mit fünf Steinen gespielt wird, welche die Kinder sich durch Zuschleifen aus Ziegelbruchstücken herstellen und die annähernd eine Kugelgestalt haben. Neuerdings werden auch

Glasflugeln dazu genommen. Der Spieler wirft einen Stein in die Höhe und indem er schnell einen andern vom Boden aufnimmt, sucht er auch den aufgeworfenen Stein mit derselben Hand aufzufangen. Dies wird mit allen vier auf dem Boden liegenden Steinen versucht. Dann werden, wenn wieder ein Stein aufgeworfen ist, zwei Steine vom Boden aufgenommen und der dritte dazu aufgefangen, was sich mit den beiden anderen noch am Boden liegenden Steinen wiederholt. Und so fort werden weiter drei, vier Steine aufgenommen und einer dazu gefangen. Jedes Kind bleibt so lange am Spiele, bis es einen Fehler macht, d. h. den aufgeworfenen Stein nicht auffängt oder die vorgeschriebene Zahl Steine an der Erde in der Eile nicht zu erfassen vermag. Das Erfassen der Steine heißt grapschen. Bei Wikingen (Kreis Iphenhagen) wird dieses weit verbreitete Spiel karnulen genannt, was wohl auf Karneol zurückgeht, aus dem ursprünglich die Steinchen (Klitter) bestanden, mit denen man spielte, wie das „Marmeln“ oder „Murmeln“ von Marmor seine Bezeichnung führt. Nach Oschersleben zu nennt man dieses Spiel wispeln. Es wird namentlich von Mädchen nach ganz bestimmten Regeln mit fünf Kugeln gespielt und erfordert großes Geschick. Die verschiedenen Touren haben folgende Bezeichnungen: Eine setten, zwei setten, drei setten, veire setten. Ersten hanspel. Mi'en (mingere). Schiten. Spitz. Dubbelt. Düwelspoik. Kleien (tragen). Tweite hanspel. Innerhand. Umwesseln. Koppafhacken<sup>1)</sup>.

Besondere Spiele, welche auf die Entwicklung von Kraft und Gewandtheit hingen, waren bei den Hirtenjungen (oben S. 214) im Gebrauche und unter diesen waren Stempeln und Zickwerfen am beliebtesten. Diese Spiele sind bis zur Verkoppelung, die den Untergang des Hirtenstandes bedingte, in den Dörfern nördlich von Vorsfelde im Gange gewesen, wie ich aus den Berichten alter Leute weiß. Die Einzelheiten konnten mir aber erst in dem benachbarten, zum Kreise Iphenhagen gehörigen Dorfe Ehra mitgeteilt werden, wo diese Spiele sich länger erhalten haben<sup>2)</sup>.

Der Stempel war eine beim Ochsenhüten benutzte Keule, die alte Waffe der Hirten, die von einem der Jungen so oft auf den Boden geworfen wurde, bis sie hoch sprang und sich einigemal überschlug. Die übrigen dabei stehenden Jungen suchten mit ihren Keulen die des Stempfers im Fluge zu treffen und weiter zu schleudern; so der Reihe nach alle. Das Spiel übte Hand und Auge und es gab Ochsenjungen, die eine große Geschicklichkeit mit dem Werfen der Keule erlangt hatten.

Das Zickwerfen fand gleichfalls mit der Keule statt, erforderte aber einige Vorbereitungen. Ein fester Eichen- oder Buchenstamm von 2 m Höhe, der „Zickbaum“, an dem noch einige Astzacken saßen, wurde in den Boden gerammt und an jeden Zacken wurde ein fußlanger hölzerner Haken, die zicke, Ziege,

<sup>1)</sup> Es ist eines der ältesten Kinderspiele, schon den Griechen bekannt. (Zingerle, Deutsches Kinderspiel im Mittelalter, hat darüber mehrere Beläge.)

<sup>2)</sup> Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1896, S. 363.

gehängt. Dieser mußte aus einer Entfernung von etwa zehn Schritten von den Jungen mit der geworfenen Keule herabgeschleudert werden. Ohne ein Wort sprechen zu dürfen, standen die übrigen Spielteilnehmer rings um den Zickbaum umher auf besonderen „Malen“. Wurde geworfen, so erschallte der Ruf „zickbi“. Derjenige, welcher die abgeworfenen Haken wieder herbeizuholen hatte, hieß „zickmutter“. Es hat noch einige Regeln bei diesem eingegangenen Spiele gegeben, die sich auf das reihenweise Besetzen der Male beziehen, mir aber nicht klar geworden sind.

Breitmaul. Völlig an Jongleurkunststücke erinnert das jetzt gleichfalls entschlafene Spiel breitmül oder brêtmül, bei dem mit großer Geschicklichkeit ein aufgeklapptes Taschenmesser so geworfen werden mußte, daß es mit der Spitze im Erdboden festsaß, und zwar mußte der Wurf im Bogen, der in der Richtung des Körpers des Werfenden schloß, erfolgen. Es handelte sich dabei um fünf verschiedene Würfe: 1. innerhand, wobei das Messer von der flachen Handfläche aus geworfen wurde. 2. uppehand, das geöffnete Messer liegt auf dem Handrücken und wird von da aus geworfen. 3. breitmül, das geöffnete Messer wird zwischen die Zähne genommen, das Heft steht aus dem Munde hervor und erhält mit der rechten Hand den fortschleudernden Schlag. 4. bebbbern (zittern), die Messerspitze wird mit den Zähnen gehalten und von da aus erfolgt die Abjchwentung.

Kluntjebük. Hierbei handelt es sich darum, auf einem Beine hinkend oder hüpfend einen Spieler mit einem geknoteten Taschentuche abzuschlagen ohne dältausetten. Wer getroffen ist muß mit ins Mal. Vertritt sich aber der kluntjebük, so wird er von sämtlichen Mitspielern mit dem geknoteten Taschentuche geschlagen, bis er das schützende Mal erreicht hat. In Schöningen heißt das Spiel hinkeschett. O. Schütte nimmt nicht ohne guten Grund an, daß die Bezeichnung kluntjebük, Klunzbauch, entstanden ist aus kluntjebür, Klunzbauer, dem schwerfüßig hinter dem Pfluge hergehenden Bauer <sup>1)</sup>.

Der Neuzeit angehörig scheint ein Spiel zu sein, bei dem die Kinder mit den Fingern einen Verkaufsladen darstellen und dazu sagen:

Müller un Schulze stünnen vorn läden,  
Wolln vorn dreier knapwost halen,  
Vorn dreier gift et nich.  
Müller un Schulze knüppeln sik.

Beim Pfänderspiel knien die ledigen Mädchen vor dem Ofen und sprechen:

Leiwer ôwe, ik bée dik an,  
Beschère mik en guen mann.  
Gifst de mik keinen guen man,  
So bée ik dik nich wè'er an.

Oder ein Mädchen trat auf als Frau Häkebäke, die öfter in den Volksliedern vorkommt, und sagte: Ik bin de frû Häkebäke. Het se mîn lütjet

<sup>1)</sup> Braunschweigisches Magazin 1899, S. 103.

swîneken nich esei'n? 't harre swarte vorderfäute, groine hinderfäute un en gansen langen, langen swans. Wer lachte, mußte ein Pfand geben. Beim Auslösen der Pfänder Spiele kam es gewöhnlich auf einen Ruß an; derjenige, welcher die Pfänder zurückgab, sagte:

Wer sin pand will we'er hebbén,  
De mot daun, wat ik will hebbén.

Gänse Spiel <sup>1)</sup>. Wird in zwei Parteien gespielt, die eine Hälfte stellt die Gänse vor, die andere sucht diese zu sich herüberzulocken, wobei folgender Zwieselsang:

Pilegäuseken, kummt na hûs!  
„Wi dör't nich.“  
Warum denn nich?  
„Vorn wulwe!“  
Wo sitte?  
„Im dörenbusch.“  
Wat makt bei da?  
„Leggt eier.“

Das durch Deutschland ungewöhnlich weit verbreitete Kinder-Singspiel „Es kommt ein Herr aus Ninive“, scheint im Braunschweigischen wenig bekannt zu sein. Aus den Drömlingsdörfern ist es bezeugt; hier lauten die Worte <sup>2)</sup>:

Ich bin der Herr von Nordensfels  
Und aus der Fiselade.  
Er holt sich eine Nonne.  
Das ist das Töchterlein von Madame N.  
Die Dame aus Ninive  
Sucht wide, witt, witt, bom, bom  
Sich eine neue Köchin.

Nun, das ist eine sehr entstellte Lesart, immerhin sind darin noch die „Nonnen“ der ältesten Fassung vorhanden. Ninive ist aus „Herr Domine“ entstanden <sup>3)</sup>.

Ein altes, jetzt eingegangenes Spiel war das Pilekenspiel, das früher selbst in fürstlichen Kreisen beliebt war. Es kommt noch in einigen Dorfwirtshäusern der Umgegend von Helmstedt vor, wo es auf einer langen hölzernen

<sup>1)</sup> Zu diesem namentlich in den Drömlingsdörfern verbreiteten Spiel will ich eine englische Singspielparallele (nach Folk-lore-Record, V, S. 86, 1882) hersehen:

Sheep, sheep, come home!  
We are afraid,  
What are you afraid of?  
The wolf!  
The wolf has gone to Devonshire  
And won't be home for seven years.  
Sheep, sheep, come home!

Verschiedene deutsche Fassungen bei W. Mannhard, Roggenwolf und Roggenhund, Danzig 1865, S. 33, wo ein tiefer mythologischer Sinn hineingelegt wird. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein 1845, S. 487.

<sup>2)</sup> Ebefing, II, S. 252.

<sup>3)</sup> J. Bolte, Das Kinderlied vom Herrn v. Ninive. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, IV, S. 180. Vergl. Böhme, Deutsches Kinderlied, S. 517.



Tafel, der „Pilekentang“, mit eisernen viereckigen „Pilekensteinen“ oder scheibenförmigen Steinen gespielt wird. Es ist durch das Billard verdrängt worden<sup>1)</sup>.

**Hexenspiel.** Unsere Kinder auf dem Lande verstehen darunter das Fadenspiel, auch Auf- und Abnehmen genannt, bei dem ein Faden in verschiedenartigen Verknüpfungen über beide einander entgegengehaltene Hände gezogen und durch Durchstechen zu immer neuen Figuren gestaltet wird, in denen, die Phantasie einen orgelstaul, bôm, gaffele zc. erblickt<sup>2)</sup>.

**Krusedullen** nennt man die lodigen Haare oder eine faltige Halskrause. Die Kinder bezeichnen aber damit auch ein Spiel, bei dem sie die hohlen Stengel des kälwerkropps (*Chaerophyllum*) in Stückchen zerschneiden, auf verschiedene Weise einkerben und ins Wasser legen. Die einzelnen Teile krümmen sich und bilden hübsche Figuren, welche krusedullen genannt werden.

**Brennessel und Distel.** So werden zwei Kinder genannt, welche ein Thor bilden, wobei sie sich mit den hochgehaltenen Händen anfassen; dann ziehen die übrigen Kinder der Reihe nach durch dieses Thor, während die beiden ersteren singen:

Fahr' durch, fahr' durch,  
Jetzt kommt ein großer Wagen.  
Wer sitzt darin, wer sitzt darin?  
Ein Mann mit großem Kragen.  
Was will er denn, was will er denn?  
Er will den „Hermann“ holen.  
Was hat er gethan, was hat er gethan?  
Er hat gestohlen.

Das letzte Kind wird dann festgehalten und gefragt, ob es hinter Brennessel oder Distel treten will, und muß darauf den gewählten Platz einnehmen. Dies wiederholt sich so lange, bis alle Kinder hinter der Brennessel und der Distel stehen. Dann wird mitgeteilt, auf welcher Seite die Engel und auf welcher die Teufel sind, und diejenigen Kinder, welche auf der Seite der Engel stehen, werden von Brennessel und Distel nacheinander auf den Armen gewiegt, wobei gesungen wird:

Wir wiegen den Engel in Abrahams Schoß.

Zuletzt jagen die Engel die Teufel in die Flucht.

Mönch und Nonne war ein noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts

<sup>1)</sup> Koldewey im Wolfenbüttler Programm 1879, S. 6 und 26. — Damköhler, Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung, VIII, S. 46. — Mittelniederdeutsches Wörterbuch, III, S. 325. Ausführliches: Treichel, Altpreussische Monatschrift, XXXIV, S. 517.

<sup>2)</sup> Dieses Spiel ist wegen seiner Verbreitung ethnographisch von Belang. Es kommt vor bei den Eskimos, Australiern, auf den ostasiatischen und Südpazifischen Inseln und ist neuerdings (von Ehrenreich) bei den Indianern im Innern Brasiliens entdeckt worden. (Andree, Ethnographische Parallelen. Neue Folge, S. 96.)

in der Stadt Braunschweig gespieltes Spiel, wobei aus geknoteten Taschentüchern zwei Figuren gebildet wurden, die man folgendes Zwiegespräch halten ließ:

Nonne: Guten Tag, Herr Vater!

Mönch: Schön' Dank, Frau Nonne, was willst du denn?

Nonne: Ich wollte gern beichten: Ich ging mal aufs Markt und kaufte mich en Fisch; da kam die Kaze und holte den Fisch, da sagte ich: du, du böse Kaze!

Mönch: Große Sünde, du mußt Buße thun!

Nonne: Was muß ich denn thun?

Mönch: Du mußt mich hundert Küsse geben.

Nun küssen sich die geknoteten Taschentücher unter entsprechendem Schnalzen der Lippen.

Unter „Spiele“ gehört auch die Beschäftigung der Kinder mit den so beliebten bunten Bildern. Besonders vor Ostern ist der Schluß der Schule ein ereignisreicher Tag für die Kleinen, da dann die Konfirmanden den in der Schule zurückbleibenden Genossen bunte Bilder zu schenken pflegen, wie um damit anzudeuten, daß sie sich nun von der Spielerei der Kindheit trennen wollen. Leider ist die Ware, welche von Neu-Ruppin heute den Kindern auf den Dörfern in die Hände kommt, geradezu schauerhaft. In der Sammlung des Herrn Basel befindet sich noch eine Anzahl Bilder aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, die einen besseren Geschmack bekunden. Sehr beliebt unter den Kindern sind Bilder von „hörn“, ausgeschnittene Bilder, Bilder mit Heiligen (offenbar aus katholischen Gegenden) und Ausziehbilder, deren Verse mit Andacht gelesen werden. Das Herz spielt eine große Rolle darin. Jetzt sammelt man Briefmarken, Ansichtspostkarten, Liebigbilder.

Alle die vorstehend mitgeteilten Spiele und dazu gehörigen Lieder und Sprüche zeigen vorherrschend niederdeutschen Charakter und dürfen zum alten Besitztum unseres Volkes gerechnet werden. Sie werden aber neuerdings mehr und mehr durch hochdeutsche Spiele und Reime verdrängt, die mit der immer größeren Ausbreitung der Schriftsprache aufkommen. Das ist natürlich mehr in den städtischem Wesen zuneigenden südlicheren Dörfern als in den nördlicheren der Fall, wo z. B. die nachfolgend mitgeteilten Ringelreien kaum bekannt sind. Ich verdanke dieselben Herrn Pastor Schattenberg, der sie in dem Dorfe Eizum bei Schöppenstedt sammelte. Viele zeigen ganz oberdeutschen Charakter.

Die Anna saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein,  
 Sie kämmte sich ihr goldnes Haar,  
 Und als sie damit fertig war,  
 Da fing sie an zu weinen,  
 Da kam der gute Karl herein:  
 Ach Anna, warum weinst du?  
 Ach weil ich heut noch sterben muß!  
 Da kam der böse Fendrian, Fendriel,  
 Da zog er aus der Tasche  
 Ein großes langes Messer raus  
 Und stach die Anna in den Rücken.  
 Da kam der gute Karl herein,

Ach Anna, warum blutest du?  
 Ach weil sie mir ein Täubchen schlachten!  
 Da kam die Eltern all zu Haus.  
 Wo ist denn unfre Anna?  
 Sie ist schon längst begraben.  
 Wo ist sie denn begraben?  
 Hier unter diesem Leichenstein.  
 Da stand die Anna wieder auf.  
 Die Anna ist ein Engelfind,  
 Der Karl der ist ein Bengelkind,  
 Der Hendrich ist ein Teufelskind,  
 Die Eltern sind zwei Engelein.

Die Kinder fassen sich zum Ringeltanz, ein Kind im Kreise stellt Anna vor, eins Karl, eins den Fährich, zwei die Eltern. Es folgt nun die Handlung, wie sie in dem Liede (nach der Melodie: Das ist das Lied vom Mulala) vorgeschrieben ist, und zuletzt tanzen alle im Kreise herum.

Wir woll'n die weiße Frau mal fragen,  
 Ob sie schöne Töchter habe,  
 Nehmen Sie, nehmen Sie, welche woll'n Sie haben?  
 Diese, diese mag ich nicht, diese, diese will ich nicht,  
 Diese will ich haben, mit dem weißen Kragen.  
 Hänschen sperrt die Hühner ein,  
 Daß sie all beisammen sein,  
 Kideritt, kiderita, sind die Hühner alle da?  
 Rote Kirschen eß ich gern, schwarze noch viel lieber,  
 Junge Herren küß ich gern, alte stoß ich nieder.  
 Ich jez mich auf die Extrapoß, fahre bis nach Halle,  
 Wenn's mir tausend Thaler kost't, die vergeß ich alle.  
 Tausend Thaler ist kein Geld, wenn mir nur mein Schatz gefällt,  
 Schätzchen hin, Schätzchen her, Schätzchen ist ein Bummelbär.

Ein Bauer fuhr ins Holz,  
 Ein Bauer fuhr ins Kirmesholz,  
 Heiße Kirmesholz, ein Bauer fuhr ins Holz.  
 Da nahm er sich ein Weib,  
 Da nahm er sich ein Kirmesweib,  
 Heiße Kirmesweib, da nahm er sich ein Weib.  
 Das Weib nahm sich ein Kind,  
 Das Weib nahm sich ein Kirmeskind,  
 Heiße Kirmeskind, das Weib nahm sich ein Kind.  
 Das Kind nahm sich 'ne Muhme,  
 Das Kind nahm sich 'ne Kirmesmuhme,  
 Heiße Kirmesmuhme, das Kind nahm sich 'ne Muhme.  
 Die Muhme nahm sich 'nen Knecht,  
 Die Muhme nahm sich 'nen Kirmesknecht,  
 Heiße Kirmesknecht, die Muhme nahm sich 'nen Knecht.  
 Der Knecht der ward ein Bauer,  
 Der Knecht der ward ein Kirmesbauer,  
 Heiße, Kirmesbauer, der Knecht der ward ein Bauer.

Die Kinder schließen einen Kreis, in welchen eines, das den Bauern vorstellt, hineintritt. Es nimmt sich aus dem Kreise ein Weib, das Weib nimmt ein Kind, dieses eine Muhme und die Muhme einen Knecht, der im Kreise bleibt und den neuen Kirmesbauer bei der Wiederholung des Spieles darstellt.

Es war einmal ein Mann,  
 Es war einmal ein li la leder Mann.  
 Da nahm er sich ein Weib,  
 Da nahm er sich ein li la leder Weib.  
 Das Weib nahm sich ein' Sohn,  
 Das Weib nahm sich ein' li la leder Sohn.  
 Der Sohn muß in die Schule,  
 Der Sohn muß in die li la leder Schule.  
 Da lernt er 's A-B-C,  
 Da lernt er 's li la leder A-B-C.  
 Da kam er wieder heim,  
 Da kam er wieder li la leder heim.  
 Da muß er in den Krieg,  
 Da muß er in den li la leder Krieg.  
 Da schossen sie ihn tot,  
 Da schossen sie ihn li la ledern tot.  
 Da brachten sie ihn heim,  
 Da brachten sie ihn li la ledern heim.  
 Da kam der Herr Pastor,  
 Da kam der li la ledern Herr Pastor.  
 Der schrieb ihm auf sein Grab,  
 Der schrieb ihm auf sein li la ledern Grab:  
 „Hier ruht der liebe Sohn,  
 Hier ruht der liebe li la leder Sohn.“  
 Da stand er wieder auf,  
 Da stand er wieder li la ledern auf.  
 Da waren sie alle froh,  
 Da waren sie alle li la ledern froh.

Die Kinder treten zum Ringeltanz an, der Leder-Mann steht im Kreise, nimmt sich dann ein Weib, einen Sohn aus dem Kreise. Der Sohn geht in die Schule (aus dem Kreise), kommt wieder in den Kreis. Zieht in den Krieg, wird totgeschossen und von mehreren aus dem Kreise fortgetragen. Ein Kind aus dem Kreise stellt den Pastor dar, nachdem steht der Leder-Sohn wieder auf und alle tanzen im Kreise herum.

Es war einmal ein Mann,  
 Es war einmal ein mi ma mauße Mann.  
 Der hatte eine Maus,  
 Der hatte eine mi ma mauße Maus.  
 Der zog er ab das Fell,  
 Der zog er ab das mi ma mauße Fell.  
 Da näht er sich ein' Sack,  
 Da näht er sich ein' mi ma mauße Sack.  
 Da thut er rein sein Geld,  
 Da thut er rein sein mi ma mauße Geld.  
 Da kauft er sich ein Pferd,  
 Da kauft er sich ein mi ma mauße Pferd.

Da reit't er in den Krieg,  
 Da reit't er in den mi ma mauße Krieg.  
 Da schießt er alle tot,  
 Da schießt er alle mi ma mauße tot.

Die Kinder treten zum Ringeltanz an, ein Kind geht in den Kreis, das die Worte vorspricht und der ganze Kreis wiederholt dieselben.

Morgen woll'n wir Hafer mähen,  
 Wer will helfen binden?  
 Wer will mein fein's Liebchen sein?  
 Das wird sich schon finden.  
 Geirassa, hopfassa, morgen ist die Kirmeszeit.

Ein Kind steht in dem Kreise der übrigen, wählt sich ein anderes und tanzt mit ihm herum.

Hab' verloren, hab' verloren, hab' verloren meinen Ring,  
 Will mal sehen, will mal sehen, ob ich finde meinen Ring.  
 Hab' gefunden, hab' gefunden, hab' gefunden meinen Ring,  
 Will mal sehen, will mal sehen, wem ich schenke meinen Ring.  
 Hab' verschenkt, hab' verschenkt, hab' verschenkt meinen Ring.

Die Kinder stehen im Kreise, eins kommt hinein, nimmt einen Ring oder einen Stein, legt ihn unter seinen Fuß und singt: „Hab' verloren“ 2c. Wenn nun das Kind den Stein unter dem Fuß wegnimmt, d. h. findet, hebt es denselben in die Höhe, geht auf ein anderes Kind zu und schenkt ihm den Stein oder Ring. Dasselbe kommt nun in den Kreis und das Spiel fängt von neuem an.

Wir treten auf die Glocke, bis daß die Glocke klinget,  
 Die Glocke klinget sieben Jahr, sieben Jahr find umme,  
 Die Anna dreht sich umme.  
 Anna hat sich umgedreht, hat ihrem Bräut'gam den Kranz besichert.

Dann fängt das Spiel wieder von vorn an, und der nächstfolgende Name ist der Name des Kindes, das links vom erstgenannten Kinde steht.

Als ich einmal reiste, reist' ich ins Tirolerland,  
 Da war ich die Kleinste, allen wohlbekannt.  
 Herren und Damen standen da vor meiner Thür,  
 Wollten mich beschauen, schönes Murmeltier.  
 Murmeltier kann tanzen, 1 2 3 und 4,  
 Wollten mich beschauen, schönes Murmeltier.

Ein Kind steht als Murmeltier im Kreise und muß nach dem Singen und Händeklatschen der übrigen tanzen.

Grünes Gras, grünes Gras, unter meinen Füßen,  
 Hab' verloren meinen Schatz, den ich suchen müßte,  
 Dreh dich um, dreh dich um, bist du's oder bist du's nicht?  
 Nein, nein, er ist es nicht.

Ein Kind steht im Kreise; die umhertanzenden singen die obige Strophe dreimal; beim viertenmal heißt es dann: Ja, ja, er ist es! Dann folgt Ablösung des im Kreise stehenden durch ein anderes Kind.

Ein Jäger wollte früh aufstehn,  
Dreiviertelstund vor Sonnenaufgehn,  
Er nahm sein Liebchen bei der Hand  
Und fuhr sie durch das ganze Land.  
Ade, Ade, mein liebes Kind,  
Nun müssen wir uns scheiden,  
Und in dem letzten Augenblick,  
Vergessen wir das Küssen nicht.  
Marie, hast du das Bett gemacht?  
„Nein, nein, ich hab's vergessen.“  
Was, hast du denn den ganzen Tag  
Bei deinem Schatz gegessen?  
Und wenn du willst den Jäger hab'n,  
So mußt du grüne Schuhe tragen,  
Grüne Schuh mit Silberchnallen,  
Das wird dem Jäger wohlgefallen.

Während des Singens bilden die Kinder einen Kreis, zwei von ihnen fassen sich an den Händen, eins im Kreis, das andere außerhalb. Wenn das Singen aufhört, lassen die beiden die Arme fallen und die zwei so getroffenen Kinder müssen nun herumgehen. Der Name wird jedesmal geändert nach dem Kinde.

### 3. Bastlöfereime.

Wie nicht anders zu erwarten ist, reihen sich die braunschweigischen Bastlöfereime den übrigen niederdeutschen eng an. Sie sind ungemein verbreitet und im Frühjahr, wenn der Saft in die Weiden gezogen ist, sieht man die Knaben bei allen Dörfern an den Bächen und Holzrändern sitzen und „floittjen kloppen“. Man klopft unter Hersagen der Verse den frisch geschnittenen Weidenstab mit dem Messerhefte so lange, bis der Bast sich löst und die Rinde als Röhre sich abziehen läßt. Aus dieser wird die floittje mit eingekerbtem Mundstück hergestellt <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Zur Literatur vergleiche: Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung I, 85; II, 52 und 89, wo die ähnlichen Reime aus Holland mitgeteilt sind. Müllenhoff, Sagen zc. aus Schleswig-Holstein, S. 510. — Rockholz, Allemannisches Kinderlied, S. 182. — Aus der Elberfelder Gegend: Schall in „Am Urquell“ III, 203 (1892). — Aus Schlesien: Wolf, Zeitschr. für deutsche Mythologie I, 473, 474. — Aus der Gegend von Stade „beim Suppenmachen“, Krause in Zeitschrift f. deutsche Mythologie III, 178. Aus der Ruppiner Gegend: Haase in Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde IV, 74. — Aus Westfalen: Woeste in Zeitschr. für deutsche Mythologie III, 52. — Aus Meiningen: „Am Urquell“ V, 193. — Aus der Provinz Sachsen, darunter auch niederdeutsche, Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde 1898, S. 62.

Plock, plock, plike,  
 Up'n Ålendike (Åhlumer Teiche)  
 Sît ne ôle hexe  
 Mit'n stumpen meste,  
 Snat en kâche hâr af, bein af,  
 Alles wat'r anne sat.  
 Biff, buff, baff,  
 Nu går mal von af.

Plockfloittje wut'e gân  
 Ik will dik in de dôren slân,  
 Dôren süllt dik stâken,  
 De râwen süllt dik frâten.  
 Kam ne ôle hexe,  
 Mit en langen meste,  
 Snat hâr af, snat hût af,  
 Alles wat'r anne sat,  
 Smet't in't wâter.  
 Plunsch, plunsch, plunsch.

Balle, balle, Bastian,  
 Lât bast afgân,  
 Lat nich klôben (spalten),  
 Willt wol glôwen.  
 Up'n spitzen dike  
 Sat ne ôle hexe,  
 Mit'n stumpen meste.  
 Snit af, snit af  
 Alles wat'r anne sat.  
 Snat en kempen en bû'el af.

Oder:

Biller, baller, Bastian,  
 Lât balle afgân,  
 Lât nich klôben,  
 Will't gêren glôwen.  
 Kam de ôle hexe  
 Mit'n stumpen meste,  
 Snie 'n jungen hâr af,  
 Bein af, kopp af,  
 Snat 'n jungen alles af.  
 Strik af, strik af,  
 Balle geit et af.

Plock, plock, plitje  
 Up 'en môlendike,  
 Satt ne ôle hexe  
 Mit'n stumpen meste.  
 Woll'n juden 't hâr afsniden  
 Rutsch af, rutsch af  
 Rutsch vor'n hinnersten af. (Bansleben.)

Plock, plock, pîpe!  
 Up'n môlendike  
 Satt Hans Wöstchen  
 Mit'n blanken mestchen  
 Kam de ôle hexe  
 Mit'n blanken meste.  
 Snit af, kop af, bein af,  
 Allet wat'r man anne satt.

Bulle, bulle, Bastian,  
 Lat et bas afgân,

Lat nich klôben,  
Denn will'k dik vorlômen,  
Biff, buff, baff  
Da gâe du von af.

Pip, pip, pâke,  
Kam ne ôle drâke,  
Mit'n witten lâken,  
Wolle de ganse welt bedecken,  
Konn' nich ôwer de Elwe recken.  
Du must af.

Biller, biller, baller,  
Bâtje hat'n haller,  
Hallert sine frû.  
Eine stunne rû,  
Eine stunne glatt.  
Bitze, batze af!

Kam de lûtje môre  
Mit'r gol'nen krône,  
Kam dat lûtje jümferken  
Mit'n gol'nen tüffelken.  
Kam de snider mit'r elle,  
Slaug êr vor de purtcheprelle.  
Sâ dat kättche mimau,  
Katergrau,  
Kunterbunt,  
Ûse lûtje hund is bunt,  
Piff, paff, af,  
De dûwel fell in't graf.  
Un we da nich von frâten mag  
De schêre davon af.

#### 4. Spott- und Neckreime.

Ludewig sit up'n twig  
Un brikt de twig,  
Dann fallt de leiwe Ludewig.

Ludchen, Ludchen, Lewwerwost,  
Lêwet dine frû noch?  
Ja, ja, se lêwet noch,  
Se lî't in bedde un kriwwelt noch.

Johann pipendeckel  
Stickt de wost in'n kettel,  
Krigt se wedder 'rût,  
Gift se sine brût.

Heinrich, peinrich, plock in ârse,  
Hat en stiwen plock in ârse,  
Kann 'ne nich wedder rût kriën,  
Mot ne stiwe brût frien.

Heinrich, peinrich, pumpermûs,  
Kam vonnacht in ùse hûs  
Mit en witten lâken,  
Woll üsch bange mâken,  
Mit en witten swewelsticken,  
Kann mik mâl in ârse lecken.



## Spott- und Neckreime.

Heinrich, pûeinrich,  
Schawinter mateinrich,  
Schâwup, schâwab,  
Scheifbeinige Heinrich.

Christoffel, Pumpstoffel.  
Drei någel, sess kegel,  
Christoffel pump,  
Schitt in'n strump.

August!  
Gust mit der leddernen Brust,  
Hat sik in de hõse schetten,  
Hat et nich ewusst.

Krischan Snabel  
Is kumpabel,  
Prickt sine mudder  
Up de gawel.

Krischan,  
Lat de botter stân.  
Smêr kêse up,  
Smêr aber nich tau dicke up.

Fritzel!  
Schitt in de mûtse,  
Drâgt et in winkel,  
Dat et nich stinket.

Fritze! Stiglitze!  
Slâgt mûseken nich dot,  
Lât't leben, lâ'tt weben,  
Et fritt ja kein brot.

Fritze! Stiglitz;  
Kartuffelzalât,  
In de panne ebrâ't.  
Stipp in, stipp út,  
Dat smecket gut.

Kunrat, allunderlat,  
Schitt en hucken int vërfat.

Otte!  
Fritt et fleisch út'n potte.

Uldrich, buldrich, kâkebein,  
Lett sik vor zwei pennig sein.

Prost, seggt Jost.

Edeward, de zicke blarrt,  
Gif se wat tau sûpen,  
Da kann se gut na pûpen.

Hennig! Tweipennig,  
Kartuffelzalât.

Mariechen, marâke,  
Fâll ôwer de brâke,  
Hat hundert zoldaten,  
Kann et lachen nich laten.

Christine, Christane,  
Wat måket din hâne?  
Hei sitt up'n messe  
Un ropt: klokke sesse.

Oder:

Hei sitt up'n wime  
Un måket korine.

Hanneken lag up hâwerstrô,  
Ach wat was dat mâken frô.  
Hanneken up den schosteinbodden  
Leit sik sine nâse schoppen.

Hannichen, bidewannichen,  
Bidewittkopp, badannichen.  
Bidebumbat, katumbat.  
Katholisches Hannichen.

Trûderitchen!  
Krig dat mâken bi de fittjen.

Lisebetchen,  
Kammerkättjen!

Anneken, panneken, rûpennest,  
Is in minen gâren ewest.  
Hat mik appel un bêren estôlen.  
Toifl dik sall de dûwel hôlen.

Emmeken, pemmeken,  
Bist min lammeken,  
Bliwst min lammeken,  
Emmeken, pemmeken<sup>1)</sup>.

A. sagt zu B.: Segge mal, hinnern ôwen steit en korw full krût;  
er sezt dann, falls B. die Worte wiederholt, hinzu: du bist en dûwel sine  
brât. In ähnlicher Weise wird bei den folgenden Neckereien verfahren.

Lange de leddere ôwert hûs. —  
Stick dine nâse in't schithûs.

Wat is hûte vorn dag?  
„Middewochen!“  
Kannst en bullen an bû'l tocken.

„Fridag!“  
Bit en bullen en bû'l af.

Segge mal: lange, lange kerkenslöttel.  
„Du hast et mûl full zickenköttel.“

A. Wat magst de leiwer: Judenpâr oder Christenpâr. —

B. Christenpâr. —

A. haut B. und ruft: Kri'st en pâr! Sagt B. Judenpâr, so sazt A. B. in die  
Haare und ruft zopp in't hâr.

<sup>1)</sup> Die vorstehenden sind nur eine Auswahl aus den immer neu entstehenden  
Neckreimen. Eine Anzahl hat auch D. Schütte gesammelt: Braunschv. Magazin 1897,  
S. 205.

Bist'e böse? krûp in'n kèse.  
 Bist'e wedder gut? krûp'r wedder 'rût.

Kleinen Kindern, die mit dem Hemde bekleidet umherlaufen, ruft man zu

Nakedei, ritt't himme entwei,  
 Schitt in't fûle gauseei.

Fein sind diese Kindernedereien selten. So rufen sich auch die Kinder bei Vornamen, die häufig mit den Pferdenamen übereinstimmen. Antwortet nun ein Kind auf den Anruf, so bemerkt ihm der Rufer: ik meine dik nich, ik meine üsen wallacken, de schitt dik wat in de kinnebacken oder ik meine üsen brünen, de schitt dik wat in de kaldünen.

Dorfnedereien. Ganz so, wie die einzelnen sich untereinander necken, so geschieht dieses auch unter Städten und Dörfern. Der Spötter überhebt sich gegenüber dem Verspotteten, dem er Beschränktheit oder Plumpheit nachsagt und dem gewöhnlich vieles angedichtet wird, was bei Lichte besehen sich als grundlos herausstellt. Es ist dieses aber ein durch die ganze Welt gehender Zug, der sich selbst bei Naturvölkern nachweisen läßt und seit den Tagen des Altertums, wo Abdera den Spott der Völker auf sich zog, auch in allen europäischen Ländern bekannt ist. Braunschweig fehlt da nicht und unser weltbekanntes Abdera ist Schöppenstedt, auf das nur mit seinen „Streichen“ hingewiesen zu werden braucht und von dem man noch sagt: De dummen wêrt nich alle; in Scheppenstidde het se allwedder en morgen esaiet. Auch singt man wohl das Verschen:

In Schöppenstê is kein kûmmelakefit,  
 In Bönstê (Büddenstedt) het de mâkens efrit.

Auch einzelne Dörfer necken sich untereinander. In Rautheim, Cremlingen und Nachbarschaft kann man hören, daß die Einwohner von Weddel nichts zu beißen hätten, man müsse sich dort mit Schlehen und Hagebutten behelfen, was im Verse folgendermaßen ausgedrückt ist:

Härr'n't nich slênen un hapûtjen mik edân,  
 Dann härr'k mösten hungrig üt Wâ'le gân.

Den Frauen von Râbke wird, sicher nur böswilligerweise, nachgesagt, daß sie zänkisch seien und laut schreien. Daher:

Wer ne frû üt Râbke hat,  
 De brâket keinen hund.  
 (Un wenn de frû nich bellen deit,  
 Denn is se nich gesund.)

Wozu der Zusatz gemacht wird, der die Frauen aus Lelm lobt:

Un wer ne frû üt Lelm hat,  
 De kôket guen klump.

Die Bewohner von Hedeper gelten — natürlich mit Unrecht — als proßig und großmäulig, daher redet man von Heperschen grôtsnûten.

Die Esbecker wurden früher von den Büddenstedtern mauskempen genannt, nach dem häufig dort gegessenen Zwetschenmus.

Barmke bei Helmstedt heißt Botterbarmke, weil dort vortreffliche Butter hergestellt wurde; das benachbarte Groß=Steinum dagegen heißt groten smêrkêse, da dort die Milch mehr Quart als Butter liefern soll.

Die Rotenkämpfer heißen Langhaarige, die Graslebener bessenbinner, Ingeleben wird „England“ und Wolsdorf „Moskau“ genannt.

Die Kneittlinger am Elbe werden mit ihrem Landsmanne Till Eulenspiegel geneckt. Nach diesem freundlichen Dorfe verlegt das bekannte Volksbuch<sup>1)</sup> die Geburt des Schalksnarren und läßt ihn in dem benachbarten Ampleben taufen. Schon seit alten Zeiten haftete in Kneittlingen der Name Eulenspiegels an einem der ansehnlichsten Höfe des Dorfes und in einem Zinsregister des Stiffts St. Blasii zu Braunschweig von 1673 wird der Hof als „Eulenspiegelhof“ bezeichnet<sup>2)</sup>. Früher waren Kneittlingens Bewohner ergrimmt auf alle, die sie mit dem Schalksnarren neckten oder nur nach seinem Geburtshause fragten; heute aber weiß dessen Besitzer historischen Ruhm zu schätzen und zeigt gern den stattlichen Hof, der allerdings nach dem Brande von 1821 fast ganz neu dasteht.

Die Kotsassen von Süplingen sollen sunnenkiker heißen; das kommt daher, weil sie auf dem Gute in Süplingenburg dienen mußten, aber nur bei schönem heiterm Sonnenschein, nicht wie andere Bauern ohne Rücksicht auf das Wetter<sup>3)</sup>.

Emmerstedt bei Helmstedt neckt man mit der „blaume“, weil dort ein Krüger den Bauern „fein durch die Blume“ zu verstehen geben wollte, sie sollten die Regalbahn verlassen, damit Helmstedter Studenten dort segeln könnten, wobei er die Worte gebrauchte, bengels, schêrt sich herut.

Auch für Scheppau hat man eine Redensart: Et geit up de rê'e (rige) as in Scheppau et gausemelken, womit etwas Unmögliches bezeichnet werden soll.

<sup>1)</sup> Älteste Ausgabe von 1515, herausgegeben von Hermann Kruft. Halle 1884. Ausführliche Abhandlung über Eulenspiegel in dem grundlegenden Werke von Lappenberg, Dr. Thomas Murners Ullenspiegel, Leipzig 1854. Das Buch ist ursprünglich niederländisch geschrieben gewesen und nur durch Murner ins Hochdeutsche übertragen und erweitert worden. Alles weist da auf Braunschweig als Heimat hin, von dessen Städten, Dörfern und örtlichen Verhältnissen der Verfasser eine genaue Kenntnis besaß. Vergl. Walthers, Zur Geschichte des Volksbuchs vom Eulenspiegel, Jahrbuch f. niederd. Sprachforschung, XIX, S. 1. Wie Ernst Jeep nachwies, ist der Name des Schalksnarren imperativischer Natur; mit „Eule“ und „Spiegel“ hat er nichts zu thun. Ul den speigel (verte podicem) von udd. ūlen, abkehren, abwischen und speigel in der übertragenen Bedeutung, wie sie noch beim Wilde (Rehen) vorkommt. (Mitt. d. deutschen Sprachvereins Berlin. 1895, Nr. 8.)

<sup>2)</sup> Sack, Eulenspiegel und sein Geburtsort Kneittlingen. Braunschweiger Kalender für 1867.

<sup>3)</sup> Nach Hassel und Bege. Es giebt eine Schrift von J. F. Eisenhardt, über die vier Fröhner der Commenthurey zu Süplingenburg, welche Sonnentiefer heißen, in seinen „Erzählungen von besonderen Rechtshändeln“. Zweite Auflage, Halle 1783. Teil I, S. 553. Es ist mir nicht gelungen, diese Schrift aufzutreiben.

Den Högumern sagt man nach, bei ihnen könne sich kein Pastor lange halten, und erzählt dafür zur Begründung folgendes: Als der erste Christenapostel ins Braunschweigische kam, hatte er überall gutes Fortkommen und Erfolg. Nach Högum gelangt, fand er das Dorf aber von einer so dichten Dornenhecke umgeben, daß er zwei volle Jahre brauchte, ehe er sich durchgearbeitet hatte. So nach großer Mühe ins Dorf gekommen, wollte er sein Glaubenswerk beginnen: aber schon vor dem ersten Hause blieb er im tiefsten Schmutze stecken und wandte nun, darüber ärgerlich geworden, dem Dorfe den Rücken. Es folgte ein zweiter Glaubensbote, doch ehe dieser sein Werk beginnen konnte, starb er in Högum. Das wurde vorbildlich und — „lange bleibt dort kein Pastor“.

Von den Broigemern wird berichtet, sie hielten es mit der Reinlichkeit nicht genau, und wenn bei ihnen ein Gast erschiene, rufe die Hausfrau: Måken, håle en bessen un sege en disch af!

Von den Eizumern sagt man: In Eitzen het se tid. Der Gemeindevorsteher daselbst ließ ein Schreiben der Kreisdirection unbeantwortet. Er erhielt ein Mahnschreiben und darauf stand cito. Er las das Fremdwort tid und ließ das Schreiben abermals liegen. Man erzählt auch von den Eizumern, daß sie früher alle schnarrten, „weil der Tauffstein einen Sprung hatte“. Seit ein neuer Tauffstein vorhanden, hat das Schnarren dort aufgehört.

Wer na Lelm geit, kummt in'n gang, heißt es in Königslutter und Umgegend. In Lelm soll früher eine gute Gastwirtschaft gewesen sein, in welcher die Königslutter'schen gern einkehrten und viel zechten. Dabei kamen sie in'n gang.

Wenn man ein in bunten Kleidern aufgepußtes Mädchen sieht, so sagt man am Elm von ihm mit Beziehung auf das weithin sichtbare Schliestedt: Et schint in't land as Slistidde.

Und von Sambleben, wo es keinen Ackerhof giebt, hat man die Redensart: Wer in Zampleve en ackermann öwern hof löppt, dei is frî von'n zoldaten.

Die Donaufürstentümer nennt man die Dörfer Ochsendorf, Klein-Steinke, Glentorf und Boimstorf „wegen der Schunterüberschwemmungen im Frühjahr“.

Zu den im vorstehenden gesammelten Dorfsneckereien konnte D. Schütte<sup>1)</sup> einige weitere sammeln, die ich hier benutze. Die Stadt Schöningen heißt allgemein Dreckscheinig, Querenhorst heißt Puterquerenhorst, weil dort viel Puter (Truthähne) gezüchtet werden. Für die nachstehenden vier Dörfer hat man einen ungünstigen und einen (antwortenden) günstigen Vers.

Wahle un Cramme,  
Lesse un Lamme,  
Dat sin de ruchlosesten dörper  
Im brunswikschen lanne.

<sup>1)</sup> Braunschw. Magazin 1898, S. 94 ff.

Wahle un Cramme,  
 Lesse un Lamme,  
 Dat sin de veir hauptdörper  
 Im brunswikschen lanne.

Recht man das eine Dorf, so erwidert das andere schlagfertig darauf und so entstanden folgende Verse:

In Thune  
 Sin se düne (betrunten).

In Wenden  
 Het se dicke lenden.

De Mackendörpschen swineköpfe  
 Slät de Saalsdörpschen zickenböcke.

De Saalsdörpschen grüle  
 Frät't ut de Mackendörpschen trüle (Tröge).

Eine ganze Reihe Ortschaften unseres Gebietes werden in folgendem Verse verspottet:

Hornburg, du lumpenstadt,  
 In Achen sin de mäkens glatt,  
 In Börlsen sin se keck,  
 In Bornen steckt se in dreck,  
 In Kissenbrück steckt se in'n wäter,  
 In Neindorp rit't se up'n käter.

Man spottet weiter:

In Schandeln (Schandelah)  
 Is nist tau handeln.

In Lesse,  
 Da sin der schelme sesse.

Scheppan,  
 Löppt kein hund up tau.

In Drütte  
 Da frät't se vel grütte.

In Vechela  
 Da is de weg tau smäl.

In Wendeburg,  
 Da sin de mäkens snurr'g.

In de Wendezelle,  
 Da sit de halwe hölle.

In Denstorp  
 Da backet se guen torp.

In Wedtlenstedt,  
 Da sin de mäkens nett<sup>1)</sup>.

Die Nachbarreime. Zu den Volksreimen gehören in hervorragender Weise auch die Bauernspottverse, Bauernreihereime oder Nachbarreime, auf welche ich zuerst in den nördlich an unser Land anstoßenden hannöverschen Kreisen

<sup>1)</sup> Diese Spottverse nach D. Schütte, Braunsch. Magazin 1898, S. 103 und 1900, S. 126, wo noch mehr derlei aufgeführt werden. Sie richten sich alle nach der Regel „reim dich oder ich freß dich“ und verraten nicht viel Geist und Wit.

Gifhorn und Isenhausen aufmerksam wurde. Dort sind sie in jedem Dorfe bekannt und haften an dem Namen des Hofes, selbst wenn er auf neue, anders heiende Besitzer übergeht. Jeder Einwohner kann dort die durch Überlieferung fortgepflanzten Spottverse hersagen. Einzelne Teile derselben, und gewöhnlich die derbsten, wiederholen sich in den verschiedenen Dörfern. Ursprünglich mögen sie charakteristische Eigenschaften der Hofbesitzer gekennzeichnet haben, sie werden auch fortgesetzt, neue für neue Anbauer, Handwerker und Ankömmlinge im Dorfe werden hinzugefügt und laufen dann mit der alten Ware gleichzeitig um <sup>1)</sup>.

Wir scheint, daß solche Spottverse sehr alt sind, jedenfalls ist es der Gebrauch derselben, denn schon im Mittelalter zeigte sich ähnliches in der Stadt Braunschweig. Im Stadtgesetze von 1349 werden solche ausdrücklich untersagt <sup>2)</sup>. Es ist möglich, daß man in diesen Reimen und Spottversen die mittelalterlichen schanfernlleken <sup>3)</sup> zu suchen hat. Ähnliche Verse kommen auch auf die Bürger der Stadt Braunschweig vor, z. B. in der dat schichtspeel genannten Reimchronik von 1492 <sup>4)</sup>.

Nachdem ich in den lüneburgischen Dörfern Euzen, Hantensbttel, Kneesebeck, Voitzenhagen, Radebeck, Vorchop, Ehra u. d. d. diese Spottverse gefunden hatte, entdeckte ich sie auch bald innerhalb der Grenzen unseres Herzogtums <sup>5)</sup> und zwar zunächst in den Städten, dann auch in mehreren Dörfern und ich zweifle nicht daran, daß sie einst in allen Dörfern zu finden waren. Jedenfalls hatten sie eine sehr weite Verbreitung, auch über Niederdeutschland hinaus <sup>6)</sup>.

In den Städten mit zahlreicher Einwohnererschaft konnten diese Verse sich natürlich nicht über sämtliche Bewohner, beziehungsweise Hausbesitzer erstrecken. Sie beschränkten sich daher auf die Nachbarn einer Straße und so liegt für die Stadt Braunschweig die Nachbarreihe für die südliche Wilhelmsstraße und einen angrenzenden Teil des Steinweges vor. Die Verse gingen noch 1840 um.

Wilhelmsstraße: Daubert, de lert,  
Glinde mann, de smrt,  
Stockmann kikt an de wand,  
Schwartz is in de ganse welt bekannt,  
Graf Schulenburg wnt in de midde,  
Schreiber hat ne gue stidde,  
Kuhle mann, de de Anzeigen drggt,

<sup>1)</sup> Andree, Volkskundliches aus dem Voldecker und Kneesecker Lande. Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1896, S. 367.

<sup>2)</sup> In reyen vnde in spele scal nement snode word noch nenerhande rime spreken de iemende in sine ere gan; we des bedragen wert, deme wel it de rad also keren dat eme nicht euene kumpt. Urfundenbuch der Stadt Braunschweig von Ludwig Hänselmann, I, S. 47.

<sup>3)</sup> Schiller-Bbben IV, S. 44.

<sup>4)</sup> Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Braunschweig II, S. 126.

<sup>5)</sup> Braunschw. Magazin 1897, Nr. 1, S. 5.

<sup>6)</sup> Sie reichen selbst in die Niederlausitz, wo sie aus Niemaschleba, Kreis Guben, teilweise in identischer Form wie bei uns, mitgeteilt werden. (Niederlausitzer Mitteilungen, Band V, S. 379. Guben 1898.) In Schlesien mit dem Reim „Ralsb und halb“ (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1899, S. 446).

Michel, de dat dach besläggt,  
 [Winter?] de hat fülen kесе,  
 Meyer is darum böse.  
 Hecht, de vele kinner hat,  
 Gemmeke fritt sik nimmer satt.

Steinweg:      Mattenklöt wönt an enne,  
                     Zenker hat ne scheiwe lenne,  
                     Wehage hat verfältet holt,  
                     Wichmann hat verschimmelt gold.

Wolfenbüttel. Südseite des Kornmarktes (aus den 50 er Jahren).  
                     Eisfeldt wönt an enne,  
                     Borchers hat ne scheiwe lenne,  
                     Ludwig backt verschimmelt brôt,  
                     Dralle sleit den ossen dôt,  
                     Dosse is en tütchendreier,  
                     Langelüddecke spëlt verwalter up Monpleseier.  
                     Böttchers witwe verkoft kören,  
                     Röber kricht de swine bi de ören.

Helmstedt um 1840, mitgeteilt durch Forstmeister a. D. Ziegenmeyer:  
                     Ik armer elenner, seggt Seeländer,  
                     Et is üte. seggt Trute,  
                     Et geit all wedder an, seggt Wegmann.  
                     Meiners is in Kassel ewest,  
                     Koch, de is en Timmermest(er).  
                     Gothe — is dote.  
                     Wittschiebe — is dicke von liwe.

Gleichfalls aus Helmstedt auf einen trunksüchtigen, einen sehr dicken und einen einarmigen Polizeidiener gemünzt, Anfang der siebziger Jahre:

Fricke is besôpen,  
 Kremling kann nich lôpen,  
 Bethe hat man einen arm,  
 Is dat nich tau'n Gott erbarm?

Ferner  
 aus Helmstedt:      Mester Timme  
                     Danst mit sine fru in himme.  
                     Da kam Rehbein,  
                     Woll dat ôk mal sein.  
                     Etsch, etsch. sä Zwetsch.  
                     Wat is dabië. sä Miehe.  
                     Da kam Munkel,  
                     Da ward't dunkel.  
                     Da kam de Hofrat Fein,  
                     Da konn 'n nist mër sein.

Büddenstedt:      Lehrmanns slacht't en kalf,  
                     Nickels krigt et half,  
                     Ewers krigt de strüdde,  
                     Schütte is nist nütte.

Höxum. Die dort umgehenden oder vielmehr früher allgemein bekannten Reihewerfe gleichen jenen, die ich im Lüneburgischen fand, außerordentlich und manche Reime, die dort regelmäßig zu finden sind, wie enne und lenne, kehren auch hier wieder. Einiges, als allzu derb, muß ich hier unterdrücken:

Wedler hat de schäperie,  
 Gerke schitt en sack vull klië,  
 Stoffel Wastens wönt an enne,  
 De Meinsche hat ne dicke lenne.



Meine mit'r snufftabacksdose  
 Zacharis Smitt mit'r swullerhose<sup>1)</sup>.  
 Swinge wönt up'n sunnenbarge,  
 Pape hat ne bleckerne arskarwe.  
 Henneken Kurland rôkt ne lange pipe,  
 Grôte Kurland kann nich rower kiken,  
 Midden Kurland wönt an'n wäter.  
 De Woltersche is ne tünäpe.  
 Bartels, de is oppermann,  
 Stoffel Brandes geit voran,  
 Decker, de is grôt un slank,  
 Hogrefe Futtert 'n bullen blank,  
 In Grenners gären wasst lupinen,  
 De Käuersche makt famoste minen,  
 Ehlers hat'n groinen wân,  
 Da kann de Haberlandsche up in himmel gân.

Eißgott.      Lehnert hat dat grote dör,  
 Schulten schütt de hund wat vor.  
 Pratje slacht't en kalf,  
 Wiemann krigt et half,  
 Lütje krigt de hinnerbêne,  
 — — — — —,  
 De schaper krigt en panzen,  
 Un mut'r uppe dansen.

Warmenau.      Zelken — rotsnaur,  
 Schulten — allemannshauer,  
 Haunsmann — stippker,  
 Brünn — knippker,  
 Schrein — dicke tunne,  
 Jahns — Peiter snurre.  
 Güsel kräuger slacht't en kalf,  
 Mölder krigt et half.  
 De schäper krigt en kopp,  
 Hennig fritt 'ne op.  
 Flohr hängt dat botterfatt up de hâke,  
 Beinhorn kam un woll't stâken,  
 Kröschen saget latten,  
 Wolters jaget katten.  
 Lehms, dei wönt vor'n hagen,  
 Meier, dei will vertagen.

Außer dem Schäfer und den drei Altbauern Hennig, Flohr und Beinhorn sind die zwölf Bauernhöfe des Dorfes in dem Reihenverse aufgezählt.

### 5. Die Tiere in den Volksreimen.

Weit mehr als der Städter steht der Landmann mit den Tieren und der freien Natur in Berührung; es ist daher erklärlich, daß er sie auch oft in seine Volksreime einbezieht und ihnen Kennzeichnendes nachzusagen weiß oder Übergläubisches an sie anknüpft.

Die Kuh:      Üse witkopp, üse witkopp is melk,  
 Hat en kaukalf, hat en kaukalf,  
 Ward ôk noch mâl melk.

Wenn die Wälder dampfen, sagt man, de fösse brüet, und wenn die Abendnebel aus den Wiesen oder Brüchen aufsteigen, heißt es, de hâse brüet.

<sup>1)</sup> swullerhose, Pumphose. Zu swellern und swullern, sich aufbauschen, aufblähen.

Hasenbrot ist Zuderwerk, das man den Kindern von einer Reise oder einem Gange mitbringt und das man dem Hasen abgenommen hat. Der Hase legt die Ostereier.

Maus. De mûs seggt: wut'e nich frâten, wat ik bite, sau most'e frâten, wat ik schite. An das verschlossene Brot kann die Maus nicht gelangen, sie macht sich an die freistehenden Mehlsäcke und verunreinigt das Mehl.

Das Huhn. Tick, häuneken, tick,  
Wovon bistu sau prick?  
„Ik hebbe tau velen gasten frâten,  
Dei mik nich was tauemâten,  
Davon bin ik sau prick.“  
Tick, häuneken, tick.

Tuk, tuk, tuk min häuneken,  
Wat deistu in üsen hof?  
Du plückst mik alle bläumeken,  
Du makst et gâr tau grof.  
Mama will mit dik kiwen,  
Papa dei will dik slân,  
Tuk, tuk, tuk min häuneken,  
Wo ward et dik noch gân?

(Stadt Braunschweig, Anfang des 19. Jahrhunderts.)

Der Ruckuck wird als Frühlingsvogel mit weithin hörbarem, kennzeichnendem Rufe besonders beachtet, im Winter verwandelt er sich in einen Sperber, ein Glaube, der daher stammt, daß das Federkleid beider Vögel einander sehr ähnlich ist. Nach dem Volksglauben ist der 24. April der Tag, an welchem er zu rufen beginnt; thut er das nicht, so mot hei basten (bersten). Er verträgt sich mit den sêbenstêren, den Plejaden, nicht. Denn wenn er zu rufen beginnt, verschwinden diese; sie sind aber wieder da, wenn er aufhört. Dieses drückt der Volksreim folgendermaßen aus:

De kukuk un de sêbenstêren  
Seit sik ennaner in wege nich gêren.

Wenn der Ruckuck seinen Ruf erschallen läßt, dann kann man die hanschen zu Hause lassen, süs schitte herin. Man hängt die Handschuhe aber wieder an die Seite des Rockes oder an das Pferdefiël, wenn der Wind über die Haserstoppel weht<sup>1)</sup>. Die *Orchis maculata* mit handförmigen Wurzeln (die abgetrocknete düwelschand, die frische „Gotteschand“) nennt man Ruckucksb Blumen<sup>2)</sup>. Das Wiesen Schaumkraut (*Cardamine palustris*), an dem oft ein speichelartiger Schaum sitzt, heißt kukuksspîje<sup>3)</sup>. Das Anschneiden des Specks soll im Frühjahr beginnen, wenn der Ruckuck ruft, denn, wenn de kukuk rôpt, sau is de speck ripe. Darum rufen die Kinder, wenn sie den Ruckuck hören:

<sup>1)</sup> Der Ruckuck steht überall mit den Handschuhen auf gespannten Füße. In Schonen (Schweden) sagt man: „Sieht der Ruckuck die Leute in wollenen Handschuhen, so zieht er fort.“ (E. Vigström in Meddelanden från samfundet för Nordiska museets främjande.)

<sup>2)</sup> Im Englischen cuckoo-flower. Vergl. dazu Zeitschr. für deutsche Mythol. II, 261.

<sup>3)</sup> Englisch cuckoo-spittle, in der Schweiz guggerspau.

Kukuk,  
Snit speck up.

Eine unbestrittene Thatfache spricht das Verschen aus:

De kukuk up'n tüne sat,  
Un ränt et, sau ward he nat.

Am liebsten aber wird sein Ruf als Orakel benützt:

Kukuk up'r wien,  
Wannër sal ik frien?

oder auch:

Kukuk in'r hanebäuken  
Wannër wird mik min schatz beseuken?

fragen die Mädchen und antwortet er, dann steht im laufenden Jahre die Hochzeit bevor. Noch mehr aber wird er gefragt:

Kukuk von heben (Himmel),  
Wo lange sal ik lewen<sup>1)</sup>?

In Parsau und Umgegend hörte ich folgende auf den Kuckuck bezügliche Verse:

De kukuk un de tündelmësk  
De spēlen beid in't lōw.  
De kukuk nam en stēwen stēl  
Un stōtt de mesk in't ōg.  
Heidi, heidu, heidallala  
Min ōgelken is ūt.

Das Schwalbenlied gehört zu den am weitesten verbreiteten in deutschen Gauen und Rückert hat es in seinem herrlichen Gedichte „Aus der Jugendzeit“ mit glücklicher Anlehnung an den Volksston benützt<sup>2)</sup>. Ich habe im Braunschweigischen drei abweichende Versionen gehört:

To jār as ik fortgung,  
Wären alle schünen vull.  
Nau, as ik wē'erkam,  
Is alles verquickelt, verquackelt,  
Verhört un vertért.

(Borsfelde.)

As ik weggung, as ik weggung,  
Was dit fak vull, was dat fak vull,  
As ik wē'erkam, as ik wē'erkam,  
Was alles verslickert, verslüert.

(Richtenberg.)

<sup>1)</sup> In the west of Scotland it is believed the cuckoo, the first time you hear it in spring, cries for every year you have yet to live. (James Hardy, Popular history of the cuckoo. In Folk-lore-Record II, S. 87, 1879.) Außer dieser umfangreichen, auch außereuropäische Völker in ihren Beziehungen zum Kuckuck berücksichtigenden Abhandlung besitzen wir noch die eingehende Monographie über diesen Vogel in der Volkskunde von Mannhardt in der Zeitschrift für deutsche Mythol. III, S. 209 bis 309.

<sup>2)</sup> Klaus Harms (Lebensbeschreibung, S. 11) teilt es aus Ditmarschen mit; Masius (Naturstudien, Leipzig 1852, S. 143) hörte es bei Salzwehel; Firmenich (Germaniens Völkerstämme I, S. 348) giebt es aus Soest in Westfalen; aus der Wetterau steht es Zeitschr. für deutsche Mythologie I, S. 239. Vergl. dazu Reinhold Köhler, das. II, S. 114. Aus Oldenburg teilt es Strackerjan (Aberglaube aus Oldenburg II, S. 100) mit. Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, S. 453.

Bin verreist gewesen,  
 Hab mein Kleid zerrissen,  
 Wollt's wieder flicken,  
 Hatte keinen Zwirn, Zwirn, Zwirn. (Büddenstedt.)

An- und Abzug der Schwalben wird genau beobachtet. Es heißt: Gertrud (18. März) let de swälken üt.

Der Weihe ruft man in Volkmarßdorf (nach O. Schütte) zu:

Wi, wi, witte,  
 Lät de gösseln sitten,  
 Toif bet op't annere jār,  
 Schast en gröten gander hālen.

Der Bachstelze (ackermänneken oder wippstört) sagt man:

Ackermann, Wackermann,  
 Putz dik en bart  
 Up dreierlei art.

Der Kiebiß, so erzählt man in Klein=Schöppenstedt, ist der einzige Republikaner unter den Vögeln; er war nicht einverstanden damit, daß sie sich einen König wählten, und flog daher einsam hinaus auf die Wiesen, wo er, wenn verfolgt, schreit:

Kiwit, wo blīw ik?  
 In'n brumberenbusch,  
 Da sing ik, da spring ik,  
 Da hebb'k mine lust.

Das Verschen ist auch aus Rügen, Mecklenburg, Oldenburg, Schleswig-Holstein und anderen niedersächsischen Gegenden aufgezeichnet, scheint mir aber nicht recht volkstümlich, denn entgegen der feinen Naturbeobachtung des Volkes ist fast alles unrichtig. Nie setzt sich ein Kiebiß in einen Busch; das Volk nennt seinen Ruf niemals „Gefang“, und daß dieser Vogel springe, hat auch noch keiner gesehen.

Ein kleiner, jetzt bei uns selten gewordener, früher aber recht häufiger, „den Regen verkündender“ Vogel ist der Regenspfeifer oder schallnachahmend Tüt genannt (*Charadrius pluvialis*). Wenn er sich hören läßt, rufen die Kinder:

Tüt, tüt,  
 Wat vor'n wedder gift et hüt?

Der Storch. Der bei uns gebräuchliche Name des Storches, heilebart, geht vom Lüneburgischen an durch Hannover und Braunschweig bis ins Hessische und schließt sich den übrigen niederdeutschen Formen Adebar, Eber zc. eng an<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Krause (Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung V, S. 55) hat die Ansicht ausgesprochen, daß die im hannoverschen Wendlande übliche Form „Heilebart“ eine „wendische“ sei, entstanden aus Adebar mit der falschen wendischen Aspiration. (Man sagt dort z. B. Hamtmann für Amtmann.) Gewiß mit Unrecht, denn wie kam diese „wendische“ Form nach Braunschweig, Hannover, Hessen? Was die Deutung des Namens angeht, so sind die alten Formen Oebero, Adebar zc. von v. Buchwald auf ot, Glück, felicitas, und bero, Träger, zurückgeführt worden, so daß der Storch der „Glücksbringer“ ist. (Adebar und Ahu im germanischen Elementargebanten, Globus, Band 69, S. 255.)

Wenn der Storch im April nach seiner Winterreise zurückkehrt, dann ist überall die Freude bei alt und jung groß; um diese Zeit fällt auch der letzte, großflodige Schnee und den nennt man Heilebartschnee. Es erschallt der Ruf: de heilebart is wê'er da! Ein jeder beschäftigt sich mit dem paarweise einziehenden Vogel, der das alte Nest auf der Giebelspitze des Hauses oder auf dem Schornsteine aufsucht, als dessen Grundlage zuweilen ein altes dorthin gelegtes Rad dient. Glück und Segen zieht mit dem Storch ein, er verheißt Fruchtbarkeit in der Ehe und holt die Kinder aus Sümpfen, Teichen, Quellen, für die Stadt Braunschweig aus dem Jugend- oder Gödebrunnen, für das Dorf Waggum aus dem Papendieke<sup>1)</sup>. Wo ein Storchnest auf dem Hause steht, schlägt der Bliß nicht ein oder bricht kein Feuer aus. Klappert der Heilebart im Frühjahr viel, so steht ein heißer, trockener Sommer bevor. Für die gute Behandlung, die der Bauer dem Storch zu teil werden läßt, wirft er immer etwas als Gegengabe aus dem Neste, eine Feder oder ein Ei. Dem Jäger gilt er übrigens als schädlicher Geselle, der unter den jungen Rebhühnern und Hasen aufräumt, und durch Richterspruch ist bei uns entschieden worden, daß er geschossen werden darf.

Die Kinder singen den Storch mit folgenden, in ähnlicher Art durch ganz Niedersachsen verbreiteten Versen an:

Heilebart in neste,  
Bring mik ne lütje swester.  
Heilebart in maure,  
Bring mik en lütjen brauder.

Heilebart, du langhein,  
Wonêr wutte wegfein?  
Wenn de rogge ripet,  
Wenn de müse pipet,  
Wenn de plaug stille steit,  
Wenn de wâge jû geit.

Heilebart: Gu'en morgen, junfer blanke dêren.  
Ütsche: Ei der deuker, dat hör ik gêren.  
Heilebart: Kumm, lât üsch en beten slappslîren gân!  
Ütsche: Ne, du wut mik wol in dinen hals slappslîren gân?

Von den niederen Tieren sind es nur noch wenige, welche die Aufmerksamkeit des Volkes erregen. Wollen die Kinder einen Schmetterling fangen, so rufen sie ihm wohl zu:

Bottervogel, sett dik,  
Nâse un mûl blôt dik.

Nehmen sie den Marienkäfer oder Siebenpunkt (*Coccinella septempunctata*) auf den Finger, dann sprechen sie:

<sup>1)</sup> Die Kinderbrunnen, aus denen der Storch trinkt, sind weit verbreitet und viele deutsche Orte weisen sie auf. In Niedersachsen kennt man sie allgemein. Aus dem Braunschweigischen führen Schambach und Müller (Niedersächsisches Sagen, S. 81) folgende an: der Lühborn bei Greene, der Mühlenbrunnen bei Brunjen, der Tünneckenborn bei Bartshausen, der Vogelborn bei Cimen.

Herrgottswörmeken, fleig in'n himmel,  
Bring mik ne kringel.

Herrgottshäuneken, flig up,  
Flig tau üsen herrgott,  
Segg dat't morgen gut wedder ward.

Der kleine Käfer heißt auch sunnenhäuneken oder müschräpken.

Der Maikäfer. Allgemein wird von den Kindern gesungen:

Maikäfer, flieg,  
Dein Vater ist im Krieg,  
Deine Mutter ist in Pommerland,  
Pommerland ist abgebrannt.

Mehr Aufmerksamkeit bringt man den Schnecken entgegen, die man, wie überall<sup>1)</sup>, unter Drohungen zum Kriechen auffordert:

Slingenhüs, kum in min hüs,  
Sticke dine veir, fiff hören herut,  
Süst slag'k din hüs mit steinen kaput.

Sniggenhüs, krüp herüt!  
Weene dat nich daun wut,  
Will'k din hüs mit steinen smiten.  
Din ôlet hüs, din niet hüs,  
O du ôlet sniggenhüs.

Oder:

Smit ik dik in gräben,  
Fräten dik de raben.

Unser Landmann ist ein guter Beobachter der Tierstimmen; er unterscheidet und kennt sie genau und legt vielen von ihnen Worte unter. Hier einige Beispiele, die sich teilweise mit den aus anderen niedersächsischen Gauen bekannten decken:

Die Kuh brüllt bei der Hochzeit: is de hochtit noch nich balle üte?

Der Hund bellt, wenn ein Bettler auf den Hof kommt: Sast mist hebbben, hebbben, hebbben.

Die Wachtel ruft: flick de büx oder zum Bauern: bück den rügg', bück den rügg'.

Der Täuherich girrt: kumm früe, kumm früe. Dem gefämmten Kinde ruft er zu: glattköppken, glattköppken!, dem ungefämmten aber: rü-rü-köppken.

Kommt der Finte im Frühjahr, wenn der Speck angeschnitten wird, so ruft er: schink un speck, schink un speck, oder im Sommer: Sin de kirschen balle ripe?

<sup>1)</sup> Im Margau heißt der gleiche Schneckenpruch nach Rothholz:

Schnegge, schnegg im hüsli,  
Zeig mer dine dösli,  
Zeig mer dine vieri horn,  
Oder i steck di an en dorn.

Und in Cornwallis (Folk-lore-Journal V, S. 193, 1887):

Snail, snail! come out of your hole,  
Or I will beat you black as a coal.

Fink: Dat früenstüch, dat früenstüch  
Dat is saun schöne tü-ü-ü-ü —

Schwalbe: Härrest du se sein as ik se sach,  
Du härrest dik davor verfêrt (erschreckt).

Die im Stalle nistende Schwalbe sieht die früh mit der Laterne zum Melken erscheinende Frau ungewaschen und ungekämmt; der Fink aber sieht sie blank gepuht am Tage.

Der Hahn kräht: Christus is hi,  
Mâket minschen un vi (vei)  
Hillig un düer.

Ist der Hahn bei der Henne gewesen, so ruft er dieser zu: Hat't dik ehâ-â-âget?

Hat das Huhn ein Ei gelegt, so ruft es:

Ticke, tacke, tåk — min ei lit in't fâk,  
Min ei lit in'n neste, et is ok et beste.

Bettelnd steht die Goldammer, gâlartsche, im Herbst: Bûr, bûr, lât mik in dine schûn. Im Frühjahr aber, wenn sie keine Not mehr leidet, tönt ihr Ruf: Bûr, bûr, lick mik in'n stit!

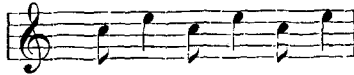
Die Kohlmeise, welche im Winter sich in den Vorgärten aufhält, ruft dann: spinn dicke, spinn dicke! Im Frühjahr zieht sie wieder in Wälder und Felder und dann ruft sie hochmütig: Ik schît in't dorp, ik schît in't dorp.

Das Lamm fragt die Schafmutter, wann es auf die Weide hinauskomme. Die Mutter antwortet: „Im Mai.“ Das Lamm fragt nun mit feiner Stimme: Wannêr kummet de mai-i-i-i? Das Schaf (auf das Lammerschlachten anspielend): Warst et nich erlä-lä-äben. In Schlanstedt an der Grenze (Kreis Oßersleben) wird das Blöken der Lämmer, wenn sie zur Mutter gelassen werden, nachgeahmt: Bâ — haste mine mudder nich esein? Näl und in Helmstedt neckten in den dreißiger Jahren die Straßenjungen den Barbier Zwäb durch die nachgeahmte Lämmerstimme: Lämmeken, wer hat dik balbiert? Zwä-ä-ä-ätz!

Verkehrt der Bauer mit seinen Tieren, so hat er für jede Art besondere Zurufe und Locktöne, die gut verstanden und stets gleichartig angewendet werden. Von den angespannten Pferden heißt das zur linken Hand sâl'pârd (Sattelpferd), das zur rechten handepârd. Im Viergespann heißt das linke Vorderpferd vorinpârd, das rechte voruppârd. In Bezug auf den Pferdezuruf kommen niemals die vor dem Wagen gehenden Pferde in Betracht, die an den leiten (Ledezügeln) gehen und durch diese regiert werden, sondern nur die Pferde vor dem Pfluge. Am Pfluge werden die Pferde durch eine einfache linige (Leine) geleitet, die an dem toggel, Zügel, befestigt ist. Sollen die Tiere nun anziehen, so ruft der Pflügende jõe; sollen sie links gehen, wird die Leine angezogen und hüs gerufen; sollen sie rechts gehen wird ehottet, d. h. mehrmals mit der Leine gezuckt, wobei man hott ruft; sollen sie stille stehen,

so lautet der Zuruf burr oder brr. Das gilt für Pferde wie für Ochsen. Sollen die Pferde stallen (mingere), so wird langsam gepfeifen.

Der Lockruf für Schweine ist: kumm kuf, kuf, kuf, oder tss, tss, tss. Für Schafe: kumm zuk, zuk, zuk, oder auch brrr (im Fisteltön). Den Schäferhund ruft man mit hi mik! zu sich heran. Für Hühner: tuk, tuk, tuk; für Enten: nat, nat, nat; für Gänse: pile, pile, pile; daher pilegaus. Der Zuruf für Katzen ist entweder piwischt, piwischt, oder piswt, piswt. Auch lockt man sie (Gegend von Schladen) durch Pfeifen in einer Terz:



Überall in den hier gesammelten Belegen tritt das Tier redend und unmittelbar mit dem Menschen verkehrend auf; es ist mit Stimme und Rede begabt wie der Mensch, was auf den alten, längst verschwundenen Glauben deutet, daß Menschen in Tiere verwandelt wurden oder daß deren Seelen in den Tieren weiter fortlebten; sie sind aber auch mit weisagender Kraft versehen, daher der viele Überglauben, der sich noch an die Tierstimmen heftet.

## 6. Volksreime.

Hänschen sat in'n schostein <sup>1)</sup>  
Un flicke sine schau.  
Da kam sau'n wacker mâken her  
Un sach sau nipe tau.

Mâken, wenn du frien wut,  
Denn frie du den schâper.  
Einen schâper mag ik nich,  
Fingerfloijtjen kan ik nich.  
Witt papir, swart papir,  
Einen schônen grenadier.

Der zweite Vers lautet auch:

Hänschen wenn du frien wut,  
So frie du man mik,  
Ik hebbe en blanken dâler,  
Den will ik géwen dik.

Dann mit veränderter Stimme:

Hans, nimm se nich, Hans, nimm se nich,  
Se hat en scheiwen faut.  
Smâr salwe up, smâr salwe up,  
Dann ward et wedder gaut.

oder:

Mâken, wenn du frien wut,  
Dann frie du den pâpen,  
Denn kanste lange slapen.

(Bedtlenstedt.)

Sat ne dûwe up'r dôr,  
Lûse êren hinderpôl.

<sup>1)</sup> Der „Schornstein“ giebt hier keinen Sinn. Ich hörte einmal erläutern: In früherer Zeit stand auf der Flur der Häuser ein „Scharstein“, auf dem allerhand Geräte geschliffen wurden. Ist das Wort belegt, so wäre es für Schornstein zu setzen. Varianten von der Insel Rügen, aus der Goester Börde, aus dem Mindenschen, Hamburg, Schleswig u. mitgeteilt von Koppmann im Korrespondenzbl. f. Niederd. Sprachforschung III, 72.



Kam en mann út Zâr (?)  
 De stot'r an't hâr.  
 Pû! kan'k nich in frê'en sitten  
 Un lûse minen hinderpôl?

Hans un Greitjen  
 Flô'n ôwer et feld,  
 Woll'n betâlen un ha-r'n kein geld.  
 Hans dei flog, Greitjen dat stow,  
 Dat er dat enne vom rûggen wegflog!

Die früher häufigen Orgelspieler verhöhnte man mit folgendem Verse:

Orgel, orgel nut, nut, nut,  
 Spelman, de wull starwen.  
 Geft'n en betjen kêsebrot  
 Un lat't ne nich verdarwen.

De fôrster un de kanter,  
 De slâugen sik selfânder.  
 Se slâugen sik um en butterbrot,  
 De fôrster slaug den kanter dod. (Königsutter.)

Âleke von dôrpe, wat kostet jue gaus?  
 „Narr út'r stadt, lick en büern et gat!“ (Hefmstedt.)

De gander un de gaus  
 De betten sik um ne maus.  
 De gaus, de bet duller,  
 Bet den gander in'n snulder. (Thune.)

Predigt.

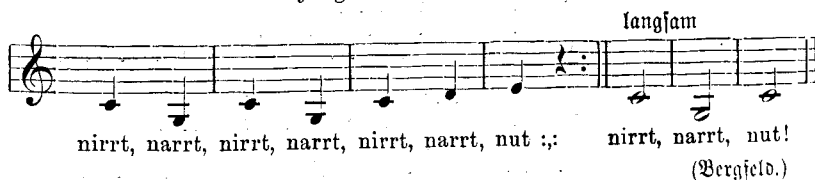
Hôret mik an ji hêren,  
 Äppel sin neine beren,  
 Beren sin neine äppel,  
 De wost, de hat twei sneppel,  
 Twei sneppel hat de wost,  
 De büer hat grôten dost.  
 Grôten dost hat de büer,  
 Dat lêwen ward em suer,  
 Suer ward em dat lêwen.  
 De winstock, de hat reben,  
 Reben hat de winstock,  
 En kalf is nein zickenbock.  
 De zickenbock is nein kalf,  
 Nu is de preddigt half.  
 Half is mine preddigt,  
 Dat brotschap, dat is leddig,  
 Leddig is min brotschap,  
 Nu gå ik von'r kanzel af. (Aus Danndorf.)

De wind, de weit,  
 De hân, de kreit.  
 De fos sit up'n tûne,  
 Hei plûcket gâle plûmen.  
 Ik sâe hei soll mik eine gêw'n,  
 Hei sâe hei woll mik steine gêw'n.  
 Steine will'k en mûrker gêw'n,  
 Mûrker sall mik êre gêw'n.  
 Êre will'k en büern gêw'n,  
 Büer sall mik strô gêw'n.  
 Strô will'k'r mûkau gêw'n,  
 Mûkau sall mik melk gêw'n.  
 Melk will'k en bækker gêw'n,  
 Bækker sall mik kauken backen.

Kauken will'k en bräddigam gēw'n.  
 Bräddigam sall mik strūfz gēw'n,  
 Strūfz will'k'r brūt gēw'n.  
 Brūt sall mik dāler gēw'n,  
 Dāler will'k'r mudder gēw'n.  
 Mudder sall mik titjen gēw'n,  
 Titjen will'k'r katten gēw'n.  
 Katte sall mik mūse fangen,  
 Mūse will'k in'n rōk hangen.

Et was emal en mann,  
 Dei harre keinen kamm,  
 Da ging he nā'n marchte  
 Un kofte sik einen.  
 Da harre einen.  
 Da ging he nā'r Elwe,  
 Da fund he ganse twelwe,  
 Da flog he ōvern kerktōrn  
 Un harre alle twelwe verlōren.  
 Et was emal en mann,  
 Dei harre ne kau,  
 Dei kau harre en kalf  
 Nu is't vertellen half.  
 Dat kalf harre ne snūte  
 Nu is't vertellen ūte.

Dimm, damm, dittjen  
 Ik wet en vogelnest,  
 Dei ōlen sin verflagen,  
 Dei jungen schit't in't nest.



Nun ruhen alle Wālder,  
 De Hāksche sitt in'n kelder,  
 Un kōkt sik appelmaus.  
 Dat fūr fangt an tau brennen,  
 De Hāksche an tau rennen  
 Dat ēre ōle lātsche in'n kelder blift.

Kater Mūschen heidenstrick,  
 Tein katten betten sik  
 Up n'r dusteren kāmer,  
 Slāuen sik mit'n hāmer.  
 De eine kreg en harren slag,  
 Dat se vor der dōre lag.

Bim bam bālamm,  
 De aur sleit de klokke an.  
 Bim bam bālamm,  
 Buer, bind 'n hund an,  
 Dat e mik nich biten kann.  
 Bit e mik, verklag ik dik,  
 Dūsēd dāler kost't et dik.  
 Bim bam bālamm,  
 De kloekenmann is dōte,

Ligget in de rôte,  
 Wi willt ne belûen,  
 Hei sall üsch nich mâr brûen.  
 Wi willt ne begrawen  
 Mit schüffeln un mit spagen.

Hulderdebulder de wâge feurt weg.  
 De pârekens sin verdrunken  
 Twischen Lehre un Brunsewik  
 In den deipen sumpe.  
 Ach, wat wêne de rûterknecht!  
 Ach, wat flauke de junker!

(Vorsfelde.)

Als mein Vater Schnittger war,  
 Schnitt er mir ne Pfeife.  
 Pfiß ich alle Morgen,  
 Ging das wie ne Orgel.  
 Zog mein Vater Stiefeln an,  
 Ging damit nach Amsterdam.  
 Von Amsterdam nach Rotterdam,  
 Von Rotterdam nach Kus,  
 Von Kus wedder na hûs.

(Büddenstedt.)

Jigel, jigel, jung, jung,  
 Straddel sine frû is jung,  
 Se kôkt'ne wat tau âten,  
 Dat mag de dûwel frâten.

(Büddenstedt.)

Sauerkohl und Rüben,  
 Die haben mich vertrieben.  
 Hätte meine Mutter Fleisch gekocht,  
 So wâr' ich wohl geblieben.

(Büddenstedt.)

Nun bin ich schon wieder frisch aufgestumpelt  
 Und habe meinen Kopf gegen die Mauer gepumpelt.  
 Alsdann so geht's, juchheißa, juchhe!  
 Nach Hamersleben steht mein Sinn.

(Büddenstedt.)

Nein, in den Krieg, da geh ich nicht,  
 Da schießen sie mich tot.  
 Ich bleib in meines Vaters Haus,  
 Da hab ich keine Not.

(Büddenstedt.)

Hulderdebulder de wâge will weg,  
 De pâre sind alle verdrunken.  
 Wanne! wat wêne de rûterknecht,  
 Potzdusend, wat flauke de junker:  
 I du gottlose Matz Pumper,  
 Dine klümpkens de smecket sau stumper,  
 Kaldûnekens de smeckt gar nicht gut,  
 Du bist en schelm in diner hût.

(Braunschweig.)

Mine mudder hat eseggt,  
 Nimm dik neinen bürenknecht;  
 Nimm dik einen üt'r stadt,  
 Dei vel geld in'n büdel hat.

Meine Mutter hat gesagt,  
 Nimm dich keine Bauernmagd;  
 Nimm dich eine aus der Stadt,  
 Die ne lange Taille hat.

(Eigum.)

Gespräch: „Gu'n dag, wönt hir Kruse?“  
 De wönt in'n annern hüse.  
 „Gu'n dag, wönt hir Kruse?“  
 Min mann is nich to hüse.  
 „Ik kri'e noch geld von em,  
 Wann willt ji mik dat gëwen?“  
 Ja, dat willt ji wol nich erlëwen! (Wendischott.)

Der Böttcher. Dat böddekerwif, dat böddekerwif (börrkerwif)  
 Dat frit den süren kôl in't lif.  
 Un will se keinen kafee mâken  
 Dann kummt se an'n swinehâken.

Den Schall der Hämmer beim Faßbinden nachahmend. Swinehâke, der  
 Haken, an dem die geschlachteten Schweine aufgehängt werden.

Böddeker, böddeker, bum, bum, bum.  
 Sleit sine frû in'n tubben herum,  
 Sleit sine frûe en bend um't lif.  
 O, wo schreit dat böddekerwif.

Schosteingeger, hösendräger,  
 Bessenbinner, strätenschinner,  
 Flicke sine schau.

Dem Bäcker ruft man zu:

De bäcker wull backen,  
 Da krêg he dat kacken.  
 He harre keinen slöttel  
 He harre man köttel.

Verpottung des Schneiders:

Snider, snider, wippup,  
 Sett mik mal en flicken up,  
 Hir einen, da einen,  
 Vor en marse ôk noch einen.

Vor der Schmiede verspottend gesungen:

De smit, de smit,  
 He sit in't schap un schitt.  
 Härr'k en nich herûteretten,  
 Härr' et ganse schap vull schetten.

Lütjet mâken von'n dörpe  
 Du bist ja sau glatt,  
 Du wutt wol nâ'r kerke  
 Oder wutte nâ'r stadt? —  
 Ne, ik will nich nâ'r kerke,  
 Ne, ik will nich nâ'r stadt.  
 Ik will nâ mine tante,  
 Drum bin ik sau glatt.

Heiderlind, dat kind will kacken,  
 Hat all dreimal pûp eseggt. (Mlversdorf.)

Heiderlind, dat kind dat schitt,  
 Kannste dat wol fâten?  
 Nimm et in de rechte hand  
 Un drag et na'n afkaten. (Mlversdorf.)

Heidideldum, min bein is krumm,  
 Krüschan lag in wochen,  
 Krüsekopp söll vadder stân,  
 Harr' sin geld versopen.

Anrufung eines vorübergehenden Liebespaares:

Dat du mein schätschen (schät-schen) bist,  
 Dat ik wol weit.  
 Kumm hüte amend, kumm hüte amend,  
 Segg mik bescheid.

Mädchen bekommt ein Geschwür an der Nase:

Du gröter Gott, wat fang ik an  
 Ik kri'e er noch ne lütje an!  
 Snie ik se af, dann deit et wei,  
 Lat ik se sitten, dann hebb' ik twei.

Ach Elseken, ach Elseken  
 Kik du na mine swine,  
 Du wesst se sin noch nich betält,  
 Se sin ja noch nich mine.

Brût, brût un bräddigam  
 Släpt in einen kaustall.  
 Kaustall fallt umme, fallt in de asche,  
 Brût mot wedder waschen.

Kop kôlt, fäute warm,  
 Füll nich den darm,  
 Kumm Greitje nich to nâ,  
 Dann bliwt de gesundheit da.

Oder auch: Kop kôlt, fäute warm,  
 Makt dokter un apteker arm.

Hulder de buller  
 De dûwel is dull.  
 Hei plant't de hölle  
 Mit bönen vull.  
 Hei plant't se vull'r roiwen,  
 Se wüllt ne im årse nich toiwen.

Johann, spann an, drei katten voran,  
 Drei müse vorup, dann deschr' wat up.

Oder: Na'n Blocksbarg herup.

Militärsignale: Biste nich min wiweken,  
 Slöppste nich bi mik?  
 In'r wochen sêbenmal  
 De sôndag is vor sik.  
 Kartoffelnzupp, kartuffelnzupp,  
 De ganze woch kartuffelnzupp  
 Et sôndags gift et brâe.

Reveille: Die Preußen haben den Sieg gewonnen,  
 Bald werden bessere Zeiten kommen,  
 Geduld, Geduld, Geduld.

Zapfenstreich: Geht nach Haus und laßt euch wischen! (Braunschweig 1845.)

Begräbnis: Sall de zoldat wol sâlig wêren?  
 Et is slump, et is slump. (Braunschweig 1845.)

Glockenstimmen. Auch dem Geläute der Glocken werden Worte unterlegt, die von D. Schütte gesammelt worden sind <sup>1)</sup>. So heißt es von Volzum:

Bim, bam, bälam,  
In Volzen is en mann dôt,  
De heit Spärbrot,  
Slaug sine frû mit der kûle dot.

In Rümmer tönen die Glocken pemperlempem; in Klein-Dahlum heult die kleine Glocke link bein, die große lām bein; in Lelm spricht die große Glocke mīn dām, die mittlere mīn ellbogen, die kleine mīn knī; in Wolfenbüttel himmelt eine kleine Glocke lütje finger und die kleine Glocke in Offleben fängt an mit man mauren, worauf die große mit ik will klump! einsetzt. Die Glocke von Warberg ruft: mareik, rindfleisch, jene von Denstorf: Heute mir, morgen dir <sup>2)</sup>.

Beim Zutrinken.      A. Ik seie dik.  
                              B. Dat freit mik.  
                              A. Ik drinke dik tau.  
                              B. Dat dau.  
                              A. Ik hebbe dik tauesôpen.  
                              B. Hast'n rechten drôpen.

Grußformeln. Beim Begegnen: Guden dag, help Gott un (begegne) kein ôld wif, wat hexen kann!

Beim Abschiednehmen außer dem allgemeinen üblichen adje! jagt man: blif kurrig!

Sprechübungen.      Hir jücket et mik,  
                              Hir sticket et mik,  
                              Hir deit et mik wei.

Segge māl negen māl metwost.

Ûse kau fritt knuttenkâf,  
Knuttenkâf fritt Ûse kau.  
(Dreimal hintereinander zu sagen.)

De dicke dûwe draug den dicken dôbber dor den dicken dammdreck; da danke de dicke dôbber de dicke dûwe, dat de dicke dûwe den dicken dôbber dor den dicken dammdreck draug.

De ûl satt up'r böwern dôr  
Un plitt un platt un plüstre sik.  
Da kam de pliren-plären-plintensläger  
Un slaug se up êren pliren-plären-plattfaut.  
Ô, seggt se, kann ik denn nich sitten  
Un mik lûsen mine fittjen un klumpfûsen?

Wortverjehung.      Guen Jürgen mester morgen!  
Ik wolle en pār sôlen to bestellen bringen  
Und ob jî se morgen noch maken können,  
Dat ik se hûte noch wedder kreie?  
Und vor't sorgen brûket jî nich to betâlen  
Un wenn mīn vâder mal vorkeime  
Dann woll'e dorchleipen.      (Riddagshausen.)

<sup>1)</sup> Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 1899, S. 440.

<sup>2)</sup> Das Deuten der Glockenstimmen ist weit verbreitet. In der bekannten Geschichte von Richard Whittington rufen die Glocken von London: Turn again, Whittington, Lord Mayor of London. Für Flandern hat A. de Coët (Tijdschrift „Volkskunde“ XII, S. 184) die Glockenstimmen gesammelt.

Gûen dag vadder snier!  
Ik bringe jûch en kamisol.  
Morgen woll'k et bringen  
Hûte wedder weghâlen.

Beim Kartenspiel. Ausruf: Potz deuker (Teufel) un der daus (As)! Der erste Gewinn ist Kâzengewinn. — Wenn einer rot anspielen soll: rôd sâ Kuers, da blôt'ne de bart. — Zu einem, der beim Kartenspiele zusieht: du most mit'r rechten hand et linke ei drücken. Veruht auf dem Aberglauben, daß das Angreifen eines Testifels demjenigen Glück im Spiele bringt, dem man in die Karten schaut. — Hei hat mit en tâtern ehauert, sagt man zu einem, der andauernd gewinnt, oder auch hei hat en taternglücke. — Pik vorlirt glik, Ausruf beim Piqueanspielen. — Krûz met schippen, wer nich dansen kann, mot hüppen. — Rôt? dat is min dôd. — Pik, dat dacht ik mik glik. — Beim Anspielen von Carreau sagt man: Karûtschen mit maibotter. — Beim Anspielen von Grün (pique): groine peterzilje und koppzalât. — Beim Anspielen von Etern (treffle): krûz! jammer un elenne! — Ut jeden dorpe en hund, un üt Semmenstêen en têben sagt man in Hilde beim Kartenspiel, wenn einer eine recht bunte Karte erhält<sup>1)</sup>.

Die Bewegung und die dadurch verursachten Geräusche bei den Handwerken werden durch folgende Worte nachgeahmt.

Schuster (den pêkedrât ausziehend): Botter un brôt is vor mek gâr nist, gar nist.

Schneider (den Faden hochziehend): Wenn ek et man hârre, wenn ek et man hârre.

Fischer (hobelnd): Da hast et, da hast et.

Es giebt eine große Anzahl plattdeutscher Redensarten in Allitteration, Nijsonanz und Endreimen, welche bei uns umlaufen und wohl hier Erwähnung verdienen, da sie in gewissem Sinne Volksreime sind. Die nachstehenden hat Herr A. Basel in Beierstedt gesammelt und mir gütig zur Verfügung gestellt.

Allitteration: buk un bak — biten un brâken — blijen und blânfarn — backebeeren — bangebüsse — didelbum — ritisch tatisch — in allen ecken un en'n — fig und fertig — gail un gâre (der untergepflügte Dünger) — Gist und Gaben (Abgabe) — grasgroin — griesgram — hus un hof — mit hût un hâr — hickhack (Streit) — nich half un nich heil — weder Hund noch Hahn. — knitterkolt — krûz un quer — kirsch un kümmel — hei wet von kiks un kâks nist (ist unwissend) — klipp un klar — knitterknatter — Krimstrams — pinkpank — plaken un pla'en — Ringelringel Rosenfranz — hei rûppelt un rô'et sik nich — schimp un schanne — stippstöreken (Anekdoten) — nich te stê'e un te staule kômen (zu Stelle und Stühle kommen) — schinnen un schâben — tistad — wind und wâ'er — Wehr und Wunder — he wiket un wanket nich — waddeke un weidage — buffbaff — busch un brâken — dit un dat — dau, wat du deist — kopp un kragen — fitzenfei — kikelkâkel — heil un deil — kümmel un karweil — Lulei — nich half un nich heil — schimp un schanne — schitterlittschitt — stripp, strapp, strull — kort un klein (slâ'n) — rupprenzal — hûtentût — firlesanz — klipp un klar.

Nijsonanz: kridewitt — funterbunt — râgenfahl — platschenatt — tid un wile — swerebreit — datt ritt un briket nich (das hört nicht auf) — etepetete (geziert) — Schrot und Korn — in Lohn und Brot — putchehup — holterdepolter — klappörtjen — kinkerlitzen — krânewâken — larrefarre — pinnekenputjer — um un dumm fallen — ritensplit.

Endreime: wi dust un must (dicht, voll) — wat giste wat haste (Haß über Kopf) — hülle un fülle — rusigemusige (Wirrwar) — hack un mack — weder lack noch smack — holderdebolder — heil un deil — knall un fall — kribbeln un wibbeln — kuddelmuddel — kûttjebüttje (Tausch) — nich rô'en un bô'en (nicht rühren und biegen) — sack un pack — stein un bein — nich scheid un dreit — meier un kleier (Mäher und Kräger = Wintermann, râper bei der Ernte) — noll un boll — üt rand un band — nein kind un nein rind — von'n enne taur wenne.

<sup>1)</sup> Weitere Redensarten beim Kartenspiel vergl. Braunschw. Magazin 1898, S. 39.

## 7. Volkslieder.

Fast alle eigentlichen Volkslieder, die entweder einzeln oder im Chor gesungen werden, sind hochdeutsch und scheinen eingewandert, wenn sie auch hier und da örtliche Färbung angenommen haben. „Im 15., auch noch im 16. Jahrhundert ist dieses Volkslied, besonders das historische, noch fast rein niederdeutsch; im 17. überwiegt schon das hochdeutsche, im 18. und 19. ist dies fast Alleinherrscher. Es ist natürlich, daß bei dieser Entwicklung die niederdeutschen Volkslieder leichter der Vergessenheit anheimfallen und Neubildungen immer spärlicher werden, ebenso, daß die letzteren sich mehr und mehr dem Charakter der dialektischen Kunstpoesie anpassen. Da nun diese von Laurenberg bis zu Klaus Groth vorwiegend humoristisch ist, so beschränken sich auch die betreffenden Volkslieder im wesentlichen auf das humoristische Genre <sup>1)</sup>.“ Heute singt man sie gewöhnlich mit Ziehharmonikabegleitung, die von den Knechten mehr oder minder gut gehandhabt wird. Verstehst der betreffende Musikant seine Sache nicht gut, so wird er verspottet mit dem Verschen:

Swine in gâr'en,  
Farken sitt' in köle,  
Jag se rût, jag se rût!  
Willt se nich behölen.

Auch die Pausen zwischen den einzelnen Liedern werden zu Bemerkungen benutzt. So z. B.:

Dit un dat is üte,  
Lât't üsch mal na Greitchen gân,  
Dat måkt ne dicke snüte,  
Da lât't üsch mal upslân.

Die Tanzlieder, die jedoch nur in Nesten vorhanden sind, werden niederdeutsch gesungen. Es sind gewöhnlich nur einzelne Verse. Alte Tänze, die bei Hochzeiten und sonstigen Festlichkeiten auf der Däle oder im Krüge getanzt wurden, waren der Zweitritt und Dreitritt, über die ich indessen nichts Näheres mehr erfahren konnte; in Groß-Sisbeck tanzte man einen besonderen Tanz, zu dem ein Lied mit dem Rehrreime Anton stiek den degen in gesungen wurde. Manche der Tanzliedchen haben sich erhalten und werden, wenn auch selten zum Tanze, doch noch gelegentlich gesungen.

In Ölper is musike,  
Da danset scheiwe Hinnerk mit siner stüwen Fike.

Mit den fäuten trapp, trapp, trapp,  
Mit'n hänner klapp, klapp, klapp,  
Passe mal up, passe mal up,  
Wat du noch slâ'e kri'en wut.

Hans hat en dicken knop up'n stock,  
Greitchen hat ne rûe mütse up'n kopp.

<sup>1)</sup> Hasselbraut, Volkslieder des braunschweigischen Landes. Braunschw. Magazin 1897, Nr. 9 ff. Fast nur hochdeutsche Lieder, meistens vom Harz und aus der Wesergegend.



Greitche, wenn ik floitje,  
Denn kumm.  
Kummste dissen âwend nich,  
Kri'ste minen stummel nich.

Tanz mit mir, tanz mit mir,  
Habe 'ne feine Schürze für.  
Mit mik ôk, mit mik ôk,  
Mine is von kammerdök (Cambrayleinen).

Dansbodden hat'n lock,  
Timmermann hat'n plock.  
Wi willt na'n timmermann schicken,  
De sall üsen dansbodden flicken.

Snurzlock will dansen,  
Hat nist in'n pansen.

Lott' is dôd, Lott' is dôd,  
Jule lî't in kelder,  
Hat en lütjen jungen krê'n  
Op en hólten teller. (Büddenstedt).

Kumm, Hänschen, kumm!  
Wat bewêrst de dik  
Bestännig mit den hâmeln?  
Kumm, lát 'sch en betjen dâmeln. (Büddenstedt).

Jetzt danst Hampelmann,  
Jetzt danst Bars  
Mit siner leiwen frú madam  
Mit eren dicken ârs. (Helmsiedt).

Use katte, de hat lütje.  
Dat hat nâwers kâter dâ.  
Toif! dik will'k en bû'el afsnittjen,  
Sast'r nich wê'er anegân.  
Fât't den kâter,  
Smit't in't wâter,  
Dat hei nich mêr kâtern kann.

War wohl ursprünglich auch Tanzliedchen und kommt beim Tanze „Sieben Sprünge“ in den dreißiger Jahren in Mecklenburg fast genau so vor<sup>1)</sup>. Dieser Tanz „Sieben Sprünge“ wurde noch am Anfange des 19. Jahrhunderts bei Hochzeiten, Erntefesten zc. getanzt und erforderte einige Leibesübung. „Nach dem Takte der Musik wanderte der Tänzer mehrere Male um seine Tänzerin herum, dann hatte er sieben Bewegungen auszuführen: zwei mit den Füßen, zwei mit den Knien, indem er sich erst auf das eine, dann auf das andere niederläßt, zwei mit den Ellenbogen, die nacheinander auf die Erde gestoßen werden müssen und endlich mit dem Kopfe, mit dem er auf den Boden stoßen muß. Und das alles wieder rückwärts.“ Dabei wurde gesungen und das Mädchen tanzte um den sich abmühenden Siebenspringer herum.

Dat mine frú nich dansen kann,  
Dat mákt dat láme bein,  
Un wenn se mit mik dansen sall,  
Dann fangt se an tau wein'n.

<sup>1)</sup> Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung XIII, 39.

Et ward all wé'er, et ward all wé'er,  
 Et ward all wé'er gân,  
 Da danst dat minsche, da danst dat minsche,  
 Up éren lāmen bein.

Ringeltreigen, bei denen Tanzlieder gesungen wurden, fanden zu Pfingsten, auch schon Ostern, auf dem Pfingstanger und nach dem Ballschlagen am zweiten Ostertage statt. Die Burschen und Mädchen traten zu einem Kreise zusammen, in dessen Mitte ein Mädchen stand. Dann wurde, die in der Mitte stehende dabei umkreisend, im Chor gesungen:

Morgen will't wi hāwern dōschen  
 We will üsch den binnen?  
 Unner dissen hāwerstrō werd sik einer finnen.  
 Wutt du nich min schātschen sin, ja?  
 Se segget alle ja, se segget alle ja!  
 Gā du man hen, gā du man hen,  
 Du bist de rechte nich.

Bei dem Verse wutt du nich min schātschen sin, trat einer der Burschen vor das im Kreise stehende Mädchen fragend hin. Mochte sie ihn nicht, so sang sie gā du man hen! Kam aber der dem Mädchen zusagende Bursche, dann lautete der Vers des Mädchens:

Blif du man hir, blif du man hir,  
 Du bist de rechte ja.

Der Barbiertanz wird von Knechten aufgeführt. Einer sitzt mitten im Saale, wird scheinbar eingeseift und mit einem großen Holzstück barbiert; andere sammeln die abrafierten Haare in der Kiepe; die Menge tanzt um den Barbieren herum, der schließlich über einen Stuhl gezogen und geschlagen wird. Dabei singt man:

Wi wellt den juden den bart afsnien,  
 He schrijet, he roppet un wellt nich lien.  
 Wi wellt'n övern schemel ziehen,  
 Un wellt'n jetzt den bart afsnien.

Das Lied vom pastor siner kau kommt in verschiedenen Lesarten vor, die durch Hinzudichtungen einzelner Verse sich auszeichnen. Nachstehende ist in Eßum aufgezeichnet:

Kennt ji all dat nie lid, nie lid, nie lid,  
 Wat in'n dörpe is passirt, is passirt, is passirt,  
 Von pastor sine kau?  
 Rulala, rulala, von pastor sine kau,  
 Rulala, rulala, von pastor sine kau, jau, jau!  
 Gistern was se rund un prall,  
 Hûte lît se dōd in'n stall,  
 Den pastor sine kau etc.  
 Krischan hat dat gērn ehört,  
 Denn sei ward dāglich ebber esmārt,  
 Den pastor sine kau etc.  
 Un de deinstmagd Frida Keuke,  
 Krigt de mûl- und klauenseuke,  
 Von pastor sine kau etc.  
 Un de deinstmagd Emma Schuppe,  
 Kōket sik ne oxtēlsuppe (!)  
 Von pastor sine kau etc.

De melkemâken stredden sek,  
Wol um dat betten plückefett,  
Von pastor sine kau etc.

De swinehêre Sagebiel,  
Krigt en nien tabacksbü'l,  
Von pastor sine kau etc.

Irvinianer Bärenbecker,  
Krigt en nien overtrecker,  
Von pastor sine kau etc.

Un de nie landgendarm,  
Krigt en gefüllten achterdarm,  
Von pastor sine kau etc.

Un de deinstmagd Emma Smit,  
Krigt dat ganze bisewisewitt,  
Von pastor sine kau etc.

De katte kikt wol ebber de dôr,  
Ob nich noch wat ebbrig wôr,  
Von pastor sine kau etc.

Fiken tritt mit êren hacken,  
In en grôten dunnerkacken,  
Von pastor sine kau etc.

In der Schlacht bei Marathon  
Gab es einen dumpfen Ton,  
Von pastor sine kau etc.

In der Schlacht bei Auferlig,  
Hat's gedonnert und gebligt,  
Von pastor sine kau etc.

In der Schlacht bei Waterloo,  
Hatte Blücher einen Floh,  
Von pastor sine kau etc.

Napoljon kêk de truppen an,  
Hei hat en pâr nie stewarten an,  
Von pastor sine kau etc.

Abweichende Verse hat die folgende aus Klein-Schöppenstedt stammende  
Lesart. Beide zusammen geben wohl noch nicht den vollständigen Text:

Düt is dat lid von triala,  
Von pastor sine kau.  
Triala, triala, von pastor sine kau, ja, ja.

Pastor sin knecht was dick un fett,  
Frät dat ganse plückefett,  
Von pastor sine kau.  
Triala etc.

Kantor hört mit lûen up,  
Krigt den grôten kopp in'n pott,  
Von pastor sine kau.  
Triala etc.

Nawers knecht was ôk nich fûl,  
Frät dat ganse undermûl,  
Von pastor sine kau.  
Triala etc.

Jude kam wol ôwern grâben,  
Harr de gansen darm in'n arm,  
Von pastor sine kau.  
Triala etc.

Jude kam wol ôwer de brügg,  
Harr et ganse fett up'n rügg,  
Von pastor sine kau.  
Triala etc.

Ein anderes Lied ist halb hoch- halb niederdeutsch. Ich habe es aus  
Resten zusammengestellt, die aus Anderbed (Kreis Oßchersleben, an der Grenze)  
und aus Büddenstedt stammen und sich ergänzen:

Grün ist der Wald, braun ist die Heide,  
Kam ein alter Schmied daher:  
„Jungfer, will sie meine sein?“ —  
„Nein, Schmied, ach nein,  
Er kann mein Mann nicht sein.  
Sau 'nen ölen pinkepank  
Is ja alle dage krank.  
Nein, Schmied, ach nein,  
Er kann mein Mann nicht sein.“

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.  
Wohnt ein Schneider auch dabei:  
„Jungfer, will sie meine sein?“  
Sau 'nen ölen snittjesnat,  
Suitt von allen ecken wat,  
Nein, Schneider, nein.“

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.  
Wohnt ein Schuster auch dabei zc.  
Sau 'nen ölen pèkedrât  
Mâkt sau manche scheiwe nât etc.

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.  
Wohnt ein Bäcker auch dabei zc.  
Sau 'nen ölen kikinöwen

Hat de nâse mit asche versnôben etc.

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.  
Wohnt ein Kuhhirt auch dabei zc.  
Sau 'nen ölen tûinthören

Mut de lûe ut'n bedde bören etc.

Grün ist der Wald, braun ist die Heide.  
Kam ein junger Schäfer her:

„Jungfer, will sie meine sein?“  
„Ja, schâper, ja, wi beiden sin en pâr!  
Sau 'nen schönen schâperhâken  
Kann mik balle en jungen mâken,  
Ja, schâper, ja, wi beiden sin en pâr.“

Ik weit en leid,  
Dat keiner weit,  
Dat lër mik mester Jürgen.  
De gue mann,  
De spêlen kann,  
De sätte sik up'n blanken  
Un foire hen na Franken.  
Un ar e wedder kamm,  
Da satt de kattje up en swinestall  
Un mâke gäle bôtterke.  
De hund, de licke 't schöttelken,  
De frû, de kêr et hûs út,  
De pâpe draug en dreck herût  
Un draug en na der brügge,  
De brügge fenge an tau knacken,  
De pâpe bekacke sik de hacken.  
(Grasleben. Mitgeteilt von D. Schütte.)

Piddewiddewitt min man is kômen,  
 Piddewiddewitt wat hat hei bracht?  
 Piddewiddewitt en sack vull kôren,  
 Piddewiddewitt von weme denn?  
 Piddewiddewitt von grôten Schrôders.  
 Piddewiddewitt wat mot hei nu?  
 Piddewiddewitt mot hege tocken (Hebe zupfen)  
 Piddewiddewitt dat hat hei nu. (Schöningen.)

Un wenn nu de pott en lock hat, leiwe Heinrich?  
 „Stoppe strô in, leiwe Lischen.“  
 Un wenn nu et strô tau lang is, leiwe Heinrich?  
 „Snit af, leiwe Lischen.“  
 Wo midde sale'k't afsnien, leiwe Heinrich?  
 „Mit'n meste, leiwe Lischen.“  
 Un wenn't mest tau stump is?  
 „Lat et sleipen, leiwe Lischen.“  
 Und so fort ins Unendliche. (Barmbe.)

Ein anderes niederdeutsches Lied, das ich nach Bruchstücken aus Büddenstedt und Eikum hier gebe, war noch in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts sehr verbreitet. Es handelt von der Aussteuer eines heiratsbedürftigen Mädchens.

#### Die Heiratslustige.

1. Bin ik nich de lütje dûker?  
 Use Hans will Greitjen fri'n.  
 Dacht ik doch de ôle sliker  
 Wörre all sau gut as min.
2. Kunne hei nich sau frünlich kôren?  
 As hei mik dat jârmarcht gaf,  
 Nu loppet hei na annern dëren  
 Sik de beine balle af.
3. Mine wâsche sâ verleden (früher)  
 Michel hat en ôg up dik,  
 Ach, wat hilpet all dat kôren  
 Kummet hei doch nich na mik.
4. En pâr kâu un en pâr swine  
 Hat min vâder mik vermâket,  
 Un dat flas hört alle mine,  
 Wat mine mudder swingt un brâket.
5. Lennewand hebb ik ôk tein stige  
 Un de bedden sin all fix,  
 Un wat fêlt denn minen tûge?  
 Awer et passirt man nix.
6. Haus, min vâder un mine moime  
 Sâ'n, ik wârre noch vel tau jung,  
 Wârr en mâken von achtein jâren,  
 Alles geit in fleigen furt.
7. Wenn man erst efriët hat,  
 Denn sau is man nich mër glatt,  
 Dann vergât de rô'en backen,  
 Alles geit in fleigen furt.
8. Sall dat ding noch lange dûern,  
 Gâ ik sülwest up de frit,  
 Lachet denn ôk alle büern,  
 Endlich wörret doch wol tîd!).

!) Unvollständig bei Haffebrauf a. a. O.

Damit ist meine Kenntniß niederdeutscher Volkslieder in unserem Lande erschöpft. Das wenige, was vorhanden, wie das Lied von der Kuh des Pastors, zeigt derb humoristische Färbung, ganz im Gegensatz zu den hochdeutschen Liedern, die meist einen sentimentalischen Zug haben. Die hier mitgetheilten werden viel gesungen; ich bitte sie mehr als Proben anzusehen, denn eine größere Vollständigkeit zu erzielen, war nicht meine Absicht, zumal diese eingewanderten Lieder wohl schon in Volkslieder-Sammlungen gedruckt sein dürften.

Gestern Abend auf der Bleiche,  
Was mußt' ich da sehn?  
Da tanzte mein Schächchen  
Und ließ mich da stehn.  
Es gedacht mir zu trogen,  
Ich mach' mir nichts draus,  
Ich nahm mir en andern,  
Der bracht mir nach Haus.

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen<sup>1)</sup>,  
Ich geb' dich en neuen Rock,  
Ach ja, meine liebe Mutter,  
Die hab' ich zehn Schod.  
Ich kann ja nicht spinnen,  
Mir schwört<sup>2)</sup> ja mein Finger,  
Und thut mir so weh.

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen,  
Ich geb' dich en neuen Tuch,  
Ach ja, meine liebe Mutter,  
Die hab ich genug.  
Ich kann ja nicht spinnen,  
Mir schwört ja mein Finger,  
Und thut mir so weh.

Spinne, spinne, mein liebe Lieschen,  
Ich geb' dich en Bräutigam,  
Ach ja, meine liebe Mutter,  
Der steht mir wohl an.  
Ich kann wahrlich nun spinnen,  
Mir schwört ja mein Finger,  
Und thut mir nicht weh.

(Von einer alten Spinnerin in Eikum.)

Ich bin so manches mal gegangen,  
Wohl um Dein Herze zu erlangen,  
Ich aber hab' es nicht gekriegt,  
Weil es so tief verborgen ist.

Ich weiß schon längst, was dich verdroffen,  
Daß ich die Thür hab' zugeschlossen,  
Und daß du konntest nicht herein,  
Das wird wohl meist dein Arger sein.

Und wärest du allein gekommen,  
So hätt' ich dich herein genommen,  
So aber zwei — das war zu viel,  
Nur du allein, du warst mein Ziel.

Und kommst du in ein ander Städtchen,  
So liebst du gleich ein ander Mädchen,  
So wünsch ich dir viel Glück dazu  
Bis hin zu deines Grabes Ruh.

<sup>1)</sup> Es ist zu lesen: Lie—schen, nicht Lies—chen.

<sup>2)</sup> „Schwören“, ein Geschwür bekommen.

Die Thränen, die ich hab vergossen,  
Die sind dir auf dein Herz geflossen,  
Die Thränen, die ich hab geweint,  
Du aber hast es falsch gemeint.

Das Denkmal, das ich von dir habe,  
Das bleibt verschwiegen bis zum Grabe;  
Das Denkmal geb ich ehr nicht ab,  
Bis daß ich komm ins stille Grab.

In des Gartens dunkler Laube  
Sassen beide Hand in Hand:  
Ritter Eduard mit seiner Lina,  
Knüpften beid' ein festes Band.

Liebe Lina, sprach er tröstend,  
Lina, laß dein Weinen sein,  
Eh' die Rosen wieder blühen,  
Lina, bin ich wieder dein.

Und so zog er aus zum Kampfe,  
Fürs geliebte Vaterland,  
Er gedacht an seine Lina,  
Wenn der Mond am Himmel stand.

Es war kaum ein Jahr verflossen,  
Als die zarte Knappe brach,  
Schlich er wieder in den Garten,  
Wo er sie zum letzten sprach.

Und was fand er in dem Garten?  
Eines Grabes Leichenstein,  
Und auf Marmor stand geschrieben:  
Liebe Lina ist nicht mehr dein.

So stand er betrübt und traurig,  
Legte Schwert und Panzer ab,  
Es war kaum ein Jahr verflossen,  
Gruben Mönche ihm sein Grab.

So lange hab ich gutes Mädchen  
Dich zärtlich insgeheim geliebt,  
Und manche, manche stille Thräne  
Hat oft mein Auge schon getrübt.

In meinem Innern fühl' ich Wonne,  
Als ich zum ersten dich erblickt,  
Es strahlt nur eine Frühlingssonne,  
Und immer wird mein Herz entzückt.

Ja, würd'st du Treue mir geloben,  
Wie froh, wie glücklich wär' ich da,  
Dann tauscht ich nicht mit tausend Kronen,  
Nicht mit dem mächtigsten Sultan.

Gestern abend um neune  
Saß mein Hännchen ganz alleine,  
Sie darf ja nicht sprechen und spricht sie nur ein Wort —  
Gi! so geh' ich gleich fort.

Und so du denn gehst, wann kommst du denn wieder?  
Den Montag oder Dienstag, den Mittwoch oder Donnerstag,  
Den Freitag ganz gewiß,  
Wenn das Wetter schön ist.

Und so du denn nieder kommst,  
Kannst du mich nicht gleich finden.  
Die Hinterthür laß ich offenstehn.  
Kommst du wieder, kannst du reingehn,  
Kannst dich legen in mein Bett,  
Gi! da schläft sich's so nett.

Lebe wohl, du schönes Mädchen,  
 Von dem jetzt ich scheiden muß,  
 Lebe wohl, du meine Liebe,  
 Mein Vergnügen, meine Lust.  
 Du liegst mir in meinem Herzen,  
 Du liegst mir in meinem Sinn,  
 Du machst mir so tiefe Schmerzen,  
 Weil ich dir gewogen bin.  
 Du brauchst mich nicht zu versuchen,  
 Ewig bleibe ich dir treu,  
 Ewig will ich dich ja lieben,  
 Bis mich deckt der Leichenstein.  
 Wenn ich aber unterdessen,  
 Schließ im Kämmerlein schon ein,  
 Dann pflanzst du auf meinem Grabe  
 Blümlein: Vergiß nicht mein.

Es wollt ein Mädchen früh aufstehn,  
 Dreiviertel Stund' vor Tag,  
 Wollt in den Wald spazieren gehn,  
 Ei, ei, spazieren gehn,  
 Wollt Brommelbeeren pflücken allein.

Und als sie in den Wald nein kam  
 Begegnet ihr des Jägers Knecht.  
 „Wackres Mädchen, ichere dich aus dem Walde,  
 Ei, ei, aus dem Walde,  
 Sonst brauch' ich meines Herren Recht.“

Und als sie ein wenig weiter kam,  
 Da begegnet ihr des Jägers Sohn:  
 „Wackres Mädchen, setze dich nieder,  
 Ei, ei, ja nieder  
 Und pflücke dein Körbchen voll.“

„Einen ganzen Korb voll brauch' ich nicht,  
 Eine Handvoll ist genug,  
 Denn in meines Vaters Garten,  
 Ei, ei, ja Garten,  
 Stehn Brommelbeeren genug.“

Er nahm sie sanft in seinen Arm  
 Und drückte sie unter den Busch,  
 Es dauerte kaum dreiviertel Jahr,  
 Ei, ei dreiviertel Jahr,  
 Da hat sie 'nen Knaben aufn Schoß.

Den sah das Mädchen verwundert an  
 Und sprach: Ei, was ist das?  
 Sollten denn das die Brommelbeeren sein,  
 Die der Jäger gepflückt hat?

Ein Schäfer führt morgens mit Sorgen schon früh  
 Seine Schafe zur Weide, hat niemals keine Ruh.  
 Des Abends spät schlafen, des Morgens früh auf,  
 Die Sorgen am Morgen, die wecken ihn auf.  
 Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön,  
 Als wenn zwei Verliebte beisammen thun stehn.  
 Keine Distel, keine Dorne kann stechen so sehr,  
 Als wenn zwei Verliebte voneinander thun gehn.  
 Sey' du dir 'nen Spiegel ins Herz tief hinein,  
 Dann kannst du ja sehen, wie gut ich es mein.

Schätzchen, so du mich heiraten willst,  
 So warte noch ein Jahr,  
 Bis daß der Birnbaum Kirschchen trägt,  
 Ja, ja, Kirschchen trägt,  
 Dann nehm ich dich fürwahr.



Der Birnbaum trägt keine Kirichen mehr,  
 Auf Dornen wächst kein Klee,  
 So kriegen wir uns beide  
 Ja, ja uns beide,  
 Ja nun und nimmermehr.

Du glaubst, ich hätte es nicht gesehn,  
 Daß du bei einem andern stehst?  
 Sollte mich denn das nicht kränken,  
 Ja, ja nicht kränken?  
 Habe dich so treu geliebt.

1. Wer so ein faules Gretchen hat,  
 Kann der wohl lustig sein?  
 Sie schläft ja alle morgen, morgen,  
 Bis daß die Sonne scheint, bis daß die Sonne scheint.
  2. Der Vater aus dem Walde kam;  
 Daß Gretchen das schlief noch.  
 Schlaf du zu tausend Teufeln, Teufeln,  
 Der Hirt ist schon im Wald, unsre Kuh ist noch im Stall.
  3. Das Gretchen aus dem Bette sprang  
 Den Rock in ihrer Hand,  
 Sie thät die Kühe melken, melken  
 Mit der ungewaschenen Hand, ist das nicht eine Schand?
  4. Und als sie nun gemolken hat,  
 Da goß sie Wasser zu.  
 Sie zeigt das ihrem Vater, Vater,  
 So viel Milch hat unsre Kuh, das macht die lange Ruh.
  5. Das Gretchen lief und eilte sich  
 Und trieb die Kühe aus.  
 Sie thät die Kühe jagen, jagen  
 Bis in den grünen Wald, wo sie den Hirten fand.
  6. Ach Hirt, ach Hirt, ach lieber Hirt,  
 Was hab ich dir gethan?  
 Daß du nicht alle morgen, morgen,  
 Bläsest vor meiner Thür: „Faul Gretchen, komm herfür.“
  7. „So gieb du mir die Buttermilch,  
 Wie andre Weiber thun,  
 Dann will ich alle morgen, morgen  
 Pfeifen, blasen vor der Thür: Schnell Gretchen, komm herfür.“  
 (Wüddensteb.)
1. Es sprach der Herr zu seinem Knecht:  
 Satttle mir und dir ein Pferd.  
 Wir wollen diese Nacht ausreiten,  
 Diese Nacht ist reitenswert.
  2. Und als sie vor das Kloster kamen,  
 Das große Nonnenhaus:  
 Ist hier kein Mönchen drinnen,  
 Kommt keines denn heraus?
  3. Hier sind viel Mönchen drinnen,  
 Doch keines kommt heraus.  
 Ei, so wollen wir das Kloster anzünden,  
 So sollen sie kommen heraus.
  4. Und will der Herr das Kloster anzünden,  
 Das große Nonnenhaus,  
 Ehr wollen wir das Kloster aufschließen,  
 So soll sie kommen heraus.
  5. Da kam das Mönchen geschritten  
 In seinem weißen Kleid;  
 Ihr Haar war abgeschnitten,  
 Zur Nonne war sie geweiht.

6. In ihren weißen Händen  
Trug sie ein römisches Glas,  
Drauß gab sie ihm zu trinken:  
Feins Lieb, ich bring dir das.
7. Und als er es getrunken,  
Da ward er müd und blaß,  
Er ist vom Roß gesunken,  
Er starb im grünen Gras.
8. Mit ihren schlanken Armen  
Zog sie den Glockenstrang,  
Mit ihren roten Lippen  
Sang sie den Grabgesang.

2 von einem Mädchen in Harbke gesungen. Mitgeteilt von Herrn Forst-  
r a. D. Biegenmeyer.)

1. Wenn ich den letzten Abend noch gedenke,  
Da ich Abschied von dir nahm;  
Denn die Sonne scheint nicht mehr,  
Ich muß scheiden von dir,  
Doch mein Herz bleibt stets bei dir.
2. Meine Mutter hat gesagt, ich sollte eine Reiche nehmen,  
Die da hätt' viel Silber und viel Gold,  
Doch viel lieber will ich in der Armut leben,  
Oh ich dich verlassen sollt.

1. Blau, blau, blau sind alle meine Farben,  
Blau, blau, blau liebt jedermann.  
Drum lieb ich, was blau ist,  
Weil mein Schatz ein Färber ist.
2. Grün, grün, grün sind alle meine Farben,  
Grün, grün, grün liebt jedermann.  
Drum lieb ich, was grün ist,  
Weil mein Schatz ein Jäger ist.

(Schöningen.)

Und wer gut leben will, Zula te, Zula te,  
Der geh zu meiner Zula hin, Zula hin,  
Zula te, Zula te, Zula te la te.

Des Sonntags giebt es dicken Reis, Zula te 2c.  
Der ist mir in dem Leib zu heiß, Zula te 2c.  
Zula te 2c.

Des Montags giebt es Balfsternaden, Zula te 2c.  
Daß einem die Rippen im Leibe knacken, Zula te 2c.  
Zula te 2c.

Unvollständig, da alle Wochentage mit einer besonderen Speise aufgeführt  
wurden. Balfsternaden = Pastinaca.

#### Soldatenlied.

Frei auf, Soldatenblut, faß immer neuen Mut.  
Kanonen und Knallbüchsen, die müssen uns beschützen.  
Sonst leiden wir Gefahr, bei dieser großen Schar.  
Die Schlacht, die war so groß, daß es viel Menschen kost',  
Hier liegt ein Fuß, ein Arm — des mag sich Gott erbarm.  
Der Vater sprach: Gotthelf, die Uhr blieb stehn auf elf;  
Die Tochter schrie zur Mutter: ach Gott, wo ist mein Bruder?  
„Wo ist mein Kamerad?“ spricht so mancher brave Soldat.  
Den sie so treu geliebet, ist in der Schlacht geblieben,  
Sein Lauf ist nun vollbracht, schönster Jüngling, „Gute Nacht“.

Morgen früh, dann reis' ich fort  
 Von hier aus diesem schönen Ort,  
 Und als ich an die Grenze kam,  
 Sieh, da hielten mich die Jäger wohl an:  
 Ob ich auch Urlaub hätt?

Und frugen mich wohl hin und her,  
 Ob ich ein preußischer Deserteur wohl wär?  
 Und sie führten mich vorn Hauptmann sein Haus,  
 O, wie wird es nun wohl fallen aus?  
 Und mit mir ist es aus.

Ihr lieben Herren all insgemein,  
 Ich will euch allen unterthänig sein,  
 Aber laßt mir eine Bitte gewähren,  
 Aber laßt mir eine Bitte gewähren,  
 Daß ich nicht zu sterben brauch!

Deine Bitte können wir dir nicht gewähren,  
 Darum mache dich bereit zu sterben,  
 Oder hast du noch ein Liebchen allhier,  
 Oder hast du noch ein Liebchen allhier,  
 So nimm Abschied von ihr.

Und als ich zu der Allerliebsten wohl kam,  
 Fing sie so bitterlich zu weinen an.  
 Schönster Engel, weine nicht so sehr,  
 Sonst betrübet sich mein Herze noch vielmehr,  
 Weine nicht so sehr.

Und wenn ich nun gestorben bin  
 Und ein Kind des Todes muß ich sein,  
 Dann krieg ich ein Grab von Marmelstein  
 Und ein weißes Kreuz von Elfenbein  
 Und darunter schlaf ich ein.

Ich bin erst achtzehn Jahr  
 Und älter noch kein Jahr.  
 Ist das nicht bedauernswert, bedauernswert,  
 Daß ich schon muß unter die Erd?

Abje, ihr Jungfern all,  
 Bedauert meinen Fall,  
 Bedauert meiner nicht so sehr, nicht so sehr,  
 Weil ich komme zu euch nicht mehr.

Hier liegt mein Mantelsack,  
 Mein Pfeifchen und Tabak,  
 Wer nun will mein Bruder sein, Bruder sein,  
 Der stopfe mir ein Pfeifchen ein.

Ich habe den Frühling gesehen,  
 Und habe die Blumen begrüßt,  
 Und der Nachtigall Lieder belauschet,  
 Und ein himmlisches Mädchen geküßt.  
 Da hört man die Glocken,  
 Sie läuten zu der Ruh,  
 Sie läuten zu der süßesten Ruh.

Der freundliche Lenz ist verschwunden,  
 Und die Blumen sind alle verblüht,  
 In das Grab ist mein Liebchen gesunken,  
 Und verstummt ist der Nachtigall Lied.  
 Da hört man die Glocken 2c.

Hier liegt sie mit Rasen bedeckt,  
 Und Blumen blühn auf ihrem Grab,  
 Ach könnt' ich sie einmal erwecken,  
 Sie, die himmlische Freuden mir gab.  
 Da hört man die Glocken 2c.

Ach Vater, im Himmel dort oben,  
Du hast mir mein Liebchen geraubt,  
Es giebt zwar der Mädchen sehr viele,  
Aber für mich ist keine dabei.  
Da hört man die Glocken zc.

Schäfer und Edelmann<sup>1)</sup>.

Es trieb ein Schäfer seine Lämmelein wohl aus,  
Er trieb sie wohl vor dem Edelmann sein Haus.  
Ligidei und Ligidom.

Der Edelmann der schaute zum Fenster heraus  
Und bot dem Schäfer einen guten Morgen heraus.  
Ligidei zc.

Schäfer: Was bietest du mir einen guten Morgen heraus,  
Ich bin ja nur ein armer Schäfersohn,  
Ligidei zc.

Edelmann: Bist du ein armer Schäfersohn  
Und gehst so ganz in Samt und Seide herum?  
Ligidei zc.

Schäfer: Wat geit dat sau'n eddelmann an,  
Wenn't man min väder betälen kann.  
Ligidei zc.

Der Edelmann geriet darüber in Zorn  
Und ließ den Schäfer gleich stecken in'n Turm.  
Ligidei zc.

Schäfer: Herr Edelmann, Herr Edelmann, ich bitte um mein Leben,  
Ich will Euch hundert Schafe geben.  
Ligidei zc.

Edelmann: Hundert Schafe ist für einen Edelmann kein Wert,  
Du Schäfer mußt sterben bei meinem Schwert.  
Ligidei zc.

Schäfer: Herr Edelmann, Herr Edelmann, ich bitte um mein Leben,  
Ich will Euch meine ganze Herde geben.  
Ligidei zc.

Edelmann: Willst du mir deine ganze Herde geben,  
Dann will ich dir auch meine Tochter zum Weibe geben.  
Ligidei zc.

Schäfer: Dine dochter taun wiwe, de mag ik nich,  
Denn et is ne haure, dat wett de eddelmann noch nich.  
Ligidei zc.

Edelmann: Wenn mine dochter keine haure wärre,  
Woll ik se saunen ruppigen schäper nich gēwen.  
Ligidei und Ligidom<sup>2)</sup>.

(M. Schöppenstedt.)

Unter der Bezeichnung „Bisquillen“ laufen Spottgedichte in niederdeutscher Sprache um, die jetzt noch häufig verfertigt werden und die oft nicht ohne

<sup>1)</sup> Eine andere Fassung, welcher die niederdeutschen Verse fehlen und welche mit ihrem Rosenkranz und der Ernährung des eingeferkelten Schäfers durch „Mariajohn“ noch auf die katholische Zeit hindeutet, teilt (aus Harvesse) D. Schütte im Braunschw. Magaz. 1897, S. 198 mit. In Eikum wird das Lied so gesungen, wie ich es gebe. Schattenberg hat die hier (S. 490) wiedergegebene Melodie aufgeschrieben in Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift. Braunschweig 1898, S. 161.

<sup>2)</sup> Das Lied wurde (wird?) dramatisch von den Knechten aufgeführt. Einer kleidete sich als Schäfer, der andere als Edelmann, die ihr Zwiegespräch hatten. Nach jedem Verse fällt der Chor der Zuschauer mit Ligidei und Ligidom ein. Jetzt spielt man Theater!

Es trieb ein Schäfer sei-ne Lämme-lein wohl auß, er

trieb sie wohl vor dem Edel-mann sein Haus. Li=gi=dei Li=gi-dom Li=gi=

dei Li=gi-dom, er trieb sie wohl vor dem Edelmann sein Haus.

Humor sind. Das nachstehende, wohl schon über dreißig Jahre alte, bezieht sich auf einen Ball der Zuckerfabrikationäre in Salzdahlum.

Dat is forwår taun düwelhålen,  
 Här'r ik doch dit eir ewusst,  
 Mit den balle in Soltdålen,  
 Et was ne ganse bårnlust.  
 Den gansen dag sach man dat putzen,  
 Stewwel småren, håre stutzen,  
 Nich ward efråten, nich esopen,  
 Von ein'n huse na'n annern eløpen.  
 Da høre man: „Hannchen, Dortchen un Christine,  
 Krít mal her de krinoline.  
 Sind de hånner ok festeneit,  
 Dat se nich verloren geit?“  
 „Alles, früe, dat is gut,  
 Man de unnerrock is kaput.“  
 „Na, sau genaue schitt kein hund,  
 Hei is doch schöne rank un bunt.“  
 Ach düt was ne lust vor alle,  
 Wi dat ging ná'n maskenballe,  
 Denn se hören ja mann vor mann  
 Der zuckerfawerike an.  
 De büere mit rock un stock  
 In'r hõse noch en lock —  
 Denn taun flicken was neine tid —  
 Kikt na'r úr: na 't is sau wit.  
 Vorn'n dreier grade út  
 Geit et nu taun huse rût.  
 Un sine früe øk nich minner  
 Loppet wi saun bessenbinner.  
 Glue ringe an'n hånnen,  
 Uperåpet bet an de lennen  
 Geit et vorwärts in'n sål.  
 Wi se wåren anekømen,  
 Wort erst düchtig ein enømen.  
 Fawrikanten, nich efackelt,  
 Sûpet, dat de heide wackelt,  
 Kért jich nich an disse welt,  
 Wi kri't ja noch rummelgeld.  
 Musekanten, akschenåre,  
 Bessenbinner, beddelåre,  
 Alles dat blift sik hir glík.  
 Wer man hört taur fawerik.  
 Un de büern sä'en alle:  
 Kuntze fêlt up dissen balle!  
 Doch der Amtmann Kunze spricht:  
 Das ziemet meinem Stande nicht,  
 Mich mit den Bauern zu rallieren  
 Und an ihnen vollzuschmieren.  
 Und er wåhlet sich das Beste,  
 Reiset fort von diesem Neste;  
 Um Mitternacht erst fehrt er wieder,  
 Hört er noch der Bauern Lieder  
 Und er denkt für sich allein:  
 Die Kerle, die müssen besoffen sein.  
 Um das Geld, das sie verkaufen,  
 Da sollten sie sich Lausjesalbe für kaufen,  
 Und womit sie groß drum prahlen,  
 Da sollten sie ihre Schuld bezahlen,  
 Denn bei manchem thut es not,  
 Hat morgen kaum das liebe Brot.

Gleichfalls in Salzbadlum lief unter den Arbeitern folgender von ihnen auf zwei dortige Einwohner verfaßte Spottvers um:

Da bowen unnern dâke,  
 Da wönt de rentner Nake  
 Un de collecteur Fäse  
 Mit siner langen nâse.  
 De het nich lust tau'n arbein,  
 Drum dauet se üsch wat tausein.

### 8. Rätsel. (Eine Auswahl.)

Hinner üsen hûse steit en bôm,  
 Hir en bôm un da en bôm.  
 In dem bôme ligt en nest,  
 Hir en nest un da en nest.  
 In dem neste ligt en ei,  
 Hir en ei un da en ei.  
 An den eie sitt en plack,  
 Hir en plack un da en plack,  
 Râe't mal tau wat is dat?  
 (Stangenbohnen.)

Et kam en mann von himmeln  
 Mit'n witten schimmeln,  
 Wolle de ganse welt bedecken  
 Konne nich ower't wâter recken.  
 (Schnee.)

Hinner üsen hûse  
 Steit ne krickelkrûse,  
 Je doller as de wind weit,  
 Sik üse krickelkrûse dreit.  
 (Brauner Rôhl.)

Hinner üsen hûse  
 Hängt en rô'en swippswapp,  
 Wo gêrn härr 'k en leif hat.  
 (Kirche.)

Am dâk von üsen hûse,  
 Hängt ne perlapûse  
 Wenn de leiwe sunne scheint,  
 Use perlapûse weint.  
 (Eiszapfen.)

Hinner üsen hûse,  
 Da steit ne krickelkrackelkrûse.  
 Se mijet herin,  
 Se schitet herin.  
 Un wi stippet üse brot herin.  
 (Bienenkorb.)

Hinner üsen hûse  
 Ploiget vadder Krûse  
 Ône plaug un ône rad.  
 Râe mal tau wat is dat?  
 (Maulwurf.)

Hinner üsen hûse up'n felle  
 Steit en lütjer witter junggeselle.  
 Hei sâe: ik will dik lèren,  
 Du sast de ôgen in'n koppe verkêren.  
 (Meerrettich.)

Se sniet mek en kopp af  
 Un trecket mek de sêle út'n liwe 'rût  
 Un denn gewet se mek wat to sûpen  
 Un denn lát't se mek lôpen.  
 (Gânjetiel zum Schreiben.)

Rûe, rûe, ripe,  
 Gâl is de pipe,  
 Swart is de sack,  
 Wo de gâle pipe inne stack<sup>1)</sup>.  
 (Gelbe Rübe.)

Hummelke Trummelke lag up'r bank,  
 Hummelke Trummelke fell von'r bank,  
 Et was kein doktor in'n gansen land,  
 De Hummelke Trummelke we'er mâken kann.  
 (Das Ei. Statt Hummelfe Trummelfe sagt man auch  
 Runzeldepunzel<sup>2)</sup>.)

Groin steit et up, blau blift et stân, witt geit et tau bedde.  
 (Der Flachs.)

De bûr foirt mit tweien,  
 De eddelmann mit veiren,  
 De könig, de spannt sesse an,  
 Nu segg wer foirt mit seben? (sêwen)  
 (Der Siebmacher.)

De et mâket, de will et nich,  
 De et dreggt, behâlt et nich,  
 De et kofft, de brûkt et nich,  
 Un de et brûkt, de weit et nich.  
 (Der Sarg.)

Gink en mann ôwer't land,  
 De harre 'ne grêpe up'n nacken,  
 An der grêpe satten drei tacken,  
 An jeden tacken hängen drei kîpen,  
 In jeder kipe satten drei ôle katten mit seben junken.  
 Wo vél beine drânen dat?  
 (3wei.)

Ik barr en lûtjen hund, un de was bunt.  
 Râ'et wat hünneken sin nâme was?  
 Hünneken sin nâme was noch nich vergetten,  
 Ik hebbet all dreimal eseggt un sast et doch nich wetten?  
 (Des Hündchens Name war „was“.)

„Lanke krummmumme, wo wutte hen?“  
 Korte vorschorne, wo frâgste nâ,  
 Kann minen weg bi dâge un bi nacht finnen.  
 (Gespräch zwischen dem Gras und dem durchfließenden Bach.)

<sup>1)</sup> Im Argau heißt daselbe Rätsel nach Rothholz:

Ri-ra-ripfel,  
 Gel isch der zipfel,  
 Schwarz isch das loch,  
 Wo me der ripfel het ufse broch.

<sup>2)</sup> Dieses Rätsel vom Ei geht durch alle germanischen Stämme. In Westfalen wird der Ausdruck hüppelpüppelken gebraucht; in Oldenburg humpelken-pumpelken (Straderjan II, S. 97); in Schwaben (E. Meier, Schwäbische Kinderreime Nr. 310) wirgelewargele; im Argau (nach Rothholz) annebadadeli, in Pommern ente potente und in England lautet der Spruch (Halliwell's Nursery Rhymes No. 135):

Humpty Dumpty sate on a wall,  
 Humpty Dumpty had a great fall.  
 Three score men and three score more  
 Cannot place Humpty Dumpty as he was before.



Use hölten grotevâ'er  
 Kummt sau hoch von himmel her,  
 Hat en hölten plock in ârse.  
 Râ'e mal tau wat is dat?

(Die Brunnenvippe mit dem das Gegengewicht haltenden  
 Holzstöß am unteren Ende.)

Eine Frau sollte hingerichtet werden, aber begnadigt werden, wenn sie ein  
 Rätsel aufgiebt, welches keiner lösen kann. Da sieht sie über sich zwei Krähen,  
 welche eine Maus tragen, und giebt nun folgendes zu raten:

Sorge sat up'n wâ'en,  
 Sach twei den dridden dragen:  
 Drei köppe un acht bein,  
 Sorge harre sin lêwe saun ding nich esein.

Eine Frau will der Hinrichtung ihres Mannes in einem Baume sitzend  
 beiwohnen; da es regnet, hat sie einen plaggen über den Kopf gedeckt; ihr  
 Mann soll frei werden, wenn sie ein unauflösbares Rätsel aufgiebt. Da sagt sie:

Hoch in'n bôme sat ik,  
 Unner êre was ik.  
 Könnt ji hêren dat wol râ'en,  
 Sollt ji minen man jik brâ'en.

Hanget twei pullen an de wand,  
 Is nein kônig von Engelland,  
 De er nich üt edrunken hat.  
 (Mutterbrust.)

In Langenhagen sitt en vogel,  
 Hat kopp as katsch (Katz),  
 Seggt immer: kawitsch, kawatsch.  
 (Gule, Bergfeld.)

Ich ging mal übers Feld,  
 Da mir Gott helf.  
 Da fand ich ein klein Meisterstück,  
 War wie mein kleiner Finger dick.  
 Draus konnt ich schneiden:  
 Zwei Badtröge, zwei Speckseiten  
 Und eine kleine Timpelmütze.  
 (Die Eichel. Büddenstedt.)

Rûe, rûe, relle  
 Veir rûe felle,  
 Snurtjebû'l un klappsack,  
 Râe mal tau wat is dat?  
 (Knecht mit vier Pferden <sup>1)</sup>.)

Up'n dâke helle,  
 Vorn hûse belle,  
 In'r stûwe biff, baff,  
 In'r kôke kriz, kraz.  
 (Mond, Hund, Bant, Besen.)

Ik wône up'n barge, ik hebbe fânte un gâe nich,  
 Ik hebbe fitjen un fleie nich.  
 (Die Windmühle.)

An dâe geit et de dâle up un dâl, et abends mot et in'r ecke stân.  
 (Der Dreischlegel.)

<sup>1)</sup> Fast ganz so in Oldenburg, Lauenburg, am Main und in Schwaben. Zeitschrift  
 für deutsche Mythologie II, S. 3.

Ik will, wat mine früe will,  
 Un mine früe will, wat ik will,  
 Ik will awer nich, dat mine früe dat will, wat ik will.  
 (Nämlich die Herrschaft führen.)

Et giwt drei sorten frünslûe:  
 De swineart, 'ne gauseart un 'ne häunerart.  
 Weckt is de beste?  
 (Die Gänse schnattern, die Hühner kratzen auseinander, aber die  
 Schweine wühlen zusammen — also die Schweineart.)

In sommer kik ik dik nich an,  
 In winter biste min beste man.  
 (Der Ofen.)

Wer hat et meiste recht in'r kerke?  
 (Die Fliege, die setzt sich dem Pastor auf die Nase.)

Wer hat en dicksten in'r kerke?  
 (Die Glocke hat den dicksten Klöppel.)

Wat geit vorn holte spazeren,  
 Rotmaderen, (?)  
 Wer dat râ'et sall bi mik slâpen.  
 (Der Storch.)

Wat schriet in holte un is im dorpe?  
 (Das Kind in der Wiege; holt, hier gleich Wald und Holz<sup>1)</sup>.)

Wat hânget an'r wand un hat'n kop dor en ârs etreckt?  
 (Das Top Garn. Top, das vom Gajpel abgenommene und zusammen-  
 gewundene Garn.)

Wat geit um't holt un breiet teller út?  
 (Die Magd, die Teller auf den Tisch setzt.)

Wat fligt öwert hûs un hat nich lif noch sêl?  
 (Das Laubblatt.)

Krimmel, wrimmel dör den tûn,  
 Is sau rû un hat kein hâr.  
 (Das Rufen. Bergfeld.)

Ging en männeken owern hof, dat sâ'e:  
 Kêrt mik juen hân mal af!  
 Jue hund bitt mik nich.  
 (pîlworm, Regenwurm. Boizenhagen.)

Wannêr hat de hase de meisten löcker unner'n liwe?  
 (Wenn er über die Stoppeln läuft.)

Wecke finke sleit winter un sommer?  
 (Der Bullenfinke, das getrocknete Glied des Stiers,  
 das zum Prügeln benutzt wurde.)

---

<sup>1)</sup> Im Aargau nach Rothholz:  
 Es schreit öppis im holz,  
 Un isch doch deheim.

Veir gegangen, veir gehangen, twei wegwisser un ein nadriwer.  
(Bier Beine, vier Beigen, zwei Hörner und der Schwanz der Kuh.)

Vor en hüse helle,  
Up de däle ritze, ratze,  
In de stube bitze, batze,  
Râ'e mal wat is dat?  
(Hahn, Bejen, Wiege.)

Dick is de mudder,  
Krumm is de vâ'er.  
Brûn is de sône,  
Witt is de dochter.  
(Faß, Bierhahn, Bier, Schaum.)

Wer hat'n ôge un kann nich sein?  
(Die Nähnadel.)

Worum hebbet de frûnslûe keinen bart ekrên?  
(Weil sie nicht so lange still halten können, um barbiert zu werden.)

Wecke knecht is nich jung ewest?  
(Der Stiefelknecht.)

Wecken schau hat noch keiner intwei gân?  
(Der Handschuh.)

Fif löcker in ein lock. Wat is dat?  
(Der Handschuh.)

Ik weit en veireckig ding, da kan eine âpe de annere in sein.  
(Der Spiegel.)

Wer hat neinen stock un kann doch slân,  
Wer hat neine fäute un kann doch gân?  
(Die Uhr.)

Wo sitt't de hanschen am wärmsten?  
(Beim Ofen.)

Wer hat vel ôgen un kann nich kiken?  
(Die Kartoffel.)

Wer geit up'n koppe nâ'r kerke?  
(Die Schuhzwede.)

Wat geit immer tau un kann doch nich in't dorp komen?  
(Die Windmühle.)

Warum mâkt de hân bî't kreient de ôgen tau?  
(Weil er seinen Gesang auswendig weiß.)

Wat geit in'n holte un li't in dorpe?  
(Der Teig im Troge.)

Wat geit slap 'rin un kummt stif herât?  
(Milch und Butter im Butterfaß.)

Wat kri't de jäger wenn hei schütt?  
(Ein leeres Loß.)

In wecken monat itt de minsche am wenigsten?  
(Im Februar, der hat nur 28 Tage.)

Hinnen rû un vorn rû,  
Un twei ellen in ârs noch rû.  
(Jüder Heu.)

Weck't is't stärkste dir?  
(Die Schnecke, sie trägt ein ganzes Haus.)

Wo lîet de hâse am wärmsten?  
(In der Bratpfanne.)

Wo hat Adam den ersten nâgel hin eslâ'en?  
(Auf den Kopf.)

Hinnen fleisch un vorne fleisch un in de midde holt.  
(Der pflügende Bauer mit Pflug und Pferd.)

Wer snurrt und beddelt doch nich?  
(Die Kage.)

Wer fritt un suppt un pisset doch nich?  
(Das Huhn.)

Wer hat spôren un kann nich ri'en?  
(Der Hahn.)

Wat seggt de hân tann worm, wenn 'ne in snâwel hat?  
(Nichts.)

Wer hat de swârste kopparbeit?  
(Der Dâse.)

Wat hat de schimmel vor hâre?  
(Pferdehaare.)

Wannêr saiet de bûre flas?  
(Niemaß; er fâet kein.)

Ropt de kukuk vor Johannig oder derna?  
(Er rußt lûdud.)

Wannêr fanget de jungen ânten an tau swimmen?  
(Wenn sie ins Wasser kommen.)

Wenn negen sparlinge up'n bôme sitten un du schûsst drei  
runner, wôvel bliwet sitten?  
(Keiner.)

Wat is swârer, en pund isen oder en pund feddern?  
(Sie sind beide gleich schwer.)

Worum frâtet de witten schâpe mêr as de swarten?  
(Weil es mehr weiße als schwarze giebt.)

Wat geit vortwêr in de kerke?  
(Der Tâufling.)

Wat hört tau einen fertigen stewart?  
(Der andere.)

Wat krûpet in't lock un let de pôte butten?  
(Der Schlüssel.)

Et is min eigen, awer annere lûe brûket et mêr as ik.  
(Der Name.)

Wo vel kattenswânse ehôrt datau en mân an de êre tau binnen?  
(Einer, er muß aber lang genug sein.)

Ik kann höher springen as de kerktôrn, glöwest du dat?  
(Der Kirchturm fann gar nicht springen.)

Ik hebbe mêr geld in minen bû'l as de kaiser.  
(Der Kaiser hat nichts in meinem Beutel.)

Jeder welt wêren un keiner welt sin.  
(Nitt.)

Wenn se kômet, dann kômet se nich,  
Un kômet se nich, dann kômet se.  
(Wenn die Feldtauben kommen, gehen gejäete Erbsen nicht auf; bleiben jene weg, dann kommen die Erbsen.)

Wecke haut hat de meisten löcker?  
(Der Fingerhut.)

Wannêr môt de roiwe sai't wêren?  
(Gar nicht. Man fäet keine Rüben, sondern deren Samen.)

Wo måkt man dat, wenn'n keine floie hebben will?  
(Man fâht beim Fangen daneben.)

Weck't is't trüeste dir?  
(Die Laus.)

Wer springt bi tein grâd külle in himme rum?  
(Der Floh.)

Wat brennet länger, en wasslicht oder en talglicht?  
(Keines, beide brennen fürzer.)

Wat geit in't holt pipen,  
Un kummt 'rût schiten?  
(Die Säge.)

Hinnen fritt et,  
Vorne schitt et.  
(Die Häfelschneide.)

Worum is't froijâr de slimmste jârstid?  
Weil de zalat schütt un de bôme âtslâ't.

Eine große Anzahl umlaufender und namentlich in den Spinnstuben auf-  
gegebener Rätsel wiederzugeben, muß ich mir hier versagen. Ihr Hauptreiz  
liegt in der derben Zweideutigkeit, die Auflösung ist stets eine harmlose und  
unter dem Deckmantel dieser Harmlosigkeit wird die Bote öffentlich vorgetragen.  
Solche Rätsel sind nicht nur bei uns, sondern durch ganz Deutschland verbreitet <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Vergl. z. B. die vielfach mit den unsrigen sich deckenden aus Pommern, die  
Brunk, „Am Urquell“ IV, 197, mitteilt.

## 9. Sprichwörter und Redensarten.

In den Sprichwörtern offenbart sich die scharfe Auffassung und das tiefste Denken unseres Volkes, hier kommen der Verstand und die praktische Lebenserfahrung desselben schlagend und knapp zur Äußerung. Dabei nennt der gemeine Mann die Dinge beim rechten Namen, er gebraucht keine Umschreibungen und Verschleierungen, denn Zimperllichkeit liegt ihm schon deshalb fern, weil er bei heinesgleichen keinen Anstoß mit seinen Ausdrücken erregt. Wiewohl viele Sprichwörter ein sehr hohes Alter zeigen und mit gleichem Sinne, in gleich schlagender Kürze schon im klassischen Altertum vorhanden waren, laufen sie trotzdem noch jugendfrisch von Mund zu Munde. Wer einigermaßen die Sammlungen von Sprichwörtern überfliehet, die zu einem eigenen Litteraturzweige angewachsen sind, erkennt schnell die Übereinstimmung sehr vieler unserer Sprichwörter mit denen anderer europäischer Völker; denn Sprichwörter und Redensarten sind Wandergut, das übersezt leicht beim Nachbar Eingang findet und allgemein Geltung erlangt. Namentlich mit den hochdeutschen Sprichwörtern hat im niederdeutschen Sprachgebiet ein reger Tausch herüber und hinüber stattgefunden; doch ist, bei gereimten Sprichwörtern wenigstens, da oft leicht zu erkennen, auf welcher Seite der ursprüngliche Besiz ist.

Ich verzichte hier auf die Wiedergabe der zahlreichen von mir gesammelten Sprichwörter; vollständig sind sie ohnehin nicht und wohl meistens anderweitig schon gedruckt. Sie berühren sich eng oder sind übereinstimmend mit dem, was in anderen Sammlungen schon vorliegt <sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Schambach, Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Göttingen 1851. Zweite Sammlung 1863, und H. Eckardt, Niederdeutsche Sprichwörter, Braunschweig 1893.

## Die Spuren der Wenden.

Die deutschen Stämme, welche im Osten der Elbe bis zur Oder und Weichsel gewohnt hatten, verließen in den Stürmen der Völkerwanderung ihre alten Wohnsitze, um nach Westen und Süden abzuziehen. Man nimmt an, daß von ihnen verlassene Land sei frei gewesen und in die aufgegebenen Landschaften seien nachdrängend die von Osten herkommenden Slaven eingerückt, deren Westgrenze zur Zeit Karls des Großen längs des Böhmerwaldes, der Saale und Elbe bis zur Kieler Bucht verlief. Ja, die Slaven, von den Deutschen als „Wenden“ bezeichnet, griffen noch über die Elbe und Saale auf deren linke Ufer über und setzten sich im Lüneburgischen, in der Altmark und in Teilen Thüringens fest. Doch schon mit Karl dem Großen beginnt die mit der Christianisierung verbundene Rückströmung der Deutschen; in einer Reihe blutiger Kämpfe, die bis in das 12. Jahrhundert reichen, erliegt das Slaventum zwischen Elbe und Oder wieder und in unablässiger Kolonisationsarbeit, unter dem Zufließen deutscher Adliger, Bürger und Bauern, wird der Osten des heutigen Deutschen Reiches wieder deutsch.

Nur mit ihren alleräußersten Ausläufern hat die slavische Flut des Mittelalters auch unser Land berührt und von diesen wendischen Vorposten soll hier die Rede sein. Politisch sind diese Wenden niemals hervorgetreten und von Kämpfen gegen die Deutschen hören wir nichts, was vielleicht darin seinen Grund haben mag, daß sie sehr bald das Christentum angenommen und sich dadurch vor der deutschen Verfolgung befreit haben werden.

Soweit wir zurückzuschauen vermögen, ist die Bevölkerung des heutigen Herzogtums Braunschweig eine deutsche, vorwiegend dem Sachsenstamme zugehörige gewesen und nur einige Ortschaften am Südfuße des Harzes sind heute dem thüringischen Stamme zuzurechnen. Nur an der äußersten Nordostecke wurde im Mittelalter unser Gebiet von der Westgrenze der Slaven gestreift, die hier am Drömling und darüber hinaus wohnten. Es waren dieses Ausläufer der Wenden in der Altmark, deren slavische Bewohner im 8. und 9. Jahrhundert bezeugt sind. Besonders vom Drömling, der 938 schon mit dem deutschen Namen Thrimining vorkommt, wissen wir durch den Corvey'schen Annalisten, daß dort im 10. Jahrhundert ein Slave die eindringenden Ungarn in die Sümpfe verlockte, wo sie von herbeieilenden Sachsen niedergemacht

wurden. Die braunschweigische, hier im Westen des Drömlings gelegene Landschaft gehörte zum Nordthüringgau, der, wie der Name schon anzeigt, deutsch war und in welchem nur vereinzelt die Slaven wohnten, deren Germanisierung oder Verdrängung auch sehr frühzeitig erfolgt sein muß. Heute gehören die wenigen ehemals wendischen Dörfer zum Amte Vorsfelde; sie blieben als solche fast unbeachtet, bis ich die Aufmerksamkeit darauf lenkte<sup>1)</sup>.

Vorsfelde wurde im Jahre 1364 vom Herzog Wilhelm von Lüneburg an den Rat der Stadt Braunschweig verpfändet, welcher den Besitz durch seine Beamten verwalten ließ. Auch das zugehörige Land ging in den Besitz der Stadt über, namentlich der Werder, d. h. der von der Aller und kleinen Aller im Süden, Westen und Norden umflossene und im Osten vom sumpfigen Drömling begrenzte, somit inselartig gestaltete Landstrich. Dort werden im Jahre 1366 sieben von Wenden bewohnte Dörfer aufgeführt, welche dem Braunschweiger Rat zinspflichtig waren. Leider sind die einzelnen Namen der Dörfer in der Urkunde nicht genannt<sup>2)</sup>. Hier im Werder haben wir also nach den Spuren der Wenden zu suchen, und wenn wir aufmerksam forschen, so finden wir sie auch, selbst noch darüber hinaus.

In Vorsfelde, wo die Leute aus dem Norden und Süden des Amtes zusammenströmen, vermag man recht gut die Menschen, die südlich oder nördlich von der Aller wohnen, zu unterscheiden; man hört dialektische Unterschiede, man weiß die Eindrücke zu fassen, welche der ärmere, der Heide zugewandte, konservativere und in der Landwirtschaft weniger vorgeschrittene Norden gegenüber dem reicheren, schon Zuckerrübenbau treibenden, landwirtschaftlich höher entwickelten Süden zeigt; doch die Unterschiede sind weit mehr kultureller als anthro-

<sup>1)</sup> Die Wendendörfer im Werder bei Vorsfelde. Globus, Band 66, Nr. 7 (1894).

<sup>2)</sup> Gedenkbuch im Archiv der Stadt, I. Fol. 18<sup>1</sup> zum Jahr 1366. Ok gheuet de wende vt deme werdere XXIX vett schap. der dorp sint VII. der ghift jowelk I vetten bok to paschen. Noch älter ist eine Urkunde, welche auf die Wenden von Brechtorf und die beiden wüst gewordenen Dörfer Badefoten und Honrode im Werder hinweist. In dem um 1160 aufgesetzten Güterverzeichnis des Klosters St. Ludgeri in Helmstedt werden auch die Abgaben jener drei Dörfer genannt und da heißt es, daß sie alljährlich cum melle fasciculum lini, qui slavice dicitur „tob“ zu liefern hatten. (P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt, S. 15.) Was hier als „tob“ bezeichnet wird, ist die Zinsabgabe der Slaven an Früchten, welche in den auf die Altmark bezüglichen Urkunden osep, wozop heißt. Die alte Bedeutung ist Abschutt, Abgeschüttetes (Brückner, Slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 17). — Daß die Wenden bis in die Helmstedter Gegend vorgebrungen waren, ist gleichfalls urkundlich belegt. Dem benachbarten Kloster Marienberg schenkte 1224 der Pfalzgraf Heinrich das wüste Dorf Bemestorf villam quondam desertam Bemedorp nomina juxta Helmstadt in nemore sitam quondam a Slavis inhabitatam cum silva, pratis et agris attinentibus. Bei den Slaven soll der Ort pluhd (witz) geheißen haben, worauf der „Pluderbusch“ unweit des Helmstedter Gesundbrunnens deutet. Es ist eine sumpfige Gegend (slav. blato, Sumpf, Kot). (Behrens, Neuhaubensleben'sche Kreischronik II, S. 464, 499. Derselbe, Jahresber. d. Altmark. Ver. f. Geschichte V, S. 56. Brückner, Slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 25.)



pologischer Art. Mag die Aller in dieser Gegend vielleicht auch eine ethnographische Grenze bilden, eine anthropologische zeigt sie nicht, denn nach der Aufnahme über die Farbe der Haare, Haut und Augen der Schulkinder Deutschlands liegt das Amt Vorkfelde gleich allen nördlich, südlich, östlich und westlich gelegenen Bezirken in der Zone der Blonden und Blauäugigen.

Es ist nicht leicht zu unterscheiden, ob wir in den „wendischen“ Dörfern bei Vorkfelde heute bloß germanisierte Slaven oder Sachsen oder Mischlinge aus beiden vor uns haben. Wahrscheinlich ist, daß die heutigen Bewohner vornehmlich Sachsen sind, welche die ehemaligen wendischen Einwohner verdrängten und nur teilweise sich mit diesen vermischten. Für das Vorherrschende des sächsischen Elementes spricht zunächst die Bauart der Häuser, welche durchweg die sächsische ist. Noch ist trotz der Brände und der zahlreichen Neubauten eine stattliche Anzahl der alten Häuser mit tief herabreichenden Strohdächern und dem Schmucke der Pferdeköpfe am Giebel erhalten, die, umgeben von alten Bäumen, einen malerischen Anblick gewähren. Alle Ausdrücke in Haus und Hof sind nur deutsch und die Mundart hat nur ein paar Ausdrücke, die auf Abkömmlinge der Wenden hinweisen.

Was die Familiennamen der Bauern im Werder betrifft, so sind sie zu mindestens 98 vom Hundert deutsch. Ich benutzte zu deren Feststellung die Kontrolllisten der Volkszählung vom Jahre 1870 (im herzogl. statist. Bureau), und zwar diese, weil sie kurz nach der Einführung der Freizügigkeit aufgeschrieben wurden, somit kaum von dieser beeinflusst sind. Viele Dörfer zeigen gar keine slavischen Familiennamen, wobei aber zu bemerken ist, daß die slavischen Namen im deutschen Munde oft so umgeändert worden sind, daß die Grundform nicht mehr zu erkennen ist. Ein sicherer Schluß auf die slavische oder deutsche Abkunft läßt sich aus den Familiennamen auch darum nicht immer ziehen, weil schon früh die slavischen Namen germanisiert oder der deutschen Sprache gemäß zugesetzt wurden<sup>1)</sup>.

Mit dem vorkfeldischen Werder ist aber die westliche Ausdehnung der Wenden in unserer Gegend keineswegs erschöpft. Wie spätere Nachforschungen mir gezeigt haben, ist die Westgrenze der Slaven bis an die Ise, einen rechten, bei Gifhorn mündenden Zufluß der Aller, dann bis nahe an Fallersleben und die braunschweigischen Städte Königslutter und Helmstedt vorgedrückt gewesen. Auch urkundlich sind die Wenden hier nachweisbar. Von Wahrenholz (urkundlich Wirinholt) an der mittleren Ise heißt es, daß es von Bischof Konrad von Hildesheim (1221 bis 1246) als eigenes Kirchspiel von Hankensbüttel abgegrenzt wurde. Drei zu Wahrenholz gehörige, noch rechts der Ise gelegene Dörfer, Bekhorn, Westerholz und Wesendorf, werden bei dieser Gelegenheit „slavische Völker“ genannt<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Slavische Familiennamen sind z. B. Kremeite, Jahneck, Preß in Parsau; Camin in Brackstedt zc.

<sup>2)</sup> Fiesel, Aus achtzehn Jahrhunderten. Geschichten aus dem Papenteich. Gifhorn 1897, S. 16, wo Gruppen, Origines Germ. II, 253 als Quelle angegeben wird.





Westgrenze des Gebietes der Rundlinge.

(Im Süden des Drömlings zwischen Aller und Ohre fehlen die Beläge.)

Die Verfolgung der Rundlingbauten, auf die ich noch näher eingehe, und die vereinzelt vorkommenden wendischen Flurnamen bestätigten die Ausdehnung der Wenden bis an die Ise. In dem Winkel, welchen Ise und Aller bilden, können heute noch folgende Dörfer als Rundlinge sicher erkannt werden, wobei ich in der Aufzählung südlich von der Stadt Wittingen beginne: Katerbeck, Euzen, Borhop, Leßien, Ehra, Jemke, Bockensdorf, Tappenbeck, Stüde, Westerbeck, Dannenbüttel östlich Gishorn an der Aller. Dann südlich der Aller die vorzüglich erhaltenen Rundlinge Weyhausen und Sandkamp dicht bei Fallersleben. Von hier ab greift, den gishornischen Hagenwinkel einschließend, die alte Wendengrenze bis in den braunschweigischen Kreis Helmstedt hinein, denn Boimstorf, Scheppau, Rothenkamp und Rieseberg nördlich von Königslutter sind noch Rundlinge, desgleichen östlich von diesen Gr. Steinum und Barmke bei Helmstedt. Es gesellt sich dazu die einsam bei Rieseberg, nördlich von Königslutter gelegene Purizmühle. Der Name kommt in der Dorfbeschreibung von 1755 nicht vor, wiewohl dort die Mühle genau geschildert ist. Hassel und Bege nennen sie zu Anfang des Jahrhunderts „Porizmühle“, woraus sich ungezwungen die slavische Deutung po-réka, am Fluß, ergibt; zu vergleichen Poric, der Stadtteil Prags an der Moldau. Freilich die Mühlenbeck, welche in die Schunter geht, ist ein armes Bächlein; es führt aber über dasselbe hier der „Wendensteig“, von dem die Sage geht, an ihm seien die Wenden getauft worden. Alles, was nördlich und östlich von den hier genannten Rundlingen liegt, war ehemals Wendengebiet, wenn dieses auch mit Deutschen gemischt gewesen sein wird, denn deutsche Dorfanlagen finden sich zwischen den wendischen zerstreut. An der Völkergrenze wird es im Mittelalter nicht weniger gemischt ausgesehen haben wie heutzutage, wo in Posen oder Böhmen die deutschen und slavischen Siedlungen ineinander eingreifen und sich mischen.

Bestätigend für den wendischen Ursprung der aufgeführten westlichsten Rundlinge treten die Flurnamen hinzu. Diejenigen auf dem Gebiete Braunschweigs folgen unten vollständig; was die lüneburgischen hier eben angeführten wendischen Grenzdörfer betrifft, so habe ich folgende slavische Flurnamen erkundigt: Auf Ehraer Flur: Poliz, Koleiz, Brisein, Malkeneiz, Bruneiz, Bileiz. Auf Barwedler Flur: Kubeleitsche, Langeneitsche, Breitsche, Lootsche. Auf Jemker Flur: Labzeitsche, Irineiz. Auf Westerbecker Flur: Zileitsche, Kolor. Auf Dannenbüttler Flur: Kohleische und Brodje <sup>1)</sup>.

Das Rärtchen, das nach diesen Erkundigungen gezeichnet ist, stellt somit einen kleinen Teil der äußersten Westgrenze dar, welche die Slaven im Mittelalter erreicht hatten (Tafel XII). Südöstlich vom Drömling kenne ich die Dorfanlagen nicht; dieses Gebiet habe ich daher in der Karte ohne Bezeichnung gelassen. Westlich von dieser Grenze haben wir altjächische, südlich davon thüringische Bevölkerung anzunehmen, denn südlich von Königslutter und Helm-

<sup>1)</sup> Vergl. auch meine Ausführungen in der Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde 1896, S. 357.

stedt beginnt der mitteldeutsche Hausbau und folgen die Ortsnamen auf —leben (S. 73).

Jedenfalls erfolgte die Germanisierung der Wenden im Werder und im benachbarten Kreise Gifhorn schon sehr frühzeitig, Jahrhunderte vor jener im hannoverschen Wendlande. Es giebt ein sicheres Zeichen dafür, ob die Germanisierung der Wenden in Nordostdeutschland schon vor langer Zeit oder erst kürzlich erfolgte, und dieses ist die Anwendung der Aspiration in der Volkssprache. Der hannoversche Wende, dessen alte Sprache vor 100 Jahren einging, spricht heute die mit h beginnenden Wörter ohne Aspiration aus, setzt das h dagegen bei jedem Worte, welches mit einem Vokale anfängt. „Err Hamtmann his ier“ = Herr Amtmann ist hier. Und ebenso bei den germanisierten Wenden der Lausitz und in der Mark Brandenburg<sup>1)</sup>. Im Vorsfelder Werder ist hiervon keine Spur zu merken, jedenfalls ein Zeichen, daß die Germanisierung dort sehr früh erfolgte oder auch die ursprünglich wendische Bevölkerung durch deutsche ersetzt wurde. Es sind in der niederdeutschen Mundart übrigens einzelne slavische Wörter vorhanden, welche sich jedoch auch weit über die Grenzen des Werders hinaus im Braunschweigischen, Hannoverschen und in der Altmark allgemein finden. So artsche für Hänfling (im Holsteinischen jiriz, tschechisch jirice); dörnse, dönze für die Bauernstube (oben S. 189); grabschen, haſtig zugreifen (polnisch grabić, wegraffen); glüpen, anglozen, glüpögen, Glogaugen, glüpscher kerl, heimtückischer Mensch (tschechisch hloupy, dumm, tölpelhaft); pracher, Bettler (tschechisch prositi, bitten; kleinrussisch prochatı). Dieses sind jedoch alles allgemeinere in die deutsche Sprache übergegangene slavische Wörter. Als echten wendischen Nachlaß entdeckte ich aber zwei rein slavische Bezeichnungen in Ehra (Kreis Iſenhagen), die auch in dem benachbarten braunschweigischen Dorfe Bergfeld (Amt Vorsfelde) vorkommen. Man nennt hier die Heidelbeere zerneitsche (vom slav. černy, schwarz) und die Himbeere moleitje (slav. molina, daher in der Mark Brandenburg noch Malineke). Gerade Beerennamen, die aus dem Slavischen stammen, haben sich im Deutschen zäh erhalten (Preiſelbeere, brusnica).

Ebenso belangreich wie diese von mir entdeckten beiden slavischen Wörter in der niedersächsischen Mundart unserer Gegend ist aber der Nachweis des slavischen Ochsenjoches im Kreise Iſenhagen. Daß der Form des Ochsenjoches ethnographische Bedeutung zukommt, hat der Münchener Professor R. Braungart nachgewiesen<sup>2)</sup>. Er unterscheidet germanische, romanische und slavische Doppeljoch und zeigt deren Verbreitungsbezirke: Das slavische Doppeljoch geht nur durch Ost- und Südosteuropa, es ist heute noch in Mecklenburg wie in Slavonien im Gebrauche und sehr wesentlich vom deutschen in der Form und Anspannungsart verschieden. Im Braunschweigischen sind die Ochsenjoch längst verschwunden und die Bepannung der Zugochsen ist ähnlich wie bei den Pferden.

<sup>1)</sup> Hennings, Hannov. Wendland, S. 48. R. Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, S. 86. Haushalter, Die Grenze zwischen dem Hochdeutschen und Niederdeutschen östlich der Elbe. Halle a. S. 1886, S. 3 und 12.

<sup>2)</sup> Archiv für Anthropologie, XXVI, S. 1013.

Ein deutsches Ochsenjoch, wie es Süddeutschland noch kennt, habe ich nicht mehr auffinden können und selbst ganz alte Bauern hatten vom Ochsenjoch eine nur dunkle Vorstellung. Dagegen fand ich zu Teschendorf, Kreis Isenhagen, das im Bereiche der wendischen Rundlinge liegt, das hier (Fig. 170) abgebildete slavische Doppeljoch.

Die anthropologischen Verhältnisse, der Bau der Häuser, die Familiennamen und die Sprache deuten also auf Deutsche, auf Sachsen, und würden

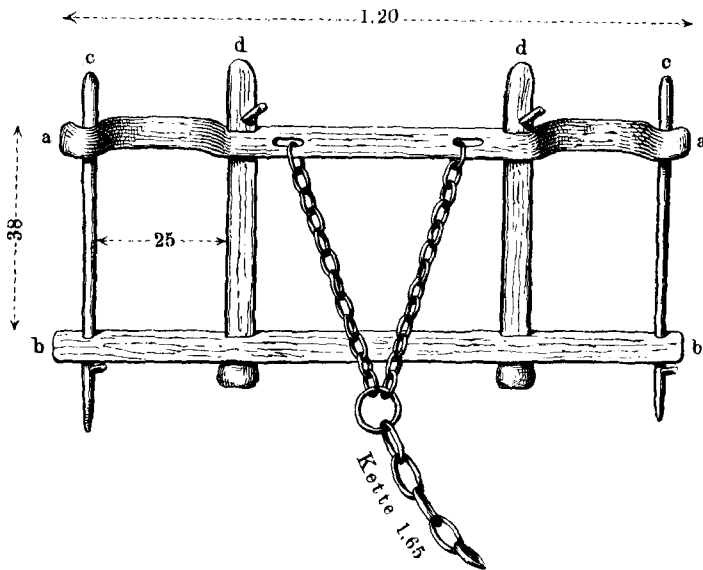


Fig. 170. Wendisches Ochsenjoch aus Teschendorf. (Kreis Isenhagen.)  
Für zwei Ochsen, deren Köpfe zwischen *c* und *d* eingejocht waren; noch in der ersten Hälfte  
des 19. Jahrhunderts verwendet. Städt. Museum.  
*a.* jökstock. — *b.* kélholt. — *c.* stiken. — *d.* scheiden.

wir jene allein zu Rate ziehen, so würden wir die mitgeteilte geschichtliche Kunde von den wendischen Dörfern kaum verstehen. Es giebt aber noch andere Kennzeichen, welche die ehemalige Anwesenheit der Slaven in unserem Gebiete mit Sicherheit feststellen.

Unter den Ortsnamen im Werder sind wenigstens einige, die auf slavische Abkunft deuten, wenn auch im Werder durchaus nicht so zahlreich wie in den benachbarten ehemals wendischen Gebieten der Altmark und des Lüneburgischen, wo stellenweise slavische Ortsnamen die deutschen überwiegen. Mit voller Sicherheit ist nur Parjau als wendischer Ortsname anzusprechen (1536 Parjau, auf einem Taufbecken aus dem 17. Jahrhundert in der dortigen Kirche Parjagen, auf einer Manuskriptkarte des Drömmling aus dem Jahre 1717 im Wolfenbüttler Archiv Parjow), da der Name mit Parjchau im Kreis Gr.-Wartenberg, Schlesien, stimmt und nach A. Brückner<sup>1)</sup> von slavisch prach, Staub, abzu-

<sup>1)</sup> Die Slav. Ansiedelungen in der Altmark. Leipzig 1879, S. 78.

leiten ist, was vielleicht auf die sandige Beschaffenheit der dortigen Gegend zurückführt. Velsowe scheint nicht deutsch; es kommt 1536 als Velsioie vor; das w am Schluß wird gesprochen und ist nicht stumm, wie in den auf ow ausgehenden ostdeutschen slavischen Ortsnamen.

Zu den wenigen slavischen Ortsnamen gesellt sich nun aber als kräftiger Nachweis die slavische Anlage der Dörfer. Wenn der Blick nur einigermaßen geschärft ist, so ist es nicht schwer, die nach deutscher und slavischer Art angelegten Dörfer voneinander noch heute zu unterscheiden. Ist in beiden auch das Haus ganz das nämliche, nach sächsischer Art erbaute, sind auch die Bewohner hier wie da die gleichen niederdeutsch redenden Menschen, so ist doch die Anlage der beiden Dorfarten eine ganz verschiedene. Ein Dorf ist im allgemeinen ein konservativer Organismus; mögen die Bewohner wechseln, die alten verdrängt und durch neu einwandernde ersetzt werden, es bleibt sich in seinem Plane meist gleich. Hof und Besitz gehen auf einen neuen Inhaber über, aber sie behalten ihre Form und Lage zu den Nachbarbesitzungen; brennt ein Dorf ab, so entstehen die Gebäude mit geringen Änderungen auf der gleichen Stelle, wo die vernichteten Häuser standen.

Trotzdem nun die Wenden aus dem Nordostwinkel unseres Landes verdrängt und durch Sachsen ersetzt wurden oder durch Vermischung in diesen aufgingen, hat die slavische Anlage der ehemals von ihnen im Mittelalter besetzten Dörfer sich erhalten und ist wie anderwärts<sup>1)</sup> auch bei uns gut von den Dörfern mit deutscher Anlage zu unterscheiden.

Die wendische Dorfanlage. Während nun die deutschen Dörfer einen regelmäßigen Plan der Anlage meist nicht erkennen lassen und gewöhnlich einer gesetzmäßigen Anlage entbehren, so daß sie als „Hausendörfer“ bezeichnet

<sup>1)</sup> Der erste, welcher die slavische Natur dieser Dorfanlage erkannte, war der Leipziger Professor Victor Jacobi, die er in seinen *Altenburgischen Studien* (Leipziger Illustrierte Zeitung, J. J. Weber, 1845) schilderte. Er weist dort den regelmäßigen Kreis derselben oder die Hufeisenform mit einem Zugange nach und deutet diese Anlage auf strategische Rücksichten. Nur eine sehr geringe Anzahl von Familienhäuptern, etwa fünf, hätten ursprünglich diese Dörfer gegründet. In seiner Schrift „*Slaven- und Teutschum, in kultur- und agrarhistorischen Studien zur Anschauung gebracht*“, Hannover 1856, führt er dann seine Ansicht mit Rücksicht auf das hannoversche Wendland bei Lüchow näher aus. Die Richtigkeit seiner Beobachtung hat sich bestätigt und andere Forscher zu ähnlichen Forschungen veranlaßt. Der nächste, der ihm folgte, war der Hesse G. Landau in der Beilage zum Korrespondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine 1862. Es folgte die Festschrift zur Säcularfeier der kgl. Landwirtschafts-Gesellschaft zu Celle. Hannover 1864, I. Zweite Abteilung, S. 202 und das dazugehörige sehr lehrreiche Blatt eines Teiles des Wendlandes nach der Landesvermessung von 1775 bis 1778. Weiter sind zu erwähnen: August Meitzen, *Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse der preuß. Monarchie*, Berlin 1873. — Derselbe, „Über Bildung von Dörfern und deren nationale Bedeutung“ in *Verhandlungen der Berliner Anthropol. Gesellschaft* 1872, S. 134. — Derselbe in Kirchhoffs „*Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung*“ 1889, S. 511. — A. Glon, *Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens*. Stuttgart 1892.

werden, sind die slavischen Dörfer durchaus regelmäßig in Hufeisenform als Rundlinge oder als langgezogene Straßendörfer angelegt. Der Rundling zeigt die Anlage der Häuser rings um einen freien Platz herumliegend, dem die Giebel der Häuser zugekehrt sind, wovon die Abbildung einer Straßenseite aus Parsau ein Bild gewährt (Fig. 171). Es ist ursprünglich nur ein Eingang vorhanden, der auch wieder als Ausgang dient. Hinter den Häusern liegen zunächst die Gärten, daran anschließend die Grasgärten und Wiesen, alles fächerförmig ausstrahlend, dann die Felder. Diese Rundlinge beginnen im östlichen Holstein, wo ehemals Slaven wohnten<sup>1)</sup>, überschreiten die Elbe, um im hannoverschen Wendlande vorzüglich entwickelt zu sein<sup>2)</sup>, setzen sich fort durch die Altmark, den östlichen Teil der Kreise Iphenhagen und Gifhorn, den hier in Rede stehenden nordöstlichen Zipfel Braunschweigs, durch die Provinz Sachsen bis an die Saale, wo z. B. im Camburgischen eine Zahl gut erhaltener Rundlinge mit slavischen Ortsnamen liegt<sup>3)</sup>, und zeigen sich häufig im Altenburgischen<sup>4)</sup>. Sie sind in Thüringen sogar weit nach Westen hin bis in das Gotha'sche vorgeschoben, wo Oberstedt bei Friedrichswerth ein Rundlingsbau ist<sup>5)</sup>. Noch weiter nach Süden dehnen sich Rundlinge bis in den bayerischen Frankenwald aus, wo Zedlitz bei Stadtsteinach, Reitsch bei Kronach und namentlich Förttschendorf an der Haslach diesen Typus zeigen<sup>6)</sup>.

Auch bei den Rundlingen im Braunschweigischen ist durch Brände und Umbauten vieles, zumal im Laufe des 19. Jahrhunderts, geändert worden, neue Straßen wurden durchgelegt, doch lassen sich die meisten noch gut erkennen und bei Zuziehung der alten Pläne der herzoglichen Plantammer aus der Mitte des 18. Jahrhunderts erscheint das alte Bild mit vollkommener Treue wieder. Folgende braunschweigische Dörfer sind Rundlinge.

Amt Borsfelde. Bergfeld, heute schwer als Rundling kenntlich, doch sicher so nach der Karte von Fleischer 1758. Brackstedt, trotz des Brandes von 1846 noch gut kenntlicher Rundling. Brechtorf. Eischott, kleiner, noch vollständig erhaltener Rundling, der einzige, der noch keinen Durchbruch zeigt: wo man hineingeht, muß man wieder heraus. Groß-Sisbeck. Hoytlingen, auch Hetlingen, Hautlingen, heute kaum noch als Rundling kenntlich. Nordsteimke. Parsau in seinem östlichen Teil noch deutlicher Rundling. Rühren noch deutlicher Rundling, wenn auch durchbrochen und mit vielen An- und Umbauten. Tiddische, heute kaum als Rundling kenntlich, doch war es sicher einer nach der Karte von 1758. Welpke, noch als Rundling kenntlich. Welfstowe, heute

1) Vergl. Gloy, Siedelungskunde Nordalbingiens. S. 31.

2) Hennings, Das hannoversche Wendland, Lichow 1862, S. 24 und die eben erwähnte Celle'sche Festschrift. Tegner im Globus, Bd. 77, S. 203.

3) Jacob, Die Ortsnamen des Herzogtums Meiningen, S. 131.

4) Oskar Weise, Die slavischen Ansiedelungen im Altenburgischen. Eisenberger Programm 1883, S. 5.

5) Regel, Thüringen. Jena 1895. II, S. 521.

6) Bavaria, III, 1. Abt., S. 184.



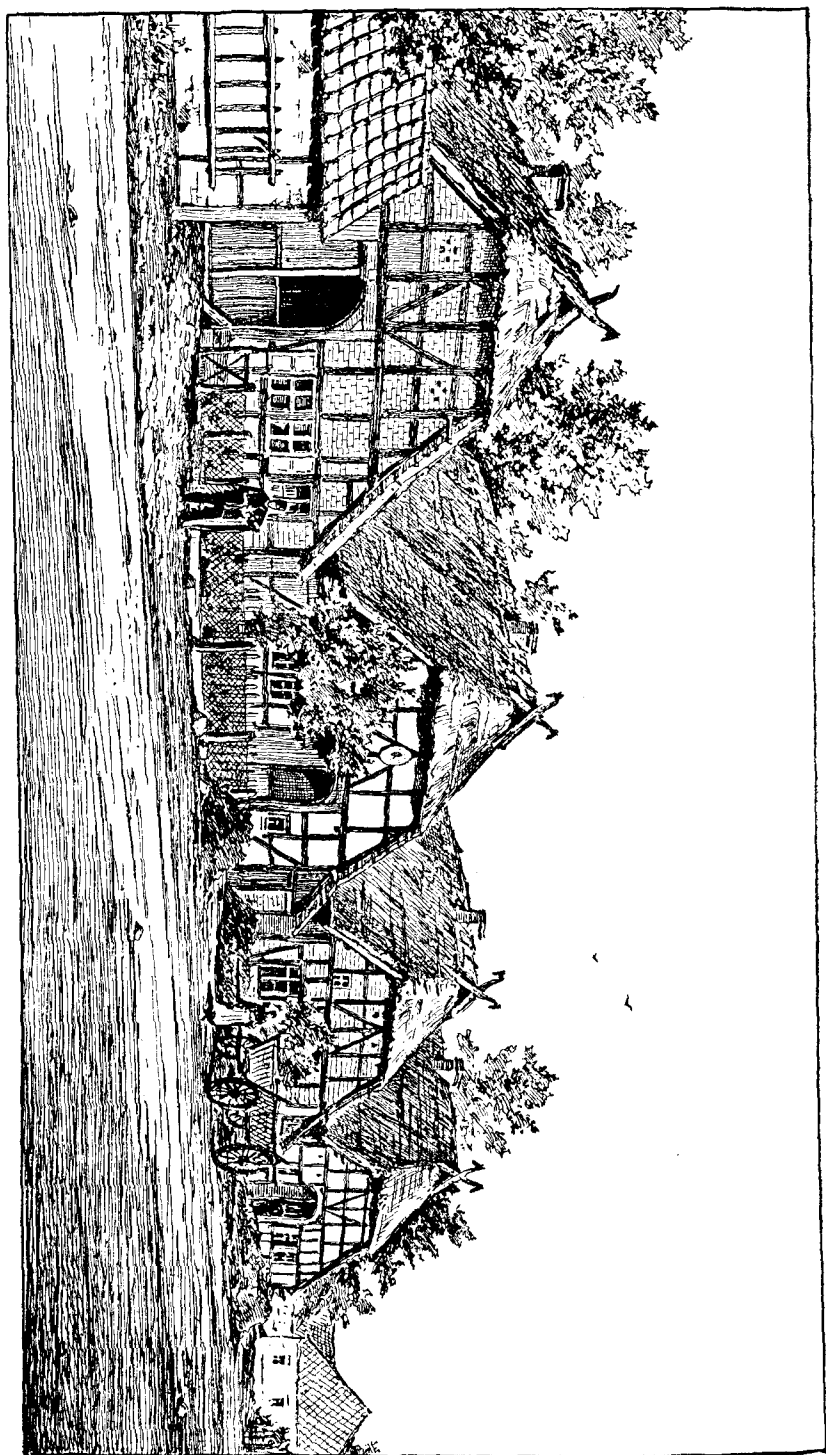


Fig. 171. Rundlingsbau. Dorfkirche in Marlow, Amt Borsfelde.

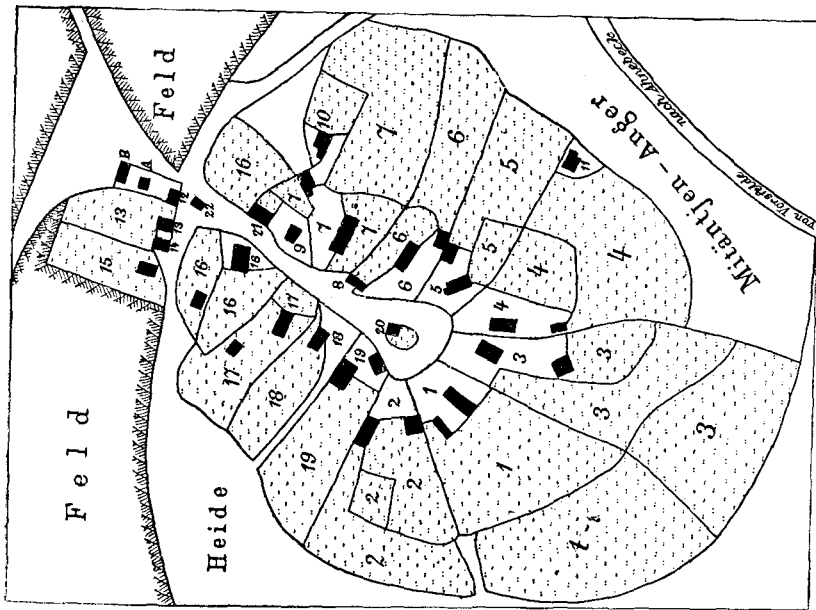


Fig. 172. Wendischott 1759. 1 bis 7 Ackerhöfe. — 9, 16 bis 19 Vossföter. — 8, 10, 11, 13, 15 Stüdenföter. — 12, 14 Brinffiger. — 20 Schule. — 21, 22 Girtenhäuser. — A B Anbauer.

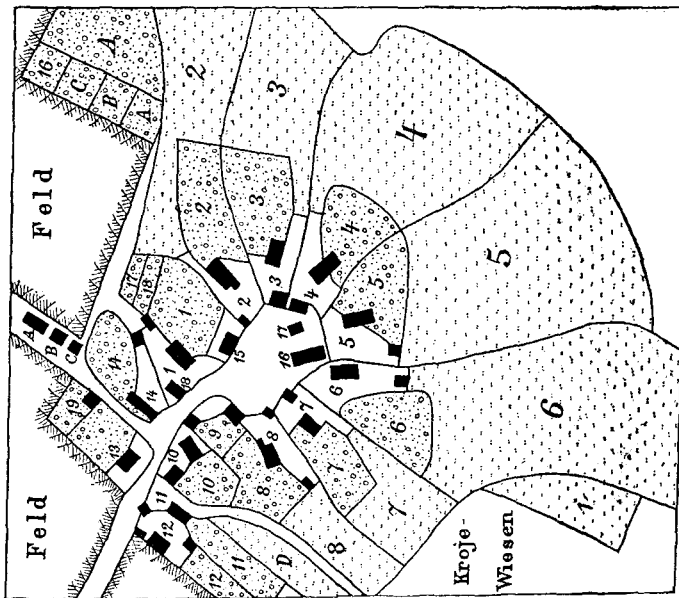


Fig. 173. Brechtort 1759. 1 bis 8 Ackerleute. — 7 bis 10 Hofsänner. — 11, 15, 16 D Stüdenföter. — A, B, C Anbauer. — 17 Schule. — 18 Schärer. — 19 Kuh- und Schweinehirt.

schwer als Rundling kenntlich. Warmenau. Wendischott noch gut kenntlicher Rundling.

Amt Helmstedt. Warmke. Heute Neubau und der Rundling ist verschwunden; aber der Plan von 1756 zeigt die Form desselben noch sehr ausgeprochen.

Amt Königsutter. Groß-Steinum, sicher Rundling nach dem Plane

von 1764; rings um die auf einem Hügel sich erhebende Kirche liegen im Kreise die Ackerhöfe. Rothentkamp, nach dem alten Plane Rundling, heute nicht mehr als solcher kenntlich. Schoppau ebenso.

Zusammen 18, wobei das eine oder andere Rundlingsdorf übersehen sein mag. Allen gemeinsam ist, daß die großen Ackerhöfe den Kreis bilden, also die ursprünglichen Anbauer und Besitzer. Ihnen schließen sich, den Kreis erweiternd oder eine Art später errichteter Zugangsgasse zu ihm bildend, die kleinen Rötter, Brinkfischer und Anbauer an. Auf dem Platze in der Mitte stehen die Kirche, wo eine vorhanden, gewöhnlich die Schule, auch die Hirtenhäuser, die auf dem freien Gemeindeeigentum erbaut wurden. (Vergl. die Pläne von Wendischott und Brechtorf, Fig. 172 und 173 a. v. S.)

Die zweite slavische Art der Dorfanlage ist mit dem Rundling nahe verwandt, eigentlich nur eine in die Länge gezogene Zusammendrückung

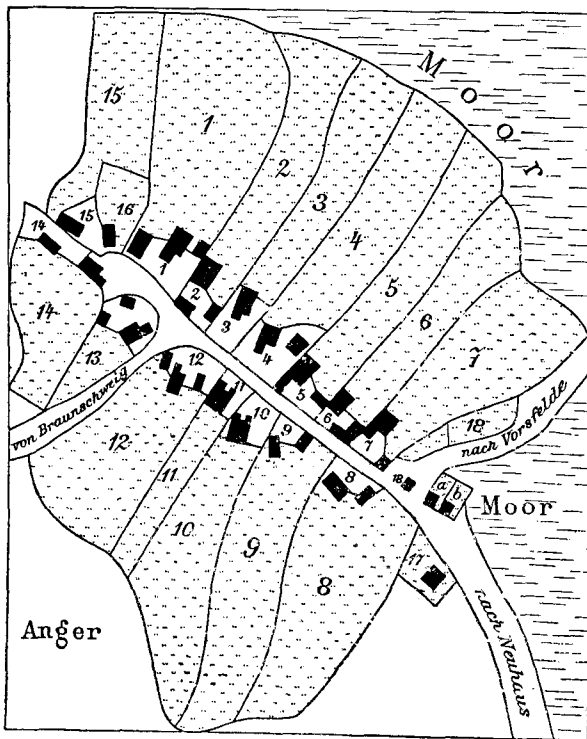


Fig. 174. Reisklingen 1758. 1 bis 5, 12 bis 14 Ackerhöfe. — 6 bis 11, 15, 16 Rothhöfe. — 17 Schule. — 18 Hirtenhaus. — a b Neue Anbauer.

des Kreises, so daß ein regelmäßiges, an einem Ende geschlossenes Einstraßendorf entsteht. Die planmäßig hingebauten Gehöfte liegen nebeneinander zu beiden Seiten der sehr breiten Straße (welche die Stelle des runden Platzes vertritt) und senkrecht zu dieser; hinter ihnen die Gärten, dann die Grasgärten und Wiesen, alle rechtwinklig auf die Straße stoßend, wie dieses der Plan von Reisklingen deutlich erkennen läßt (Fig. 174).

Diese Form wechselt bei uns ab mit dem Rundling, beide Bauarten sind einander dicht benachbart. Eine grundsätzliche Scheidung liegt kaum vor; die Ackerverteilung ist hier wie da die nämliche und

die Bodenbeschaffenheit mag den Ausschlag gegeben haben, ob das eine Dorf rund oder das andere einstraßig gestreckt anzulegen sei.

Als einstraßige, am Ende geschlossene, nur mit einem Eingange ursprünglich versehene Dörfer slavischer Bauart in Braunschweig kann ich folgende feststellen:

Rästorf, Klein-Sisbed, Klein-Imülpstedt, Meinkoth, Reisklingen Rickensdorf, Wahrstedt, zusammen sieben.

Wendische Flurnamen. Die Anlage der Dörfer im Werder und Nachbarschaft ist also slavisch; die Ortsnamen dagegen sind es nur in geringem Maße; die Bauart der Häuser rein niedersächsisch, aber die Flurnamen, zu denen wir jetzt gelangen, sind etwa zur Hälfte slavisch, zur Hälfte deutsch. Zur Feststellung derselben habe ich auch hier die alten Dorfsbeschreibungen und Karten in der herzoglichen Plankammer benutzt, welche gelegentlich der Landesvermessung unter Herzog Karl I. in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgenommen worden sind; ferner alte Karten im herzoglichen Archiv zu Wolfenbüttel. Die gewonnenen Flurnamen habe ich an Ort und Stelle mit der Aussprache der Bauern verglichen, wobei sich wiederholt Verschiedenheiten und Abweichungen von der Kanzleischreibung ergaben; einzelne Flurnamen, die auf den Karten standen, waren jetzt verschwunden, worauf die Separation des alten gemeinsamen Besitzes nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. Die wendischen Flurnamen nun, heute dem Bauern inhaltlose Wörter, arg verstümmelt im deutschen Munde und der deutschen Zunge anbequemt, lassen sich in den meisten Fällen noch deuten und sind ein sicheres Zeichen der ehemaligen Anwesenheit slavischer Bevölkerung in der Vorsfelder Gegend. Sie sind meist, wie so vielfach bei slavischen Ortsnamen, der Beschaffenheit des Grundes und Bodens entnommen und wiederholen sich häufig; ihre Deutung, soweit mir möglich, ist unten versucht, wobei mir die Schrift Brückners<sup>1)</sup> von besonderem Nutzen gewesen ist.

Mit Hilfe dieser Flurnamen, fast des einzigen Überrestes der Sprache der Slaven, welche den Vorsfelder Werder im Mittelalter bewohnten, läßt sich auch bestimmen, zu welchem Stamme der großen Slavenfamilie wir die alten Bewohner dieser Gegend rechnen können. Kennzeichnend ist der häufige Ausgang dieser Flurnamen auf =eiz, =eitsch, wo sonst bei slavischen Ortsnamen =iz steht. Es ist diese Diphthongierung ursprünglich langer Vokale in Übereinstimmung mit den slavischen Flurnamen der benachbarten nördlichen Altmark und jenen im hannoverschen Wendlande bei Lüchow, so daß wir auf eine Zusammengehörigkeit der diese Landstriche bewohnenden Wenden schließen können. Nach Safarik<sup>2)</sup> gehörten sie zu den Bodrizern, d. h. den Obotriten<sup>3)</sup>.

Nachfolgend gebe ich nun die gesammelten slavischen Flurnamen und deren Deutung, soweit mir möglich. Slavisten dürften daran zu bessern haben.

1) Brückner, Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark, Leipzig 1879.

2) Slavische Altertümer II, S. 593, 618.

3) Diese Endung =eiz kommt in den Flurnamen des hannoverschen Wendlandes häufig vor. Desgleichen in den Kreisen Izenhagen und Gifhorn, wie oben S. 503 gezeigt wurde. Zum Vergleich mit den umstehend mitgeteilten aus dem Werder mögen hier einige stehen, die der wendische Bauer Parum-Schulz 1725 aus der damals noch lebenden, aber gegen 1800 erloschenen Sprache der Lüneburger Wenden aufschrieb und erklärte: Postweiß = pastvica, Gutweide. Mokraneiz = mokranica, nasse Gegend. Chäudeiz = chudica, geringe Gegend. Jüsteneiz = gostenica, Gastland. Cideleiz

**Babatsche** f. Reisklingen. Einziger slav. Flurname daselbst. — Zu slav. bob, Bohne.  
**Basitsche** f. Boimstorf. Einziger slav. Flurname daselbst. — Zu slav. bez, Holunder (Sambucus).

**Bratsche** f. Rästorf.

**Brisad** f. Tiddische. — Zu slav. breza, briza, Birke.

**Brodje** f. Bradstedt, Rühren, Wendischott. — Zu brod, Furt.

**Broitsche** f. Belpke. Einziger slav. Flurname daselbst.

**Daulete** f. Tiddische. Slav. dulec, dolec, Grube, kleines Thal.

**Derneite** f. Eischott. Slav. drva, drova, dreva, Holz, Wald. Draweiste, Bergfeld. Drafeist. Rühren. Drafehnen. Bergfeld. Führen auf dasselbe slavische Stammwort.

**Doberoßanger** der Karte, heute Doroff gesprochen. Dobroß. Parsau, Bergfeld. Tobroß. Rühren, so in der Dorfbeschreibung. Slav. dobr, gut.

**Dopane** f. Wendischott. — Zu slav. dupa, Höhlung.

**Dorje** f. Bergfeld.

**Duleiste** f. Parsau. — Zu slav. dulec, dolec, Grube, kleines Thal.

**Faidische** f. Eischott.

**Faistaine** f. Eischott.

**Feiste** f. Parsau.

**Gelatsche** f. Belftowe. Slav. gladj, Hunger. Also ein Hungeracker.

**Gloweine** f. Rühren. — Zu slav. glowa, hlawa, Kopf, Haupt.

**Gore**, die hohe. Tiddische, Wendischott. Slav. gor, gora, Berg.

**Grassein** f. Parsau. — Zu slav. grab, hrab, Weißbuche.

**Gostanger**, Wendischott. So auf der Karte von Bertram aus dem Jahre 1759, heute gesprochen Jauftanger. Erklärt kann der Name werden als „Gastland“, nach einem alten Brauche bei den lüneburgischen Wenden. Der Bauer Johann Parum-Schulz erläutert nämlich in seiner Dorfchronik von 1725, einem der letzten Denkmäler der hannoverschen Wendensprache: „Züsteneiz (richtig Gostenica) heißt so viel als ein Gastland, Gast heißt jüst (gostj): in alten Zeiten, wenn die Bögte haben in Dorf gekommen, so hat sie der Schulke bewirten müß“ (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner Elblaven. Bann 1857, S. 35). Dieses Wort hat sich dort bis heute erhalten samt dem anhaftenden Brauche. In den Dörfern des hannoverschen Wendlandes wird die Verwaltung vom Dorfschulzen geführt. Fast in allen Dörfern ist eine Erbschulzenhufe, entweder im ganzen oder in zwei Halbhufen vorhanden und im Privatbesitz einer oder zweier Familien. Daran klebt auch noch der Besitz einer kleinen Fläche in der Größe von ein bis drei Morgen, das Güsteneizenland. (K. Hennings, Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862, S. 17.)

**Jeferre** f. Brechtorf. Gesehre. Rühren. Auf der Karte von Hein aus dem Jahre 1758 der Gesehrenteich, jetzt ausgetrocknet und Wiese. Slav. jezzero, Teich, kleiner See. Man vergl. den Geserichsee in Ostpreußen, die vielen Jeferiz, Jeferig.

— sedlisce, Siedelung. (Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevjaner und Glinjaner Elblaven. Bann 1857, S. 33, 35.) Auch in der heutigen niedersächsischen Sprache des hannoverschen Wendlandes haben sich einzelne slavische Wörter erhalten: Koreiz, Vorstadt. Pünteneiz, Geschenk. Töterneiz, ein Blasinstrument. Zinterneiz, ein Beil. Leineiz, Webekamm. Püfelnkeiz, Schaukel 2c. (Hennings, Das hannoversche Wendland, Lüchow 1862, S. 44.) Ein Weißbrot in Hufeisenform heißt Paggelkeiz, ein Wort, womit die Slavisten nichts Rechtes anfangen können (vergl. Brückner, S. 21, Anmerk. 48). Andererseits ist an das niederdeutsche page, Pferd, und Eisen, also Pferdeisen, erinnert worden, womit die hufeisenförmige Form des Gebäcks übereinstimmt. (?)

**Joneck** m. oder das Jonicke-Holz bei Rühren. „Das Jonickeholz gehörte zur Wüstung Giebelgabau. Grund und Boden lassen noch unzweifelhaft ehemaliges Ackerland erkennen.“ (v. Strombeck in Zeitschr. d. histor. Ver. f. Niedersachsen 1864, S. 20.) Zum Stamme jun, jung.

**Klattsche** f. Gischott. Die Erklärung giebt der wendische Bauer Parum-Schulz, der (bei Hilsferding, a. a. D., S. 34) folgendermaßen den im hannoverschen Wendlande vorkommenden Flurnamen Klatz erläutert: „Da waren vordem junge Heistern (Eichen- oder Buchenschößlinge) an den Weg und auf das Land, davon hat es den Namen.“

**Klanzfeld** n. Bilstowe. Klantschenkamp. Rühren. Slav. klen, Thorn.

**Kliesneitz** f. Tiddische. Zu slav. kles, Reisholz.

**Köterfeine** f. Brackstedt. Es scheint hier im ersten Teile das deutsche Köter, wie oft in „Köterfeld“, vorzuliegen.

**Köterneitz** f. Hoitlingen. Ebenso.

**Koleitz**. Rühren, Warmenau. Koleitsche. Bergfeld. Slav. golj, kahl, nackt.

**Koreitschenholz**. Rühren. Von slav. kurj, Hahn. Die Deutung hat nichts Auffallendes, da die „Koreitze“ oder Hühnerdörfer ein häufiger Ausdruck in den kolonisierten Wendengegenden sind; im Dialekt des hannoverschen Wendlandes bedeutet es geradezu Vorstadt. (Hennings, Hannov. Wendland 44.) Die Wendon hatten die bekannten „Rauchhühner“, welche vielfach in den alten Gefällregistern vorkommen, zu liefern. An der Westseite von Calvörde lag das Hühnerdorf. (Brückner, a. a. D., S. 19.) Dannenberg besaß einen Drawener Koreitz, selbst die Neubauten bei Dörfern bezeichnete man so. (Guthe, Braunschweig und Hannover, S. 619.)

**Kraweiz** f. Hoitlingen. Slav. krava, Kuh, oder krivj, krumm.

**Kroje** f. Brackstedt, Brechtorf, Gischott, Kästorf, Bilstowe, Warmenau. Auf den Karten auch Croge. Hart an der braunschweigischen Grenze liegt das lüneburgische Dorf Croya, gesprochen Kroje. Der Name führt zurück auf slav. kraj, Grenze, Mark.

**Krosneitsche** f. Bergfeld, Gischott. Krüseneitz f. Tiddische. Auf Karten „Große Reitze“. Slav. kruša, Birnbaum. Eine Wüstung zwischen Tiddische, Parfau und Bergfeld heißt die Groseneitz. (v. Strombeck, a. a. D., S. 19.)

**Krusenteusche, Die krumme**. Bilstowe. Slav. krivj, krumm, also liegt Übersetzung vor oder die deutsche Bezeichnung wurde wegen der Form des Flurstücks hinzugefügt.

**Labensche** f. Rühren.

**Lanneitz** f. Parfau. Zu polnisch lan, Hufe.

**Leibs** f. Tiddische. Zu slav. lipa, Linde.

**Leiseitsche, auch Laseitsche** f. Hoitlingen. Zu slav. lis, Fuchs. Im Drawenischen (hannov. Wendland) leiska, Fuchs.

**Lesseine** f. Hoitlingen, Tiddische, Warmenau. Slav. les, Wald.

**Loffane** f. Hoitlingen.

**Loock** m. Bergfeld, Brackstedt. Loche f. Hoitlingen, Tiddische. Loje f. Hoitlingen.

Zu slav. lug, luža, Sumpf, Sumpfwiese.

**Lüttche** f. Einziger slav. Flurname bei Rothenkamp.

**Machunike** f. Rühren. Zu slav. mech, Moos.

**Masseine** f. Parfau.

**Mastrufede** f. Bilstowe. Zu slav. mast, fett; fetter, thoniger Boden.

**Matutsche** f. Parfau, Bergfeld.

**Müjeleitsche** f. Rühren. Vielleicht in der ersten Hälfte das nbb. mäuse, Mäuse; oder slav. mys, Maus.

**Passek** m. Warmenau. Der Name dieses auf der Karte von 1759 und in der Dorfbeschreibung vorkommenden Aegers war 1894 in Warmenau nicht mehr bekannt. Tschechisch paseka, Holzschlag.

**Polik** f. Rühren. Zu slav. polje, Feld.

**Poneitz** f. Rühren. Slav. pon, unten; tiefliegendes Land.

**Prias** m. Bergfeld, Tiddische. Slav. prijaz, Anfahrt, Zufahrt.

**Rieppeitz** f. Rühren. Slav. repa, Rübe.

**Salock** f. Rühren. Poln. zaloga, Hindernis, Vorlage, Vorsprung.

**Strane** f. Wendischott, Bergfeld, Brechtorf. **Strache** f. Rästorf. **Streue** f. Brackstedt, Belftome. **Strausche** f. Tiddische. Zu slav. strazić, wachen.

**Strofeleine** f. Parsau.

**Tobeine** f. Hoitlingen. Vergl. Dopane.

**Tribeneitz, Triemeneitz** f. Parsau, Brackstedt, Hoitlingen, Rühren, Tiddische, Wendischott. Stets Wiese. Slav. trebiti, reinigen; poln. třebić, roden.

**Berneitz, Zirneitz** f. Bergfeld. Zu slav. černy, schwarz.

**Zieleitz, Zieleitsche, Ziegeleitsche, Seeleitz, Zieläfige** f. Parsau, Bergfeld, Rühren, Warmenau, Wendischott. Slav. selo, Grund und Boden, tschech. sedlist'e, Wohnsitz, sedliti, ansiedeln.

**Zirfeneiz** f. Rühren.

Die Namen der Forstorte im Revier Borsfelde sind fast durchweg deutsch und nur ein paar sind als slavische erkennlich. Die Klaitzsch und Jonid wurden schon bei den Flurnamen erwähnt; dazu kommt noch die Kohlneiz.

Zehntfreiheit der wendischen Dörfer. Noch ist ein Unterschied zu bemerken, der zwischen den ehemals wendischen und den sächsischen Dörfern bestand. Überall in unserem Lande gaben, bis zur Ablösung, die sächsischen Dörfer den Korn- und Fleischzehnten an die Regierung, an die Herrschaft, die Kirchen oder die adligen Güter. Nur bei den zwölf Dörfern im Werder, welche zugleich slavische Bauart und slavische Flurnamen aufweisen, wurde, wie ich aus den Dorfbeschreibungen des 18. Jahrhunderts feststellte, der Korn- und Fleischzehnte „seit uralter Zeit“ nicht gegeben. Es sind dieses Ahnebeck-Parsau, Bergfeld, Brackstedt, Brechtorf, Eischott, Hoitlingen, Rästorf, Rühren, Tiddische, Belftome, Warmenau, Wendischott. Als eine Ausnahme gesellt sich dazu das südlich von den vorigen gelegene einst zehntfreie Danndorf, wo weder slavische Dorfanlage noch slavische Flurnamen vorhanden sind. Wo nun die drei Kennzeichen: slavische Dorfanlage, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten zusammenreffen, da haben wir es sicher mit ehemals echt wendischen Dörfern zu thun; diejenigen Dörfer aber, welche nur slavische Dorfanlage ohne slavische Flurnamen zeigen und den Zehnten leisteten, sind wohl von Sachsen bewohnt gewesen, die sich auf ehemals wendischer Dorfstätte in den frühesten Zeiten der deutschen Kolonisation und Eroberung niederließen <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Weniger Wert will ich darauf legen, daß zur Zeit, als die Dreifelderwirtschaft herrschte, bei vielen der wendischen Dörfer diese nicht durchgeführt war; einzelne besaßen sie. Aber auch bei rein deutschen Dörfern, wie z. B. Borsfeld und Lehre, war die Dreifelderwirtschaft, teils der Bodenverhältnisse wegen, teils wegen der ungleichen Verteilung der Äcker unter die Einwohner, nicht durchführbar. In der Flurbeschreibung von Parsau von 1757 heißt es: „Das Land wird mit Roggen, Hafer und Buchweizen ein Jahr um das andere bestellt und bleibt kein Land brach liegen.“ Bergfeld 1758: „Das Land wird alle Jahre bestellt und keine Brache gehalten; die Hälfte mit Roggen, die andere Hälfte mit Hafer und Buchweizen.“ Brackstedt 1759: „Die Äcker werden drei Jahre bestellt und liegen dann drei Jahre brach.“

Die Begründung dieser Zehntfreiheit der wendischen Dörfer ist in folgender Ausführung Brückners<sup>1)</sup> gegeben: „Im Gegensatz zu den Slaven machten deutsche Einwanderer nicht nur bisher wüstes Land fruchtbar, sondern es steigerte sich der Ertrag von Slaven bebauter Hufen, wenn diese in deutsche Hände übergingen, einerseits durch die besseren Werkzeuge<sup>2)</sup> und Arbeit der letzteren, anderseits dadurch, daß die Deutschen den Zins meist in Geld zahlten. Wenn nun slavische Hufen oder noch unbebautes Land an Deutsche ausgethan wurden, fielen die bisherigen mannigfachen Naturalabgaben und Dienstleistungen weg, die neuen Anbauer hatten in der Regel nur einen bestimmten Grund- und Hofzins zu entrichten.“ Das paßt auf die Dörfer im Amte Vorsfelde, wo an Stelle der Wenden Deutsche angesiedelt wurden. Die Tabelle Seite 516 zeigt übersichtlich die Verhältnisse, wie bei den einzelnen Dörfern Rundlingsbau, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten sich zu einander verhalten.

Stellung der Wenden in Braunschweig im Mittelalter. Wie die Wenden des Amtes Vorsfelde allmählich germanisiert wurden, darüber fehlen mir die Nachrichten. Keinenfalls sind sie jemals politisch als eine geschlossene Macht den Deutschen gegenüber getreten; so daß ihre Germanisierung allmählich und friedfertig erfolgt sein wird. Die Verdrängung der Slaven aus ihren alten Rundlingdörfern durch die Sachsen dürfte danach mehr auf wirtschaftlicher Grundlage erfolgt sein; der sächsische Bauer trat an die Stelle des abziehenden wendischen. Wie weit dabei eine Mischung der Elemente stattfand, ist heute nicht gut mehr zu entscheiden; wenn in frühester Zeit der Wende sich taufen ließ, so fiel der anfangs bei den Kriegen entscheidende religiöse Gegensatz fort und eine Verbindung mit Deutschen dürfte leichter gewesen sein als später, wo die Rassen-gegensätze sich entwickelt hatten, die schließlich dazu führten, daß der Deutsche den Wenden verachtete und haßte. Der Wende wurde von Gilden und Bürgerschaft fern gehalten und konnte nicht einmal als Lehrling ein Handwerk erlernen. Das sind Nachwirkungen aus der Zeit der ersten Kämpfe gegen die Slaven gewesen, die ja als Heiden von den christlichen Deutschen verabscheut wurden; im Sachsenspiegel (3, 70 bis 73) handelt eine Stelle vom Rechte der Wenden und ihrer Unfreiheit; der Name Slave mußte bei den meisten Völkern Europas den härtesten Ausdruck für Knecht und Unfreier hergeben (Slave, esclave, slave, schiavo, esclavo). So war es in ganz Nordostdeutschland der Fall, wo Deutsche und Wenden zusammen wohnten<sup>3)</sup>, und im Braunschweigischen treffen wir dieselben Beziehungen durch das ganze Mittelalter bis in das 17. Jahrhundert hinein. In der Stadt Braunschweig waren im Jahre 1384 alle jene, welche undeutscher, namentlich slavischer Abkunft waren, unfähig zur

1) Die slav. Ansiedelungen in der Altmark, S. 17.

2) Das Werkzeug der ackerbautreibenden Slaven war nämlich der hölzerne Haken (uncus), nicht der eiserne Pflug (aratrum) der Deutschen, womit zusammenhängt, daß die Slaven meist nur leichteren, weniger fruchtbaren Boden bearbeiten konnten.

3) Belege in Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874, S. 8.



Braunschweigische Dörfer mit slavischer Dorf- anlage	Plan der Dorfbeschreibung von	Vorkommen slavischer Flurnamen = ꝥ.	Frei von Korn- und Fleischzehnt. = 3f.
Barmke . . . . .	Mitgau 1756	—	—
Bergfeld . . . . .	Fleischer 1758	ꝥ.	3f.
Boimstorf . . . . .	1755	1)	3f.
Brackstedt . . . . .	Fleischer 1759	ꝥ.	3f.
Brechtorf . . . . .	Bertram 1759	ꝥ.	3f.
Eischott . . . . .	Bertram 1760	ꝥ.	3f.
Groß-Sisbeck . . . . .	Mitgau 1758	—	2)
Groß-Steinum . . . . .	Büttemeister 1764	—	—
Goitlingen . . . . .	Reindking 1758	ꝥ.	3f.
Kästorf . . . . .	Fleischer 1759	ꝥ.	3f.
Klein-Sisbeck . . . . .	Mitgau 1758	—	—
Klein-Twülpstedt . . . . .	Reindking 1758	—	—
Meinkoth . . . . .	Reindking 1758	—	—
Nordsteimke . . . . .	Mitgau 1756	—	—
Parjau . . . . .	Reindking 1758	ꝥ.	3f.
Reislingen . . . . .	Koch 1757	1)	—
Rickensdorf . . . . .	Reindking 1757	—	—
Rühen . . . . .	Reindking 1756	ꝥ.	3f.
Rothenkamp . . . . .	Mitgau 1760	1)	—
Scheppau . . . . .	Reindking 1758	—	—
Tiddische . . . . .	Reindking 1756	ꝥ.	3f.
Velpke . . . . .	Koch 1771	1)	—
Velfstowe . . . . .	Reindking 1756	ꝥ.	3f.
Wahrstedt . . . . .	Reindking 1759	—	—
Warmenau . . . . .	Bertram 1759	ꝥ.	3f.
Wendischott . . . . .	Reindking 1757	ꝥ.	3f.

1) In diesen vier Dörfern je ein slavischer Flurname.

2) Groß-Sisbeck war vom Fleischzehnt frei; der Kornzehnt wurde, ausgenommen drei Kämpe, gegeben.

Aufnahme in eine Gilde<sup>1)</sup>. Für Helmstedt finden wir, daß 1393 der dortige Abt Bruno von Renneberg als Grundherr den Latenmachern einen Gildebrief ausstellt, in welchem es heißt: ok schall man neyne wende in dat werk nemen, und im Jahre 1395 verleiht er den Leinwebern daselbst einen Gildebrief, in welchem die Worte vorkommen: ok schall in erer ghilde wesen nicht en wendisch man<sup>2)</sup>. In Calvörde bezeugten im Jahre 1620 Bürgermeister und Rat dem dortigen Bürgersohne Joachim Berens in dessen Geburtsbriefe, „daß er seinen lieben Eltern echt und recht teutsch und nicht wendisch geboren, auch Niemandes eigen und Lathe oder sonsten eines andern tadel-

1) Dürre, Gesch. d. Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 606.

2) P. W. Behrends im elften Jahresbericht des Utmärkischen Vereins. 1848, S. 27.

haftigen Geschlechts und derowegen aller ehrlichen Versammlungen, Gilden, Werkstand, Gemeinschaften wohl würdig und davon nicht zu verwerfen sei" <sup>1)</sup>).

Der jüngste mir bekannt gewordene Fall, daß in unserm Lande noch die Unehrllichkeit der Wenden in Frage kommt, spielt 1662 in Wolfenbüttel. Damals meldete sich dort ein Einwohner des Städtchens Lüchow im hannoverschen Wendlande zur Aufnahme in eine Gilde; der Vater desselben stammte aus dem Bremischen, die Mutter aber aus einem Dorfe bei Lüchow, so daß wendische Abkunft vermutet und damit die Aufnahme in die Gilde beanstandet wurde. Der Betreffende wendete sich nunmehr an den Herzog August, welcher in Lüchow Nachrichten einziehen ließ. Die Auskunft lautete dahin, die Einwohner des Dorfes, aus dem die Mutter stammte, seien keine Wenden, sondern recht deutsch geborene Leute, „worauf jener mit seinen Kindern in Rat und Gilde passiert und aufgenommen wurde" <sup>2)</sup>).

Zu Ende des 17. Jahrhunderts scheint dann die Betonung des Unterschieds zwischen wendisch und deutsch bei uns aufgehört zu haben. Die wenig zahlreichen Wenden gingen völlig in den umwohnenden Deutschen auf, doch ist das slavische Blut, das in der sächsischen Bevölkerung des Landes Braunschweig roßt, nur eine homöopathische Dosis. Erst neuerdings bringt uns die Freizügigkeit und die Sachsengängerei wieder größere Scharen Arbeiter aus dem Osten, namentlich den polnischen Provinzen Preußens, von denen manche bei uns hängen bleiben, wie die Zunahme slavischer Familiennamen in Stadt und Land beweist.

Fälschlich als „wendische“ bezeichnete Dörfer in Braunschweig. In der näheren und fernerer Umgebung der Stadt Braunschweig liegen die Dörfer Wenden, Wendeburg, Wendezelle, Wendhausen und Wendessen, welche samt den Dörfern Bortfeld und Zweidorf lange Zeit für ursprünglich slavische angesehen wurden. Soviel ich sehe, ist der berühmte Helmstedter Professor Meibom der erste gewesen, welcher dieses ausgesprochen hat. Jene Dörfer, so führt er aus, seien von Obotriten gegründet worden, welche Karl der Große in die Braunschweiger Gegend versetzt habe <sup>3)</sup>. Hassel und Bege verbreiteten dann diese Ansicht weiter <sup>4)</sup>, Venturini und Dedekind schrieben ihnen nach <sup>5)</sup>.

1) P. W. Behrends, Siebenter Jahresbericht d. Altmärkischen Vereins. 1844, S. 58.

2) Braunschw. Magazin 1797. 42. Stück, S. 658.

3) In not. ad Gerhard. Steterburg. Nr. 32. Vergleiche Braunschweigische Anzeigen, 18. März 1747.

4) Beschreibung der Fürstent. Wolfenbüttel und Blankenburg. 1802, I, S. 380. 453. Die Bortfelder sollten sich durch „beibehaltene altwendische Tracht“ auszeichnen. Ja, wenn wir von der nur etwas wüßten! Ferner, die slavische Sprache sei „bis auf einzelne Wörter und Wortfügungen“ aus den Ämtern Calvörde, Bortfelde und Betmar verschwunden, in Aussprache und Sitten sei aber noch manches Wendische erhalten, wendische Wörter und Lebensarten seien dem Plattdeutschen beigemischt (I, 68). Alles haltlose Behauptungen ohne jeden Beweis.

5) Venturini, Herzogt. Braunschw. 1847, S. 68. — Dedekind, Festgabe für die 20. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte. Braunschweig 1858, S. CCI.

Ich selbst bin in den gleichen Fehler verfallen und habe Anlaß zur Verbreitung des Irrtums gegeben, als hätte es bei der Stadt Braunschweig im Mittelalter eine wendische Sprachinsel gegeben <sup>1)</sup>. Es ist bekannt, wie die von den Deutschen vertriebenen und besitzlos gewordenen Wenden oft nach andern Gegenden übersiedelten <sup>2)</sup> und zwischen umwohnenden Deutschen nun Dörfer gründeten, welche durch den Zusatz „wendisch“ von den deutschen sich unterschieden. Bis tief nach Thüringen hinein, ja bei Fulda wohnten im Mittelalter Wenden.

Es konnte ja ähnlich bei Braunschweig der Fall gewesen sein, zumal hier die „Wenden“ benannten Dörfer sich häuften.

1. Wenden. Kommt urkundlich schon 1031 als Guinuthun vor und war damals in die Magnikirche zu Braunschweig eingepfarrt. Später Wenethen, Wineden, Wenden.

2. Wendeburg. 1170 Winetheborg; 1195 Winedeburg und Wenedeburg. (Origin. Guelf. III, 609, 611.)

3. Wendezelle. Erscheint erst 1454 unter gleichem Namen.

4. Wendessen. Um 1200 Wenethesheim. (Dürre, Geschichte d. Stadt Braunschweig im Mittelalter, S. 437.)

5. Wendhausen. 1183 Wenethusen. 1311 Wenthusen. Wendhenhusen (Braunschw. Urkundenbuch).

6. Wense schon im Hannoverschen, an der Grenze. 1187 Wennehusen; circa 1290 Steterburgisches Lehngut Wendenihusen. (Nachweise im Diplom. Steterburg. im Wolfenbüttler Landesarchiv.)

7. Wendebutle. Wüstung, Kreis Gifhorn. Schon 1007 genannt. (Mon. Germ. XVI, 201.) 1308 villa Wendebutle apud Echhorst. (Urkunde im Braunschweiger Stadtarchiv.)

8. Das Wentfeld östlich von Steterburg wurde auch auf Wenden bezogen. (Wenetfeld, praediolum adjacens monasterio Stederburg. Mon. Germ. XVI, 217.)

9. In der Stadt Braunschweig heißt die nach Norden führende Straße die Wendenstraße, 1268 platea Slavorum und das Thor nach Norden zu Wendenthor, 1254 valva Slavorum (Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig 718, 725 <sup>3)</sup>).

Auf dieses häufige Vorkommen des Ortsnamens Wenden bei uns im Mittelalter gründet sich die Annahme von dem Vorhandensein slavischer Ansiedelungen dicht bei der Stadt Braunschweig. Auch der Geschichtschreiber der

<sup>1)</sup> R. Andree, Wendische Wanderstudien. Stuttg. 1874, S. 158.

<sup>2)</sup> Z. B. die Glossa zum Sachsenspiegel (III, 701); des quam coning carl unde nam si (die Wenden) ut deme hertoghdom unde tustrewede si over alle sassen. Darvan vint man noch etlike dorper wendesche. Hierauf stützte sich Raibom.

<sup>3)</sup> „Wendenstraßen“ kommen auch in anderen ostdeutschen Städten vor. Stendal besaß neben einer Judaeorum platea eine Slavorum platea, letztere von Wenden bewohnt. (Riedel, Mark Brandenburg II, S. 14.)

Stadt Braunschweig, H. Dürre, mein 1893 verstorbener Lehrer, vertrat diese Ansicht<sup>1)</sup>, die dadurch besonders bestechend erscheint, wenn eine Straße in der Stadt Braunschweig vom Urkundenschreiber lateinisch geradezu als „Straße der Slaven“ bezeichnet wird.

Und doch ist die Auffassung irrig. Schon im Anfange unseres Jahrhunderts hatte Keß das Richtige getroffen: „Die Namen Wend, Wenda, Wende, Wendil, Wenni waren so gewöhnlich bei unsern Vorfahren, daß wir uns übereilen, wenn wir gleich alles, was damit zusammengesetzt ist, von einer ganzen Nation, die so selten ihren Namen einem Orte beilegte, ableiten. Unsere Orte Wenden, Wendessen, Wendhausen und Wenzen oder genauer Wendsen, hat man zwar meines Wissens nicht geradezu für wendische Stiftungen ausgegeben; der Urkundenschreiber, nicht immer zugleich ein Geschichtsforscher, erlaubt sich indes wohl z. B. das Wendenthor in Braunschweig *porta Slavorum* zu übersetzen, als wenn es Slaven erbauet, ob diese die dahin ziehende Wendenstraße bevölkert hätten<sup>2)</sup>.“

Auffallend und zu erläutern bleibt noch der urkundliche Name der Wendenstraße, *platea Slavorum*. Sie ist erst unter Heinrich dem Löwen im zwölften Jahrhundert entstanden, als dieser den Hagen gründete, und erhielt ihren Namen nach dem Dorfe, auf welches sie zuführt, nämlich Wenden, so gut wie die benachbarte Fällersleberstraße von Fällersleben. Der deutsche Personenname aber, von dem das Dorf Wenden den Namen hat, stimmte mit dem der zu Heinrichs Zeit eine große Rolle spielenden Wenden und so übersetzte der Urkundenschreiber kurzweg *platea Slavorum*.

Wie weit diese Ortsnamen Wenden zc. auch durch Westdeutschland verbreitet waren, ergibt ein (noch leicht zu vermehrendes) Verzeichnis bei Brüdner<sup>3)</sup>, wo dieser hervorragende Slavist die slavische Abkunft derselben als voreilig zurückweist. Außer den Personennamen, die meist derartigen Benennungen zu Grunde liegen, sei auch noch an althochdeutsch *Wenti*, Grenze, zu denken.

Als Orts- und Flurnamen kommt *wende*, *wenne* f. nicht nur im Braunschweigischen, sondern durch das ganze niederdeutsche Sprachgebiet sehr häufig vor. Es bedeutet Wendung, Grenze. Wollte man alle diese Wenden, Wennen auf die Slaven zurückführen, so würde ganz Norddeutschland von ihnen überzogen sein. Außer den im Braunschweigischen angeführten verzeichnet Jellinghaus (Westfäl. Ortsnamen, S. 191) allein acht in Westfalen.

Es giebt aber noch andere durchschlagende Gründe, welche für die angeführten Orte Wenden, Wendeburg zc. jeden Zusammenhang mit Slaven hin-fällig machen.

1) In einem ausführlichen Brief an mich, Holzminden 4. Oktober 1871, dem ich die oben angeführten urkundlichen Angaben verdanke.

2) Keß, Benennung aller Örter d. Herzogt. Braunschweig. Helmstedt 1806, S. 173. Die Quelle für diese Ansichten von Keß ist das Braunschweigische Magazin 1797, Stück 41, S. 648.

3) Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark. Leipzig 1879, S. 89.

Wir haben oben gesehen, wie scharf sich die wendischen Dörfer des Amtes Vorsfelde von den niederländischen scheiden und wie dreierlei: Rundlingsbau, slavische Flurnamen und Freiheit vom Zehnten sie kennzeichnen. Von all dem ist aber nicht eine Spur bei Wenden, Wendeburg 2c. zu finden. Sie sind deutsche Hausendörfer, haben nur deutsche Flurnamen und gaben Korn- und Fleischzehnten.

Auch Bortfeld und Zweidorf, das an Wendeburg angebaut ist, werden als Wendendörfer bezeichnet. Ich glaube, daß wesentlich litterarischer Einfluß maßgebend war, wenn ein Bortfelder mir sagte: wi stammt von de ölen wenden af. Es genügt nicht, hierfür anzuführen, daß in Bortfeld dieselben kleinen Rüben, wie in der Mark (Zeltower Rüben) gebaut werden und daß, im Gegensatz zu den meisten anderen sächsischen Dörfern Braunschweigs, die Dreifelderwirtschaft nicht durchgeführt war<sup>1)</sup>, wie dieses auch im Werder bei Vorsfelde vorkommt.

---

<sup>1)</sup> „Das Feld ist von alters nicht wohl und wirtschaftlich eingeteilt, daß das jedesmalige Brachfeld mit unter dem Sommerfelde vermischt liegt; dieses verhindert die ordentliche Hutung sehr und kann jedoch numero nicht füglich mehr geändert werden. Der Acker an sich ist sandig und hin und wieder steinig; jedoch ist bei guten und nicht zu trockenen Jahren der Boden nicht der schlimmste, nur Schade, daß sie keine drei Felder haben. In dem jedesmaligen Sommerfelde liegt das Brachfeld.“ Handschriftliche Dorfbeschreibung von Bortfeld von G. A. Brauer 1769.

---

# R e g i s t e r.

## A.

Abbenrode, Ortsname 70.  
 Abendmahlstracht 278.  
 Aberglauben 400; bei der  
   Brautwahl 296; bei der  
   Hochzeit 304; bezüglich der  
   Kinder 292; bei der Trau-  
   ung 307.  
 Abgaben der Bauern 205.  
 Abzählreime 438.  
 Achim, Höckergrab 11; Orts-  
   name 61.  
 Ackerbau in neolithischer Zeit  
   18.  
 Ackergeräte 245.  
 Ackerleute 211.  
 Ackerwagen 242.  
 Adamszhai, Grab 10.  
 Aderlassen 415.  
 Adersheim, Notfeuer 429;  
   Ortsname 61; Zehnten  
   207.  
 Adlerhorst, Berg 1.  
 Ahlum, Ortsname 61.  
 Ahnebeck, Ortsname 74.  
 Aller, Fluß 4; kleine 4.  
 Alitterationen 476.  
 Almenden 146.  
 Alprücken 379.  
 Altraunen 391.  
 Altaristen, Kirchenväter 86.  
 Altenhagen 80.  
 Alversdorf, Ortsname 67.  
 Alwesse, Ortsname 62.  
 Ampleben, Ortsname 73.  
 „Angebrannte“ Mädchen 345,  
   351.  
 Angrivarier = Engern 36,  
   38, 40.

Animismus, Seelenglaube  
   371.  
 Antennen Schwert 21.  
 Anthropologie der Braunsch.  
   43.  
 Apelnstedt, Ortsname 65.  
 April, der erste 343.  
 Arterode, Wüstung 86.  
 Armringe aus Bronze 22.  
 Arzneien, volkstümliche  
   Namen 424.  
 Aschenklaas 311, 325.  
 Affe, Gebirg 2.  
 Assel, Ortsname 75.  
 Assonanzen 476.  
 Ast, Wunderdoktor 414.  
 Astalon, Gau 41.  
 Atum, Ortsname 62.  
 —au, Ortsnamen auf 80.  
 Aue, Fluß 4.  
 Aufgebot der Verlobten 298.  
 Augenfarbe der Braunschw.  
   44.  
 Ausbüttel, sächsisches Haus  
   Tafel V.  
 Ärzte aus Stein 13.

## B.

Bachstelze 465.  
 Badefothen, Wüstung 78, 87.  
 bademoime, Hebamme 286.  
 Bährdorf, Ortsname 67;  
   Pflingstgebräuche 347.  
 Bahrum, Ortsname 62.  
 Baldrian, Heckenkraut 382.  
 Ball- oder Beulwälle an der  
   Schunter 87.  
 Ballschlägen zu Ostern 339.  
 Balsternaden 487.  
 bälwänner, Mantel 279.

Bandwebegerät 238.  
 Bannen 387.  
 Bansleben, Ortsname 73.  
 Banstorf, Ortsname 67.  
 Barbecke, Ortsname 74.  
 Barbieren der Enken 333.  
 Barbiertanz 479.  
 Bären, letztes Vorkommen 87.  
 Barmke 457; Ortsname 74.  
 —, Rundling 509, 516.  
 Bast zum Flechten 87.  
 Bastlöjereime 451.  
 Bauer, der 204; Abgaben  
   und Dienstleistungen 205,  
   206; Abstufungen 211;  
   Befreiung und Gleich-  
   stellung 208; Kennzeich-  
   nung 209; Lasten und  
   Befreiung davon 205.  
 Bauernkleidung, Alter 266;  
   Kostspieligkeit 266; Stoffe  
   dazu 267; Trachtenabbil-  
   dungen 269; Untergang  
   265; Unterschiede 267.  
 Baumannshöhle, paläo-  
   lithische Funde 7.  
 Bäumen 417.  
 —beck, Ortsnamen auf 74.  
 Becherurne von Achim 11.  
 Beddingen, Ortsname 69.  
 Bedemund, Heiratsabgabe  
   299.  
 beden, Abgaben 205.  
 Begräbnis, Einladung dazu  
   316; Feiertlichkeiten 317.  
 Begräbnisurnen 23.  
 Beienrode, Gebärstuhl aus  
   287; Ortsname 70.  
 Beiersfeldt, Ortsname 65;  
   Steletgräber 10.

Beierstedt, Sylvestertagen 327; Urnen 25.  
 Beile aus Stein 13.  
 Bemesdorf, Wüstung 88.  
 bendmütze, Formen der 272.  
 —bere, —ber, Ortsnamen auf 77.  
 Berel, Ortsname 75.  
 —berg, Ortsnamen auf 75.  
 Bergfeld, Ortsname 78; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.  
 Berflingen, Brautzug 307; Ortsname 69.  
 Bernsdorf, Wüstung 88.  
 Berufen 293.  
 Beisprechen der Krankheiten 417.  
 besthoved, Besthaupt des Viehs 204, 205.  
 Bettmar, Ortsname 79.  
 Bevenrode, Hauspruch 202; Ortsname 70.  
 Bevölkerungsdichtigkeit 138; Einflüsse auf dieselbe 141.  
 Bevölkerungszunahme 133.  
 Begenrode, Häuser 186.  
 Bickelstein 392.  
 Bienenjchwärme bannen 387.  
 Bienrode, Ortsname 70.  
 Bisquillen, Pasquille 489.  
 Bivende, Groß-, Rüstengrab 10; Ortsname 82, 90.  
 blänke, Geschirrständer 192.  
 Blasinstrumente der Hirten 215.  
 Bledenstedt, Ortsname 65.  
 Bleichsucht 421.  
 Bleigießen 323, 335.  
 Blindesuhspiel 441.  
 Blockberg 381.  
 Blonder Typus in Br. 45.  
 blästerstunne der Spinnstuben 232.  
 Blut zu stillen 423.  
 Bockshorn = Osterfeuer 88.  
 Bodenstein, Häuser 184; Ortsname 65.  
 Boimstorf, Häuser 186; Hauspruch 200; Ortsname 67.  
 Böklaß 324.  
 Bölkthans, Gespenst 380.

bône im säch. Hause 155.  
 Bornum, Ortsname 62.  
 Börßum, Ortsname 62.  
 Bortfeld 520; umgebautes Haus 180; Giebelverzierungen 170; Grabbeigabe 315; Hauspruch 200; Ortsname 78; Tracht 268, 279.  
 Bortfelder Küben 116.  
 Börter Blick 385.  
 bosseln = segeln 89.  
 bostdauk (Brusttuch) der Männer 279.  
 botterswarwe (Butterdoje) 262.  
 Brackstedt, Hauspruch 202; Ortsname 65; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.  
 bräke bei der Flachsbereitung 235.  
 Brauner Typus in Br. 45.  
 Braunschweig, Ortsname 80; Stadt, thüringische Form der Häuser 185.  
 Brautheischen 303.  
 Bräutigam, Ausschmückung 306.  
 Brautkrone 304.  
 Brautpinnrad 301.  
 Brautjuppe im Drömling 303; des Geistlichen 309.  
 Brauttaschengelder 309.  
 Brautwahl, Regeln 296.  
 Brautzug zur Kirche 307; Schnüren desselben 307.  
 Brechtorf, Ortsname 67; Plan 509; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.  
 Breitmaul, Spiel 444.  
 Brintziger 211.  
 Brocken 381.  
 Broistedt, Hauspruch 201; Ortsname 65.  
 Broigem 458; Häuser 184; Ortsname 62.  
 Bronze, zinnarme 19.  
 Bronzegefäße 22; römische 33.  
 Bronzeringe 21.  
 Bronzewaffen 20.  
 Bronzezeit 18.  
 Brot, Aberglauben 402.

Bruchgraben 4.  
 Bruchmacherßen, Ortsname 63.  
 —brück, Ortsnamen auf 79.  
 Brunsleben, Wüstung 90.  
 Brunsleberfelde, Ortsname 73.  
 Brunjohle, Ortsname 81.  
 Brunsrode, Groß-, Hauspruch 202; Ortsname 70.  
 Büddenstedt 461; Kost der Bauern 221; Ortsname 65.  
 Bullenstoßen 356.  
 Bullenwiesen 356.  
 Bungenstedter Turm, Ortsname 65.  
 bünne = Privatgrundstück 90.  
 —burg, Ortsnamen auf 76.  
 Burgdorf, Ortsname 67.  
 Burgwälle 28; im Reitling 29.  
 Busseklauß 324.  
 Büstedt, Ortsname 65.  
 Büsten von Bauern 44.  
 —büttel, Ortsnamen auf 77.  
 Büttelin gän, Redensart 77.  
 Butter 245.  
 Butterberge 90.  
 Butterfaß 246.  
 butze, Schlafraum 191, 192.  
 bāwdelinge 204.  
 bāwleninge 204.

## G.

Galbecht, Ortsname 71.  
 Gelte 21, 22.  
 Ghaufen, Volksstamm 36.  
 Gherusker 35, 37; Name 36 Anmerk.  
 Gramme, Ortsname 82.  
 Gremlingen, Ortsname 69.

## D.

Dahlum, Ortsname 62.  
 dākschuwēn 159.  
 dāle 154, 157.  
 Dankwarderode, Name 70.

Danndorf, Siebelschmuck 172;  
 Hauspruch 202; Ortsname 67. Danndorf, zehntfrei 514.  
 Dannenbüttel, altes Haus 164.  
 deitweg = Heerstraße 91.  
 Denkte, Groß-, Frauentracht 270; Ortsname 71.  
 Denstorf, Fußwaschen 334; Häuser 184; Ortsname 67.  
 Derlingo 41.  
 Desebdt, Ortsname 65.  
 Dettum, Bronzedolche von 19; Glocken rückwärts geläutet 405; Ortsname 62.  
 Dialektgrenze in B. 49.  
 Dibbesdorf, Gebühren des Geistlichen bei der Trauung 309; Häuser 185; Ortsname 67; Taufkosten 291.  
 Dienstleistungen der Bauern 205.  
 Dill, Hegenkraut 382.  
 Dittmerode, Wüstung 91.  
 Dobbeln, Ortsname 62.  
 docken 359.  
 dödenbehindersche, Leichenfrau 315.  
 Dolch aus Feuerstein 14; aus Bronze 19.  
 Donnerbesen an Häusern 169.  
 Donnerkeile 13, 411.  
 dönnikholt 159.  
 dönse, dörnse, Wohnraum 189.  
 Doppelart aus Kupfer 19.  
 Doppelfauger, Vampir 321.  
 —dorf, Ortsnamen auf 66.  
 Dorfanlage, deutsche 144; regelmäßige 146; im Sachsenlande 143; slavische 506.  
 Dorfbeschreibungen 84.  
 Dörfer 143.  
 Dorfgarten 153.  
 Dorfneckereien 456.  
 Dorm, Berg 2.  
 Dortchen un sine mudder 313.  
 dössel 156, 303.  
 Doß, Hegenkraut 382.

Dome See 91.  
 Drache, Meteor und Geist 389.  
 Dramatische Darstellungen bei Hochzeiten 313.  
 Dreibörfer, Begräbnis 316; Neujahrssingen 328; Wendeburg, Wendezelle und Zweidorf 316, 317.  
 Dreifelderwirtschaft 94, 146, 514, 520.  
 Drei Könige 329.  
 dreitimpenhaut, Dreispig 279.  
 Dreizehn, Aberglauben 403.  
 Dreichen 220.  
 Dreischfegel 294.  
 Drömling 4, 92, 500; Pfingstgebräuche im 348.  
 Drütte, Ortsname 71.  
 Dudsfern, Spiel 442.  
 Duttonstedt, Kurpfuscher in 415; Ortsname 65.

## G.

Egge 242.  
 Ehe der Unfreien 204.  
 Eheverträge 297.  
 Eier, symbolische Bedeutung 340.  
 Eilsdorf, Gesichtsurnen 24.  
 Eilum, Ortsname 62.  
 Eilumerhorn, Berg 2.  
 Einhornhöhle bei Scharzfeld 17.  
 Einpfößen von Krankheiten 384, 420.  
 Einzelhöfe 143.  
 Eischott 462; Abendmahls- tracht 278; gestickte Frauenmütze 273; Gesindelohn 219; Ortsname 78; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.  
 Eisenbüttel, Ortsname 78.  
 Eisenzeit 27.  
 Eiszeit 3, 5.  
 Eikum 458; Hochzeitsbitterin 301; Mädchentänze 354; Ortsname 62; Schimmelreiter 311; Sylvesterfingen 323; Totenfrone 316;

Tracht 270; rote Trauerfarbe 315.  
 Elend, das große und kleine 93.  
 Elle 257; Inschriften darauf 258.  
 Elm, Gebirg 2.  
 Elmsburg 29.  
 Elz, Berg 2.  
 Emmerstedt 457; Ortsname 63.  
 Engelnstedt, Gebärstuhl aus 287; Ortsname 65.  
 Engerode, Ortsname 71.  
 Engrißche Dialektgrenze 49.  
 enke 220.  
 Epilepsie 422, 423.  
 Erbbuch 406.  
 Erbgander, Spinnstubenspiel 231.  
 Erbsär 312, 324, 333.  
 Erbschlüssel 335.  
 Erdfall bei Bornum 93.  
 Erferode, Haustypus 194; Ortsname 71.  
 Erbkönigsjage 378.  
 Ernte 360.  
 Erntebraten 363.  
 Erntefranz 361.  
 Erse, Fluß 4.  
 Erziehung der Kinder 293.  
 Esbeck 456; Hauspruch 202; Ortsname 74.  
 Essehof, Ortsname 62.  
 Essinghausen, Dienstleistung der Bauern 206; Ortsname 76.  
 Eulenpiegel 457.  
 Eulenpiegelhof 201.  
 Eveßen, Ortsname 63; Tumulus = Hoch 31, 392.

## F.

—fahali, Volksbezeichnung 40.  
 Fahrenjagen 351.  
 falsch., nicht beegtes Land 40.  
 Fallstein, Berg 2.  
 Fastnacht 330.  
 Fastnachtbräuche der Knechte 331.  
 —feld, Ortsnamen auf 78.



„Fell verkaufen“ beim Be-  
gräbnis 320.  
Feste 324 ff.  
Feuer, Entzünden 254;  
ewiges, auf dem Herde 166.  
Feuertiefe 261.  
Feuerreiter 388.  
Feuersteingeräte 6, 11, 12.  
Fibel von Lavingen 26.  
Fieber 419.  
Fistemeier 345.  
Fitzelrute 437.  
Flachcelte 19.  
Flachgräber 24.  
Flachs 226.  
Flachsaberglauben 226.  
Flachsbau 225.  
Flachsbereitung 235.  
Flachssträtzel 227.  
Flachsrotten 235.  
Flechten, Krankheit 418.  
Flechtorf, Ortsname 67.  
Fleitsmühle, Ortsname 82.  
flet 155.  
Flurbeschreibungen 84.  
Flurnamen 84; kennzeichnen  
die Beschaffenheit des  
Landes 129; enthalten alte  
Feld- und Maßverhältnisse  
130; deuten auf Feste  
und Spiele 131; kenn-  
zeichnen Gewächse und  
Tiere 130; spiegeln alte  
Rechtsverhältnisse wieder  
131; aus ehemaligen  
Wäldern 129; wendische  
503, 512; sprachliche  
Wichtigkeit 129; bezeichnen  
Wüstungen 131.  
Flurumgänge 358.  
Flurverfassung 146.  
Förbet beim Adern 95.  
Forstorte 86.  
Fosen, Volksstamm 37.  
Franken, Kriege gegen die  
Sachsen 40.  
Frauenmühle 272.  
Frehden, Ortsname 75.  
Freimaurer 398.  
Freiwerber 297.  
Freistadt, Hauspruch 201,  
202; Ortsname 65.

fröse, Halskrause 275.  
Frosch, Aberglauben 401.  
Frost 411.  
füen, Fastnachtsbrauch 331.  
Fümmelse, Ortsname 76.  
Fürstenau, Ortsname 80.  
—furt, Ortsnamen auf 82.  
Fuße, Fluß 4, 37.  
Fußtapfen aufnehmen 406.  
Fußwaschen 333.  
Füßjemeier 347.

## G.

Galgen 95.  
Gänsebeinoratel 370.  
Gänsepiel 445.  
Gardeßen, Ortsname 63.  
Gärten der Bauern 153.  
Gärtling, Adermaß 95.  
Gebärstuhl 286.  
Gebhardshagen, Ortsname  
80.  
Geburt 285; Gebräuche und  
Aberglauben dabei 287.  
Geister, kopflose 377.  
Geistersehen 386.  
Geisterpuk 377.  
Geitelde, Hauspruch 201;  
Hexen 382; Ortsname 71.  
Geschlechtsverkehr 294.  
Gesinde 218; Abstufungen  
220; Lohn desselben 219.  
Geipfenster 377.  
Gevatterbriefe 289.  
Gevattern 288.  
Gevensleben, Ortsname 73.  
Gewitter 411.  
Gicht 421.  
Giebel des sächsischen Hauses  
169.  
Giersberg 96.  
Gitzum, Ortsname 63.  
Glaserbrechen nach der  
Trauung 307.  
Gleidingen, Häuser 184;  
Ortsname 69.  
Glentorf, altes Haus 167;  
Häuser 186; Ortsname  
67.  
Gliesmarode, Ortsname 71.  
Glinde, Wüstung 97.

Glocken, rückwärts geläutet  
405.  
Glockenjagen 97.  
Glockenstimmen 475.  
glüstert, Geipfenst 97.  
Gniedelsteine, Gniwulsteine  
259.  
Gödebrunnen 286.  
gögröse 97.  
gördelta, Bandwebegerät 238.  
Gräber 316, 318; ungetaufter  
Kinder 318; der Wöchnerin  
318.  
Grabow, Wüstung 97.  
Grabower Teich, Name 79.  
Grashorst, Bullenstoßen 356;  
Ortsname 79.  
Grasleben 457; Ortsname  
74.  
Grenzkrug, Ortsname 82.  
Grenzsteine verrücken 378.  
Großknecht 220.  
Großmagd 220.  
Groß-Sisbeck, Rundling 507,  
516.  
Groß-Steinum 457; Rund-  
ling 509, 516.  
Grußformeln 475.

## H.

Haarfarbe der Braunschweiger  
43.  
Haartracht der Frauen 270;  
der Männer 279.  
Haarzöpfe an Brautkrönen  
306.  
Hachum, Ortsname 63.  
Hadelberg, wilder Jäger 98,  
391.  
Hagelfeier 358.  
—hagen, Ortsnamen auf 80.  
Hägersdorf, Wüstung 98.  
Hähnenjähgen 354.  
Hakemann, Wassergeist 388.  
Halsche, die alte 327.  
Halbspanner 211.  
Halchter, Ortsname 81.  
Hallendorf, Ortsname 67.  
Hammellaufen 354.  
Hammeräxte 14.  
Handel in neolithischer Zeit  
15.

Handmühlen, steinerne 260.  
 Handschuhe 277.  
 Handtücher 190, 191.  
 Hangerberg 1.  
 hankenspär, Giebel schmuck 172.  
 Hänfeln der Knechte 332.  
 Hardeweg = Lichtenberge 1.  
 Harbe = Lichtenberge 1.  
 Harvesse, Hauspruch 202; Ortsname 63.  
 Hase, dreieiniger 378; legt die Österei 339.  
 Hasenwinkel, Häuser 186.  
 Haspel 237.  
 Hauben der Frauen 273.  
 —haus, —hausen, Ortsnamen auf 76.  
 Haus, sächsisches 149.  
 Häuser, thüringische 193.  
 Hausprüche 199.  
 Haustiere in neolithischer Zeit 17.  
 Hausurnen 176.  
 Hautfarbe der Braunschweiger 44.  
 Hebamme 286, 291.  
 heckele bei der Flachsbereitung 236.  
 Hedeper 456; Ortsname 77; Zehrpennig 322.  
 Hedwigsburg, Ortsname 76.  
 Heerte, Ortsname 71.  
 Hees 99; Berg 2.  
 —heide, Ortsnamen auf 81.  
 Heidenhöfen 28.  
 Heidedahl 92.  
 Heilebart 466.  
 —heim, Ortsnamen auf 61.  
 Heitwegge, Gebäck 330.  
 Helmstedt, Ortsname 65.  
 Hemden der Weiber 276.  
 Hemkenrode, Ortsname 71.  
 Henzen, Wüstung 100.  
 Hermannshöhle, paläolithische Funde 6.  
 Hermelin 401.  
 Herzspann 417, 422.  
 Hespumppe (Hirsekampfe) 260.  
 Heßen, Ortsname 63.  
 Hegen 380 ff.

Hegenpiel 446.  
 Hillebille der Köhler 251.  
 Hirten 212 ff; Lohn derselben 213; Neujahrsblasen 328; Weihnachtsblasen 325.  
 Hirtenhäuser 213.  
 Hirtenjungen 214.  
 „Hoch“ bei Eweßen 31.  
 Hochzeit, Einladung zu derselben 299.  
 Hochzeitsbitter 299.  
 Hochzeitsmahl 308.  
 Hodergrab 11.  
 —hof, Ortsnamen auf 82.  
 Höfe, thüringische 196.  
 Hofnamen 212.  
 Hofenaffel, Grabhügel 26; Ortsname 75.  
 Hohnleben, Ortsname 74.  
 Hoitlingen, Giebel schmuck 172; Ortsname 69; Rundling 507, 516; zehntfrei 514.  
 höltje, Holzapfel 100.  
 Holzgeräte 239.  
 Hondelage, Ortsname 75; Käuferskleidung 290.  
 Hopfen 101.  
 Hordorf, Ortsname 67.  
 —horst, Ortsnamen auf 79.  
 Höhum 458, 461; Vossprechen der Enten 332; Ortsname 63.  
 Hoyerndorf, Ortsname 67.  
 Hufenverfassung 144.  
 Hügelgräber 25.  
 Huhn 463.  
 Hühner aus Östereiern 341.  
 Hühnergeld, Abgabe 206.  
 Hünen = Riesen 29.  
 Hünenburg 101; bei Watenstedt 31.

### I.

Immendorf, Ortsname 68.  
 immentrüel, Bienenrog 262.  
 Ingeleben, Ortsname 74.  
 —ingen, Ortsnamen auf 68.  
 Irlichter 379.  
 —ithi (—te, —de), Ortsnamen auf 71.

Jadeitbeile 15.  
 Jergheim, Brautbänder 306; Brautkrone 306; Ortsname 63.  
 Johannisfeuer 358.  
 Jürgen, angeblicher Erfinder des Spinnrads 223.

### K.

kabeln, lösen 102.  
 Kabeln um die Mädchen 295.  
 kāk, Schandpfahl 215.  
 Kalande 103.  
 Kalme, Ortsname 63.  
 Kamm, römischer 32.  
 Kamp, Flurbezeichnung 103.  
 —kamp, Ortsnamen auf 81.  
 Rampen, Domäne 81.  
 kārstaul, Lehnseffel 190.  
 Kartenspiel 476; Aberglauben 402.  
 Kastenschloß, hölzernes 198.  
 Kästewagen bei der Hochzeit 301.  
 Kästorf, Donnerbejen in 169; Ortsname 68; zehntfrei 514; Straßendorf 511, 516.  
 Kater, der blaue, Geipenst 379.  
 kaue bei der Flachsbereitung 235.  
 Kelten 28, 29.  
 Keltische Ortsnamen fehlen in B. 59.  
 Kerbhölzer 247.  
 Kesselhafen 165.  
 Kiebitz 465.  
 Kienspanbeleuchtung 255.  
 kijak, Gängelröhre 370.  
 Kinder, Aberglauben bezüglich der 292, 293; Erziehung 293; im Sprichwort 294; uneheliche 291.  
 Kinderbrunnen 466.  
 Kinderteiche 286.  
 kinnsfäutechen vertären 288.  
 Kirchenordnung, niederdeutsche 50.  
 Kissenbrück, Ortsname 80.  
 Kisseleben, Wüstung 104.

Riftengräber 10.  
 Rittel der Bauern 278.  
 Rlageweib, Gespenst 379.  
 Klapper 254.  
 Klapperbrett 250.  
 klappottsmiten am Polter-  
 abend 304.  
 Klee, Aberglauben 402.  
 Kleiboden 3.  
 Kleinmagd 220.  
 Klein-Sisbeck, Straßendorf  
 511, 516.  
 Klein=Twülpfiedt, Straßens-  
 dorf 511, 516.  
 Kluntjebuf, Spiel 444.  
 Klübersberg 2.  
 Knechte 220.  
 Kneittlingen 457; Häuser und  
 Höfe 196, 197; Hauspruch  
 201; Ortsname 69.  
 Kniejense 244.  
 Knüttel, Gemeindefloß 249.  
 Köchingen, Häuser 184;  
 Ortsname 69.  
 Konfirmation 343.  
 Königsdorf, Wüstung 105.  
 Königsutter, Ortsname 83.  
 Kopfloie Geister 377.  
 Korb holen, einen 297.  
 Kornweib 389.  
 Kost auf dem Lande 221.  
 —tot, Ortsnamen auf 78.  
 Köter 105.  
 Kotjassen 211.  
 krälen (Halsfchmuck) 280.  
 Krampf 421.  
 Kröte, Aberglauben 401.  
 —krug, Ortsnamen auf 82.  
 Krüfel 255.  
 Krüfelfetten 256.  
 Krüblingen, Fußwaschen 334;  
 Ortsname 69; Schimmel-  
 reiter 313.  
 Küche im Bauernhause 191.  
 Kuckuck 463.  
 Kuh 462.  
 Kupferzeit 19.  
 Kurpfuscher 414.  
 kvisselbère = prunus avi-  
 um 114.  
 Kugwall im Elme 29.

## L.

—lä, —läge, Ortsnamen auf  
 75.  
 Laden (Truhen) 259.  
 Lagmühle, Ortsname 82.  
 Lambömlaufen 356.  
 Lamme, Ortsname 83.  
 Lampe, römische 32.  
 Landesvermessungen 84.  
 Landgemeinden, Verteilung  
 136.  
 Landwirtschaftsregeln 412.  
 lange dör 155, 156.  
 Langeleben, Ortsname 74;  
 Urnen 26.  
 Langobarden 36.  
 Langschwanz, Spinnrad 224.  
 Lanzenspiße aus Bronze 21.  
 Lappwald 2, 101.  
 La Tenezeit 26, 28.  
 Laternen 156.  
 Laubkleidung des Pfistmeiers  
 347.  
 Lauingen, Ortsname 69;  
 Urnen und Fibeln 26.  
 Läuse, Aberglauben 401.  
 —leben, Ortsnamen auf 72.  
 Lebenstiedt, Ortsname 66.  
 Lecht, Fäßchen 360.  
 Lehdorf, Häuser 185; Orts-  
 name 68.  
 Lehre, altes Sachsenhaus 163,  
 167; Häuser 185, 186;  
 Ortsname 82.  
 Leichenbrand 10, 21, 23, 26.  
 Leichenschmaus 319.  
 Leierde, Ortsname 82.  
 Leinde, Ortsname 72.  
 Leinenindustrie auf dem Lande  
 225, 238.  
 Leinweber 225.  
 Lelm 456, 458; Flurumgänge  
 359; Kindererziehung 294;  
 Ortsname 63.  
 Lefse, Ortsname 83.  
 Lessing vom Teufel geholt 397.  
 Lichtenberg, Brautkrone 306;  
 Ortsname 75.  
 Lichtenberge 1.  
 Lichtmeß 330.  
 Liebe hervorzurufen 297; auf  
 dem Lande 295.

Liebesorakel 338.  
 Liebdingen, Ortsname 69.  
 Linde, Ortsname 72.  
 Linden, Ortsname 63.  
 Lindenbäume 107.  
 Lindenberg 2.  
 Linhere, Flachs herr 219.  
 Lobmacherjen, Neujahrs-  
 fingen 328; Ortsname 63.  
 Lodruße 468.  
 Losen, kabeln 102.  
 Lübbensteine, Name 10;  
 Steinammergrab 8.  
 Ludlum, Ortsname 63.  
 Lutter, Ortsname 83.  
 Lutterfpring, Quelle 2.

## M.

Machterjen, Ortsname 63.  
 Madendorf, Häuser 487;  
 Ortsname 68.  
 Mädchentänze 354.  
 Mahlsteine 18.  
 Mähwertzeuge 243.  
 Mai, der erste 343.  
 Maibaum 344.  
 Maibraut 345, im Drömling  
 349.  
 Maikäser 467.  
 Mangelbrett 258.  
 Männertracht der Bauern 278.  
 —mar, Ortsnamen auf 79.  
 Marienkäser 466.  
 Marienthal, Ortsname 80.  
 Mark, Grenze, Landbesitz 108.  
 märte, Alp 379.  
 Martini 218, 366.  
 Martinsingen 367.  
 Martinsgans 369.  
 Majcherode, Ortsname 71.  
 Massage 415.  
 mähake, Mähhafen 244.  
 Matthiaßtag 335.  
 Maus 463.  
 Medardus 357.  
 Meerdorf 109; Dorfplan 145;  
 Ortsname 68.  
 Meiler für Holzkohlen 109.  
 Meinkoth, Ortsname 78  
 Straßendorf 511.  
 Melverode, Ortsname 71.

Menstruation, Aberglauben 403.  
 Mesefenheide, Ortsname 81.  
 Messer aus Bronze 22, 25;  
 aus Feuerstein 12.  
 Nieder der Frauen 273.  
 Milchzauber 382.  
 Militärsignale.  
 Missingisch (Sprache) 55.  
 Mitgift 297, 301.  
 Mönch und Nonne, Spiel 446.  
 Müdenburg, Ortsname 76.  
 —mühle, Ortsnamen auf 82.  
 Müller 263.

**N.**

Nabelschnur 289.  
 näberei, Gegenei 382.  
 Nachbarreime 459.  
 Nachgeburt 401.  
 Nachthirten 110.  
 Nachziehen durch Verstorbene  
 315, 321.  
 Namenerteilung 290.  
 Neckreime 453.  
 Nögenstärke 341.  
 Neidstangen 175.  
 Neindorf, Ortsname 68.  
 Neolithische Zeit, Handel 15;  
 Kultur 16.  
 Neubrück, altes Sachsenhaus  
 161, 162; Ortsname 79.  
 Neuhaus, Ortsname 76.  
 Neujahrssingen 328.  
 Neun, mythische Zahl 341;  
 symbolische Bedeutung 341.  
 Neunkräuterlegen 342.  
 Nickelkult 388.  
 Nicker, Wassergeist 388.  
 Niederdeutsche Literatur;  
 Verfall 54; neue Bestrebun-  
 gen für dieselbe 56.  
 Niederdeutsche Sprache 49; bis  
 1500 geltend 50; Kirchen-  
 ordnung 50; Prediger 51;  
 Verdrängung aus der Kirche  
 51; aus den Kanzleien 51;  
 aus den Ratsstuben 53;  
 Verfall 54; lebt auf dem  
 Lande 55.  
 Niederdeutsche Sprachgrenze  
 182.

Niesen, Aberglauben 402.  
 Nikolaustag 324; Umzüge  
 325.  
 niphau, Spinnstubenspiel  
 231.  
 Robiästrug 110.  
 Nordalbingier 41.  
 Nordassel, Ortsname 75.  
 Nordheimke, Matthiaßoratel  
 335; Ortsname 74; Rund-  
 ling 507, 516.  
 Nordthüringgau 41.  
 Nortenhof, Ortsname 63.  
 Noisfeuer 427.  
 Rußberg 2.

**O.**

Obstbäume, in der Neujahrs-  
 nacht 329.  
 Ochsenjoch, slavisches 504.  
 Oder, Bergzug 1.  
 Ofenplatten, alte eiserne 189.  
 Ofleben, Ortsname 74.  
 Obhirten 214.  
 Ohrum, Taufe der Ostfalen  
 bei 40.  
 Oster 3; Dialektgrenze 49, 50;  
 Diözesangrenze 50.  
 Ölber, Ortsname 77.  
 öle-wiwer-dans 310.  
 Ölper, Ortsname 77.  
 Ölsburg, Ortsname 76.  
 oppermann, Rüster 112.  
 Oratel 329.  
 örmälen der Schafe 218.  
 Ortschaften, Verteilung 137.  
 Ortsnamen 59; keltische  
 fehlen 59; sind verhältnis-  
 mäßig jung 59; Anordnung  
 nach Endungen 60; wen-  
 diische 505.  
 Ostereier 339.  
 Osterfeuer 112, 336.  
 Osterfoiße 339.  
 Oster-Linde, Ortsname 72.  
 Ostern 335.  
 Osterpaziergang 338.  
 Osterwasser, heilkräftig 338.  
 Osterwoche 336.  
 Ostfalen 40; Grenze 50.  
 Ostfalengau 1, 41.

Ostfälischer Dialekt 49.  
 Ovelgönne 124.

**P.**

Paläolithische Zeit 5.  
 Palmen, Weidentäzchen zu  
 Ostern 342.  
 pannemann, Feldhüter 112.  
 Papenrode, Ortsname 71.  
 Papsdorf, Ortsname 68.  
 Parsau, Erntebrauch 361,  
 363; Häuser 508; Name  
 505; Ortsname 80; Rund-  
 ling 507, 516; zehntfrei  
 514.  
 pásche, Ostern 113.  
 Paschei, Osterei 339.  
 pelsmauen, Pelzärmel 277.  
 pepperkrüt = sedum acre  
 113.  
 peseke = Glaze 113.  
 Pfänderpiel 444.  
 Pfeilspitzen aus Feuerstein 12.  
 Pferdegeheiß 243.  
 Pferdefolkt zu heißen 426.  
 Pferdeköpfe am Giebel der  
 sächsischen Häuser 170;  
 fehlen am Giebel in den  
 thüringisch gebauten Dör-  
 fern 183; Deutungen 173;  
 vorhandene Formen 173.  
 Pferdegeschädel gegen Unheil  
 175.  
 Pferdekuhe, hölzerne 262.  
 Pfingstfest 343.  
 Pfingstochse 357.  
 Pfingstumzüge 345.  
 Pfingstwießen 113.  
 Pflug 240.  
 Pilekenspiel 445.  
 Pinkfeuerzeuge 254.  
 Plattdeutsch 55.  
 Plazmeister, Anrede an die  
 Braut 306; bei der Hoch-  
 zeit 299.  
 Plumpjadpiel 441.  
 Polterabend 304.  
 potten = pflanzen 114.  
 pracher = Bettler 114.  
 Prillsen, Gebäck 330.  
 Purigmühle, Ortsname 82;  
 wendisch 503.

## D.

Quedfilber 414.  
 Quellenfuchen 408.  
 Querenhorst 458; Häuser  
 168, 187; Ortsname 79.  
 Querum, Ortsname 63.

## R.

Rabe, Teufelsbegleiter 397.  
 Rähle, Ortsname 74; Spott-  
 vers 456.  
 råmen, Feuerspann 164.  
 Rätjel 492.  
 Rauchhäuser 164.  
 Rauchhühner 206.  
 Rautheim, Hauspruch 200;  
 Ortsname 63; Schimmel-  
 reiter 311.  
 redder, Weg zwischen Hecken  
 114.  
 Redensarten 499.  
 Regen 410.  
 Regenpfeifer 465.  
 Reinsdorf, Ortsname 68.  
 Reinsdögen, Wüstung 115.  
 Reislungen, Ortsname 69;  
 Straßendorf 510, 516.  
 Reiklingburgen 29.  
 Reitlingthal 2.  
 Remlingen, Ortsname 69.  
 Rennei 339.  
 reppelböm (Flachsbereitung)  
 235.  
 Reppner, Ortsname 83.  
 Rhinocerosknochen, bearbeitete  
 7.  
 rick für Handtücher 191.  
 Rickensdorf, Häuser 187;  
 Hauspruch 201; Orts-  
 name 68; Straßendorf  
 511.  
 Riddagshausen, Ortsname  
 76.  
 Riede, kleiner Bach 115.  
 Rieseberg, Ortsname 75.  
 Riesen 391.  
 Ringe 281.  
 Ringelreigen, -tänze 439, 447,  
 479.  
 Ringwälle 28.  
 rippebock bei der Flachsb-  
 bereitung 236.

Röde der Weiber 275.  
 —rode, Ortsnamen auf 70.  
 Rodungen 115.  
 röls, Schafgarbe 115.  
 Römische Bronzefanne 33;  
 Rämme 33; Münzen 32;  
 Thonlampe 33; Waren 33.  
 Rosdorf, alte Schädel von 43.  
 Roje, Krankheit 418.  
 Roß, weißes 174; von Uffing-  
 ton 174; als Wappentier  
 174.  
 Rotenkamp, Häuser 186;  
 Ortsname 81; Rundling  
 510, 516.  
 Rottorf, Ortsname 68.  
 Rübeländer Höhlen, paläoli-  
 thische Funde 7.  
 Rüben, Vortfeldische 116.  
 Rübenbau 116.  
 Rückwärts, Aberglaube 405.  
 rüel, Pflugschaukel 241.  
 Rügen, Ortsname 69;  
 Rundling 507, 516; zehnt-  
 frei 514.  
 Rühme, Ortsname 63.  
 Rümmer, Ortsname 77.  
 Rundlinge, wendische 507.  
 Rünningen, Ortsname 69.  
 Runstedt, Ortsname 66.  
 rustekäste, Sarg 315.

## S.

Saalsdorf, Ortsname 68.  
 Sachsen, Abteilungen 40;  
 Herzogtum 41; Körper-  
 beschaffenheit 43; Name 39;  
 Name des heutigen Landes  
 41; Unterjochung 40;  
 Volksstamm 37 ff.  
 Sachsenroß 173.  
 Sächsisches Haus, älteste  
 Form 150; Anblick 151;  
 Teile desselben 154; Plan  
 155; Ställe darin 158;  
 Bauholz dazu 159; Dach  
 desselben 159; der Herd  
 darin 160; ursprünglich  
 Rauchhaus 164; Abwei-  
 chende Typen 166; Größe  
 168; Giebel 169; Unter-  
 gang desselben 177; Vor-

jüge 177; Nachteile und  
 Unjauberkeit 177; Ur-  
 sachen des Untergangs 179;  
 Südgrenze 179; Umbauten  
 179; Wohnräume 188.  
 Salder, Ortsname 83.  
 Salzdaßlum, Ortsname 62;  
 Pasquill 491.  
 Salziederei 121.  
 Sambleben 453; Ortsname  
 74.  
 Sarg 315.  
 Sauingen, Ortsname 69.  
 Schaber aus Feuerstein 12.  
 Schädel, altbraunschweigische  
 47; von Rosdorf 43.  
 Schäfer 215; Ausrüstung  
 und Kunstfertigkeit der-  
 selben 217.  
 Schäferhunde 217.  
 Schafgarbe 115.  
 Schalksburg im Oder 29.  
 Schallbretter 250.  
 Schandelah, Gebühren der  
 Geistlichen bei der Trauung  
 309; Ortsname 75; Tauf-  
 kosten 291.  
 schanne 263.  
 Schapen, Hauspruch 200;  
 Ortsname 83.  
 schär, Weidgerechtigkeit 116.  
 scheide = Grenze 117.  
 Scheller, Dr. R. A., nieder-  
 deutscher Schriftsteller 56.  
 Scheppau 457; Häuser 186;  
 Ortsname 80; Rundling  
 510, 516.  
 Schiedanz, Geist 378.  
 Schiedelsheim, Ortsname 64  
 Schimmelreiter 231, 310.  
 schir, rein, glatt 117.  
 Schlafraum der Bauern 191.  
 schlenke, nasse Mulde 117.  
 Schliestedt 458.  
 Schloß, hölzernes 198.  
 Schmeltzopf, Ed., nieder-  
 deutscher Schriftsteller 57.  
 Schmetterling, Aberglaube  
 401.  
 Schmuß der Frauen 280.  
 Schnafen, snake, Schlange  
 118.

Schnecke 467.  
 Schnupftuch, Abgabe für den Geistlichen 309.  
 Schnüren des Brautzeuges 307; des Kistenwagens 302.  
 Schoderstedt, Wüstung 118.  
 Schöningen 458; Ortsname 69; Pfingstochse 357.  
 Schöppenstedt, Ruf 446.  
 Schöppenstedt, Klein-, altes Haus 194; Ehevertrag 298; Erntespruch 361; Hauspruch 200, 201.  
 Schornsteine 160.  
 Schröder, Karl, Bauerntrachtmaler 269.  
 Schuhorakel 329.  
 Schulenrode, alte Häuser 195; Hauspruch 202; Ortsname 71.  
 Schunter, Fluß 3.  
 Schürzen 276.  
 Schürzenfieben, Orakel 297.  
 Schüsselfranz 261.  
 Schüsseln, bemalte 192.  
 schüttelstaul, Lehnstuhl 189, 190.  
 Schußbriefe 404.  
 Schwalbe 401, 464.  
 Schwanenhalsnadel v. Bronze 25.  
 Schwangerschaft, Aberglauben dabei 285.  
 Schween, swên, Schweinehirt 118, 215.  
 Schweinehirt 215.  
 Schweineschlachten 368.  
 Schwerter aus Bronze 21.  
 Schwertstab 21.  
 Schwindsucht 422, 423.  
 Schmitzer, Wüstung 118.  
 Sechstenfnecht 220.  
 Secker, Wüstung 119.  
 Seele entflieht 372.  
 Seinstedt, Ortsname 66.  
 Semmenstedt, Gebühren des Geistlichen bei der Trauung 309.  
 sempmôle, Senfmühle 260.  
 Senje 243.  
 Separation 208; Einfluß 142.  
 Siedte, Ortsname 72.

sie, Kniejense 244.  
 Sieben Sprünge, Tanz 478.  
 Siedelungen 135.  
 Sieh—dich—um, Sydetum 121.  
 Sief, sik, jumpfige Niederung 119.  
 Sierße, Ortsname 64.  
 Signalgeräte 253.  
 Sisbeck, Ortsname 75; der Böllhans 380.  
 Skelettgräber 10.  
 sleiten 158.  
 slêpenschau, Spinnstubenspiel 232.  
 sling, Rand, Einfassung 117.  
 —johle, Ortsnamen auf 81.  
 Soldatenlied 487.  
 Söllingen, Ortsname 69.  
 Sonne, tanzt Ostern 338.  
 Sonnenberg, Ortsname 75, 76.  
 Sonnentieker 457.  
 Sophienthal, Ortsname 80.  
 sôr, ausgedorrt, trocken 119.  
 sôt, Brunnen 152.  
 Sottmar, Ortsname 64.  
 Specken, Knüppelbrüden 119.  
 Speicher 153.  
 Sperlingsköpfe, Lieferung 206.  
 Spiele 438.  
 Spinnen, in den Zwölften 326.  
 Spinnrad, Erfindung 223, 224; Teile desselben 237.  
 Spinnstuben 227; Lieder 230; Verbot derselben 228; Spiele 230.  
 Spinnstühle 229.  
 Spinnwirtel 222.  
 Spitznamen 332.  
 spôkenkiker, Spukseher 372.  
 Spottreime 453.  
 Sprache, niederdeutsche in B. siehe Niederdeutsch.  
 Sprachgrenze, niederdeutsche 182.  
 Sprechübungen 475.  
 Sprichwörter 499.  
 Spring, Joh. plattdeutscher Prediger 51.

spurle, Frauenmüge 272.  
 —stedt, Ortsnamen auf 64.  
 Steinfen, Spiel 442.  
 Steinhof, Ortsname 82.  
 Steinkammergräber 8.  
 Steinkistengräber 10.  
 Steinum, Groß-, Hauspruch 201; Ortsname 64.  
 Steinzeit, ältere 5; jüngere 8.  
 Stempeln, Spiel 443.  
 Steppenfauna 5.  
 Sterben, Ausdruck dafür 315.  
 Sternschnuppe, Aberglauben 404.  
 Sternsingen an drei Könige 329.  
 Steterburg, Ortsname 76.  
 Stiddien, Ortsname 64.  
 Stöckheim, Ortsname 64.  
 Storch 401, 465; bringt Kinder 286.  
 Straßennamen in Dörfern 149.  
 Strümpfe 276.  
 Stüh, Waldung 120.  
 süll, Schwelle 156.  
 Sülten 121.  
 Süplingen, Sonnentieker 457; Ortsname 69.  
 Süplingenburg, Ortsname 76.  
 swinge bei der Flachsbereitung 235.  
 Sylvesterabend 327.  
 Sylvesterfingen 327.  
 Sympathiemittel 418.

**I.**

Tagewählerei 401.  
 Tanz bei der Hochzeit 309; unter der Linde in Twülpstedt 310.  
 Tanzlieder 477.  
 tatern, Zigeuner 121.  
 Taufe 291.  
 Tauffamp, Sage 122.  
 Tauffingskeldung 230.  
 tecke, Zede, Ixodes 122.  
 Tempelannele, Heze 385.  
 —tere, —dere, Ortsnamen auf 81.  
 terneizname, Spitzname 332.

têrpennig der Toten 322.  
 Teufel 396.  
 Teufelsbeschwörung 399.  
 —thal, Ortsnamen auf 80.  
 Thie, Versammlungsplatz 122.  
 Thiede, Abgabe der Ostereier  
 340; Ortsname 72; pa-  
 läolithische Funde 6.  
 Thune, Ortsname 79.  
 Thüringer 39.  
 Thüringerreich, Untergang  
 39.  
 Thüringische Häuser 193;  
 Höfe 196.  
 —thum, Ortsnamen auf 81.  
 Thürurnen 24.  
 Tiddische, Ortsname 83;  
 Rundling 507, 516; zehnt-  
 frei 514.  
 Tiefebene, norddeutsche 2.  
 Tiere, spütende 378; in den  
 Volksreimen 462.  
 Tierstimmen 467.  
 Zimmerlah 123; Ortsname  
 75.  
 Timmern, Ortsname 77.  
 Tobeltiefe 262.  
 Tod, Vorzeichen und Aber-  
 glauben 314.  
 Totengestell auf dem Grabe  
 319.  
 Totenkronen 316.  
 Totenmünzen 323.  
 Totenwäscherin 315.  
 tränen, Geleise 123.  
 Trauerfarben 315.  
 Trauring, Aberglauben 307.  
 Trauung, Aberglauben 307;  
 Glaszerbrechen bei derselben  
 307.  
 treite bei der Flachsbereitung  
 235.  
 Trendel, altes Zollhaus 123.  
 Truhen 259.  
 Tuch, gesticktes, der Frauen  
 272, 273.  
 Tüdeboten, Irrlichter 379.  
 Tumuli 31.  
 Tumulus in Evessen 392.  
 —tün (= Baun), Orts-  
 namen auf 79.  
 Twelken, Wüstung 124.

Tweten 124.  
 Twiefingen, Ortsname 70.  
 Twülpstedt, Ortsname 66;  
 Groß-, Tanz unter der  
 Linde 310.

## II.

Üfingen, Ortsname 70.  
 Ührde, Ortsname 72.  
 ülenlock, Eulenloch am  
 Giebel 176.  
 Umgehen Verstorbener 320.  
 ummebidders bei der Hoch-  
 zeit 299.  
 Uneheliche Kinder 291.  
 Unfruchtbarkeit der Frauen  
 420.  
 Urnen 19, 23; von Achim  
 11; von Beierstedt 25;  
 der Bronzezeit 19; Ge-  
 sichtsurnen von Gilsdorf  
 24; von Langeleben 26;  
 von Lauingen 26; Thür-  
 urnen 24.  
 ütsche, Frosch 124.

## III.

vadder Michel dans 310.  
 Vahlberg, Ortsname 76.  
 Vahlthöffe bei Lefse 93.  
 Valsstedt, Frauenmühlen 273;  
 Ortsname 66.  
 Vampirismus 321.  
 Vechelade, Ortsname 75.  
 Vechelde, Ortsname 72.  
 Velpke, altes Haus 158;  
 Ortsname 75; Rundling  
 507, 516.  
 Velftowe, Ortsname 83, 505;  
 Rundling 507, 516; zehnt-  
 frei 514.  
 Veltenhof, Ortsname 79.  
 Veltheim, Ortsname 64.  
 veme = Schweineweide 113.  
 Vensleben, Wüstung 94.  
 vergödendél 364.  
 Verlobte, Aufgebot derselben  
 298.  
 Verlobung 297; Auflösung  
 derselben 298.  
 Vieh 213.  
 Viehkrankheiten 425.

Völknerode, Ortsname 71.  
 Volkmarode, Häuser 185;  
 Hochzeitsmahl 308; Orts-  
 name 71.  
 Volkmarisdorf, Ortsname 68.  
 Volkslieder 477.  
 Volksmedizin 413.  
 Volksreime 469.  
 Volzum, Ortsname 64.  
 vorlát, Voripuf 372.  
 Vorling, Adermaß 95.  
 vorschäuer 166.  
 Vorskfelde 501; Ortsname  
 78.

## III.

Wabe, Fluß 2, 3.  
 Wagen 242.  
 Waggum, Brautkrone 305;  
 Maibraut 346; Matthias-  
 orafel 335; Ortsname 64;  
 der Taufkamp bei 122.  
 Wähle, Ortsname 72.  
 Wahrstedt, Ortsname 66;  
 Pfingstgebräuche 347;  
 Straßendorf 511.  
 Walter 125.  
 Walmdächer 151, 159, 160.  
 Walpurgistag 343.  
 wams (Nieder) 273.  
 Wandertthaler, Spiel 441.  
 Wannen 144; des Feldes 125.  
 Wappen, altfächsisches 174;  
 welfisches 174.  
 Warberg, Ortsname 76.  
 Warle, Ortsname 75.  
 Warmenau 462; Ortsname  
 80; Rundling 509, 516;  
 zehntfrei 514.  
 Warzen 419.  
 Warzenvertreiben 315.  
 Watenbüttel, Krug „Zum  
 Spinnrad“ 224; Orts-  
 name 78.  
 Watenstedt, Gefindelohn 219;  
 Günenburg 31, 391; Orts-  
 name 66.  
 Wägum, Ortsname 64.  
 Weddel, Dorfplan 148; Häuser  
 185; Ortsname 83; Spott-  
 vers 456.

wedewinne, Ackerwinde 125.  
 Wedtlenstedt, Häuser 184;  
   Ortsname 66.  
 Weserlingen, Dorfplan 147;  
   Ortsname 70.  
 Weiberhemden 276.  
 Weiberröcke 275.  
 Weiberhürzen 276.  
 Weiberstrümpfe 276.  
 Weihe 465.  
 Weihnacht 324.  
 Weihnachtsbaum 235.  
 Weihnachtsingen 235.  
 Weibrot 341.  
 Weinbau, Weinberge 125.  
 Weithund 378.  
 Wendeburg 518; altes Haus  
   160; Johannisfeier 358;  
   Ortsname 76.  
 Wendebutte, Wüstung 518.  
 Wendelringe 23.  
 Wenden (Volk), Ausdehnung  
   nach Westen 503; Spuren  
   der 500; Stellung im  
   Mittelalter 515; Vor-  
   dringen 39, 42.  
 Wenden (Dorf) 518; Orts-  
   name 79.  
 Wendendörfer bei Vorkfelde  
   502.  
 Wendenknüppel 172.  
 Wendessen 518; Ortsname  
   64.  
 Wendezelle 518; Ortsname  
   81.  
 Wendhausen 518; Orts-  
   name 77.

Wendische Flurnamen 503,  
   512; Ortsnamen 505;  
   Sprachreste 504.  
 Wendischott, Ortsname 78;  
   Pfingstlied 346; Plan 509;  
   Kundling 509, 516; zehnt-  
   frei 514.  
 Wentsfeld bei Steterburg 518.  
 Werder bei Vorkfelde 501.  
 Wernwolf 380.  
 Westerbeck, altes Haus 164.  
 Wester-Linde, Ortsname 72.  
 Westfalen, Volksstamm 40.  
 Wetterregeln 409.  
 Wettreiten der Pferdejugen  
   350.  
 Wegleben, Ortsname 74.  
 Widenthies, Prophet 373.  
 Wiegenlieder 433.  
 Wierthe, Ortsname 72.  
 —wieche, Ortsnamen auf  
   81.  
 —wif, Ortsnamen auf 80.  
 Wilder Jäger 391.  
 Willkommfrüge 192.  
 wim 166.  
 Windbretter 170.  
 Windmühlen 263.  
 Winingstedt, Ortsname 66.  
 Wippbrunnen 152.  
 Wippermühle, Ortsname 82.  
 Wipperteich 127.  
 Wispeln, Spiel 443.  
 Wittmar, Ortsname 79.  
 Witwer 314.  
 Wobek, Ortsname 75.  
 Wöchnerin 288.

Wodenblattinschriften 233.  
 Wodenhafen 234.  
 Wodenpflock 234.  
 Wodnstuden · der Bauern,  
   Einrichtung 191.  
 wöld, Wald 127.  
 Wolf, Vorkommen 127.  
 Wolfenbüttel, Ortsname 78;  
   Pfingstochse 357.  
 Wolstorf, Ortsname 68.  
 Woltwieche, alte Häuser 195;  
   Ortsname 81.  
 wört, Platz 127.  
 Wortverjekungen 475.  
 wrögen, Straßen, Bußen 127.  
 Wünschelrute 407.  
 Wurtgarten im Reitlingthale  
   29.

## 3.

Zahnen 293.  
 Zahnschmerzen 422.  
 Zauberspruch 406, 416.  
 Zehnte 122, 207.  
 Zehntfreie Dörfer 514.  
 Zehntmaler 207.  
 Zehrpfennig der Toten 322.  
 —zelle, Ortsnamen auf 81.  
 Zickwerjen, Spiel 443.  
 Zigeuner 122.  
 Zilkendei 128.  
 Zinnshüsseln 309.  
 Zunderbüchsen 254.  
 Zutrinken 475.  
 Zweidorf 520; Ortsname 68.  
 Zwerge 389.  
 Zwölften, die 326.







